This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

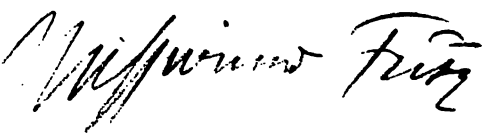
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

[redacted]



Basler Missions-Agentur
in Stuttgart, Heusteigstr. 34, I

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel

von

Missionar **P. Steiner.**

1898. — Zweiundvierzigster Jahrgang. — 1898.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1898.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 5 1969
BV2000
E8
1973

Inhalt.

Seite

Christus und die Mission. Von Pfr. E. Mieſcher 1
Zauberei und Wahrſagerkunſt in China. Von Miſſ. G. Ziegler . 17
Pandita Ramabai. Eine Vorkämpferin der indiſchen Frauenbewegung 29
Weihnachten auf der Miſſionsſtation. Von A. Flex . . . 35
An den Ufern des Sambeſi. Von Pfr. Th. Rivier . . . 49. 106
Die theologiſche Ausbildung der chineſiſchen Miſſionsgehilfen. Von Miſſ. M. Schaub 57
Die Miſſion im neueſten Goldland. Von Pfr. P. Eppler . . . 71
Große Erweckung unter den Sulu-Kaffern 83
Die Skandinaviſche Allianz-Miſſion. Von G Th. Reichelt . . 97
Reiſen in der chineſiſchen Provinz Hunan 118
Die Arbeit der kirchlichen Synoden auf dem Miſſionsgebiet. Von Pfr. E. Mieſcher 133
Ein Vierteljahrhundert Miſſionsarbeit im ſüdlichen Afrika (Mission Romande). Von Pfr. P. Sutermeiſter 158
An der Oſtküſte von Grönland. 172
Die Miſſion im ſüdlichen Formoſa 181
Läbi und ſein Fetiſch. Von Miſſ. W. Rottmann 196
Die Miſſion der ſchwediſchen Kirche in Südafrika. Von Paſtor Berlin 211
Das Geiſtesleben der Chineſen im Spiegel ihrer drei Religionen. Von Miſſ. M. Schaub 229. 275
Gebildete Hindu. Von O. Flex 242
König Bell in Kamerun und die Basler Miſſion 259
Der Charakter der Basler Miſſion im Licht ihrer Geſchichte. Von Miſſionsinſpektor Th. Oehler 261
Tamuliſche Dorfſchulen 282
Erlebniſſe eines Miſſionsarztes in Uganda 293
Eine geſchichtliche Miſſionsſtätte 299
Die Bedeutung der Miſſion für unſere Kolonien. Von Pfr. J. Richter 309
Die geiſtige Veranlagung der Chineſen. Von Prof. Headland . . 324
Ein Beſuch an Indiens heiligſter Stätte 336
Das Wachstum der Basler Miſſion. Von Miſſionsſekretär Würz . 357
Skizzen aus der Kamerun-Miſſion. Von Miſſ. H. Bohner . . 372
Miſſionskurſus in Friedberg 386
Die Syriſche Kirche in Südindien. Von Miſſ. W. Bader . 393. 454. 496
Die chineſiſche Sprache und Schrift. Von Miſſ. M. Schaub . . 408
Unter den Urbewohnern von Borneo 425
Die Evangelien und die Hoffnungen der Miſſion. Von Oberkonſiſtorialrat Waas 441
Zu den Wakamba 469
Auf dem Gipfel des Kupe 476
Das Blutbad im Hinterland von Sierra Leone 489
Eine Miſſionsſtätte auf den Trümmern indiſcher Bauwerke . . 508
Aus dem chineſiſchen Gemeindeleben. Von Miſſ. Kutter . . . 514
Miſſions-Zeitung.
a) Rundſchau:
Nigergebiet, Altkalabar und Kamerun 37
Das Kongogebiet 85
Deutſch-Südweſtafrika 217
Die deutſchen Miſſionen in Südafrika 340
Die Miſſionen im Nyaſſa-Land 431
b) Neueſtes und Vermiſchtes: Siehe das Regiſter.

Bücheranzeigen:

Augè Fr. Gerhard Tersteegen als Seelsorger 180
Barnes J. H. Behind the Pardah 228
Brune B. St. Paulus als Missionar 356
Burkhardt G. Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. II. Surinam. III. Deutsch-Ostafrika 48. 487
Cooper L. Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China 179
Correvon Ch. Am Sambesi. Eine afrikanische Reise . . 48
Dalton H. Johannes Goßner. III. Auflage 227
Der christliche Hausfreund. 520
Deutscher Kolonialkalender für das Jahr 1898 96
Dietel. Missionsstunden II. Hinterindien, Madagaskar u. Jamaika 488
Eppler P. Ein Gang durch die deutsche Missionslitteratur . 228
— Wie wecken und pflegen wir das Missionsinteresse ꝛc. 228
Flad J. Zehn Jahre in China 519
Geschichte der deutsch-ev. Kirche und Mission im hl. Land . 520
Gründler W. Geschichte der Bawenda-Mission 356
Heman F. Das Erwachen der jüdischen Nation . . . 132
Hübener H. Gesühnte Schuld 520
Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1898 . 179
Kamala. Eine Geschichte aus dem Hinduleben 308
Kühne K. Tagebuchblätter 356
Mader, P. Ein Blick in den Himmel 519
Mehnert A. Goldzauber 520
Millard C. Victory. Reminiscences of and from M. Apperson 180
Montgomery Fl. Schloß Seeburg 529
Newman Callista 520
Paul C. Die Mission in unsern Kolonien. I. Togo und Kamerun 96
Petrich H. Deutsche Männer. Traktate Nr. 7 und 21 . . 488
Pierson, D. Seven years in Sierra Leone 179
— Gott hinter dem Missionswerk. Missionspredigt . . 180
Richter J. Aus d. kirchl. u. Missionsleben Englands u. Schottlands 488
— Evangelische Mission im Nyassa-Land 355
— Neueste Geschichte des Nyassa-Landes 356
Schlatter, D. Das Evangelium des Johannes 519
Schmiedel O. Was lehrt und lernt der Missionar in Japan . 488
Schneider H. G. Die gute Botschaft. Nr. 9. Eine Magd des Herrn 355
Spurgeon. Unser allmächtiger Führer. Missionspredigt . . 180
Steinecke O. Georg Müller 355
Strümpfel C. Wegweiser durch die Missionslitteratur . . 178
Studentenkonferenz, die zweite der deutschen Schweiz . . 355
Stursberg J. Gedenkblätter aus der Geschichte der Waisen- und Missionsanstalt in Neukirchen 180
— Hudson Taylor und die China Inland Mission . . 180
Voskamp C. J. Zerstörende und aufbauende Mächte in China 356
Warneck, D. Prof. Abriß einer Geschichte der protest. Missionen: I. Abteilung. II. Abteilung 95. 307
Weckstimmen. Heft 3. Mapoon 228
Wendebourg W. Die freie Mission ein Werk der Kirche . . 488

Hindus aus den Hungerdistrikten

Pandita Ramabai
und eine ihrer Mitarbeiterinnen

Vornehme Hindumädchen

Christus und die Mission.*)

Von Pfr. E. Miescher.

Christus und die Mission. — Eine Besprechung über dieses Thema soll in unserm Missionskursus den Anfang machen. Man wird das verstehen. Ehe wir in die Weite und Breite fahren, wollen wir in die Tiefe gehen. Erst muß festgestellt sein, von was für einer Mission die Rede sein soll, damit wir für die Einzelfragen, die zu behandeln sind, den richtigen Gesichtspunkt gewinnen. Denn damit ist die Sache nicht abgethan, daß wir erklären: von christlicher Mission solle die Rede sein — im Unterschied von der Mission anderer Religionen.

Wir können uns eine von Christen ausgehende Mission denken, die nicht das ist, was wir im Auge haben, bei der Christus eine ganz andere Stellung zur Mission einnimmt, als er sie nach unsern Begriffen hat. Mission heißt Sendung. Es ist aber eine Mission denkbar, die nicht eigentlich Sendung ist, sondern die aus eigenem Antrieb und in eigenem Interesse, im Interesse des Handels oder der politischen Macht unternommen wird, eine Mission, bei der Christus weder das A noch das O, weder Ausgang noch Ziel ist. Gewiß liegt die Mission im Interesse der bereits christianisierten Welt. Bisher verschlossene Teile der Welt werden dadurch aufgethan, zugänglich. Der Verkehr mit neuen Völkern bereichert die alte Welt, nicht nur, weil dem Handel neue Exportquellen und Absatzgebiete aufgehen, sondern

*) Mit diesem Vortrag wurde im Oktober v. J. der schweizer. Missionskursus in Heinrichsbad vom Präsidenten der Basler Missionsgesellschaft eröffnet. Wir kommen gewiß dem Wunsche unseres Leserkreises entgegen, wenn wir das Referat hier zum Abdruck bringen. D. H.

auch durch die geiſtige Anregung, die ein andersgeartetes Empfinden, Denken und Leben, womit man in Berührung kommt, auszuüben im ſtande iſt. Aber dieſes Intereſſe tritt zunächſt völlig in den Hintergrund.

Es handelt ſich nicht um unſer Intereſſe, auch nicht um das Intereſſe unſerer Kirche. Es iſt ſchon oft und mit allem Rechte geſagt worden, daß nichts einer Kirche ſo ſehr zur Selbſtbelebung diene, als wenn ſie Miſſion treibe, daß eine Kirche geradezu abſterbe ohne Miſſion, wie der Einzelne in ſeinem innern Leben abſtirbt, ſofern er dasſelbe nicht äußern und bethätigen kann. Dies vollkommen zugegeben, ſagen wir doch: das Intereſſe der Kirche iſt es nicht, was uns vor allem zur Miſſion treibt, nicht ein eigenes Intereſſe irgend welcher Art, ſondern das Intereſſe eines andern, und dieſer andere iſt Chriſtus. Wenn wir in der Verfolgung ſeines Intereſſes einen Gewinn für uns ſelbſt davontragen, ſo nehmen wir denſelben dankbar an, aber dieſer Lohn und Gewinn iſt nicht der eigentliche Beweggrund zur Miſſion.

Wir folgen auch nicht bloß einem Inſtinkt, einem innern Trieb, der ſich auswirkenden Kraft eines Prinzips oder wie man es nennen will, nicht einem unperſönlichen Motor. Miſſion iſt uns wirklich Miſſion, das heißt: Sendung, und Sendung iſt immer etwas Perſönliches, eine Aktion von Perſon zu Perſon. Alſo nicht Chriſtus als eine Idee oder als ein Prinzip, ſondern Chriſtus als Perſon, der hiſtoriſch geweſene, nun aber über aller Geſchichte ſtehende, zur Rechten Gottes erhöhte, ewig lebende perſönliche Chriſtus iſt es, von dem wir glauben, die Miſſion, die Sendung empfangen zu haben.

Chriſtus ſendet. Aber er ſendet, weil er geſendet iſt. „Gleich wie mich der Vater geſandt hat, ſo ſende ich euch,“ lautet ſein eigenes Wort (Joh. 20, 21). Er hat eigentlich die Miſſionsaufgabe überkommen. Nicht bloß ein Stück derſelben iſt ſeine Sache geweſen, ſo daß das andere dann unſere Sache wäre, ſondern ſie iſt ſeine Sache bis zu ihrer vollſtändigen Ausrichtung. Er iſt ſich deſſen vollbewußt: „Ich bin das Licht der Welt“ (Joh. 9, 12); „Niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Joh. 14, 6); er iſt der Säemann und ſein Acker iſt die Welt (Matth. 13, 37. 38); „ich habe noch andere Schafe, die ſind nicht aus dieſem Stalle und dieſelbigen muß ich herführen“ (Joh. 10, 16).

Es hatte ja der Ebed-Jahveh, der Gottesknecht, das wahre Israel bereits in gewissem Sinne die Missionsaufgabe erhalten (Jes. 42, 67; 49, 6). Allein das geschichtliche Israel war nicht das wahre Israel, der echte Ebed-Jahveh, sondern er, Christus, ist der wahre Israel, der wirkliche Ebed-Jahveh. Er ist's, der erst Israels Bestimmung erfüllt.

Christus hat die Missionsaufgabe überkommen, weil er allein sie lösen kann. Er nur kann die Menschen alle, die in diese Welt kommen, erleuchten, weil er allein Licht und Wahrheit ist (Joh. 1, 9; 8, 12; 14, 6), er allein unter den Widerspenstigen aufrichten den Gehorsam des Glaubens, weil er allein gehorsam ist bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz (Röm. 1, 5; Phil. 2, 8); er allein die in Sünde verderbte Menschheit erneuern, weil er einzig nicht durch die Sünde verderbt, sondern heilig ist (2 Cor. 5, 17; Gal. 6, 15; Joh. 8, 46; 2 Cor. 5, 21; Petr. 2, 22).

Er ist des Menschensohn und kann so mit der Menschheit sich zusammenschließen, mit ihr fühlen, Mitleid haben mit ihrer Schwachheit, ihre Sünde tragen (Ebr. 4, 15; Matth. 8, 17; Joh. 1, 29); er ist aber auch der, von dem die himmlische Stimme sagte: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe" (Matth. 3, 17; 17, 5), so kann er ins Heiligtum treten vor Gott (Ebr. 6, 19, 20), alle Gerechtigkeit erfüllen (Matth. 3, 15; 5, 17; 2 Corr. 5, 21), das vollgültige Opfer bringen (Ebr. 7, 27; 9, 14; 10, 12), das zerrissene Band für die Menschheit wieder anknüpfen.

Er ist der Anfang des Reiches Gottes in seiner Person (Joh. 4, 34; Luc. 17, 4) und darum auch die Thür für alle, die in dasselbe eingehen sollen (Joh. 7, 9). Er ist der einzige wahrhafte Unterthan dieses Reiches gewesen, eben darum ist er zum König desselben erhoben und ist ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden zur Verfügung gestellt worden, um diesem Reich zum Sieg zu verhelfen über alle Feinde und in der ganzen Welt (Phil. 2, 9; Matth. 28, 18; 1 Corr. 15, 25).

Er ist gesalbt mit dem heil. Geist, der Moses höherer Art, eingeweiht in den Plan jener Hütte Gottes bei den Menschen, von der die Stiftshütte seiner Zeit nur ein schwacher Schatten gewesen. Er kennt alle Geheimnisse des Baues, weiß alle Maße, versteht Stil und Schmuck, wie Gott sie im Auge hat. (Luc. 18 ff., Offenb. 21, 3).

Er, der in des Vaters Schoße war und mit ihm eins ist (Joh. 1, 18; Joh. 10, 30), daß er alle seine Tiefen erforscht und

kennt, er iſt es, der das Rätſel der Sphinx, an dem der Geiſt der geſamten Menſchheit ſich zerarbeitet, zu löſen vermag; er iſt der Λόγος, in dem der Λόγος σπερματικὸς ſeinen Urſprung und ſeine Zuſammenfaſſung findet (Joh. 1, 1 f); er iſt das Wort, das Wort, das im Anfang, — das bei Gott, das Gott ſelber war, das aber fleiſchgeworden und in dem das Leben iſt und ſich erſchließt, das Wort, auf das alle Völker unbewußt geharrt haben und zum Teil noch harren, und das ihre Sehnſucht ſtillt, ihr Friede iſt.

So iſt er der eigentliche Miſſionar. Und wenn wir eine Miſſionsaufgabe erfüllen, Botſchafter ſind für die Völkerwelt, ſo ſind wir Botſchafter an Chriſti ſtatt, wie Paulus, der große Heidenmiſſionar, es ſchon mit Nachdruck hervorhebt (2 Cor. 5, 20).

Man kann aber nicht Botſchafter ſein an jemandes ſtatt, wenn man nicht von dieſem jemand den Auftrag hat. Dieſen Auftrag nun hat der Herr im bekannten Miſſionsbefehl, zunächſt den Apoſteln wirklich erteilt. Wie der Vater ihn geſandt hat, ſo hat er ſie geſandt.

Man hat freilich daran gezweifelt, ob Jeſus den Miſſionsbefehl in dieſer Form ausgegeben, wie derſelbe ſich bei Matthäus findet: „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr ſie taufet in den Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geiſtes, ſie lehrend zu halten alles, was ich euch befohlen habe.“

Selbſt ein Strauß hält es für unberechtigt, dieſe Stelle als eine Interpolation zu erklären, aber er bezweifelt doch die Urſprünglichkeit dieſer Ausſage und meint, es ſei ganz die Art der Sage, eine ſolche Anweiſung zur Taufe und zum Ausgang in alle Welt dem ſcheidenden Chriſtus als letzte Willenserklärung in den Mund zu legen. (Strauß. Leben Jeſu. 3. Aufl. II p. 697 f.) Eine beſondere Begründung dafür giebt er nicht. Die Begründung liegt in ſeiner Geſamtauffaſſung der evangel. Geſchichte.

Es iſt wahr: eine wunderbare Majeſtät tritt uns in der ganzen Stelle Matth. 28, 18—20 entgegen, aber darum, weil etwas wunderbar iſt, iſt es uns noch nicht ſagenhaft. Wer nur etwas von der Herrlichkeit geſchaut hat, von der im Evangelium Johannis (1, 14) ſteht, daß ſie die Jünger geſchaut haben, der wundert ſich über das Wunderbare des letzten Wortes Jeſu nicht, wenigſtens in dem Sinne nicht, das er ſich dran ſtößt.

Je mehr wir die Majestät dieses Wortes auf uns wirken lassen, desto mehr überwältigt uns das Gefühl, daß nur einer so hat reden können, eben der, der vom Himmel kam und zum Himmel ging, der Eingeborne vom Vater voller Gnade und Wahrheit, Jesus, der Welt Heiland.

Unter diesem Eindruck stehend, lassen andere den Missionsbefehl wohl von Christus ausgegangen sein, aber doch nur in uneigentlicher Weise, vom erhöhten Christus, — wenn ich's recht verstehe — als eine Wirkung der Geschichte, als eine Konsequenz der Thatsachen. So Bernhard Weiß in seinem Leben Jesu (2 Bde. Berlin 1882.)

Nach der Meinung von Weiß (S. 628) hat Jesus in den Tagen seiner irdischen Wirksamkeit eine Heidenmission gar nicht in Aussicht nehmen können, sondern hat er nur an eine Anziehungskraft, welche die Verwirklichung des Reiches Gottes in Israel auch auf die Heiden, die dann allerdings auch zugelassen würden, gedacht. Erst wie die Unbußfertigkeit Israels auch der Predigt vom Auferstandenen gegenüber, sich zu entscheiden angefangen, habe eine ausdrückliche Sendung an die Heiden können in Aussicht genommen werden. Petrus in seiner Pfingstpredigt wisse noch nichts, als daß Gott die Heiden von ferne herzurufen werde (Apg. 2, 39). Markus habe allerdings angesichts der großen, sichtlich vom erhöhten Herrn selbst gewirkten Erfolge der paulinischen Heidenmission schon in den Worten des auf Erden wandelnden Jesus weissagende Hinweisungen auf die Verkündigung des Evangeliums an die Heiden zu finden geglaubt (Mark. 13, 10; 14, 9) — aber eben nur zu finden „geglaubt". Thatsächlich jedoch hätten erst, als mit dem Fall Jerusalems das Gottesgericht über Israel gekommen, die Urapostel den Auftrag des erhöhten Christus zur Heidenmission auch an sich gerichtet angesehen. —

Das ist nun freilich ein Standpunkt, bei dem Christus auch der Sendende bleibt. Allein der Missionsbefehl hat dann, wie uns dünkt, doch nicht diese autoritative Bedeutung. Es ist dann im Grund nichts anderes als Geschichtsauslegung der ersten Christen, und da hat doch jeder wieder das Recht zu fragen, ob die Geschichte richtig ausgelegt ist, und so oft einmal die Heidenmission keinen Eingang fände, so oft müsse nach derselben Konsequenz geschlossen werden, daß ein Missionsbefehl des erhöhten Christus nicht existiere.

Pastor Hohenthal hat in einem Artikel des XI. Bandes der Warneck'schen Missions-Zeitschrift die Weiß'schen Ausführungen mit

guten Gründen widerlegt, beſonders durch den Hinweis auf Mark. 13, 10: „das Evangelium muß zuvor gepredigt werden unter allen Völkern", und Mark. 14, 9: „wo dies Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch ſagen zu ihrem Gedächtnis, was ſie gethan hat" — Stellen, die Weiß eben doch nur darum als eigentliche Worte Chriſti beanſtandet, weil ſie ſeinen Vorausſetzungen nicht enſprechen.

Wir können uns hier auf die Theologie, die der Weiß'ſchen Darlegung zu Grunde liegt, nicht weiter einlaſſen, aber uns ſteht feſt, daß Jeſus ſchon vor ſeiner Auferſtehung nicht nur an ein Kommen der Heiden, ſondern auch an ein *Gehen* zu denſelben und ein Herführen derſelben gedacht hat (Joh. 10, 16), daß er nicht hinter den höchſten Miſſionsgedanken, die ſchon im alten Teſtament, wie in Jeſ. 42, 6, 7 und 49, 6, ausgeſprochen ſind, zurückgeblieben iſt. Und weil uns die leibliche Auferſtehung eine Thatſache iſt, ſo ſehen wir uns nicht in die Notwendigkeit verſetzt, die Worte des Auferſtandenen, auf denen der chriſtliche Glaube fußt, auf Umwegen hereinbringen zu müſſen.

Der Miſſionsbefehl iſt vom Herrn zunächſt den Apoſteln, als denen, die von Anfang bei ihm geweſen, gegeben und von ihnen aufgenommen worden (Joh. 15, 27; Matth. 28, 16 ff.; Mark. 16, 14 f.; Luk. 24, 44 ff.; Apg. 1, 8). Paulus hat noch einen beſonderen Miſſionsbefehl erhalten (Apg. 9, 15; 22, 21). Daß aber das Wort der Sendung ſich nicht auf die Apoſtel, Paulus etwa noch eingeſchloſſen, beſchränkt, das hat der heil. Geiſt die Chriſten früh gelehrt, der dort zu Antiochien die Verſammelten innerlich aufforderte: „Sondert mir aus *Barnabas* und Saulus zu dem Werk, dazu ich ſie berufen habe" (Apg. 13, 2). Eines ſehen wir jedoch gerade aus dieſem Vorgang: Die *Miſſionsaufgabe*, inſofern ſie aufs Herz und ins Gebet genommen werden und indem für ihre Ausrichtung geſorgt werden muß, iſt *allen Chriſten* übertragen, der ganzen Gemeinde, die *eigentliche Sendung* aber geht nur die an, die dafür ausgeſendet werden, einen ſpeziellen Beruf dazu vom Herrn ſelbſt empfangen.

Es geſtaltet ſich das Verhältnis allerdings ſo, daß die Gemeinde des Herrn es iſt, die einzelne aus ihrer Mitte ſendet; allein *auch dieſe Sendung geſchieht an Chriſti ſtatt*,

in seinem Auftrag. Er bleibt der eigentlich Sendende und bestimmt die, die gesendet werden sollen. Auf welche Weise die Gemeinde senden mag, ob durch eine Gemeindeversammlung, durch eine Delegation oder durch ein von ihr getragenes Komitee, immer wird man bestrebt sein müssen, keine andern zu senden, als solche, die von ihrem Beruf dazu, von einer Berufung des Herrn selbst, überzeugt sind und die durch ihr ganzes Verhalten den Eindruck machen, daß sie wirklich innerlich berufen sind. Und wenn einmal keine solchen mehr zur Verfügung stünden, dann, so scheint uns, müßte auch jedes Senden aufhören, und nichts wäre verhängnisvoller, als Unberufene dazu zu ködern oder zu pressen.

Christus will die Sendung in seiner Hand behalten, er ist und bleibt der Herr der Mission.

Er ist aber nicht nur der Herr, sondern auch der Inhalt der Mission.

E. Buß in seiner bekannten, vielfach Widerspruch erweckenden aber doch anregenden Preisschrift: „die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung" (Leyden 1876) hat das, was eine Mission in die Heidenwelt zu bringen habe, zusammengefaßt in den Ausdruck: das Christentum Christi (p. 244).

Zwar kann er uns zunächst nur sagen, was dieses Christentum nicht ist: nicht dieses intensiv dogmatisch gefärbte, dogmatisch komplizierte und schwerfällige (p. 171), das an einer gewissen Engherzigkeit, Unduldsamkeit und Ungeistigkeit leidende (171, 174), in seiner Grundstimmung pessimistische (177) und darum auch sittlich unkräftige (181) des Pietismus. Vom Christentum Christi, das sich dieser Mängel entschlägt, muß er sagen, daß es erst noch gesucht werde, daß er aber als eine Frucht der religiösen Krise der Gegenwart, wenn Gott Gnade gebe, in nicht zu ferner Zeit, die Herausstellung dieses Christentums erhoffe.*)

Es scheint nicht, daß der Terminus: „des Christentum Christi" so glücklich gewählt sei. Er klärt nicht das Verständnis, sondern giebt leicht zu neuen Mißverständnissen Anlaß.

Wir gehen lieber statt auf solche menschlich erfundenen Formeln auf Jesu Worte selbst zurück. Es muß nach seiner Aussage

*) Vgl. Missionsgedanken eines Vermittlungstheologen. Miss.-Mag. 1876, p. 257 ff.

das Evangelium, die gute Botſchaft, verkündet werden (Mark. 13, 10; 14, 9; 16, 15; 1 Cor. 1, 17; 9, 16 u. a. St.). Welches Evangelium? Das Evangelium von Chriſto. So hat es Paulus verſtanden (Röm. 1, 16). Was iſt nun aber damit gemeint?

Der Schluß des Miſſionsbefehls fordert auf: „lehret die Völker halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Hätten wir nur dieſes Wort, ſo könnte man denken, es handle ſich nicht um die Perſon Chriſti, ſondern um ſeine Lehre, ſeine religiöſen und ſittlichen Gebote, etwa die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, die Liebe Gottes über alles und zum Nächſten wie zu ſich ſelbſt.

Allein, ſelbſt wenn wir uns einzig an dieſes: „alles, was ich euch befohlen habe“, zu halten hätten, ſo wäre damit doch mehr gefordert als die Beherzigung und Befolgung einer Lehre. Denn als das erſte Gebot ſteht doch immer wieder da: an ihn zu glauben und ihm nachzufolgen. (Matth. 4, 19; 10, 38; 16, 24; 19, 21; Mark. 8, 34; 16, 16; Luk. 9, 23; Joh. 1, 7. 12; 3, 16; 5, 24. 38. 46; 6, 35. 40. 47; 7, 38; 8, 12. 46; 9, 35; 10, 25. 26; 11, 25. 26; 12, 36; 14, 11. 12; 16, 9 u. a.)

Jeſus weiß, daß eine rechte Erkenntnis und Befolgung ſeiner Gebote gar nicht möglich iſt ohne eine Verbindung, ohne die Lebensgemeinſchaft mit ihm (Joh. 15, 5). So enthält eben der Miſſionsbefehl zuerſt die Forderung, die Völker zu ſeinen Jüngern zu machen, ſie zum Glauben an ihn (vgl. Apg. 16, 31) und in ſeine Schule zu bringen, ja mehr noch, ſie zu taufen, d. h. ſie loszureißen von dem bisherigen Lebenszuſammenhang und ſie auf den völlig neuen Boden zu ſtellen der göttlichen Thatſachen, wie ſie durch die trinitariſche Formel des Taufbefehls angedeutet ſind.

So iſt der Inhalt der auszurichtenden Miſſion wohl Chriſti Lehre, vor allem aber Chriſti Name und Perſon (Apg. 15, 9).

Es hat uns gefreut, wie auf der letzten Verſammlung des Allg. prot. Miſſionsvereins in Glarus Herr Prof. Dr. Furrer bei Anlaß des Pfleiderer'ſchen Referates „Ueber die apologetiſche Seite der Miſſionspredigt“ ſo warm für die obgenannte Forderung eingetreten iſt. Er machte (vgl. Kirchenbl. f. d. reform. Schweiz 1897,

p. 151) aufmerksam darauf, daß die Religion das Persönlichste sei und sich nur von Person zu Person übertrage, daß darum die Missionspredigt am wirksamsten sein werde, welche vor allem die Person Jesu Christi recht klar in ihrer ganzen heiligen Liebesfülle in ihrer gottmenschlichen Liebe, als Offenbarung und Bürgschaft der ewigen göttlichen Liebe vor Augen stelle.

Also auch hier das Zugeständnis, daß Jesus nicht nur als „der Schönste der Menschenkinder" den Heiden vor Augen zu malen sei, als das Ideal, das ihnen bisher gemangelt hat und das fortan dem Leben die Richtung geben müsse, sondern als die Offenbarung und Bürgschaft der ewigen Liebe.

Missionar Kunze*) in Neuguinea hörte einmal, wie ein Eingeborner zum andern, der über ein biblisches Bild sich ausließ, sagte: „Rede doch leise, daß es Kunze nicht hört, denn wenn er etwas davon merkt, fängt er gleich von Jesu an und dann schmerzen mich meine Eingeweide", d. h. mein Gewissen plagt mich.

Diese Geschichte spricht deutlich. Was die Heidenwelt nötig hat, ist nicht nur die Läuterung ihrer religiösen und sittlichen Anschauungen, nicht nur die Weckung des Gewissens, einer tiefen Sündenerkenntnis; sie muß einen neuen Lebensimpuls bekommen, die Gebundenheit des Willens (Luk. 4, 18) muß aufgehoben und der Glaube als vollkommene Hingabe ermöglicht werden. Und das vermag nur eines zu wirken: die Macht der göttlichen Liebe, der Liebe, die alles thut, ehe sie alles fordert.

Das: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben" (Joh. 3, 16) — wird vielleicht nicht immer der Anfang, aber es wird der Hauptinhalt der Missionspredigt sein. Der das Verlorne zu retten von Gott gesandte (Matth. 18, 11), der gekreuzigte, in den Tod hineingegebene und auferstandene Christus — einst den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit und noch immer den Selbstgerechten und Sichweisedünkenden unter den Heiden ein Anstoß — die Gottesthat der durch Christi Geborenwerden, Leben, Sterben und Auferstehen gestifteten Erlösung und Versöhnung (Matth. 20, 18; Mark. 10, 45; Luk. 1, 68; Gal. 3,13; Eph. 1, 7; Col. 1, 14. 22; Tit. 2, 14; 1. Pet. 1, 18 u. a.), die Vergebung der Sünden um Jesu willen, der in Liebe die Strafe auf sich genommen (Apg. 26, 18); Christus, der die zerstoßenen Herzen heilt (Luk. 4, 18), der der Furcht des Todes ein Ende macht,

*) Rhein. Missionsbericht 1895, p. 306 f.

durch welche die Heiden Knechte ſind ihr Leben lang (Ebr. 2, 15; Joh. 10, 11; 20, 31) — das wird Kern und Stern aller Miſſion an den Heiden ſein und bleiben müſſen, das wird das Mittel ſein, um den Gebundenen nicht nur von einer Erledigung zu reden, ſondern dieſe zu bringen, der eigentliche Hebel, der einzuſetzen iſt, um die verſchloſſenen Thüren der heidniſchen Welt aus den Angeln zu heben. —

Aber der Inhalt der auszurichtenden Miſſion iſt damit noch nicht erſchöpft. Es gehört dazu notwendig noch: Chriſtus der König und Chriſtus der Richter.

Die ſo zerſpaltene und unter ſich verfeindete Völkerwelt hat es nötig, darauf hingewieſen zu werden, daß es ſich bei der Gottesthat in Chriſto nicht nur um die Errettung einzelner handelt, daß er, „der von einem Blut aller Menſchen Geſchlechter auf Erden gemacht hat“ (Apg. 17, 26), nicht nur dieſe und jene Perſonen, Stände, Kaſten, Stämme, Nationen in ſeinem Liebesplan im Auge hat, ſondern die Welt (Matth. 24, 14; 26, 13), daß er alle in ſein Erbarmen eingeſchloſſen hat (Röm. 11, 32), daß ſein Wille iſt, allen zu helfen und ſie zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen (Tim. 2, 4), damit ſie eins ſeien, gleichwie der Vater und Sohn eins ſind (Joh. 17, 22).

Jeſus ſelbſt predigte das Evangelium vom Reich (Mark. 1, 15). Dieſes Reich, das Jeſus nicht nur gepredigt hat, ſondern das mit ihm in die Welt gekommen iſt (Luk. 17, 21), deſſen Grundſatz er vorgelebt und -geliebt hat, das durch ſeinen Tod und ſeine Auferſtehung die rechte Lebenskraft empfangen (Joh. 12, 24) und das nun unter ihm, als dem König desſelben (Joh. 18, 37), dem zur Rechten Gottes alle Machtfülle hiezu gegeben iſt (Matth. 28, 18), des endgültigen Sieges gewiß, die Welt erobert und zwar, indem er entgegen den Reichen dieſer Welt von innen nach außen geht, durch Dienen zum Herrſchen gelangt (Matth 20, 25 ff.) — dieſes Reich iſt als jetzt offen ſtehend für alle, die kommen wollen, zu verkünden. Zugleich aber auch muß angekündigt werden das Gericht, das die Heilszeit abſchließt, Chriſtus, der wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. Wir ſehen, daß gerade dies in der apoſtoliſchen Miſſionspredigt, z. B. dort in Athen, mit Nachdruck betont worden iſt (Apg. 10, 42; 17, 31; Röm. 14, 10; Ebr. 6, 2; 10, 27. 37).

Das mag man nun ein dogmatisch gefärbtes, kompliziertes und schwerfälliges Christentum nennen. Aber jedenfalls ist die Farbe eine sehr dauerhafte gewesen, denn es ist diejenige, mit der es in der Apostel Tagen auf den Plan getreten ist. Und die Kompliziertheit wird von selbst gehoben, sobald man mit der anfänglichen einfachsten Forderung des Glaubens an Jesum, der Nachfolge, Ernst macht, denn das führt Schritt für Schritt zum Verständnis alles weitern, des Kreuzes wie der Krone und des Richtschwertes Jesu. Wenn dieses Christentum schwerfällig ist, so ist doch Thatsache, daß es noch heute auf allen Missionsgebieten oft genug den Unmündigen geoffenbart wird, und daß es nicht zu plump ist, um das Wunder der Wiedergeburt selbst unter den verkommensten Völkern zu bewirken.

Die Missionare brauchen aber diesen Inhalt nicht nur für die Heiden, die darauf warten und deren tiefstem, in so manchem Zug ihrer religiösen Anschauungen und Bemühungen ausgesprochenen Sehnen er entspricht, — sie brauchen ihn auch für sich. Eben dieser zu verkündende Christus ist auch die Kraft, der Träger der Mission. Nicht Christus, der Bringer einer neuen Moral, nicht Christus, der die Idee der Gotteskindschaft aufgebracht hat, sondern der Christus, der als der Eingeborne vom Vater Knechtsgestalt angenommen hat und für die Sünder gestorben ist, der ist's, der erfahrungsgemäß bisher die Missionare erzeugt hat. „Das that ich für dich, was thust du für mich?" — Diese Frage, die vom Kreuz her in die Herzen dringt, ist's immer wieder, was den Missionsentschluß hervorbringt. Der Christus, der Kreuz und Dornenkrone trägt und das Leben läßt für seine Brüder, der ist die Kraft, die in den Schwachen mächtig ist und die Missionare, die doch auch Menschen sind, befähigt, das Fleisch mit seinen Wünschen zu kreuzigen und, wenn es die Aufgabe mit sich bringt, ein Leben der Entsagung zu führen und hunderterlei Ungemach zu ertragen. Der Christus, der im eigenen Tode dem Tode die Macht genommen (2 Tim. 1, 10) und durch seine Auferstehung von den Toten uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung (1 Pet. 1, 3), der Christus, der gen Himmel gefahren und den Seinen eine Stätte bereitet (Joh. 14, 2) und der alle Macht hat im Himmel und auf Erden, der hilft den Missionaren, daß sie sterben können — und das muß man können in der Mission — der führt, wenn die Streiter fallen, immer wieder neue herbei,

die in die Lücken treten. Der iſt ihre Zuverſicht, daß ſie auch vor den Bollwerken der Finſternis, die uneinnehmbar ſcheinen, ausharren im Glauben, bis dieſe endlich einſtürzen wie die Mauern Jerichos.

So iſt er wie der Herr auch die Kraft und der Träger der Miſſion. Nicht das Geld trägt ſie, noch irgend welche weltliche Macht. Mit aller Macht der Welt vermöchte man die Leute zum Miſſionsdienſte nicht aufzubieten, wenigſtens die rechten Leute nicht; mit allen noch ſo großen Summen könnte man den Glauben der Miſſionare nicht erhalten. Um's Geld mag man ja vieles thun. Aber ſterben mag man nicht um's Geld. Chriſtus verſchafft der Miſſion die Leute und auch die Mittel. Die Miſſionsgeſellſchaften haben kein Recht, Steuern aufzulegen. Sie leben von Gaben, zu denen Chriſtus die Herzen willig macht.

Chriſtus macht auch die Miſſionszeiten und bahnt die Miſſionswege. Nichts liegt in der Miſſionsgeſchichte offener zu Tage als das. Wie beim Einzelnen, wenn ein neues bei ihm zuſtande kommt, durch die Leitung des Herrn die äußeren Umſtände und die innere Entwicklung ineinandergreifen müſſen, ſo lenkt der Herr auch im Großen die Gedanken und die Ereigniſſe, daß ſie für einander paſſen, und es iſt, ſo viel ich weiß, bei allen evangeliſchen Miſſionen, die ein geſundes Leben haben, Grundſatz, nicht am grünen Tiſche Miſſionspläne auszuhecken, ſondern zu ſchauen, wohin ſein, des Herrn, Angeſicht gehet, und ſich von ihm, auch eben durch die von ihm zubereiteten Verhältniſſe und geſtalteten Umſtände, leiten zu laſſen, wie es ſchon der Apoſtel Paulus gethan, der ſich vom Geiſt wehren ließ und wieder des Herrn Ruf verſtand, nicht ging, wo er hinwollte, ſondern von einem andern ſich gürten und führen ließ dahin, wo er nicht hinwollte (Apg. 16, 6. 9. 10; Joh. 21, 18).

Damit kommen wir zur Miſſionsmethode. Chriſtus iſt auch das Vorbild der Miſſion.

Beſteht die Aufgabe der Miſſion darin, die Völker in die Schule Chriſti zu bringen, ſo muß ſie vor allem ſelber in dieſer Schule ſtehen und darf nicht nach einem Rezept verfahren und experimentieren. Sie muß von Jeſu Beiſpiel lernen und da, wo dieſes Beiſpiel im Stiche läßt, von ſeinem Geiſt, der Chriſtum

verklärt und uns erkennen läßt, wie Christus in jeder Lage gehandelt hätte, bestimmen und führen lassen.*)

In der Lebensbeschreibung des sel. Missionsdirektors Wangemann (Petrich. H. Th. Wangmann p. 35) heißt es: „Seit dem Worte des Herrn: Gehet hin in alle Welt und predigt, ist das Gehen, Wandern und Reisen immerfort das erste Hauptstück in der Missionsarbeit gewesen, und man hat denen, die zu solchem Dienste sich meldeten, nicht nur auf's Herz, sondern auch auf's Fußgestell gesehen, ob sie wohl an Beinen gestiefelt seien, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens." Das Gehen und Predigen ist Christi eigene Methode gewesen. Die evangelische Mission kann sich darum dem katholischen System nicht anschließen, das imponierende Klöster anlegt und von diesen Centralstellen aus Macht und Einfluß zu gewinnen sucht (s. a. Andersen bei Warneck Allg. M.-Ztschr. 1881, p. 470).

Die Arbeit der Mission, die Christum zum Vorbild hat, besteht vor allem in der Predigt und zwar der Predigt, die ohne Schädigung der Wahrheit dem Verständnis entgegenkommt, die, weil wir heute zumeist mit Völkern von fremder Zunge zu thun haben, die Sprache dieser Völker gelernt hat; in der Predigt, die sich nicht, wie von gewisser Seite vorgeschlagen worden, in erster Linie an die Gebildeten, sondern an die des Heils Bedürftigsten wendet. „Selig seid ihr Armen, denn euer ist das Himmelreich", so hat der Herr einst die Bergpredigt begonnen (Luk. 6, 70). Nicht die Hohen, sondern die Geringen kamen bei ihm zuerst an die Reihe.

Die Arbeit der Mission, die Christum zum Vorbild hat, besteht in der geduldigen Predigt, in der Säemannsarbeit, wie er selbst sie geübt hat — da man auf Hoffnung sät; in der Predigt ohne treiberisches Wesen, dabei man das Gesetz des natürlichen Wachstums im Reiche Gottes außer acht läßt, ohne weltliche Zugmittel à la Heilsarmee (Mark. 4, 3 ff., 28, 29; Joh. 4, 35 ff.; Matth. 12, 19); in der Predigt, die, wenn sie nicht durch Wunder der Liebe unterstützt ist (Matth. 14, 14; 15,

*) Da am Missionskursus von der Missionsmethode noch im besonderen die Rede sein sollte, so beschränkte sich der Vorsitzende auf einige Andeutungen und verwies im übrigen auf den betreffenden Abschnitt in Warneck's Missionslehre. (III 1, p. 168.)

32; 20, 34; Luk. 7, 13), doch ihre Kraft bekommt dadurch, daß ſie den Heiden das Wunder der Liebe vor Augen führt, ſei's, daß die Heiden merken, wie der Miſſionar ihnen zu lieb alles einſetzt, wie er Böſes mit Gutem vergilt, ſei's, daß die Miſſion ſich der Not und des Elends, deſſen ſo viel auf Erden iſt, der Verachteten, Verſtoßenen, der Kranken bis zu den Ausſätzigen annimmt, was keine wirkliche Miſſion verſäumen darf, wenn auch das nicht ihre erſte und wichtigſte Aufgabe iſt.

Eine rationelle Organiſation, ſo hat zwar ſeiner Zeit Dr. jur. Hübbe-Schleiden (Warneck Allg. Miſſ.-Ztſchr. 1881 p. 532) ausgeführt, wird faſt ganz ohne geiſtige Arbeit beginnen und erſt nach und nach den Umſtänden gemäß mehr von derſelben hinzutreten laſſen. Man beginne, meint er, mit Land-, Häuſer- und Wegebau. Dabei bildet man am allerbeſten Knaben und Männer nebenbei und unvermerkt durch das freundliche Wort der Liebe und vor allem durch die eigene praktiſche Bethätigung. So wird man allmählich eingeborne Miſſionare, Aufſeher, Lehrer heranziehen, die es erlauben, daß mit möglichſt wenig europäiſchen Kräften die Miſſionsarbeit ihrem Ziel entgegengeführt werden kann. Er glaubt, daß dadurch manches teure Leben geſpart werde. — Ob die Leute wirklich zur Mithilfe beim Land-, Häuſer- und Wegebau zu haben wären, ohne vorher innerlich etwas empfangen zu haben, das iſt eine Frage, die wir wollen dahingeſtellt laſſen. Aber jedenfalls würde eine Miſſion, die ſo von außen nach innen gehen wollte, nicht in den Fußtapfen Chriſti wandeln. —

Wiederum hat ſeiner Zeit Buß geſchrieben (Preisſchrift p. 253): Es kann ſich von unſerm Standpunkte in der Miſſion nicht drum handeln, die Ungläubigen in Gläubige zu verwandeln, Bekehrungen in methodiſtiſchem Sinne zu provozieren oder gar eine Ausleſe von Erwählten zu ſammeln. Die Aufgabe der Miſſion dem einzelnen gegenüber iſt in unſern Augen vielmehr die, den auf einer niedrigen, dem Heilsbeſitz fernſtehenden Stufe befindlichen Bruder auf immer höhere Stufen des Heilsbeſitzes und der Heilsbethätigung emporzuführen, mit einem Wort: Allmähliche religiös-ſittliche Hebung bis zur vollen Höhe chriſtlichen Glaubens und Lebens.

Dieſe Ausführung iſt nicht klar. Es läßt ſich keine Miſſion in praxi denken, die nicht Ungläubige in Gläubige umwandeln will, die nicht Bekehrungen bezweckt, wenn wir auch gern zugeben, daß — in einem ſchlimmen Sinn methodiſtiſche Bekehrungen, bei welchen mehr auf die Nerven als auf das Gewiſſen agiert wird, nicht Chriſti Vor-

bild entsprechen. Allein das ist doch offenbar, daß Jesus doch darauf ausgeht Ungläubige in Gläubige zu verwandeln (Joh. 20, 27), daß er, der seine Predigt beginnt: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium“ (Mark. 1, 15), und das seelsorgerliche Gespräch unter vier Augen (Joh. 3, 3. 5) eröffnet: „Es sei denn, daß einer von neuem geboren werde u. s. w.“, Bekehrungen bezweckt. Und es dünkt uns, daß er oft genug scharf abschneidet, geradezu einem plötzlichen und gewaltsamen Bruche zudrängt (Matth. 8, 22; Luk. 9, 60, 62; 18, 22). Auch er sammelt die ihm der Vater gegeben hat (Matth. 12, 30), ermuntert die so Gesammelten als die kleine Herde, der das Reich zu geben dem Vater wohlgefällt (Luk. 12, 32), bittet für sie in besonderm Sinn (Joh. 17, 9), nennt sie die, die nicht mehr von der Welt sind und welche die Welt haßt (Joh. 17, 16; 15, 19).

So wird eben doch eine Mission, die Christum zum Vorbild hat, kein anderes System befolgen können, um die Menschheit zum Christentum zu erziehen, als indem sie, in der Predigt sich wohl an alle wendend, über die einzelnen sich freut, die aus Ungläubigen Gläubige werden und sich bekehren, diese sammelt, damit sie geheiligt werden in der Wahrheit, welche ist das Wort Gottes.

Gewiß läßt sich manche Einzelfrage in der Mission nicht so schnell durch das Vorbild Jesu erledigen. Die Verhältnisse und Bedingungen, unter welchen die heutige Mission arbeitet, sind oft wieder so ganz eigenartige. Darum eben hat Christus schon zu den Aposteln gesagt: „Nehmet hin den heiligen Geist“ (Joh. 20, 22), und so haben es die Mission wie der einzelne Missionar immer wieder nötig, um diesen Geist zu bitten und hinanzuwachsen zur Fülle dieses Geistes.

Und endlich noch das letzte: Christus ist auch das Ziel der Mission. Das Ziel der Mission bei jedem einzelnen. Sie möchte, indem sie „verkündigt und ermahnt alle Menschen und lehrt alle Menschen mit aller Weisheit, darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo, daran sie arbeitet und ringt“ — oft scheinbar vergeblich, aber doch — „nach der Wirkung des, der in ihr kräftiglich wirket“ (Kol. 1, 28. 3). Das Ziel sodann bei den Völkern. Es ist klar, daß mit der christlichen Religion auch christliche Civilisation und Kultur kommen muß. Das Evangelium ist ein Sauerteig, welcher von innen heraus die ganze Völkerwelt wandelt, eine neue Gesinnung, Gesittung, Bildung und Gesellschaft schafft.

Aber jedenfalls kann es nicht Zweck der Miſſion ſein, eine Kultur und Civiliſation herbeizuführen, bei der das Chriſtentum Nebenſache iſt, höchſtens das Mittel zum Zweck, das nach Erreichung dieſes letztern entbehrt werden kann. wie es nach einer bezeichnenden Aeußerung in der Deutſchen Kolonialzeitung (1895 Nr. 50, ſiehe b. Warneck, Allg. Miſſ.-Ztg. 1896, p. 80): „Das Chriſtentum iſt nur einer der Kraftfaktoren, die wir auf das Negertum ſpielen laſſen", die Auffaſſung gewiſſer Kreiſe iſt.

Die Kolonialmächte ſtreben natürlich auch nach Civiliſierung der unterworfenen Völker und Einführung einer gewiſſen Kultur. Warum? Damit ihre Macht dadurch beſſer fundiert, ihr Handel ertragreicher, die Kolonie gewinnbringender werde. Mit abſtoßender Offenheit wird das zugeſtanden (ſ. Warneck Allg. Miſſ.-Ztg. 1896, p. 79). Darum engliſiert, franzöſiſiert, germaniſiert man die Völker, führt auch Opium und Branntwein ein, und die Volksindividualität geht verloren oder wird wenigſtens gründlich verdorben.

Mit Anderſen, dem Sekretär des American Board (Warneck Allg. Miſſ.-Ztg. 1881, p. 469) ſagen wir: „Nicht die Civiliſation iſt die wahre Probe des Erfolges in der Miſſion, ſondern der klare Erweis religiöſen Lebens." Die Miſſion möchte im Gegenſatz zu den Tendenzen der Kolonialpolitik die Volksindividualität erhalten, in der Meinung, daß auch ſie von Gott geſchaffen und für's Reich Gottes brauchbar und notwendig ſei; ſie möchte nur eines, daß *Chriſtus zur alles beherrſchenden Macht im Völkerleben* werde, damit durch ihn auch die Gaben dieſes Volks, erneuert und geheiligt, zu ſeinem Dienſte tüchtig werden und ſeine Ehre verkünden. —

Nach menſchlicher Berechnung iſt die Miſſion noch enorm weit vom Ziel. Aber menſchliche Berechnung iſt kein nütze. Und das fern ſcheinende Ziel darf den Arbeitsmut nicht ſchwächen, denn die Verheißung ſteht feſt und der Seher der Offenbarung hat das Ziel ſchon erreicht geſehen, hat große Stimmen im Himmel gehört, die ſprechen: „*Es ſind die Reiche der Welt unſeres Herrn und ſeines Chriſtus geworden, und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit*" (Offb. 11, 15).

Die Miſſion wird überhaupt das Ziel nicht erreichen, ſondern *Chriſtus* wird es erreichen, Chriſtus, wann er kommt.

Zauberei und Wahrsagerkunst in China.

Nach Mitteilungen von Miss. G. Ziegler.

Die Kunst des Wahrsagens und Zeichendeutens, der Beschwörung und Zauberei, deren sich der heidnische Chinese so vielfach in den verschiedenen Nöten und Vorfällen des täglichen Lebens bedient, ist in China wohl so alt, als der Götzendienst selbst, d. h. sie reicht bis in die graue Vorzeit zurück. Zwar besaßen die Chinesen vor uralters eine reinere Gotteserkenntnis als heute; aber schon damals beteten sie neben „Schangti" (dem höchsten Gott) Flüsse und Berge, also Naturobjekte, an und brachten ihnen Opfer dar. Ebenso alt ist auch die unter ihnen übliche Zauberei, wie sie bei allen Völkern des Altertums gefunden wird. Aber erst durch den Taoismus ist sie zu einem förmlichen System, zu einem Gewerbe geworden.*)

Werfen wir einen Blick ins heutige chinesische Volksleben, so finden wir dasselbe in allen seinen Lebensäußerungen vom Aberglauben der Wahrsagerei, der Zeichendeuterei, des Geisterfragens, der Geomantie u. a. durchdrungen. Die Chinesen unterscheiden aber dabei deutlich zwischen solchen Gewerben, die mit dämonischen Kräften in Verbindung stehen und andern, bei denen dies nicht der Fall ist. So haben z. B. die Geomanten und Lebensberechner ihre Wissenschaft aus Büchern erlernt, sind ausgesprochenermaßen Betrüger und ergehen sich meist in Krep fu, d. h. in zweideutigen Redensarten, die man nachher deuten und drehen kann, wie man will. Natürlich läuft auch bei denen, die vorgeblich mit Geistern in Verbindung stehen, wie z. B. bei Zauberern

*) Der ursprüngliche Taoismus, von Laotse (geb. ca. 604 v. Chr.) begründet, ist mehr eine philosophische Sittenlehre als eine Religion. Erst der spätere Taoismus, wie er noch heute in China besteht und von Tschang Taoling (84—157 n. Chr.) ausgebildet wurde, brachte die Unzahl von Göttern im Himmel und auf Erden, die Geomantik und Totenbeschwörung, die Lehre von den Wind- und Wassereinflüssen auf. Vgl. Missions-Magazin 1892, S. 454 ff.

und Teufelsbeschwörern, viel Betrug mit unter. Am meisten werden Götzen um Arzenei angegangen. Da giebt es denn solche, die hierin eine gewisse Berühmtheit erlangt haben und zu denen deshalb die Leute von weit und breit kommen, um sich mittelst des Losziehens oder durch einen Beschwörer Rezepte zu erbitten. Zwar sterben die Kranken sehr oft an der verschriebenen Arznei; aber das macht die Chinesen nicht irre. Hilft die Arznei des einen Götzen nicht, so wendet man sich häufig einfach an einen andern, noch berühmteren Götzen, von dem man dann hofft, er werde das richtige Mittel angeben. Vor einigen Jahren starben in unserem Nachbardörfchen zwei Kinder. Der Götze hatte Muschelkalk verordnet. Den armen Kindern schwoll infolge dessen Schlund und Zunge auf und unter den fürchterlichsten Qualen hauchten sie ihr junges Leben aus. Nicht selten wird von den Götzen ein starkes Gift verordnet, Blätter, mit denen sich gewöhnlich Frauen vergiften, wenn sie des Lebens überdrüssig sind oder wenn sie sich an jemand rächen wollen. So erzählte unser Sprachlehrer von einem Mandarinen in Hinnen, der nachher die Geschichte seiner Heilung in dem betreffenden Tempel auf Tafeln schreiben ließ. Er hatte starke Magenschmerzen und ließ durch seinen Schreiber in einem berühmten Tempel des Götzen Fa-tho (dem Gott der Aerzte) in der Stadt Tschhonglok das Los ziehen. Der Schreiber wollte ihm anfangs nicht sagen, daß auf dem Los das stärkste Gift angegeben war. Der Mandarin aber meinte, wenn der Geist wolle, daß er sterben solle, so sterbe er so wie so, zog seine besten Kleider an, wie wenn es zum Sterben ginge und trank von der Arzenei ein halbes Pfund auf einmal. Er erbrach sie — wahrscheinlich wegen der großen Menge — und genas, während ein Mann von Tschhonglok, der dieselbe Arznei nachher nahm, an ihr starb. Daraufhin wurde das betreffende Losstäbchen entfernt. Ebenso starb vor einiger Zeit eine Frau von hier, welcher der Götze jene giftigen Blätter verordnet hatte.

Wenn wir Missionare nun von unseren Beobachtungen und Erfahrungen aus feststellen sollen, in wieweit beim Götzendienst, soweit dabei die Zauberei, Wahrsagerei, Totenbeschwörung u. a. in Frage kommt, finstere Mächte mitwirken, so müssen wir vor allem bekennen, daß wir hierüber nur sehr wenig aus eigener Anschauung wissen. Vieles wird uns nur durch Befragen von zu-

verlässigen Christen und Heiden einigermaßen klar.*) Was ich im nachstehenden berichte, habe ich nicht etwa nur von einem einzelnen erfragt, sondern mich bemüht, möglichst viele darüber zu hören. Wir selbst haben als Europäer und Fremde nur selten Gelegenheit, das Thun eines Zauberers oder Geisterbeschwörers zu belauschen. Diese Dinge gehen meistens in Häusern oder Tempeln vor sich, die natürlich zu solchen Zeiten und Gelegenheiten für uns verschlossen sind. Ja nicht nur das: die Teufelsbeschwörer z. B. sind in unserer oder eines Christen Gegenwart gar nicht im stande, ihr finsteres Werk auszuüben, was mir ein sicherer Beweis zu sein scheint, daß eine finstere Macht dabei im Spiele ist.**) Davon nur einige Beispiele.

Unser Kirchenältester erzählte mir u. a. folgendes: Vor einer Reihe von Jahren kam er eines Tages an einem Götzentempel vorbei, in dem viele Leute versammelt waren. Niemand kannte ihn hier. Er ging in den Tempel hinein, um zu sehen, was es gebe. Ein Geisterbeschwörer war an seiner Arbeit. Plötzlich hielt derselbe inne und rief: er könne nichts thun, da jemand hereingekommen sei, der ihn hindere. Erst als der Christ sich entfernt hatte, konnte er in seiner Beschwörung fortfahren. — Aehnlich erging es unserem Katechisten von Wong-tshun in einem heidnischen Haus, das er betrat, um den Leuten zu predigen. Ein Geisterbeschwörer war von ihnen gedungen und saß nun bei ihnen, ohne

*) Auch von dieser Seite wird die erbetene Information nicht immer vorurteilsfrei ausfallen und der Missionar muß sich hüten, Aufschlüsse auf diesem Gebiet ohne die gehörige Vorsicht und sorgfältige Kritik entgegenzunehmen. Denn die Heiden schreiben selbstverständlich alle ungewöhnlichen Erscheinungen der Machtwirkung von Geistern zu, und auch die Christen sind leicht geneigt, nach ihrer Bekehrung ihre heidnischen Anschauungen hierüber insoweit festzuhalten, daß sie derlei Dinge zwar nicht mehr von der Wirkung des Götzen, wohl aber von der des Teufels und der finstern geistigen Mächte ableiten, selbst in Fällen, wo es sich offenbar nur um Kunstkniffe angeblicher Zauberer und Wahrsager handelt. Wenigstens gilt dies von Westafrika, wo Beschwörung und Zauberei manche Aehnlichkeit mit den hier geschilderten Stückchen aufweist. D. H.

**) Wenn es nicht eine erklärliche Scheu dieser Leute ist, vor solchen sich zu produzieren, von denen sie wissen, daß sie ihr Thun als bloße Gaukelei ansehen und belächeln. Von diesem Gesichtspunkte aus pflegen wenigstens die Fetischmänner bei ihren Beschwörungskünsten unsicher zu werden und stellen dieselben in Anwesenheit eines Missionars am liebsten ein. D. H.

daß es der Katechist wußte. Als die nach der Sonnenuhr bestimmte Zeit heranrückte, befiel den Mann eine merkwürdige Unruhe. Bereits war eine Viertelstunde von der angesetzten Frist verstrichen und der Geist kam noch immer nicht über ihn. Endlich rief jemand den Katechisten in ein anderes Zimmer. Kaum hatte er sich hier niedergesetzt, als er auch sofort die gänzlich veränderte brüllende Stimme des Geisterbeschwörers im Nebenzimmer hörte.

Ganz besonders auffallend ist der folgende Fall. Halbwegs zwischen der Basler Station Hokschuha und Wong-tshun liegt in einem engen Thal ein Götzentempelchen des Iham-kung-ya tief unten an einem rauschenden Bach, während hoch oben der Weg vorbeiführt. Das Heiligtum ist sehr berühmt und viele Leute von Hinnen und Kayintschu kommen hierher, um sich Rats zu holen. So waren denn auch eines Tages eine Anzahl Leute um den Geisterbeschwörer versammelt. Eben sollte die Geschichte losgehen, da erklärte derselbe, er könne nichts thun, da ein sehr hoher Herr daherkomme. Die Leute machten nun Mittag und siehe da — nach einer halben Stunde reitet der Missionar am Tempel vorüber. Diese Geschichte, die ich natürlich nicht näher beweisen kann, war bald darauf in aller Mund und ich hörte sie von Christen und Heiden erzählen. —

Diese drei Beispiele mögen genügen. Sie könnten aber leicht durch weitere vermehrt werden. Zum Verständnis des obigen muß noch hinzugefügt werden, daß nach der Ansicht der Chinesen der Geist des Götzen in einen bestimmten Menschen, der dieses Geschäft betreibt, eingeht und ihn inspiriert. Der sogenannte Thung schin — was wir am besten mit Geister- oder Teufelsbeschwörer übersetzen, wenn es auch nicht die wörtliche Wiedergabe des Ausdrucks ist — ist meistens ein gewöhnlicher Mann ohne besondere Bildung. Hie und da sind es auch Bücherleser, die diesem Gewerbe obliegen. Manchmal aber sind es Leute, die nicht einmal schreiben können, oft sogar Blinde, für die dann ein anderer den Pinsel führt. Wenn jemand einen Götzen fragen will, so wird der Beschwörer in den Tempel gerufen, oder in ein Haus, wo die Sache angesichts des Götzen vor sich geht. Hier setzt er sich dem Götzen gegenüber auf einen Stuhl, das Gesicht mit einem Stück Papier bedeckt, an dem brennende Weihrauchstäbchen befestigt sind. Sobald der Geist in ihn fährt, befällt den Beschwörer

ein anhaltendes Zucken und Zittern am ganzen Körper, er fängt an zu brüllen und es treten Erscheinungen bei ihm an den Tag, die geradezu überraschend sind. So kommt es vor, daß der sonst ungebildete Mann im Mandarinen-Dialekt redet oder seine Antwort in Versen singt, während solche, die nicht schreiben gelernt haben, zuweilen in diesem Fall die Kunst des Schreibens verstehen.

Es liegt nun freilich die Vermutung nahe, das sei alles eitel Lug und Trug; aber es ist wohl zu bedenken, daß die Chinesen, so abergläubisch sie im höchsten Grade sind, doch auch anderseits sich sehr skeptisch verhalten. Der Chinese will für sein Geld, das ihn der Götzendienst kostet, auch einen wirklichen Gewinn sehen. Er thut nichts umsonst und so kann es vorkommen, daß er seinen Götzen, wenn ihm dieser nicht zu Willen ist, ganz schmählich behandelt. Bekannt ist, daß oft bei anhaltender Dürre die Götzen auf die offene Straße gestellt werden, damit sie selbst erfahren, wie die Hitze thue. — Ein charakteristisches Stücklein kam eines Tages in Wong-tshun vor. Dort wurde in einem Kloster gestohlen. Die Buddhistenpriester legten nun ihrem Götzen einen Strick um den Hals, hängten ihn auf und zerbläuten ihm dazu recht tüchtig den Kopf, damit er seine Strafe für seine Unachtsamkeit habe und er den Dieb ausfindig mache. — In einem andern Fall wurden einem Heiden in jener Gegend mehrere Hühner vom Fuchs geholt. Der beraubte Heide beschimpfte nun seinen Götzen mit den Worten: „Wenn du in Zukunft nicht besser auf mein Vieh Achtung giebst, so begieße ich dich mit Jauche!"

Da nun aber doch oft genug Betrügereien auf diesem dunklen Gebiet des Heidentums vorkommen, indem sich auch solche Leute damit abgeben, die Rolle der Teufelsbeschwörer zu spielen, die gar nicht besessen sind, so sucht sich der schlaue Chinese darüber Gewißheit zu verschaffen, ob der Mann, den er hiefür gedungen, auch wirklich vom Geist besessen sei oder solches nur vorgebe. Der Beschwörer wird zu dem Zweck während seines besessenen Zustandes gebrannt, was um so leichter an ihm vorgenommen werden kann, da sein Gesicht mit einer Papiermaske bedeckt ist. Ist er wirklich besessen, so schadet es ihm nichts. Oder aber, es wird ihm eine Theetasse gereicht, die er mit den Zähnen zerbeißen muß. Ferner wird ihm eine ungewöhnlich große Quantität von Wein zu trinken gegeben, die er im Fall einer wirklichen Be-

sessenheit ohne irgend welche bemerkbare Wirkung zu sich nehmen kann.

Sobald sich beim Beschwörer der Zustand der Besessenheit einstellt, werfen sich die Bittsteller auf den Boden und es wird gefragt: wer der geehrte Geist sei? Darauf folgt etwa die Antwort: „Ich bin der Kwanti; was wollt ihr von mir?" „Es ist jemand in unserem Hause krank." Um den Mann zu prüfen, wird der Charakter der Krankheit gewöhnlich nicht vorher genannt. Der Beschwörer bezeichnet nun die Art derselben und welche Arznei hiefür zu kaufen sei. Oder es ist im Hause und in der Familie ein Unglück vorgekommen. In diesem Falle bezeichnet der Besessene die Ursache desselben und was dagegen gethan werden müsse.

Viele lassen sich auch Zaubersprüche geben, die dann am Körper, etwa am Rock eingenäht, oder von den Frauen im Haar getragen, oder auch an der Wand aufgeklebt werden. Diese Zaubersprüche bestehen gewöhnlich aus allerlei unlesbaren und nicht zu entziffernden Zeichnungen. Auch der Spieler nimmt seine Zuflucht zur Befragung des Götzen, indem er sich von demselben die Zeichen sagen läßt, mit denen er gewinnen könne. Bei dieser Art von Spiel, tu pyau genannt, das aus 36 Täfelchen besteht, werden jeden Tag zwei auf einem solchen Täfelchen geschriebene Zeichen ausgegeben; wer die zwei bestimmten Zeichen richtig errät, hat gewonnen. Namentlich vor dem Neujahr, wo die Leute besonders viel Geld zur Neujahrsfeier brauchen, wird der Götze häufig wegen dieses Spiels angegangen. Dabei soll es vorkommen, daß bisweilen drei Tage hintereinander die vom Götzen erfragten Zeichen stimmen, dann aber auch wieder nicht. Der dabei amtierende Beschwörer erhält gewöhnlich 36 Käsch (1 Käsch = $^1/_2$ Ct.) für seine Mühe. Nicht selten soll aber der Fall eintreten, daß der Teufelsbeschwörer mitten in der Handlung stirbt, was dann dem erzürnten Geist zugeschrieben wird.

Das Befragen des Götzen geschieht aber auch je und je ohne einen Beschwörer; denn wenn ein solcher nicht zu haben ist, so behilft man sich — z. B. zur Beschaffung eines Rezeptes für Krankheitsfälle — einfach mit dem Ziehen eines Loses. Bisweilen wird auch ein Pinsel in einen Gegenstand gesteckt, den zwei Männer lose an den Enden halten Der Pinsel fängt dann an zu schreiben, sei es auf Sand, Asche oder Papier. Es ist dies ein

Vorgang, der unserem Tischrücken ähnlich ist und das namentlich im achten Monat in vielen chinesischen Schulen getrieben wird. Bekanntlich hat dieses Tischrücken, wie die Geisterklopferei, seinen Weg von Asien über Rußland nach Europa gefunden.

Hierher gehört auch das schong tau san, d. h. die Besteigung des Messerberges, das oft von Geisterbeschwörern ausgeführt wird. Es geschieht dies, indem 36 Schwerter leiterartig aufgestellt werden, an denen der Beschwörer emporklettert, nachdem er die haarscharf geschliffenen Schneiden vorher mit Zaubersprüchen berührt hat. Hier wird wohl schwer zu ermitteln sein, ob und wieweit dies nur eine Gaukelei sei und in das Gebiet der Taschenspielerei gehöre. Doch wissen die Chinesen zwischen der letzteren und den Teufelsbeschwörern, die im Dienst der Geister stehen, genau zu unterscheiden. Eine ähnliche Leistung wie die erzählte, ist die, welche die Geisterbeschwörer in Tschhonglok und Hinnen zuweilen verrichten, indem sie sich auf scharfe Messer setzen und sich so im Stuhl herumtragen lassen. Die Messer sind auch hier mit Zaubersprüchen beklebt. Miss. Schaible beschreibt einen solchen Aufzug, dem er auf einer Reise begegnete, folgendermaßen:

„Voran gingen würdevollen Schritts eine Anzahl Gongschläger, die den dumpfen Ton ihrer Instrumente weithin ertönen ließen. Ihnen folgte ein von zwei Männern getragener Tragsessel, dessen Sitz drei geschliffene Schwerter bildeten. Auf denselben saß ein Mann mit wilden Gebärden und verstörter, unheimlicher Miene; seine Füße ruhten ebenfalls auf drei schneidigen Schwertern, den bloßen Rücken lehnte er an die Spitzen von drei Schwertern an; zwischen den Zähnen hielt er ein rotes Amulett; um den Kopf hatte er ein rotes Tuch geschlungen; in der Rechten hielt er einen roten Hammer. Dabei gestikulierte er mit Händen, Kopf und Oberkörper wie ein Besessener. Dem auf seinen drei Schwertern Sitzenden wurden drei bis vier Weihrauchurnen, die fortwährend Rauch in die Höhe wirbelten, nachgetragen. Den Weihrauchurnen folgten die Notabilitäten mit ihren Ehrenhüten auf dem Kopf; schließlich kam noch allerlei Volks. Betrat die Prozession ein Dorf, so wurde sie von der Bürgerschaft ehrfurchtsvoll empfangen, ein Speisopfer wurde dargereicht und der Schwertermann in Weihrauchwolken gehüllt."

„Was sollte das alles bedeuten? Der Frühling mit seiner belebenden Kraft sandte seine ersten Vorboten ins Land; der Winter

mit seinem alles Leben in der Natur ertötenden Hauch begann zu weichen. Um nun der belebenden Kraft des Frühlings den Sieg zu sichern und um Pestilenz und andere Uebel zu verbannen, müssen die höllischen Einflüsse, die im Winter die Natur beherrschten, zum Weichen gebracht werden. Der Schwertermann, ein Teufelsbeschwörer, bannt und verjagt die verderblichen Mächte, besonders die Teufel, mit des Schwertes Schärfe; denn vor spitzigen, scharfen Instrumenten fürchtet sich dieses Gelichter sehr. Die Gongschläger schrecken die Dämonen auf, die Ehrenhüte bringen ihnen gehörigen Respekt bei vor der Würde der Erdenbewohner, die ja mit Himmel und Erde die drei alles beherrschenden Mächte darstellen, so daß sie schleunigst Reißaus nehmen."

Während die Männer zu den Thung-schin gehen, um die Geister zu befragen, wendet sich das weibliche Geschlecht vornehmlich an die sogen. Sen pho, an die Halbgottfrauen um Rat. Es geschieht dies besonders oft, um über das Ergehen der Verstorbenen in der Unterwelt Auskunft zu erbitten. Die Halbgottfrau läßt in diesem Fall Weihrauch, 12 Käsch, ein gewisses Maß Reis, ein Ei und eine Schüssel mit Wasser, wovon der Reis und das Geld nachher ihr gehören, auf einen Tisch aufstellen. Dann bittet sie die Ahnen, den Herdgeist, die Berg- und Erdgeister und wer sonst noch in Betracht kommt, herbeizukommen. Dabei schaut sie unverwandt ins Wasser und stellt ihre Fragen, z. B.: ich sehe einen Mann, mit einem weißen Rock angethan, daherkommen; sein Gesicht ist schön und voll; wer ist es? Oder: ich sehe jemanden, mit einem Strick gebunden (in diesem Fall ein Erhängter); wer mag es sein? Nachdem dieser Akt beendigt ist, stellt sich die Frau schlafend und sagt nachher aus: der Verstorbene sei ihr begegnet und habe so und so gesagt. Die Angehörigen lassen sich nun bei ihm erkundigen, ob er Ruhe habe, was zu seinem Glück nötig sei und was sie für ihn thun könnten ꝛc. Natürlich liegt hier der Betrug ziemlich klar auf der Hand; denn die Frauen erkundigen sich vorher gewöhnlich genau, wie die Verhältnisse in der betreffenden Familie liegen. Auch geben sie meist vor, von weither gekommen zu sein, etwa aus einer andern Provinz, weil auch hier das Wort gilt: „Kein Prophet ist angenehm in seinem Vaterlande."

Nach der Vorstellung der Chinesen kommt der Geist, den man fragt, in das Haus der um Beistand Bittenden und berät sich

zuerst mit dem Herdgeist. Diesen Umstand benützen öfters die Männer, deren Frauen gegen ihren Willen die Geister befragen gehen, indem sie den Herdgeist mit einem Tuch überhängen und ihn dadurch unkenntlich machen. Es heißt, die Frau komme dann unverrichteter Sache zurück.

Die Zauberer, schang kung genannt, bilden eine besondere Genossenschaft. Sie werden namentlich zu Kranken gerufen, um deren Seele zurückzurufen. Man glaubt nämlich von der Seele des Kranken, daß dieselbe ihre Behausung verlassen habe und jetzt irgendwo umherirre. Der Zauberer muß nun ihre Rückkehr bewirken. Ferner wird er gerufen, um ein Unglück zu bannen. Zu dem Zweck wird im betreffenden Haus oder sonstwo an der Stelle des Unglücks eine Bambusstange aufgerichtet, an der Zaubersprüche befestigt sind und die das Unheil bannen sollen. Besonders häufig besteht auch das Geschäft dieser Leute darin, durch allerlei Ceremonien die bösen Geister aus den Wohnungen zu vertreiben.

Vielfach sind es Schreiner, die sich in China mit Zauberei abgeben. Sie haben hiezu gewisse Bücher und bedienen sich der Hilfe des Lu-pan-ß, des Gottes der Schreiner. Da kann es geschehen, daß ein Baumeister, wenn er beim Bau eines Hauses mit dem Hausherrn in Streit gerät, dem letzteren durch seine Zauberkunst übel mitzuspielen weiß, indem er ihm aus Rache eine kleine Figur, die Unglück über das Haus bringen soll, unter das Dach oder sonstwohin versteckt. So ist unserer Gemeinde auf merkwürdige Weise seinerzeit eine Familie in Wong-tshun zugeführt worden. In ihrem Hause war beständig Unglück. Alle männlichen Familienglieder starben bis auf eins, und dieser einzige männliche Nachkomme war ohne Kinder. Dieser Mann kam in die Kapelle und nahm einige christliche Traktate mit nach Hause. Hier legte er sie in der Halle auf den Tisch. In derselben Nacht stürzte vom Dach eine Figur herunter, die dort beim Bau vor etwa 60 Jahren versteckt worden und nun schon halb verfault war. Es war eine Holzfigur, die einen Mann darstellte, wie er den Bogen spannt. Der nunmehrige Christ ist fest überzeugt, daß durch diese Figur das Unglück in seinem Hause verursacht worden sei. Er ist einer der wackersten Christen der Gemeinde und wurde vor einiger Zeit zum Kirchenältesten gewählt.

Ein besonders starker Hinweis für das Vorhandensein einer

dämonischen Macht beim chinesischen Götzendienst scheint mir die Thatsache zu sein, daß Buddhistenpriester beim Ta-tsyau-Fest durch ein großes Feuer laufen, ohne irgend welchen Schaden zu nehmen. Dieses Fest wird etwa alle 3 bis 5 Jahre gefeiert und hat den Zweck, die Hungergeister zu befriedigen und dadurch Glück auf die opfernden Erdenbewohner herbeizuführen. Auf allen Wegen und Plätzen wird gekochter Reis, Bohnen und andere Lebensmittel für die Hungergeister umhergestreut. Bei Nacht sind überall an den Wegen und Zugängen Lichter angezündet, damit die Geister die Opferspenden auch finden können. Schließlich wird ein Papierdrache herumgetragen, womit man solche Geister, die an dem Mahl nicht teilnehmen wollen oder sollen, zu verscheuchen meint. Während dieser Zeit darf kein Fleisch gegessen werden, und von jedem Haus hat ein Familienglied seine Mahlzeit in der aus Matten errichteten Festhütte, die in der Nähe eines Tempels oder einer Ahnenhalle aufgeschlagen ist, einzunehmen. Der Speisezettel kommt die Leute aber hier teuer zu stehen. Das Feuerlaufen der Buddhistenpriester geschieht bei Nacht und soll nach Aussage vieler Christen, die ihm früher als Heiden beigewohnt haben, durchaus kein Betrug sein. Selbst ein früherer Buddhistenpriester, den ich vor einigen Jahren in Wong-tshun taufte, verneint dies. Eine Täuschung, die etwa dadurch ermöglicht würde, daß die Buddistenpriester einige Backsteine vorher ins Feuer praktizieren und auf denen sie ungefährdet durchs Feuer hindurchlaufen, ist wohl wegen der intensiven Glut nicht wohl möglich. Auch würden die Zuschauer bald hinter den Betrug kommen. Die Prozedur ist folgende: Auf der hiezu bestimmten Stelle werden etwa 700, je nach Umständen sogar 2—3000 Stück Holzkohlen zu einer Schicht ausgebreitet und in Glut gebracht. Diese wird durch Streuen von Salz etwas gemildert, was aber auch nicht überall gebräuchlich ist. Immerhin ist die Glut, die sonst Mannshöhe erreicht, noch etwa einen Fuß hoch. Allerdings befinden sich auch Backsteine dazwischen, auf denen die Priester laufen; aber diese sind, wie anzunehmen ist, ebenfalls im höchsten Grade erhitzt. Der Buddhistenpriester, der den Ceremonienmeister macht — nicht alle verstehen es — setzt nun vor den Augen der Zuschauer eine Ente und ein Huhn in die Glut, ohne daß deren Federn versengt werden. Er selbst nimmt eine kleine glühende Pfanne zwischen

die Zähne, hält in der einen Hand ein Messer und balanciert auf der andern flachen Hand einen erhitzten Backstein. Dann fordert er jedermann auf, ihm auf seinem Gang durchs Feuer zu folgen. Wer es jedoch nicht wage, der solle lieber wegbleiben. Ehe nicht der Buddhistenpriester den Gang gethan hat, wagt es niemand, wogegen nachher eine Anzahl von Männern und Kindern folgt, ohne irgendwie Schaden zu nehmen. Nur vor mehreren Jahren verbrannte ein Priester, der beim Hindurchgehen ausglitt und nicht sogleich aufstehen konnte. — Diese obigen Thatsachen sind mir von so vielen Chinesen verbürgt worden, daß man wohl kaum einen Zweifel aufkommen lassen kann.*) Was aber die Bedeutung dieser Vorstellung des Feuerlaufs ist, läßt sich schwer sagen; selbst die Buddhistenpriester wissen keine rechte Erklärung hiefür. Allem nach sollen dadurch die Verstorbenen aus der Hölle erlöst werden, um wieder aufs neue geboren werden zu können.

Wie sehr das chinesische Volk im täglichen Leben unter dem Banne des Aberglaubens steht, ersieht man besonders aus der Tagewählerei, der es anheimgegeben ist. Bei jeder Lebensäußerung, bei jeder Kleinigkeit, die der Beruf oder tägliche Vorkommnisse mit sich bringen, übt sie ihren gebietenden Einfluß aus. Zu ihr nimmt man seine Zuflucht, wenn man nur einen Nagel in die Wand schlagen, oder das Haus, oder den aus Backsteinen errichteten Herd ausbessern will. Vollends muß ein günstiger Tag gewählt werden zur Errichtung eines neuen Hauses, zur Abhaltung einer Hochzeit oder eines Begräbnisses — kurz bei allen mehr oder weniger wichtigen Unternehmungen und Vorkommnissen. Und die Tage sind erst noch nicht in allem gleich;

*) Wir halten trotzdem die Möglichkeit einer Gaukelei nicht für ausgeschlossen. Die Fetischmänner an der Goldküste, die wohl von den pfiffigen Chinesen an Schlauheit übertroffen werden, produzieren sich in ähnlicher Weise, indem sie auf einem mit glühenden Kohlen oder Kaktus bestreuten Platz vor aller Augen tanzen oder unversehrt hindurchgehen. Es ist dies aber erwiesenermaßen nichts als ein gut ausgeführtes Taschenspielerkunststück, indem zwischen den Kohlen oder dem Kaktus leere Stellen gelassen sind, auf die die Tanzenden ihre Fußspitzen geschickt zu setzen wissen. Die freien Stellen aber, weil von einiger Entfernung gesehen, sind durch die vorliegende Schicht Kohlen gedeckt, daher eine optische Täuschung leicht möglich ist. Natürlich hält das Volk diesen Vorgang für ein Wunder, das der Zauberer durch die Inspiration seines Fetischs zu seiner Beglaubigung verrichtet. D. H.

denn der heutige kann für eine Hochzeit günstig sein, nicht aber auch zur Erstellung eines Grabes. Um nun den hiefür günstigen Tag herauszufinden, wendet man sich an den Tagewähler, oder aber wer lesen kann, nimmt den Wahrsagekalender zur Hand und erfährt durch ihn die glückbringenden Tage. Der Heide hält diese Vorsicht für durchaus geboten, wenn er nicht unfehlbar Unglück über sein Haus und sein Thun heraufbeschwören will. Natürlich fragen die Christen nichts nach dieser Tagewählerei und es liegt für den Missionar nahe, bei der Heidenpredigt auf diesen Umstand hinzuweisen. Die Heiden erkennen auch gerne an, wie sie im Gegensatz zu den Christen von der Furcht vor den bösen Mächten beherrscht seien. Hievon sei nur noch ein Beispiel angeführt.

Bei einem Besuch des mehrerwähnten Filial Wong-tshun fand ich in der Nähe der Kapelle den Weg verlegt und zwar durch einen Haufen aufgeworfener Erde. Bei näherem Zusehen merkte ich, daß es ein geöffnetes Grab war. Ringsum war Gras gestreut und etwa 12 kurze Pfähle, die man mit Zaubersprüchen versehen hatte, waren daneben eingeschlagen. Und was bedeutete das alles? Ein vermöglicher Heide hatte einen Platz abgraben lassen, wobei man auf 24 sogen. Götzentöpfe (Gebeinurnen) stieß, die vielleicht vor Jahrhunderten dort beigesetzt worden waren und in denen sich jetzt nur noch etwas Staub befand. Der Mann ließ sie sorgfältig herausnehmen und nach allen Regeln der Geomantie an obiger Stelle wieder begraben. Allein kaum war dies geschehen, so erkrankten der Hausherr und zwei Familienglieder. Jener starb nach einigen Tagen. Nun ließ man schnell das Grab aufbrechen; denn die Geister der Verstorbenen waren nach heidnischer Ansicht in ihrer Ruhe am ersten Begräbnisplatz gestört worden und rächten sich jetzt dafür. Ein anderer günstigerer Ort mußte nun mit Hilfe der Geomanten ausfindig gemacht werden.

Wie viel Geld, Unruhe und Sorge kostet das die Leute, bis sie sich vor Unheil und Unglück gesichert glauben! Welche Unsummen verschlingt der Götzendienst mit seinen vielgestaltigen Anforderungen, die er an alle ohne Ausnahme stellt, selbst an Leute, die oft so arm sind, daß sie kaum zu leben haben.

Ja, die Chinesen sind trotz ihrer vielgerühmten Intelligenz ein armes, durch den Aberglauben geknechtetes Volk, immerdar gejagt und gepeinigt von der Furcht vor Geistern und Teufeln, vor drohendem Unglück und Tod. Wer die Leute auf das hin

beobachtet, wird des bald inne werden, daß auch auf sie das Wort der hl. Schrift seine volle Anwendung findet: „Die Heiden sind Knechte der Todesfurcht ihr Leben lang.“ Deshalb jagen sie nach allerlei geheimen Mitteln, um das Glück zu erhaschen, das Unglück abzuwenden, Krankheit zu heilen, sich über das Los und den Zustand der Verstorbenen in der Unterwelt Kunde zu verschaffen u. dgl. m. Ein tiefes Mitleid muß einen mit dem armen Volk ergreifen, wenn man sieht, wie es in seiner äußeren und inneren Not zu den löcherigen Brunnen geht, die doch kein Wasser geben, während sie Christum, die lebendige Quelle alles Heils, nicht kennen. Möchten wir doch als Christen daran denken, daß unsere Väter auch Heiden gewesen sind, damit wir uns unseres Heiles dankbar freuen und fürbittend derer gedenken, die noch in Finsternis und Schatten des Todes sitzen, daß auch ihnen die Sonne der Gerechtigkeit in Jesu Christo aufgehe.

Pandita Ramabai.

Eine Vorkämpferin der indischen Frauenbewegung.

(Mit Bild.)

Das Heidentum Indiens hat dem dortigen weiblichen Geschlecht eine überaus traurige Lage geschaffen, die um so bedauernswürdiger ist, als sie sich auf Millionen menschlicher Wesen erstreckt, denen keine Erlösung, keine Linderung ihrer Leiden winkt. Und zwar ist diese entwürdigende Stellung der Hindufrau vornehmlich begründet in den unheilvollen Kinderheiraten, in der demoralisierenden Vielweiberei, der gefängnisartigen Abschließung, der geistigen Vernachlässigung und Unwissenheit u. a. m. Ja ihre ganze Lebensstellung, wie sie durch die religiöse Anschauung und die herkömmliche Volkssitte zum Ausdruck kommt, bringt es mit sich, daß sie von Kindesbeinen an vernachlässigt, verachtet und unterdrückt wird.

Am traurigsten aber gestaltet sich das Los solcher, die schon im Kindesalter verheiratet frühzeitig zur Witwe werden. Da beginnt für das unglückliche Wesen der trostloseste Abschnitt in seinem ohnedies freudelosen Dasein. Nicht genug, daß ihr Witwenstand als eine

Strafe für frühere Verbrechen angesehen wird, die junge Witwe wird auch für den Tod ihres Gatten verantwortlich gemacht und deshalb von dessen Familie schlimmer als eine Sklavin behandelt. Die Schwiegermutter und alle Verwandten mißhandeln und schmähen sie. Sie wird wie eine Gefangene bewacht und muß die Arbeit einer Magd verrichten. Nur einmal des Tages wird ihr eine kärgliche Mahlzeit gereicht. Sie darf weder Schmuck noch bunte Gewänder tragen; alle vierzehn Tage wird ihr das Haupt glatt rasiert, denn schon in ihrer äußeren Erscheinung soll sie für jedermann als ein verachtetes Glied der Familie erkenntlich sein. Niemals darf sie an Festlichkeiten teilnehmen, denn schon ihr Anblick würde andere beleidigen und ihre Anwesenheit Unheil heraufbeschwören. Selbst von ihren eigenen Eltern und Geschwistern erfährt sie nur Mißachtung statt Liebe, und man betrachtet sie als eine Person, die der Familie Schmach und Unehre bereitet habe. Oft wird solchen jungen Witwen, denen jeglicher Halt durch geistige Beschäftigungen fehlt, das Leben in dem kerkerartigen Heim so unerträglich, daß sie aus demselben entfliehen. Aber wohin soll die Unglückliche ihre Schritte lenken? Niemand nimmt sie auf. Sie ist nicht im stande, durch irgendwelche Erwerbsthätigkeit für ihren Unterhalt zu sorgen. Hunger und Tod schweben ihr wie Schreckgespenster vor. Kein Sonnenstrahl scheint in die arme finstere Seele. Selbstmord oder ein Leben der Schande und Unehre wird oft ihre letzte Zuflucht.

Zwar ist es neuerdings nach dem englischen Gesetz der Witwe gestattet, sich wieder zu verheiraten; aber bei den tief eingewurzelten Vorurteilen gegen Witwen entschließt sich selten ein Mann, eine solche zu heiraten. Der armen Hinduwitwe höherer Kaste bleibt demnach nichts übrig als den namenlosen Jammer des irdischen Daseins zu ertragen, bis der Tod sie erlöst. Und in diesem Elend befinden sich mehr oder weniger über 21 Millionen indische Witwen, von denen sehr viele noch nicht einmal das neunte Lebensjahr erreicht haben.

Diese Wunde des indischen Volkslebens liegt so offen zu Tage, daß sie nicht übersehen werden kann. Selbst die Regierung kann sich diesem Notstand nicht verschließen und sucht nun durch Schulen und Gesetze der indischen Frau eine würdigere Stellung zu verschaffen. Aber solche alte, tiefsitzende Schäden des Volkslebens, die noch dazu ihre Stütze in der Religion haben, lassen sich nicht so bald beiseite schaffen. Auch die Mission wendet mit Recht diesem Gebiet ihre Aufmerksamkeit zu, indem sie in ihren Schulen und in den Senanas (in den abgeschlossenen Frauengemächern) die Töchter Indiens geistig zu heben sucht und ihnen den Trost des Evangeliums bringt. Aber was ist das unter so viele?

Da ist es denn um so erfreulicher, daß unter den christlichen Frauen Indiens selbst eine Persönlichkeit in den Kampf gegen das unwürdige Dasein der Hinduwitwen eingetreten und eine Vorkämpferin der indischen Frauenbewegung geworden ist. Wir meinen die bekannte Pandita Ramabai, die, selbst eine Witwe, unermüdlich für die sociale und geistige Hebung ihrer indischen Schwestern bemüht ist. Sie hat zu diesem Zweck ein Witwenheim gegründet, das als ein Werk der barmherzigen Liebe einzig in seiner Art dasteht. Ehe wir jedoch einen Blick in dasselbe thun, machen wir uns erst kurz mit ihrer Persönlichkeit und ihrem Lebensgang etwas näher bekannt.*)

Pandita Ramabai wurde im Jahr 1858 als das jüngste Kind ihrer Eltern geboren. Ihr Vater war ein indischer Gelehrter aus der Kaste der Brahmanen, der sich mit seiner jungen Frau, die ihm als neunjähriges Kind an den Ufern des heiligen Godawari angetraut worden war, in seiner Heimat an einsamer Stelle niederließ und durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit viele junge Brahmanen als seine Schüler herbeizog. Ja seine Wohnung in den Bergen, an der Quelle eines Flusses, wurde bald wie eine heilige Stätte angesehen, zu der man von allen Seiten wallfahrtete. Hier in diesem Waldheim genoß Ramabai ihren ersten Unterricht. Hier sagte sie ihre ersten Aufgaben auf in der Frühe des Morgens, während die Vögel des Waldes ihr Lied anstimmten.

Doch das Glück ihrer Kindheit währte nicht lange. Infolge der ausgedehnten Gastfreundschaft, die ihr Vater in frommem Eifer übte, geriet derselbe in Schulden. Er sah sich genötigt, sein trautes Heim zu verkaufen und mit Frau und Kindern ein Pilgerleben zu führen. Sieben Jahre hindurch wanderte nun Ramabai mit ihren Eltern und ihrem Bruder von einer heiligen Stätte zur andern, ohne daß dabei ihr Unterricht vernachlässigt worden wäre. Immer herrlicher entfalteten sich ihre reichen Gaben und sie wurde allgemach „ein Wunder von Gelehrsamkeit." Auch blieb sie gegen die Sitten und Gebräuche ihrer Kaste bis zum 16. Lebensjahre unvermählt. Da geschah es, daß sie in dieser Zeit ihre beiden Eltern rasch hinter einander verlor und mit ihrem Bruder allein und völlig mittellos dastand.

Hierauf setzte sie mit ihrem Bruder ihre Wanderungen durch Indien unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen fort, beide nach dem Vorbild ihrer Eltern von dem ernsten Streben erfüllt, ihr Volk für die geistige Ausbildung zu gewinnen. Als sie in Kalkutta anlangten, erregte die junge Gelehrtin allgemeines Aufsehen

*) Nach dem Schriftchen: Pandita Ramabai. Aus dem Englischen von M. v. Kraut. J. Frickes Verl. in Halle a. S.

durch ihre Anschauungen und Kenntnisse, so daß ihr der Beiname „Pandita“ (Gelehrte) gegeben wurde. Bald darauf hatte sie den Schmerz, ihre letzte und einzige Stütze, ihren Bruder, durch den Tod zu verlieren. Nun erst entschloß sie sich, einen jungen Gelehrten in Kalkutta, der um ihre Hand warb, zu heiraten. Aber schon nach 19 Monaten glücklicher Ehe und wenige Monate nach der Geburt eines Töchterchens wurde ihr der Gatte durch die Cholera entrissen. Dieser Schmerz zog sie näher zu Gott. Dankbar erkannte sie auch an, wie vieles sie auf ihrem Lebensweg vor unzähligen indischen Frauen und Witwen dadurch voraus habe, daß sie eine sorgfältige elterliche Erziehung und geistige Ausbildung erhalten hatte. Sie betrachtete es deshalb als eine Pflicht der Dankbarkeit, mit diesem Gut ihren Mitschwestern zu dienen. Sie that dies, indem sie Vorlesungen über die indische Frauenfrage hielt. In ergreifender Weise suchte sie die herabwürdigenden Anschauungen und Vorurteile zu widerlegen. Dann gründete sie in Puna einen Verein, der es sich zur Aufgabe machte, die Bildung unter den Hindufrauen zu fördern und den Kinderheiraten entgegen zu treten. Hierauf reiste sie von Stadt zu Stadt, bildete Zweigvereine und erwärmte die Herzen durch ihre Ansprachen. Die Regierung aber bat sie inständig, den Frauen das Studium der Medizin zu ermöglichen, da dem männlichen Arzte das Betreten des Frauengemaches untersagt ist. Ihrer Anregung ist es wohl auch zuzuschreiben, daß ein Verein zur Ausbildung weiblicher Aerzte für die indischen Frauen entstand, der heute in großem Segen wirkt.

Ihre Bestrebungen führten dann Ramabai 1883 nach England, wo sie aus voller Ueberzeugung zum Christentum übertrat und im September desselben Jahres samt ihrer kleinen Tochter die heilige Taufe empfing. Trotz aller neuen Eindrücke und Anregungen, die sie in dem christlichen England erhielt, gehörte aber ihr Denken und Streben ihrem indischen Heimatlande. Sie trug auch das weiße Gewand der Witwe und blieb wie dort der Pflanzenkost treu. Schon war sie im Begriff, wieder nach Indien zurückzukehren, als sie ganz unerwartet eine Einladung nach Amerika erhielt. Sie entschloß sich, derselben zu folgen und schiffte sich im Februar 1886 in Begleitung ihrer fünfjährigen Tochter nach Philadelphia ein.

Die Bemühungen der amerikanischen Frauenwelt für das Wohl ihrer Mitmenschen machten einen großen Eindruck auf sie. Besonders fesselten sie die sogenannten „Kindergärten“. Sie sah hier einen Plan verwirklicht, der ihr selbst schon lange vorgeschwebt hatte, nämlich die Gründung von Schulen, in denen die Ausbildung der Handfertigkeit zugleich mit der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten erstrebt wird. Sie erblickte hierin ein weites Feld für die Erziehung der

kleinen indischen Witwen. Sie ließ sich deshalb in Philadelphia in einer Schule für Ausbildung von Kindergärtnerinnen aufnehmen, übersetzte Bücher, die Anleitung zu den Fröbelschen Spielen und Handarbeiten gaben, und verfaßte selbst Schulbücher für Hindumädchen. Ehe sie aber nach Indien zurückkehrte, schrieb sie das Buch: „The High-Caste Hindu Woman“ (Die Hindufrau der hohen Kaste), worin sie das jammervolle Schicksal der indischen Frau und besonders das der „Kind-Witwen“ mit ergreifenden Worten beschreibt.

Im Jahr 1887 kehrte Ramabai nach ihrer Heimat zurück und gründete hier, zunächst in Bombay, ihr erstes Asyl für die jungen indischen Witwen. Später verlegte sie es aus ökonomischen Rücksichten nach Puna. Thun wir nun in dasselbe einen kurzen Blick.

Das Witwenheim liegt etwa 10 Minuten vom Bahnhof entfernt und bildet ein schönes, großes Anwesen. Freundlich wird der Besucher von der Pandita empfangen und in ihrer Anstalt herumgeführt. Ramabai ist von kleiner Statur und leider schwerhörig, so daß sie sich eines Hörrohrs bedienen muß. Alle unsre Fragen beantwortet sie in gutem Englisch, das sie fließend spricht. Sie ist überhaupt verschiedener indischer Sprachen mächtig, wie z. B. des Kanaresischen, des Mahratti, Hindustani, Tamil, Telugu und Gutscherati. Gewöhnlich befinden sich in ihrem Witwenheim 40 bis 60 Mädchen, im Alter von 6 bis 20 Jahren. Manche trugen ihr Haar nach Art der Witwen abrasiert. Doch herrscht in dieser Beziehung völlige Freiheit. Die meisten dieser Kinderwitwen zeigen fröhliche Gesichter, obschon viele von ihnen eine schwere Vergangenheit hinter sich haben. Pandita Ramabai nimmt nur Witwen aus den drei höchsten Kasten auf, weil in diesen die Wiederverheiratung aufs strengste verboten ist, während andere sie gestatten. Eine weitere Eigentümlichkeit ihres Asyls ist, daß in ihm die Kaste bestehen bleibt. Denn nur so darf sie erwarten, daß ihr Kinder von den Verwandten übergeben werden.

Im Anfang hatte sie große Schwierigkeiten, Witwen zu bekommen. Sie reiste umher und warb um sie. Es bedurfte dabei großer Ueberredungskunst, bis sich die Leute dazu entschlossen, ihr die jungen Witwen zu übergeben. Doch ist sie der Ueberzeugung, daß diese Schwierigkeit nach und nach schwinden werde. Das Ziel, das Ramabai mit ihren Pfleglingen verfolgt, ist, diesen Mädchen eine Lebensstellung zu verschaffen, in der sie unabhängig für sich selbst sorgen können, sei es als Lehrerin, als Hebamme, oder in irgend einer der Frau angemessenen Stellung. Je nach der Begabung ist auch der Unterricht, den die einzelnen erhalten. Ramabai giebt selbst täglich drei Stunden in höheren Fächern. Ihr zur Seite stehen drei christliche Lehrerinnen. Ueber Wiederverheiratung wird mit den jungen Witwen nie gesprochen,

noch werden sie dazu ermutigt. Dagegen tritt Ramabai nach wie vor in ihren öffentlichen Vorträgen dafür ein.

In Bezug auf das Christentum wird wenig in diesem Witwenheim gethan. Ramabai sagt in dieser Hinsicht: „Ich verheimliche nie den Witwen gegenüber, daß ich eine Christin bin, rede auch mit ihnen über mein persönliches Christentum, vermeide aber jegliche Proselytenmacherei.“ Es werden deshalb auch im Unterricht nur Regierungsbücher benützt. Doch steht auf den Lehrfächern neben den heiligen Büchern Indiens auch die Bibel der Christen, und Ramabai bittet Gott, daß er die Herzen ihrer Pfleglinge öffnen und den ewigen Wahrheiten zuführen wolle.

Wer unterstützt nun aber dieses Heim? Von Indien selbst erhält Ramabai wenig Unterstützung. Sie könnte damit nicht eine einzige Witwe unterhalten. Dagegen erhält sie das Nötige von amerikanischen und englischen Freunden. „Mit einer Witwe“, sagt sie, „fing ich an; der Herr hat das Werk reichlich gesegnet, und wenn ich auch nicht immer mit dem Erfolg zufrieden bin, so findet sich doch viel Ursache zum Danken. Von 30 Witwen habe ich die Versicherung aus ihrem eigenen Munde, daß wenigstens 20 von ihnen dadurch, daß sie hier ein Heim gefunden haben, vor Selbstmord, oder dem Hungertod, oder auch vor schlechtem Leben bewahrt geblieben sind.“

Ja, wer heute diese Heimstätte betritt, der glaubt an das Nahen einer Morgenröte für das weibliche Geschlecht Indiens. Aus abgemagerten, kahlköpfigen kleinen Witwen sind emsige, fröhliche, rundbäckige Kinder geworden. Es ist, als sei die dunkle, ihnen selbst noch so unfaßliche Zeit der Witwenschaft aus ihrem Leben gelöscht.

Neuerdings hat sich Ramabais Wirkungskreis noch bedeutend erweitert. Die Berichte von der schrecklichen Hungersnot in den Centralprovinzen veranlaßte sie, dorthin zu reisen und sich der Witwen anzunehmen, die durch die Hungersnot verwaist, halb verhungert und durch das Elend dem Verderben preisgegeben, zu Tausenden hilflos im Lande umherirren. Die Schilderung, die sie hierüber entwirft, ist geradezu grauenerregend. Es ist ihr auch gelungen, ca. 300 solcher Unglücklichen dem Elend und Verderben zu entreißen und bei sich aufzunehmen.

Unser Titelbild führt uns Ramabai mit einer ihrer Mitarbeiterinnen vor. Ihr zur Seite stellt sich uns eine Gruppe vornehmer Hindumädchen dar, während das Gegenüber uns die Jammergestalten einer Hindufamilie aus den Hungerdistrikten zeigt. Ramabai aber und ihr Liebeswerk bezeichnen wir am besten mit dem Wort: „Selig sind die Barmherzigen!

Weihnachten auf der Missionsstation.

Von A. Flex.

Weihnachten bei blauem Himmel und goldenem Sonnenschein, bei grünen Bäumen und blühenden Rosen! Wird es dir wohl weihnachtlich zu Mut sein, der du Weihnachten zum ersten Mal fern von der deutschen Heimat im Sonnenlande Indien erlebst? Hier erinnert ja nichts an den Zauber der Winterwelt, keine schneebedeckten Fluren, keine langen Nächte und kurzen Tage, die so schnell dahineilen, damit der Weihnachtstag bald komme, der Stern der dunkeln Winternacht!

Aber doch, wir haben ja Weihnachten im Herzen, und von innen heraus strahlt sein Glanz auch auf unsere Umgebung. Die Schulkinder der Missionsstation lernen Weihnachtslieder, deutsche Lieder, die in die Landessprache übersetzt sind; sie lernen Bibelverse, sie lauschen den heiligen Geschichten vom Jesuskindlein. Dazu sind sie voll froher Erwartung, denn wir haben ihnen vom Weihnachtsbaum in der deutschen Heimat erzählt, und sie ahnen, daß auch ihnen ein Fest bereitet werden soll.

Der letzte Schultag ist vorüber, jetzt kommen die Festvorbereitungen. Die Knaben, unter Anführung des Katechisten, holen vom nahen Hain geeignete Baumzweige, um die Kapelle zu schmücken, in der die Feier gehalten werden soll. Die Mädchen helfen der Missionarsfrau bei der Vorbereitung zum Backen der Weihnachtskuchen. Der Weizen und das Maiskorn ist bereits auf Handmühlen zu Mehl gemahlen, der Palmensaft, den man anstatt der Hefe verwendet, herbeigeholt und der Teig auf großen grünen Blättern in die Sonne gesetzt zum Aufgehen. Dann werden die Weihnachtskuchen geformt, aber auch kleine Figuren entstehen unter den geschickten Händen der Mädchen: Elefanten, Tiger, Moschusratten, Schlangen, die sorglich auf Stücke Eisenblech gelegt und in den Backofen befördert werden.

Wie interessant war mir all dies Neue! Noch mischte sich kein Heimweh, keine Sehnsucht nach der weihnachtlichen Feier daheim in das Gefühl froher Thätigkeit. Hatte ich doch mit eigenen Händen für jedes der Schulkinder eine Gabe bereitet: für die Knaben weiße Mützchen nach Landessitte, für die Mädchen kleine beutelartige Taschen von buntfarbigem Zeug, wie sie sie gern an ihrer Kleidung befestigen, um allerhand Kleinigkeiten darin aufzubewahren.

Heiliger Abend! Frohe Erwartung herrscht auf der Station. Die Missionskapelle wird geschmückt, ein Weihnachtsbaum wird herbeigeholt — keine nordische Tanne, sondern ein riesiger Zweig eines mächtigen Baumes soll als Christbaum dienen; die irdenen Näpfchen, die zur Illumination dienen, werden mit Oel gefüllt und mit Dochten versehen und dann in langen Reihen als Einfassung der Wege zur Kapelle aufgestellt. Glühwürmchen gleich strahlen die Lichtlein mit einbrechender Dunkelheit und weisen die Wege zum Gotteshaus.

Jetzt läuten die Glocken das Fest ein. In langen Reihen ziehen die Schulkinder im Festanzug zum Gotteshaus; die Christen der Station und die aus den Dörfern zum Fest herbeigeeilten, alle schreiten im Sonntagsgewande feierlich und in gehobener Stimmung der Kapelle zu.

Wie schön sieht heute der einfache Raum aus. Hell erleuchtet, mit Palmzweigen geschmückt, und neben dem Altar der brennende Baum, flimmernd und glänzend von goldenen und silbernen Sternen, und geschmückt mit Rosen und Orangen.

Jetzt verstummt der Glockenton, Gesang ertönt: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Wie gut eingeübt singt es der Kinderchor!

Aber jetzt, ja jetzt überkommt es mich doch wie heimatliches Sehnen, und diese Thränen gelten dir, du fröhliche, selige Weihnachtszeit daheim!

Der Gesang ist zu Ende, die Stimme des Missionars ertönt: „Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle.“

„Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir. Denn siehe, Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir gehet auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheinet über dir!“

Versiegt sind die Thränen; Jubel, heller Jubel erfüllt mein Herz! Hier ist das Wort Wahrheit geworden; hier sitzen sie vor mir, die ehemals in Finsternis und Schatten des Todes wandelten, und denen jetzt das helle Licht erschienen, ein Volk, das früher im Dunkel saß und dem jetzt der Stern der Weihnacht leuchtet!

Wie andächtig sie lauschen! Wie ernst blicken die dunkeln Augen aus der weißen Umhüllung empor zu ihm, dem Verkündiger der großen Freude, die allem Volk widerfahren ist, ja auch ihnen.

Und nach der religiösen Feier kommt der Festjubel. Die Hüllen werden von den Tischen entfernt, die rechts und links an den Wänden aufgestellt sind, und siehe da: Gaben und Geschenke bedecken sie! Alle Kinder sind bedacht worden; viele fromme Herzen in Indien und in der Heimat haben dazu beigetragen, daß Weihnachten gefeiert werde auf der Missionsstation.

Noch ein Gesang: „Es ist ein Ros' entsprungen", noch ein gemeinschaftliches „Vaterunser" und die Feier ist zu Ende.

Die Lichter brennen herab, die Fackeln erlöschen, die Stimmen verstummen, aber das Herz stimmt ein in den Lobgesang der Christen an allen Orten: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Westafrika: Nigergebiet, Altkalabar und Kamerun.

In dem vielarmigen Delta des unteren Nigergebiets haben in den letzten Jahren politische Wirren und Kriegsunruhen den Betrieb und ruhigen Fortgang des englisch-kirchlichen Missionswerkes recht unliebsam gestört. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich aber auch, wie wenig die nun seit Jahrzehnten von Europa in diese finstern Gebiete eindringende sogenannte Civilisation mit ihrem Schnapshandel jene Völkerschaften sittlich zu heben vermocht hat; denn bei einem Aufstand den die Braß-Neger im Jahr 1895 gegen die Nigerkompagnie erhoben, gaben sich die Eingebornen dem grauenhaftesten Kannibalismus hin. Dieser Aufstand. der sehr bedenkliche Dimensionen annahm, hatte seinen Grund in Differenzen, die zwischen den Eingebornen des Braß-Gebiets und der Nigerkompagnie seit Jahren wegen der beiderseitigen Handelsinteressen bestanden und die den Braß-Leuten die Existenz unmöglich zu machen drohten. Dies führte schließlich dazu, daß über 3000 Eingeborne das Hauptdepot der Kompagnie in Akassa (an der Nun-Mündung) angriffen und eine große Anzahl ihrer Arbeiter massakrierten und sie auf einer Delta-Insel als Opfer darbrachten. Die sechs europäischen Beamten konnten sich nur durch die Ankunft eines Dampfers mit knapper Not retten. Diese Vorgänge riefen den ganzen Fluß hinauf einen Zustand der Unsicherheit hervor. Zwar schossen die englischen Kanonenboote eine Reihe von Dorfschaften zusammen und züchtigten die Eingebornen; aber damit war die Mißstimmung zwischen ihnen und den Weißen nicht gehoben, zumal der inzwischen veröffentlichte amtliche Bericht des englischen Bevollmächtigten zugeben muß, daß den Eingebornen bis zu einem gewissen Grade offenbares Unrecht geschehen war und sie zur Selbsthilfe gereizt

wurden. — Die christlichen Gemeinden von Braß-Tuwon und Nembe wurden infolge dieser Unruhen vollständig zersprengt, und erst nach und nach wagten sich die Christen aus ihren Verstecken hervor und sammelten sich wieder auf ihrer Heimstätte. Mit der Mißstimmung der heidnischen Bewohner gegen die Europäer hat aber auch die gegen das Christentum bedeutend zugenommen und die heidnischen Gebräuche, mit denen selbst Menschenopfer verbunden sind, haben einen neuen Aufschwung genommen. Dazu floriert der schändliche Schnapshandel in hohem Grade und der Missionar kann von seinem Fenster aus die mit Rumkisten beladenen Kanoes den Fluß auf und nieder fahren sehen.

In dem flußaufwärts gelegenen Onitscha macht sich ebenfalls der Teufelsdienst noch immer sehr bemerklich, besonders seit ein Mann vorgiebt, von einem Dämon besessen zu sein. Er benutzt zugleich in schlauer Weise seinen gefürchteten Einfluß und regiert seine Volksgenossen mit eiserner Faust. Um so erfreulicher ist es, daß sich eine Anzahl junger Leute zusammengethan hat, die als ehemalige Fetischtänzer von Ruf ihr heidnisches Treiben aufgegeben haben und sich nun mit der Gottessache beschäftigen. Unter der Leitung von zwei englischen Damen besteht hier eine Mädchenanstalt und eine kleine Poliklinik, die großen Zuspruch hat. Die beiden Damen wagen es auch, das Land zu bereisen und durch Gesang und Violinenspiel das Volk zur Anhörung der Predigt herbeizuziehen. Einen schweren Verlust hat die Mission im April v. J. durch den Tod des Archidiakonus Dobinson erlitten, der seit 1890 in der Arbeit stand und die Mission im Nigerdelta leitete. — Auch in Obotschi, wo ein Missionar den Eingeborenen medizinische Hilfe leistet, äußert sich noch immer das Heidentum als eine sehr finstere Macht, die selbst das Leben der unschuldigen Kinder nicht schont. Ein Beweis davon ist ein Hain in der Nähe der Stadt, wo die Eingebornen manche ihrer Säuglinge aussetzen und elendiglich umkommen lassen. Trotzdem mehrt sich die Zahl der Gemeindeglieder und Schüler. — In dem aus fünf Dörfern bestehenden Asaba, wo sich ein Lehrerseminar mit neun Zöglingen und eine christliche Gemeinde von über 200 Seelen befindet, erscheint das Heidentum ebenfalls noch in seiner ganzen Stärke und äußert sich besonders in dem jährlichen Fest, das die Bewohner zu Ehren des Teufels zu feiern pflegen.

Als ein sehr erfreuliches Ereignis für die Mission des unteren Niger ist zu erwähnen, daß es endlich zu einem befriedigenden Uebereinkommen zwischen der sogenannten Nigerdelta-Pastoratskirche und der englisch-kirchlichen Mission gekommen ist. Bekanntlich stellten sich noch zu Lebzeiten von Bischof Crowther allerlei Schäden in der Nigermission heraus, die sich besonders im niedrigen Stand des christlichen

Gemeindelebens, im Mangel an Kirchenzucht u. a. m. äußerten. Die heimatliche Leitung wollte deshalb eine gesunde Reformation der Mission ins Werk setzen und ernannte nach dem Ableben Bischof Crowther's, das in diese kritische Zeit (31. Dez. 1891) fiel, nicht einen Eingebornen zu dessen Nachfolger, sondern den ehemaligen Missionar Hill zum Bischof der Niger-Diözese. Infolge dessen kam es aber zu einer Separation einiger Delta-Gemeinden, die unter Führung des bisherigen Archidiakonus Crowther, eines Sohnes des verstorbenen Bischofs, sich am 29. April 1892 zu einem selbständigen Native-Pastorat mit dem Sitz in Bonny konstituierten. Dasselbe umfaßte 7 Distrikte mit 7 Kirchen und 21 Kapellen unter vier eingeborenen Geistlichen. Die eine Station, Okrika, war jedoch seit 1893 nicht mehr besetzt und das dortige Missionshaus dem Verfall preisgegeben. Nun ist es dem gegenwärtigen Bischof Tugwell gelungen, eine Vereinbarung und den Wiederanschluß der separierten Gemeinden an die englisch-kirchliche Mission herbeizuführen, ein Schritt, der um der Gemeinden und der noch in diesen Gebieten zu thuenden Missionsarbeit willen nur zu beglückwünschen ist.

Im oberen Nigergebiet ist die Mission endlich in ein hoffnungsvolleres Stadium eingetreten. Nicht nur ist der Hauptplatz Lokodja wieder genügend besetzt, man hat auch von da aus 1896 ein neues Arbeitsgebiet auf dem linken Ufer des Benue im Basaland in Angriff genommen und zwei Missionare dort stationiert. Der rührige Bischof Tugwell sieht trotz der großen Entfernungen fleißig zum Rechten und wird darin treulich von einem seiner Assistenz-Bischöfe unterstützt. Die beständigen Raubzüge der mohammedanischen Nupe-Fürsten, durch die im Jahr 1896 die Gebiete nördlich, westlich und südlich von Lokodja gänzlich gesperrt waren, führten schließlich dazu, daß die Nigerkompagnie Anfang 1897 gegen den Emir von Bida zu Felde zog und ihn aus dem Lande vertrieb. Das Nupe-Gebiet östlich vom Niger wurde infolge dessen der Nigerkompagnie unterstellt, wogegen das rechtsseitige als Hinterland von Yoruba der englischen Herrschaft anheimfiel. Dieser Feldzug ist in der Presse verschieden beurteilt worden. Deutsche Blätter stellten ihn so hin, als ob der Ehrgeiz und die Ländergier Englands damit die Brandfackel in die mohammedanischen Fulbe-Haussaländer werfe und dadurch eine eminente Gefahr für den ganzen centralen Sudan hervorrufe. Diese Befürchtung war unbegründet, wie der Ausgang der Sache gezeigt hat. Mögen auch die Beweggründe nicht in erster Linie der Unterdrückung der Sklavenjagden gegolten haben, sondern den Interessen des Handels und der Ausdehnung der britischen Interessensphäre, die am Niger von den vorrückenden Franzosen bedroht ist, so darf es den Missions-

freund doch freuen, wenn der englische Einfluß die Gebiete des Sudan erschließt und damit auch der Mission die Bahn bricht, daß sie mit dem Evangelium in die Länder des Islam vorrücken kann. Das Ergebnis des Nupe-Feldzugs wird denn auch von den englischen Missionskreisen von diesem Gesichtspunkt aus angesehen, und Bischof Tugwell hat dieselben aufgefordert, ihm die nötigen Leute und Geldmittel zur Verfügung zu stellen, damit er ungesäumt in dieser Richtung vorgehen und die bedeutendsten Städte der Hausa-Länder besetzen könne. Vorderhand hatte er vom Benue aus eine Untersuchungsreise dahin unternommen und dieselbe bis Kessi ausgedehnt. Damit wäre voraussichtlich die schon längst von der Kirchenmission geplante Sudan-Mission ihrer Ausführung um einen bedeutenden Schritt näher gerückt. (Report 1897. The Story of the year 1896/97.)

Die opferreiche Mission der schottischen Unierten Presbyterianer in Altkalabar hat im Jahr 1896 ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Wir haben aus Anlaß dessen im Miss. Magazin 1896 eine kurze Darstellung ihrer 50jährigen Arbeit gebracht und darin gezeigt, welch grauenhaftes Heidentum die Mission dort vorfand, als die ersten Sendboten von Jamaika aus im Jahr 1846 das Flußgebiet des Kalabar betraten, wie es ihr aber auch mit Gottes Hilfe gelungen ist, nicht nur bessere Verhältnisse im Volksleben herbeizuführen, sondern auch die Kirche Christi an diesen dunkeln Stätten zu pflanzen. Ihre Gründer sind nun einer nach dem andern entschlafen, und eine lange Totenliste legt Zeugnis davon ab, daß das Werk zahlreiche Opfer gekostet hat. Auch jetzt ist des Kommens, Gehens und Sterbens der Arbeiter so viel, daß sich schwer eine Statistik des augenblicklichen Missionspersonals aufstellen läßt. Die meisten der gegenwärtigen Arbeiter haben nur eine sehr kurze Dienstzeit hinter sich; denn nach dem Tode des verdienten Goldie, der von 1847 bis 1895 in der Arbeit stand, findet sich nach dem letzten Jahresbericht nur ein einziger Missionar, dessen Dienstzeit auf 13 Jahre zurückreicht. Alle übrigen sind erst in den 90er Jahren in die Arbeit eingetreten. Nur unter den weiblichen Missionsarbeiterinnen ist das Verhältnis günstiger. Leider ist auch der bisherige Senior der Mission Beedie, der seit 1873 dem Werke in großer Treue diente und seit Ende 1896 zur Erholung in Schottland weilte, unerwartet schnell im Januar v. J. einem Fieberanfall erlegen.

Die schottische Mission am Kalabar hat es nie auf eine räumliche Ausdehnung ihres Werkes abgesehen gehabt; sie hat stets ihre Hauptkraft auf die beiden Handelsstädte Duketown und Creektown verwandt und hier ihren Einfluß auf das Volksleben zu erweitern gesucht. Wohl hat man im Laufe der Jahre einen Vorstoß ins

Innere unternommen und am Croßfluß hinauf verschiedene Arbeitsposten angelegt; aber der Mangel an europäischen und eingebornen Arbeitern, sowie der durch Heimkehr und Todesfälle verursachte häufige Wechsel der Missionare hat es zu keiner rechten Entwicklung dieser Inlandmission kommen lassen. Die Stationen am Croßfluß hinauf sind nie recht nachdrücklich bearbeitet worden und waren wiederholt nur zeitenweise besetzt. So waren auch im letzten Jahr die beiden vorgeschobenen Posten Ungwana und Emuramura wieder vakant; nur Ikorifiong war von einem Europäer besetzt, während die Stationen Ikonetu und Adiabo von ihren beiden eingebornen Geistlichen versehen wurden, von denen aber auch der eine als Delegierter der Kalabarkirche einige Monate in Schottland weilte und an der letztjährigen Jubelfeier der presbyterianischen Union teilnahm. — Die vor einigen Jahren in Duketown ins Leben gerufene Gehilfen- und Industrieschule scheint in gutem Zuge zu sein und man hofft durch sie die für die Mission nötigen Katechisten, Lehrer und Handwerker zu gewinnen. Auch das zu Ehren von Missionar Goldie errichtete Hospital in Creektown erweist sich als eine segensreiche Einrichtung. — An Missionspersonal führt der letzte Jahresbericht (August 1897) auf: 4 ordinierte Missionare, 2 Missionsärzte und 11 Laienmissionare, die teils Lehrer, teils Handwerker sind. Demnächst wird noch ein dritter Missionsarzt in die Arbeit eintreten, der Bischof Tucker auf seiner letzten Reise von Mombas nach Uganda begleitete und — wie es scheint — bei dieser Gelegenheit die afrikanische Missionsarbeit liebgewonnen hat. Außerdem werden noch aufgeführt: 15 ledige Missionsarbeiterinnen, von denen aber vier zur Erholung in der Heimat weilen. Auf den 8 Stationen und 13 Außenplätzen zählen die Gemeinden 545 Kommunikanten, 180 Katechumenen und 736 Schüler. (Miss. Rec. of the Un. Presb. Church).

Die Basler Mission in Kamerun hat jetzt ihr erstes Jahrzehnt hinter sich. Sie hat sich während dieser Zeit überraschend schnell ausgedehnt, so daß das ursprünglich von den englischen Baptisten übernommene Arbeitsgebiet heute nur noch einen verschwindend kleinen Teil des Ganzen bildet. Aus den damaligen drei Hauptstationen und ca. 12 Außenstationen sind es nun 9 Haupt- und über 90 Außenstationen geworden, die größtenteils in neuen, von der Mission vorher nicht berührten Gebieten liegen. Zu diesen gehören die Arbeitssprengel in Abo, am oberen Wuri und unteren Sanaga, am mittleren Mongo, das Bergland von Nkosi und die Höhen des Kamerungebirges. Auf dem letzteren ist der Gebirgsort Buea besetzt, wo das neuerbaute Missionshaus zugleich als Sanatorium dient und wohin neuerdings eine von der deutschen Regierung angelegte Bergstraße von der Ambas-

bucht auf das Gebirge hinaufführt. Die hier unter den kriegerischen Bakwiri betriebene Missionsarbeit bietet mancherlei Schwierigkeiten. Die meisten Leute leben zerstreut in den Wäldern der Bergabhänge, seit sie wegen ihrer Unbotmäßigkeit den rächenden Arm der deutschen Regierung zu spüren bekommen haben. Auch die zu einem Stadtwesen gehörenden Hütten liegen weit auseinander und gleichen Schlupfwinkeln, aus denen die Bewohner sofort in den Busch verschwinden können. Der unter ihnen wohnende Missionar hat zwar ihr Vertrauen gewonnen und auch eine kleine Anzahl Schüler sammeln können, aber sie wollen bis jetzt noch nichts von dem Anbruch einer neuen Zeit wissen und möchten lieber in der Abgeschlossenheit ihrer Berghöhen verharren.

Im Thal des Mongo, einige Tagereisen oberhalb seiner Mündung, ist eine neue Station in Bombe im Bau begriffen, von wo aus die Arbeit hauptsächlich dem empfänglichen Stamm der Balong gilt. Hier sind in kurzer Zeit 6 Außenstationen entstanden; über 50 Heiden konnten getauft werden und 92 Taufbewerber und 175 Schüler stehen in der Pflege. 10 Ortschaften sind mit Lehrern besetzt und an verschiedenen Plätzen fangen die Häuptlinge an, mit dem Losango-Unwesen zu brechen. Ja, in Bakundu, Ndo, Ndom und anderwärts ließen die Häuptlige vor versammelter Volksmenge ihre Götzen und was zum Losango-Kult gehört, verbrennen, wozu allerdings die Furcht vor der Regierung mitwirkte.

Nicht so rasch voran geht es auf der Inlandstation Nyasoso im Hochland von Nkosi. Das Volk, das bis vor kurzem noch vom europäischen Einfluß unberührt war, und dessen Gebiet den Küstenbewohnern nur der Sage nach bekannt war, nahm natürlich die Weißen anfangs nur mit Mißtrauen auf. Dieses ist nun zwar allmählich gewichen, aber es scheint bis jetzt nur der materielle Vorteil, den die Anwesenheit des Missionars mit sich bringt, erkannt und geschätzt zu werden. Erschwert wird die Arbeit noch dadurch, daß man sich hier in einem ganz neuen Sprachgebiet befindet, wo wie es scheint das Bantu sich mit den sudanischen Sprachen berührt.

Eine sehr rasche Ausdehnung hat das Werk am Sanaga erlebt. Hier ist zu der seit 1892 bestehenden Station Lobethal neuerdings noch eine Hauptstation im Gebiet von Edie entstanden, die zugleich den Schlüssel für die Arbeit im Inland von Süd-Kamerun bilden soll. Es entstanden hier in kurzer Zeit 8 Außenstationen. Dieser Ausdehnung des Stationssprengels Lobethal nach Norden hin ist zugleich eine solche im südlichen Gebiet von Nyasuku und Klein-Batanga gefolgt. Einladungen von dort führten die Missionare wiederholt in diese Gegenden und so sind dort 7 Arbeitsposten entstanden und es konnte eine Anzahl von Heiden getauft werden. So

hoffnungsvoll die Arbeit im Sanaga-Gebiet ist, so sehr erschwert wird sie durch die Nachbarschaft der katholischen Mission, die es natürlich nicht unterlassen kann, die Basler Mission aufs äußerste zu bekämpfen und die auch Gemeindeglieder zu sich herüber zu ziehen sucht. In welcher Weise sie dabei vorgeht, davon bringt die Zeitschrift „Afrika", das Organ des Evangelischen Afrika-Vereins, in der Oktober-Nummer 1897 einige Proben. Das schändlichste Mittel nämlich, dessen sich die römischen Sendboten bedienen, um den Heiden den Uebertritt zur katholischen Kirche zu erleichtern, ist die Willfährigkeit, mit denen sie ihnen den Schnapsgenuß, sowie den Handel mit diesem Gift zugestehen. Damit lassen sich natürlich leicht Kirchenglieder gewinnen. Und das ist nicht etwa üble Nachrede, sondern anerkannte Thatsache, die man schwarz auf weiß im katholischen Missionsblatt „Stern von Afrika" (März 1897) lesen kann. Dort berichtet Pater König: „In Malimba hatten die irrgläubigen Missionare den Genuß der geistigen Getränke ganz untersagt. Das schien den nach Rum gierigen Schwarzen ein zu großes Opfer, und doch sehnten sie sich nach mehr Licht in ihrem religiösen Dunkel. Sie wandten sich zu uns, die wir vorerst noch nicht „vollständige Enthaltung von Rum auferlegen." Naiv setzt diesem Bekenntnis der nachsichtige Pater hinzu: „Wachsen ja die Bäume nicht an einem Tage, und fordert der liebe Gott selbst von uns alten Christen nur einen allmählichen Fortschritt." In diesem Sinn gehen denn auch im Auftrag des Missionars die katholischen Nationalgehilfen vor und bedienen sich öffentlich des Branntweins als Lockmittel. So wird berichtet, daß an einem Orte, wo die Basler einen Gehilfen stationiert hatten, sich des Nachts ein katholischer Lehrer mit seinem Anhang eindrängte und im Mondschein unter Trommeln und Tanzen den Leuten Rum spendete. Zugleich zeigte er ihnen, was die katholische Mission biete im Vergleich zu der Basler, die Regierungsmission sei. Die Wirkung davon war, daß sich die gesamte Bewohnerschaft auf die Seite der katholischen Mission stellte und der Basler Lehrer abziehen mußte (Afrika, Nr. 10, S. 291). Und wie im Edie-Gebiet, so sucht sie auch in Klein-Batanga die Arbeit der Basler zu schädigen und mit Hilfe des Branntweins Propaganda zu machen. Kein Wunder, daß bei einer solchen Missionspraxis die europäischen Schnapshändler das Lob der katholischen Mission singen und sich anderseits durch die Nähe der evangelischen Mission geniert fühlen.

Ihre Stellung in dieser Sache charakterisiert am besten eine Unterredung, die ein Basler Missionar mit dem Kaufmann X in Klein-Batanga hatte. „Verzeihen Sie", sagte derselbe zu ihm, „daß ich meinem Herzen Ihnen gegen-

über einmal Luft mache; denn ich und noch viele andere Kaufleute mit mir können es nicht verstehen, daß Sie so rücksichtslos gegen den Branntwein vorgehen, mit dem wir hier Geld zu machen suchen und der doch so harmlos ist ꝛc." Als aber Herr X die Harmlosigkeit des Branntweins nicht mehr aufrecht erhalten konnte, meinte er: „übrigens ist uns das ganz egal. Wir wollen bloß Geld und noch einmal Geld. Und weil Sie uns in diesem Geschäft entgegen sind, so haben wir Kaufleute uns bereits besprochen, daß wir in Zukunft unsere Arbeiter und Angestellten weder von der Basler Mission noch von der presbyterianischen, sondern allein von der katholischen nehmen werden; denn diese arbeitet mit uns Hand in Hand . . . Ebenso machen wir es mit den Dörfern, wo Sie Ihre Stationen aufschlagen. Lassen Sie sich davon ein Beispiel erzählen: Ein Dorf am Njongflusse nötigte mich kürzlich, eine Zweigfaktorei dort zu errichten. Als ich hinkam, bemerkte ich, daß bei dem Dorfe ein Schulhaus errichtet wurde, und sogleich erklärte ich den Leuten, da ich glaubte die Basler Mission baue dort: wenn ihr die Mission in eurem Dorfe habt, so könnt ihr von mir keine Faktorei bekommen. Die Leute sagten mir aber: nein, die Mission gibt uns ja selber Rum, und so erfuhr ich, daß die Missionare mit den langen weißen Röcken und nicht die Basler Mission hier baue; so stand denn der Eröffnung meiner Faktorei nichts mehr im Wege." (Afrika, 292.)

Die katholische Mission drängt sich nun auch — nachdem sie sich vor einigen Jahren auf dem Kamerungebirge niedergelassen hat — neuerdings in das ältere Basler Gebiet am Kamerunfluß ein, um den Orten nahe zu sein, wo die politische Macht ihren Sitz hat. An diesem Centrum der Basler Mission schreitet das Werk nur langsam voran. Besonders regsam zeigt sich die zum Stationssprengel Bonaku gehörende Gemeinde Yapoma am Lungasi, wo alt und jung die Schule besucht. In dem zu Bonaberi gehörigen Pongo-Ländchen sind zwei neue Gemeinden entstanden und es bahnt sich dort etwas Neues an. Einige Häuptlinge haben die Sonntagsarbeit verboten, sie begünstigen den Besuch der Gottesdienste und haben eine Art von Schulzwang eingeführt. — Im Abo-Land, wo seiner Zeit von Mangamba aus das Werk einen so wunderbaren Aufschwung erlebte, ist jetzt eine Sichtungszeit eingetreten. Doch geht es noch immer voran mit Gründung neuer Außenstationen, mit Errichtung von Kapellen und Lehrerhäusern. Dem Eifer des dortigen Lehrers Koto ist es auch gelungen, die Abo-Christen aufs neue zur Mithilfe am Werk anzufeuern, sodaß sie zu den beiden von ihnen gegründeten und unterhaltenen Außenstationen Bonakwasi und Nkom noch eine dritte Mpopo am Mahombe im Wurigebiet zu übernehmen und in Mangamba einen Lehrer anzustellen beschlossen.

Was den numerischen Stand der Basler Kamerun-Mission betrifft, so weist der letzte Census (v. 1. Januar 1897) nahezu 1500 Christen und über 1900 Schüler auf. Besetzt sind zur Zeit 9 Haupt- und Außenstationen, auf denen während des Berichtsjahres

358 Heiden getauft wurden. Dagegen hatte die Mission den Tod von zwei Missionaren und einer Missionsfrau zu beklagen (Jahresbericht 1897).

Im Anschluß an obiges erwähnen wir noch, daß das Verhältnis zwischen den Baptisten und der Basler Mission in der letzten Zeit ein freundlicheres geworden ist. Bekanntlich besteht von früher her eine Baptistengemeinde, die sich schon 1889 von der Basler Mission lossagte und sich unter Führung eines eingebornen Predigers zu einer unabhängigen Gemeinde konstituierte und eine rege Missionsthätigkeit entfaltete, zugleich aber auch der Basler Mission entgegenarbeitete und deren Stellung erschwerte. Sie gründete eine Anzahl Außenstationen und gewann auch eine nennenswerte Anzahl von Anhängern, die etwa 2000 betragen mag, denen jedoch der Uebertritt zum Christentum dadurch erleichtert wurde, daß niemandem die Polygamie und Haussklaverei verwehrt wurde. Auch bestand für sie kein Branntweinverbot. Vom Jahr 1890 ab wurden ihnen vom deutschen Zweig der amerikanischen Baptisten in Berlin einige Missionare zu Hilfe gesandt, aber bei den Grundsätzen der freien Gemeinde, die jede missionarische Leitung ablehnte, war ein Zusammenarbeiten auf die Länge nicht möglich. Die Missionare, deren Zahl nie über drei hinausging, sahen sich deshalb genötigt, eine neue Mission für sich zu beginnen und jene ihren eigenen Weg gehen zu lassen. Die Arbeit der deutschen Baptisten-Missionare steht noch in den Anfängen, sie wirken aber bis jetzt in friedlichem Einklang mit den Baslern. (Afrika, Nr. 10, S. 294.)

Die Arbeit der amerikanischen Presbyterianer erstreckt sich auf das französische Küstengebiet des Gabun, sowie auf Batanga im südlichen Kamerun. Doch haben sie ihre Thätigkeit im französischen Gebiet ziemlich eingeschränkt, seit ihnen die französische Regierung allerlei Schwierigkeiten auf dem Gebiet des Schulwesens bereitete. Sie übergaben deshalb ihre Stationen am Ogowe der Pariser Mission und halten jetzt nur noch die Missionsplätze Baraka (am Gabun) und Angom (am Komofluß), sowie die Küstenstation Benito besetzt. Dagegen wandten sie seit 1889 ihre Hauptkraft dem südlichen Kamerun zu und ließen sich hier in Deutsch-Batanga nieder. Sie nahmen zunächst die Küstengebiete in Angriff und gründeten hier die Arbeitsposten Ehikihiki, Efulen, Lobedorf und Groß-Batanga, sowie die Station Evune an der südlichen Grenze des Schutzgebiets, an der Mündung des Kampoflusses. Die Arbeit auf diesen Küstenplätzen geschieht unter den Mabeya-Stämmen.

Inzwischen ist die presbyterianische Mission aber auch landeinwärts vorgedrungen und hat im Hinterland unter dem Fangstamm

der Bule die Stationen Nkongemekak oder Efuloe (1893) und Ebolowoe (1894) angelegt. Ueber den Erfolg der Arbeit läßt sich noch nicht viel berichten, doch finden sich zahlreiche Hörer und Schüler zu den Gottesdiensten und in der Schule ein. Auch sind bereits die Evangelien übersetzt und vor kurzem gedruckt worden. Die neue Gründung hat aber auch ihre Opfer gekostet, darunter den tüchtigen und unternehmenden Dr. Good. Leider hat der letzte Jahrgang von „Church at home and abroad" keine genaue Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Mission. Nach einer summarischen Angabe der letzten Juninummer standen v. J. 33 Missionsarbeiter — darunter 13 ordinierte und 3 Aerzte — in der afrikanischen Arbeit.

Als ein ganz neues Unternehmen ist der Missionsversuch zu erwähnen, den die Presbyterianer unter der Zwergbevölkerung auf Veranlassung einer schottischen Dame, die auch die Mittel dazu darreichen will, in Aussicht genommen haben. Durch Dr. Good wurde man darauf aufmerksam, daß in den Urwäldern hinter dem Küstensaum einzelne Zwergstämme anzutreffen seien. Seitdem haben auch die Missionare Hickmann und Roberts eine solche Niederlassung hinter Benito am Lobisfluß besucht und die Leutchen zu bewegen gesucht, mit der Missionsstation in Verkehr zu treten. Vorderhand ist es wenigstens gelungen, einige Jünglinge dieses scheuen Jägervolkes in in einer der Missionsschulen unterzubringen. Da sich die Zwergstämme gewöhnlich zu einem der ansässigen Völkerschaften gesellen und unter deren Schutz ihre Jagd betreiben und im Tauschverkehr stehen, so ist zu hoffen, daß es der presbyterianischen Mission unter den Mabeya gelingen werde, sich der erreichbaren Zwergstämme anzunehmen. Inzwischen ist auch bereits ein Missionar für diese Arbeit ausgesandt worden und man hofft demnächst noch einen weiteren dafür in den amerikanischen Missionskreisen zu gewinnen. (Church at home and abroad 1897. Die evangel. Miss. in den deutschen Schutzgebieten. 2. Aufl.)

---

b) Neuestes.

Madagaskar. Die Pariser Missionsgesellschaft hat vom 10. Januar 1896 bis zum 10. November v. J. im ganzen 17 Missionare und 13 Frauen nach Madagaskar ausgesandt. Wegen der jetzt eingetretenen ungesunden Jahreszeit müssen weitere Aussendungen bis zum nächsten April unterbleiben. Von jenen siebzehn sind aber Lauga und Krüger als Delegierte der Gesellschaft nur vorübergehend

dort gewesen und inzwischen wieder zurückgekehrt. Minault und Escande wurden ermordet, so daß gegenwärtig 13 Männer und ebensoviele Frauen auf dem Arbeitsfelde stehen. Die Gesellschaft hat unterdessen 40 weitere Anmeldungen erhalten, die sie nun gewissenhaft prüft. Die Anwesenheit der Pariser Missionare hat in Madagaskar die tief erschütterten Protestanten wieder ziemlich aufgerichtet, so daß sie gegenüber den römischen Vergewaltigungen fester bleiben und auch vielfach dem Katholizismus wieder den Rücken kehren.

Der gegenwärtige Stand der evang. Mission auf der Insel ist nach dem Journal des Miss. Evang. etwa folgender: Die Missionen der Londoner Gesellschaft sind in einigen Distrikten für den Augenblick scheinbar vernichtet. Die Londoner können auch das Werk kaum noch halten. General Galliéni hat die Abordnung der Gesellschaft, den Direktor W. Thompson und das Komitee-Mitglied Spicer empfangen und den Herren mitgeteilt, seiner Ansicht nach erblickten gewisse Kreise der Howas in der Londoner Mission das Mittel, um wieder zur Herrschaft über die Insel zu gelangen. Daraufhin haben sie eine öffentliche Erklärung abgegeben und entschieden Verwahrung dagegen eingelegt, daß die Mission irgendwie mit dergleichen politischen Dingen zu thun habe. Zugleich haben sie die Christen ernstlich ermahnt, da Gewissensfreiheit wiederholt proklamiert worden sei, sich von ganzem Herzen an Frankreich anzuschließen und der Regierung zu zeigen, daß die Protestanten ihre besten Unterthanen seien. — Ferner wurde auf einer Konferenz der Londoner Abgeordneten und der Pariser Missionare beschlossen, letzteren endgültig alle die Gebiete zu übergeben, in denen die Londoner nichts mehr ausrichten, die aber von den Parisern vielleicht noch behauptet werden können. Es sind dies 6 Distrikte in der Provinz Imerina mit der Hauptstadt Tananarivo, 3 Distrikte in der Provinz Betsileo, und endlich alle Schulen, oder doch vorderhand die in den abgetretenen Bezirken. — Hierauf haben die Pariser Missionare diese Gebiete soweit als möglich besetzt und reisen nun in allen Richtungen, besonders zu den am meisten bedrohten Punkten. Da sie von der Regierung gut empfohlen sind, und auch sonst ihr Werk von derselben gestützt wird, so hat sich sofort ein merkwürdiger Umschwung bei den madagassischen Christen bemerklich gemacht. Ueberall, wo sich die Pariser Missionare zeigen — oft in Begleitung der Londoner und Norweger — werden sie mit Begeisterung eingeholt und unter Musik und Jubelgeschrei und mit vorangetragenen französischen Fahnen auf die Stationen geleitet, wo dann sogleich ein Dankgottesdienst gehalten wird. An entfernteren Orten, wo noch keine ständige Besetzung möglich ist, darf sich die Freude noch nicht so laut äußern. Nach einem Brief von Mis-

sionar Bénézech in Fianarantsoa (vom 24. Sept.), haben in den drei Missionsbezirken, die er von den Londonern übernommen hat, bis daher 1200 Erwachsene und 1000 Schüler die katholische Kirche verlassen und sich der evang. Mission wieder angeschlossen. In Fianarantsoa selbst waren es über 300. Ebenso sendet Miss. E. Escande guten Bericht von Ambositra, wo sich der Vice-Resident freundlich zum Missionar stellt und durchaus unparteiisch ist. Letzterer erhielt auch einen Besuch des General-Residenten Dr. Besson, und bald darauf vom General Galliéni selbst. Sie wurden von den protestantischen Christen feierlich begrüßt, worauf der General an die Kinder einige Fragen richtete. Am Abend wurde der Missionar zur Tafel geladen, wobei es sich herausstellte, daß nicht nur er, sondern auch der General seit Jahren Abstinenzler ist, und daß dieser im Sinne habe, den Alkohol in Madagaskar zu bekämpfen. Es ist erklärlich, daß der katholische Priester in Ambositra nicht sonderlich erfreut ist über diesen Stand der Dinge und sich in Klagen über die Protestanten ergeht. Die Pariser Missionare sind der guten Zuversicht, daß noch viele der abgefallenen Christen zu ihnen zurückkehren werden, sobald die evangelischen Gottesdienste wieder überall eingerichtet sind. Sie haben deswegen dringend um Verstärkung gebeten. Anmeldungen hiefür sind wie gesagt genügend vorhanden, aber es ist nicht zu verkennen, daß durch diese großen Aufgaben die evangelische Kirche Frankreichs auf eine Kraftprobe gestellt ist, wie sie seit lange keine mehr erlebt hat.

Bücheranzeige.

Burkhardt, G. Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Zweites Heft: Surinam. 156 S. Leipzig, Fr. Jansa. Mk. 1.50.

Nach Form und Aufbau mustergültige Missionsstunden, die in 15 hübsch gruppierten Bildern den Gesamtbetrieb des Surinamer Missionswerkes und dessen geschichtliche Entwicklung zur lebendigen Anschauung bringen.

Correvon, Ch. Am Sambesi. Eine afrikanische Reise. Aus dem Französischen. 190 S. Frankfurt a./M. Joh. Schergens.
broch. Mk. 1.20. | geb. Mk. 2.

Das hübsch ausgestattete Büchlein enthält keine ausschließliche Reisebeschreibung, wie sein Titel vermuten lassen könnte, sondern schildert die Pariser Mission am Sambesi, von ihrer Gründung durch Miss. Coillard bis in die neueste Zeit, eine Mission, die unter großen Schwierigkeiten begonnen, sich allmählich zu einem hoffnungsvollen Werk entwickelt hat.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

sionar Bénézech in Fianarantsoa (vom 24. Sept.), haben in den drei Missionsbezirken, die er von den Londonern übernommen hat, bis daher 1200 Erwachsene und 1000 Schüler die katholische Kirche verlassen und sich der evang. Mission wieder angeschlossen. In Fianarantsoa selbst waren es über 300. Ebenso sendet Miss. E. Escande guten Bericht von Ambositra, wo sich der Vice-Resident freundlich zum Missionar stellt und durchaus unparteiisch ist. Letzterer erhielt auch einen Besuch des General-Residenten Dr. Besson, und bald darauf vom General Galliéni selbst. Sie wurden von den protestantischen Christen feierlich begrüßt, worauf der General an die Kinder einige Fragen richtete. Am Abend wurde der Missionar zur Tafel geladen, wobei es sich herausstellte, daß nicht nur er, sondern auch der General seit Jahren Abstinenzler ist, und daß dieser im Sinne habe, den Alkohol in Madagaskar zu bekämpfen. Es ist erklärlich, daß der katholische Priester in Ambositra nicht sonderlich erfreut ist über diesen Stand der Dinge und sich in Klagen über die Protestanten ergeht. Die Pariser Missionare sind der guten Zuversicht, daß noch viele der abgefallenen Christen zu ihnen zurückkehren werden, sobald die evangelischen Gottesdienste wieder überall eingerichtet sind. Sie haben deswegen dringend um Verstärkung gebeten. Anmeldungen hiefür sind wie gesagt genügend vorhanden, aber es ist nicht zu verkennen, daß durch diese großen Aufgaben die evangelische Kirche Frankreichs auf eine Kraftprobe gestellt ist, wie sie seit lange keine mehr erlebt hat.

Bücheranzeige.

Burkhardt, G. Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Zweites Heft: Surinam. 156 S. Leipzig, Fr. Jansa. Mk. 1.50.

Nach Form und Aufbau mustergültige Missionsstunden, die in 15 hübsch gruppierten Bildern den Gesamtbetrieb des Surinamer Missionswerkes und dessen geschichtliche Entwicklung zur lebendigen Anschauung bringen.

Correvon, Ch. Am Sambesi. Eine afrikanische Reise. Aus dem Französischen. 190 S. Frankfurt a./M. Joh. Schergens.
brosch. Mk. 1.20. | geb. Mk. 2.

Das hübsch ausgestattete Büchlein enthält keine ausschließliche Reisebeschreibung, wie sein Titel vermuten lassen könnte, sondern schildert die Pariser Mission am Sambesi, von ihrer Gründung durch Miss. Coillard bis in die neueste Zeit, eine Mission, die unter großen Schwierigkeiten begonnen, sich allmählich zu einem hoffnungsvollen Werk entwickelt hat.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Leichenfeier in Bolobo am Kongo.

An den Ufern des Sambesi.

Züge aus der Pariser Mission unter den Barotse.

Von Pfr. Th. Rivier.

Es war in London an einem Sonntag Vormittag des Winters 1889 auf 1890. Herr Pfarrer Boegner, der Direktor der Pariser Missionsgesellschaft, und ich hatten dem Gottesdienst des berühmten Predigers Spurgeon angewohnt. Am Schluß desselben begaben wir uns in die Sakristei, wo sich Direktor Boegner als Präsident der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft vorstellte. Spurgeon, der sich doch sonst sehr für die Heidenmission interessierte, sah ihn erstaunt an. „Der Pariser Missionsgesellschaft?" sagte er freundlich; „. . . ah! Sie meinen die MacAll-Mission." *) — „Nein", erwiderte Direktor Boegner, „die Pariser Missionsgesellschaft, die in Afrika unter den Heiden arbeitet." — „Ach was! Sie haben in Frankreich auch eine Gesellschaft für Heidenmission? Das habe ich bis jetzt nicht gewußt."

Seitdem ist die Existenz der Pariser Missionsgesellschaft durch die traurigen Vorgänge in Madagaskar allen Missionskreisen mehr oder weniger bekannt geworden. Auch im Missions-Magazin sind die außerordentlich großen Schwierigkeiten, mit denen sie dort den Jesuiten gegenüber zu kämpfen hat, mit viel Teilnahme besprochen worden. Ueber die andern Arbeitsfelder dieser Mission aber mögen viele Leser des Missions-Magazins fast ebenso wenig wissen, wie damals der berühmte Spurgeon, und es dürfte vielleicht für sie nicht ohne Interesse sein, wenn wir ihnen in den nachfolgenden Blättern eins dieser Missionsfelder vorführen und zwar das am Sambesi.**)

*) MacAll, ein Schotte, ist bekanntlich der Gründer der inneren Mission in Paris.

**) Nach: Au Zambèze, sur les pas de nos missionnaires von M. Th.-E.

I.

Schon vor 20 Jahren hielten die im Basutoland arbeitenden Pariser Missionare den Zeitpunkt für gekommen, ihren dortigen Gemeinden, die nun schon seit 50 Jahren die Predigt des Evangeliums gehört hatten, eine eigene Missionsthätigkeit zu eröffnen. Um nun ein Arbeitsfeld für sie ausfindig zu machen, wo sie ihre schwarzen Brüder mit dem Christentum bekannt machen könnten, unternahmen einige Missionare verschiedene Forschungsreisen. Auf einer derselben gelangte Missionar Coillard und Frau nach einem gescheiterten Versuche im Matabeleland nach Shoshong, der Hauptstadt der Bamangwato, wo sie sich bei dem frommen und gebildeten König Khama eine Zeitlang aufhielten. Dann entschlossen sie sich, noch weiter nach Norden zu reisen bis in das Gebiet des oberen Sambesi, um dort Rundschau zu halten und sich über die Möglichkeit einer zu gründenden Mission unter den Barotse zu vergewissern. Es sprach zwar manches dagegen, und man verhehlte sich auch das nicht. Es war vor allem klar, daß das Missionswerk hier bei der großen Entfernung kaum von den Basuto-Gemeinden übernommen werden konnte, und man mußte sich von vornherein sagen, daß sowohl die Missionare, wie die dazu nötigen Betriebsgelder würden von Europa bezogen werden müssen. Außerdem war es fraglich, ob überhaupt Europäer in diesem höchst ungesunden Landstrich würden arbeiten und es auf die Länge aushalten können. Es war somit vorauszusehen, daß das ursprünglich geplante Projekt eine Aenderung erfahren mußte, und daß es ein ganz neues Unternehmen sein würde, bei dem die Eingebornen der Basutogemeinden höchstens als Hilfsarbeiter mitwirken konnten.

Anderseits sprachen auch sehr gewichtige Gründe für ein Missionsunternehmen am oberen Sambesi. Das Gebiet war nämlich im Anfang dieses Jahrhunderts von einem Basuto-König erobert worden, der dann auch Sprache und Sitten seines Volkes hier eingeführt hatte. Damit war ein wichtiger Schlüssel zur Gründung einer Tochtermission gegeben. Es bestanden dadurch für die Basuto-Evangelisten Anknüpfungspunkte, die ihnen leicht Eingang verschaffen konnten. Zudem konnten die in der Sprache der Basutos bereits übersetzten und gedruckten Bücher — vor allem die Bibel — leicht Verwendung finden und die Missionsarbeit wesentlich erleichtern.

Dazu kam noch, daß der König des Marotse-Reiches Lewanika Miss. Coillard sagen ließ, er würde sich freuen, wenn sich Missionare in seinem Lande niederlassen würden. Das alles ließ Coillard keine Ruhe mehr, bis er die neue Arbeit in Angriff nehmen konnte.

Im Januar 1880 landete Coillard mit seiner Frau an der Küste Frankreichs, um nach 22jähriger Arbeit im Basutoland in der Heimat einen längeren Erholungsaufenthalt zu verbringen. Aber die beiden Jahre, die sie in Europa zubrachten, sollten recht arbeitsreich sein. Sie bereisten nach einander alle Provinzen Frankreichs, dann England und Schottland, die Schweiz, Holland und die Waldenserthäler, um die christlichen Freunde überall für ihre geplante Sambesi-Mission zu gewinnen. In der frohen Zuversicht, diese nun bald in Angriff nehmen zu können, schifften sie sich im April 1882 wieder nach Afrika ein. Doch währte es noch fast zwei Jahre, bis Coillard mit seiner Frau am 2. Januar 1884 seine bisherige Basuto-Station Leriba verlassen und sich auf den Weg nach dem neuen Arbeitsfelde machen konnte. In der Begleitung von einer Nichte, Frl. Coillard, einem jungen Missionar aus Neuenburg, Namens Jeanmairet, zwei schottischen Handwerkern, zwei Nationalgehilfen und deren Familien und zehn eingebornen Führern traten sie die lange, beschwerliche Reise an. Wir können hier nicht auf die großen Schwierigkeiten und Entbehrungen, die sie auf dieser Reise durchzumachen hatten, eingehen; erwähnt sei nur, daß ihnen nichts erspart blieb, was das Reisen in solchen unwirtlichen Gegenden mit sich bringt: Gewitter, Kälte, Fieber, schlechte Wege, Wagenunfälle, Undankbarkeit und Untreue der schwarzen Bediensteten, drohende Hungersnot, Diebstähle, Krankheiten der Menschen und des Viehes. Erst nach sieben Monaten der beschwerlichsten Pilgerfahrt erreichte die Karawane endlich Ende Juli das Dorf Leshoma, das 10 Kilometer südlich vom Sambesi liegt.

Es war dies aber nur ein vorläufiges Ziel. Die Mission sollte im Mittelpunkt des Landes und in mehreren Städten desselben festen Fuß fassen. Coillard traf deshalb sofort die nötigen Maßregeln, um dem König der Barotse jenseits des Flusses seine Ankunft melden zu lassen und ihn um die Erlaubnis zu bitten, weiter ziehen zu dürfen. Inzwischen wurde aber Lewanika, der die Missionare fünf Jahre früher willkommen geheißen hatte, durch eine Revolution entthront, und der neue König ließ Coillard ein volles

Jahr in Leshoma warten, bis er ihn einlud, sich ihm in seiner Hauptstadt Lialui vorzustellen. Coillard wurde zwar hier freundlich aufgenommen, suchte und fand auch einen geeigneten Ort zu einer Missionsstation, mußte aber doch schließlich wieder nach Leshoma zurückkehren, wo er seine Frau und fast alle Mitglieder der Karawane krank vorfand. Das Fieber hatte während seiner Abwesenheit gewütet und Leshoma zum Krankenhause gemacht. Dem einen Evangelisten war sogar ein Kind gestorben, und wenige Tage darauf traf den andern Evangelisten ein ähnlicher Schlag.

Mitte August 1885 konnte die Reisegesellschaft endlich daran denken, bei Kazungula über den 400 bis 500 Meter breiten Sambesi-Strom zu setzen und auf dem jenseitigen Ufer in Sesheke eine Missionsstation zu gründen. Coillard und seine Frau aber gedachten sich noch 150 Stunden weiter nördlich in der Hauptstadt Lialui niederzulassen. Hier war inzwischen die Revolution abermals ausgebrochen und der vertriebene König Lewanika wieder auf den Thron gekommen. Coillard mußte sich zum zweiten Male allein nach der Hauptstadt begeben. Dann bereitete er die Gründung der Station Sefula, in der Nähe der Hauptstadt, vor und holte hierauf seine Gattin, die in Sesheke verblieben war, dahin ab. Im Januar 1887 langten sie daselbst wohlbehalten an.

So waren denn volle acht Jahre vergangen, seitdem die beiden Coillards das Problem dieser Mission als ihren innigsten Wunsch im Herzen bewegt hatten. Nun standen sie endlich am Ziel ihrer Wünsche. Die Geduld aber und die Ausdauer, die sie während dieser langen Jahre angesichts der vielen Schwierigkeiten an den Tag legten, läßt uns ihren Opfersinn erkennen. Mit welchen Hemmnissen sie aber fortwährend zu kämpfen hatten, läßt sich nicht beschreiben. Man begreift deshalb wohl, daß Coillard schon am Anfang der langen Reise schrieb: „Der Teufel verfolgt uns und bereitet uns beständig neue Hindernisse; ja, es scheint mir bisweilen, als ob ich mit ihm Mann gegen Mann kämpfte.“ Und er fügt hinzu: „Das ist ein Beweis, daß er sich vor uns fürchtet.“

Ja, Gott war mit seinen Dienern bei ihrem großen, schwierigen Unternehmen, und er hat dies auch nachher in offenbarlicher Weise bewiesen. Bevor wir jedoch auf die Wirksamkeit der Missionare am Sambesi weiter eingehen, wollen wir erst noch einen Blick auf das Land und seine Bewohner werfen.

II.

Das Land der Barotse liegt auf dem linken, nördlichen Ufer des oberen Sambesi und erstreckt sich im Südosten bis gegen die berühmten Viktoria-Fälle. Alle heutigen Stationen der Pariser Mission liegen oberhalb dieser Wasserfälle. Im Sommer ist der Sambesi in dieser Gegend 300 bis 600 Meter breit, während im Winter der Wasserstand um einige Meter steigt. Dies genügt, um ihm in dieser Zeit eine Breite von 25 bis 30 Kilometern zu geben; denn das Ufergelände, wie das ganze Land, ist sehr flach. Es ist eine weite, ausgedehnte Ebene mit kleinen Hügeln, auf denen die Dörfer der Eingebornen liegen und die sich zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmung wie Inseln aus dem Wasser erheben. Es läßt sich denken, daß unter diesen Umständen das Klima höchst ungesund ist. Denn sobald sich das Wasser verläuft, bleiben eine Unmasse von Pflanzenresten zurück, die durch die tropische Sonnenglut in Fäulnis geraten und die Luft ringsum verpesten. Die dadurch erzeugte Malaria ruft dann Fieber hervor, von dem selbst Eingeborne nicht verschont bleiben. Die Fruchtbarkeit des Landes ist groß, hängt aber natürlich von der Regelmäßigkeit der Ueberschwemmungen ab. Es giebt auch viele Wälder, die von Elefanten, Giraffen, Antilopen und allerlei anderem Wild bevölkert sind. Doch gehören die Bäume vorwiegend den niedrigen Gattungen an. Sehr häufig finden sich verschiedene Arten von Gummibäumen, Korkeichen und wilde Baumwollstauden. Schon Livingstone, als er diese Gegenden bereiste, war der Meinung, daß das Gebiet bei einer rationellen Bearbeitung recht wohl eine Million Menschen ernähren könnte, wo heute nur etwa ein Tausend Bewohner leben. Das Land hat also in wirtschaftlicher Beziehung noch eine große Bedeutung.

Die Makololo, die es zur Zeit Livingstones bewohnten, haben seitdem den Barotse weichen müssen, einem der einflußreichsten Stämme Central-Afrikas. Die Hauptbeschäftigung der Barotse scheint in diesem Gebiet der Fischfang, die Jagd und die Viehzucht zu sein. Sie legen hierin viel Geschick an den Tag und es ist anzunehmen, daß sie auch alle Handwerke, wenn solche eingeführt würden, betreiben könnten.

Manche ihrer Sitten und Gebräuche erinnern sehr an Einrichtungen, wie sie bei den Juden im alten Testament bestanden;

so z. B. gewisse Reinigungen, die Beschneidung und das Dasein einer Freistadt, in die sich der vom König Verfolgte flüchten darf. Was ihre religiösen Gebräuche betrifft, so haben sie eine Art Altar, ein in die Erde gesetztes Horn im Schatten eines Baumes oder Haines, wo sie den Geistern ihrer Ahnen Opfer bringen, ehe sie ihr Gebet verrichten. Die Größe und der Wert des Opfers hängt von der Wichtigkeit der Bitte ab. Es kann einfach etwas Bier sein, das man auf die Erde schüttet, oder ein Stück Zeug, das man an das Horn befestigt, oder auch sogar ein Ochse, mit dessen Blut man das Horn besprengt. Früher betrachteten die Barotse ihren König als einen Halbgott, der sie in der Gefahr beschützen und alle Segnungen vermitteln sollte, und noch jetzt sieht man öfters Leute auf den Knieen zu den Füßen des Königs diesen um Regen anflehen. In der Gegend, wo die Missionare heute wirken, ist das Heidentum besonders schrecklich. Coillard sagt, er habe das Heidentum in unmittelbarer Nähe bei den Basuto, bei den Sulu und anderen Stämmen Südafrikas kennen gelernt, und es sei da scheußlich; bei den Barotse aber überschreite es jeden Begriff. Raub und Habsucht, Lug und Trug, Undank und Hochmut werden als etwas ganz Natürliches angesehen, gar nicht zu reden von der Trunksucht, der Grausamkeit, dem Aberglauben und der gröbsten Unsittlichkeit. Güte und Bosheit, Gerechtigkeit und Sünde haben in ihrer Religion rein nichts zu thun, sondern einzig und allein die Stellung, die der Mensch in dieser Welt einnimmt. Davon hängt auch sein Schicksal im jenseitigen Leben ab. Stirbt er als Häuptling, so bleibt er Häuptling; ist er ein Sklave, so bleibt er ein solcher auch im Jenseits. Daher der Abstand, der zwischen den Oberen und ihren Untergebenen besteht, und es ist menschlich gesprochen unmöglich, einen Häuptling oder irgend einen freien Mann dahin zu bringen, daß er sich auf gleichen Fuß mit einem Sklaven stellt.

Die Barotse haben auch, was man bei uns im Mittelalter Gottesurteile oder Gottesgerichte nannte. Kommt irgendwelches Unglück oder nur eine Unannehmlichkeit vor, so beschuldigt man irgend einen Feind, dessen man sich zu entledigen wünscht, der Zauberei und nötigt ihn, seine Hände in einen Topf voll kochenden Wassers zu tauchen. Bleiben die Hände unversehrt, so wird der Angeklagte freigesprochen; zeigen sie aber Blasen, was ja meist der

Fall ist, so wird er zum Tode verurteilt. Nicht selten tötet man einen Menschen, nur um sich seiner Kleidungsstücke zu bemächtigen. Leider kommen auch Menschenopfer sehr oft vor. Handelt es sich um die Einweihung eines Boots, einer Trommel, eines Hauses oder von irgend etwas anderem, so nimmt man ein Kind, schneidet ihm Finger und Zehen ab, besprengt mit dem Blut den zu weihenden Gegenstand und wirft dann das arme Opfer in den Fluß. Man kann sich denken, welche Greuel erst in Kriegszeiten verübt werden. Eine bei den Barotse ganz gewöhnliche Todesstrafe besteht darin, daß man den Gefangenen mit gebundenen Händen und Füßen in die Nähe eines Ameisenhaufens wirft, wo er von den Ameisen bei lebendigem Leibe aufgezehrt wird. In wenigen Tagen ist nur noch das Skelett von ihm übrig.

Die beiden einflußreichsten Persönlichkeiten im Lande sind der König Lewanika und die Königin. Diese ist aber gemäß der Landessitte keine seiner Frauen, sondern seine Schwester. Als seine Mitregentin hat sie ihren eigenen Hof und all das Ceremoniell, mit dem sich der König zu umgeben pflegt. Den König werden wir bald kennen lernen. Was die Königin Mokwahe betrifft, so bezeichnet sie wohl am besten der nachfolgende Abschnitt aus einem Briefe Coillards. Dieser besuchte sie kurz nach der Gegenrevolution, die ihr und ihrem Bruder Lewanika die Herrschaft wiedergegeben hatte. „Unsern Feind Mathaga und seinen Anhang", sagte sie lachend, „haben wir vernichtet und ihre Gebeine bleichen in der Sonne. Und dabei wagten einige dieser unverschämten Zauberer noch um Gnade zu bitten! Gnade! Jawohl, wir haben sie den Geiern zum Fraße hingeworfen! Das ist unsere Art, Gnade zu üben." — Ich mußte diese Frau immer und immer wieder betrachten, und während ich ihr zuhörte, sann ich nach. Ich hatte schon mehr derartiges von ihr gehört. Vor etwa zwei Jahren hatte ihr erster Minister ihr Mißtrauen erregt. Da ließ sie ihn eines Tages in ihre Wohnung kommen, reichte ihm eine Schüssel voll Speise und ließ ihn dann allein mit einigen ihrer Leute, die ihn ermorden sollten. Allein durch die Gegenwart des ehrwürdigen und allgemein geschätzten Greises waren die Sklaven so eingeschüchtert, daß sie sich nicht an ihn wagten. Lange wartete Mokwahe draußen im Hofe auf die Vollziehung ihres grausamen Befehls, bis sie endlich ungeduldig in das Haus stürzte. Was! rief sie, man be-

fiehlt euch etwas und so führt ihr den Befehl aus? Greift ihn! Mit diesen Worten faßte sie einen alten portugiesischen Säbel und hieb dem alten Mann mit einem Schlag den Kopf ab. Den Leichnam ließ sie in einen benachbarten Hofraum werfen und setzte sich dann, wie wenn nichts geschehen wäre, ruhig auf den öffentlichen Versammlungsplatz nieder.

Trotz alledem ist auch diesem grausamen und im Heidentum versunkenen Geschlecht noch etwas von seinem göttlichen Ursprung verblieben. So erzählt Livingstone einzelne Züge von ihnen, die deutlich erkennen lassen, daß sie z. B. doch auch jemanden wirklich lieben können. Man lese nur folgenden Zug. Auf seiner zweiten Reise nach der Hauptstadt kam Coillard mit seinen Barotse-Begleitern an die Wasserfälle von Ngonye. Die Eingebornen empfinden für die Gottheit, die hier in den Tiefen dieser Strudel hausen soll, eine so hohe Verehrung, daß sie es nicht wagen, diesem Ort mit leeren Händen zu nahen. Als nun einer der Führer sah, daß Coillard keine Opfergabe darbrachte, warf er sich auf die Kniee, beschwor den gefürchteten Flußgott und betete: „O Nyambe! der du in diesen Abgründen wohnst, zürne nicht! Siehe, diese Weißen sind arm und haben nichts, das sie dir opfern könnten. Hätten sie Stoffe oder Glasperlen, so würden wir es wohl wissen und ich würde es dir nicht verhehlen. Sie sind aber wirklich ganz arm und haben nichts zu verschenken. O Nyambe, räche dich nicht! verschlinge sie nicht! zürne nicht!"

Auch seien hier noch die Begrüßungsworte angeführt, womit der erste Minister des Königs Missi. Coillard und seine Freunde willkommen hieß, als sie das erste Mal in der Hauptstadt Lialui ankamen: „Seid uns willkommen, ihr Diener Gottes, die ihr uns Regen und Frieden, Fruchtbarkeit und Schlaf bringt! Wir nehmen euch im Namen des ganzen Volkes auf. Jahrelang haben wir auf euch gewartet und schon fürchteten wir, ihr hättet uns vergessen. Mit Freuden sehen wir heute euer Angesicht und sind beglückt, zu erfahren, daß ihr nicht nur gekommen seid, um uns zu besuchen, sondern um unter uns zu wohnen. Bald werdet ihr merken, daß wir ‚gelbe' (d. h. neidische) Herzen haben und daß unser Land voll Blut ist. Das Volk ist müde und sehnt sich nach Frieden. Hier ist es; rettet es!" Und sich an Coillard wendend, fuhr er fort: „Sieh hier unsern König! Er ist noch ein Kind;

sei du sein Vater, rate ihm! Wir verlangen keine Geschenke von euch und fragen nichts nach euren Waren. Wir bitten nur um Unterricht und Frieden!"

Es erweist sich also auch hier bei den Barotse das Wort des Apostels als Wahrheit: „Gleichwie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkenneten, hat sie Gott auch dahingegeben in verkehrten Sinn, zu thun, das nicht taugt." (Röm. 1, 24). Ja, „sie sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert." Und doch kann auch in einem solchen Herzen die Predigt des Evangeliums noch etwas ausrichten. Das haben die französischen Missionare unter diesem Volke am Sambesi erfahren dürfen.

(Schluß folgt.)

Die theologische Ausbildung der chinesischen Missionsgehilfen.

Von Missionar M. Schaub.

I.

In neuerer Zeit bringt fast jedes europäische und amerikanische Dampfboot christliche Sendboten nach dem Reich der Mitte. Ja, es hat sich seit der allgemeinen Missionskonferenz, die im Jahre 1890 in Shanghai stattfand und damals einen Aufruf an die ganze evangelische Christenheit um tausend weitere Missionare ergehen ließ, die Zahl der Arbeiter mehr als verdoppelt. Es ist, als ob Ostasien nun im Sturme genommen werden sollte. Und trotzdem seufzt mancher auf dem chinesischen Missionsfelde stehende Arbeiter noch immer: „O Fels, Fels! wann wirst du dich endlich einmal öffnen?!" So rief nämlich der Jesuitenmissionar Franz Xaver sterbend am öden Ufer der kleinen Insel Schong tschon, als er von Menschen verlassen in einer armseligen Hütte auf seinen Knieen liegend, noch einmal nach dem verschlossenen Festlande der Provinz Kanton hinüberblickend für China betete.

Das sogenannte himmlische Reich ist heute noch eine feste Zwingburg des Heidentums. Und zwar ist es besonders die alte Kultur dieses eigentümlichen Volkes, seine lange Abgeschlossenheit von den westlichen tiefer gehenden Einflüssen, die China zu einer schwer einzunehmenden Festung macht, so daß ein langjähriger Kenner dieses Landes vor einiger Zeit sagte: „All unser Einfluß im Reich der Mitte ist noch nicht einmal durch die Haut hindurchgedrungen, geschweige denn, daß er schon das Herz getroffen hätte." Dennoch fahren wir fort im Glauben Sturm zu laufen, und es werden immer mehr alle möglichen Mittel benützt, nachhaltig auf China einzuwirken. Besonders sind es drei Richtungen, die sich in neuester Zeit in der Missionsarbeit geltend machen, oder vielmehr drei Seiten der Arbeit, die sich gegenseitig nicht ausschließen, sondern gemeinsam auf das Heil Chinas abzielen.

Viele Engländer und Amerikaner suchen mehr im allgemeinen auf die Chinesen einzuwirken. Durch Herausgabe von politischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften wird fortwährend auf die Kultur des Westens hingewiesen. So hat z. B. jüngst ein Engländer ein englisches Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts in chinesischer Uebersetzung herausgegeben, das von der französischen Revolution ausgehend ein Bild der politischen und kulturellen Fortschritte unseres Jahrhunderts in klassischem Stile giebt. In kurzer Zeit fand dieses umfangreiche Werk einen großen Absatz unter den chinesischen „Bücherlesern." Ferner wurde von der amerikanischen Missionspresse ein mehrbändiges Werk über den japanisch-chinesischen Krieg veröffentlicht, worin auch die Urteile der hervorragendsten Stimmen der europäisch-amerikanischen Presse über den Krieg gegeben wurden. In allen diesen Schriften wird eindringlich nachgewiesen, daß China nichts besseres thun könne, als sich wie Japan völlig und rückhaltslos den abendländischen Einflüssen hinzugeben.

Mehr vom christlichen Standpunkt aus hat Dr. Faber vor 12 Jahren ein fünfbändiges Werk herausgegeben, das von den fünf konfuzianischen Tugenden Yin ngi li, tschi, sin, Humanität, Gerechtigkeit, Sitte, Weisheit und Treue ausgehend, die Höhe der modernen Kultur schildert, die diese erreicht hat. Die einzelnen Teile dieser Apologetik sind durch ganz China kolportiert worden.

Mit allen diesen litterarischen Arbeiten soll den Chinesen gezeigt werden, welchen Nutzen es ihrem Lande bringen könnte, wenn die europäische Kultur in demselben durchgreifenden Eingang finden würde. Da tritt nun freilich mancher tiefer denkende Chinese den Aufklärern mit einem Worte des berühmten Mencius entgegen. Als nämlich dieser gewandte Redner und Dialektiker der konfuzianischen Schule von einem Könige der kleineren Feudalstaaten bei einer Audienz gefragt wurde, ob er denn nichts zum Nutzen des Landes zu sagen wisse, entgegnete er: „was soll denn all das Gerede von Nutzen und Vorteil? Ich weiß von nichts anderem, als von Humanität und Gerechtigkeit zu reden.“ Es ist ja auch wahr, bei dem steten Hinweis auf die großen Fortschritte unserer Kultur darf man nicht vergessen, daß bei uns auch nicht alles Gold ist was glänzt, und daß mit Eisenbahnen, Telegraphen und Telephon noch nicht das Reich Gottes gekommen ist. Aber die Arbeit solcher Schriftsteller ist doch nicht zu unterschätzen. Es wird auf diesem Wege nach und nach manche Bresche in die geistige chinesische Mauer der Abgeschlossenheit gebrochen. Es fangen nun auch chinesische Bücherleser an, in dieser Weise mitzuhelfen, ihr Volk aufzurütteln. So wurde ich jüngst von einem reichen Kanton-Gelehrten, einem Freunde Deutschlands, gebeten, ihm allerlei deutsche Werke zuzuschicken und ihn mit guten Zeitungen zu versehen. Dieser chinesische Millionär stellt einen deutsch- und englischsprechenden Chinesen nebst einigen Bücherlesern an, um eine Zeitschrift herauszugeben. Durch solche Arbeiten wird namentlich auch der Bann der Geomantie gebrochen. Jetzt ist es noch so, daß das ganze Land, besonders im Süden, von den Geomanten beherrscht wird. Es ist nicht Uebertreibung, wenn ein chinesisches Sprichwort sagt: „Ein Grab nimmt drei Berge in Beschlag“, da nach den Regeln der Geomantie nichts in der Nähe eines Grabes gebaut werden darf.

Wir Missionare begrüßen deshalb die Einführung von Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc. nicht nur, weil hierdurch der Verkehr erleichtert wird, sondern auch weil auf diesem Wege das Bollwerk eines alten Aberglaubens untergraben wird.

Eine andere Seite der Missionsarbeit zeigt sich in dem ausgebreiteten Werk der Taylor'schen Inlandmission. Seit zehn Jahren hat diese Mission einen gewaltigen Aufschwung genommen. „Der Herr kommt bald, und bis dahin soll noch ein großartiger Fischzug im chinesischen Völkermeere gethan werden“, heißt es in diesen Kreisen. Manche englische Christen lieben es, die sieben Gleichnisse in Matth. 13 kirchen- und reichsgeschichtlich aufzufassen.

Sie glauben, daß wir nun in der Zeit des letzten Gleichnisses leben. In jede Stadt, ja in jedes Dorf soll innerhalb unseres ablaufenden Jahrhunderts die gute Botschaft gebracht werden. In ihren Missionsversammlungen kann man hören, wie sie z. B. das Buch Esther praktisch anwenden. „So schnell die Befehle der persischen Könige von Indien bis nach dem Mohrenland in den 127 Ländern bekannt gemacht wurden, ebenso sollen auch wir unseres himmlischen Königs Auftrag eiligst ausführen." Es entspricht dies nun allerdings weniger unserer deutschen Art, und wir vermuten wohl mit Recht, daß da nur oberflächlich gearbeitet wird. Manche dieser Sendboten lernen die chinesische Sprache nur sehr mangelhaft, und der jugendliche Eifer treibt sie, baldmöglichst in die praktische Arbeit einzutreten und vom Heile in Christo zu zeugen. So ziehen manche Jünglinge und Jungfrauen fröhlich singend mit ihren wenigen chinesischen Brocken durchs Land, allenthalben Bibelteile und Traktate austeilend.

Man mag nun von dieser modernen Missionsarbeit denken, was man will; sie ist gewiß nicht leichthin zu verwerfen. Diese treuen, mutigen Zeugen versehen den Pionierdienst im feindlichen Lande. Ich habe manche dieser Leute in Shanghai kennen gelernt. Wenn sie dort zusammenkommen, suchen sie sich fortwährend durch ihre meetings for the deepening of the spiritual life (in den Versammlungen zur Vertiefung des geistlichen Lebens) im Stande der ersten Liebe frisch zu erhalten. Da darf man freilich keine markigen, gehaltvollen Bibelerklärungen erwarten. Es sind stets kurz gehaltene Zeugnisse von der Erfahrung der Nähe des Herrn. In einer solchen Versammlung kommen oft 8 bis 10 Personen, darunter auch Frauen, zum Wort. Aber so sehr man hier zur Kritik geneigt sein könnte, der Leiter der Inlandmission, Hudson Taylor, ist ein Gottesmann und Idealmissionar. Trotzdem wäre es sehr zu bedauern, wenn in den Missionskreisen Deutschlands und der Schweiz die Ansicht zur Geltung kommen sollte, daß diese englisch-amerikanische Missionsweise die allein richtige sei.

Unsere älteren kontinentalen Missionsgesellschaften sind nun die Vertreter der dritten Seite der Missionsarbeit in China. Hier wird das Hauptaugenmerk auf Gemeindebildung und Gemeindeleitung gelegt, namentlich auch auf die Beschaffung eines gebildeten und biblisch-geschulten Gehilfenstandes gesehen. Nicht daß die Engländer und Amerikaner Taufe und Gemeindebildung

beiseite setzten. Gewiß nicht; sie haben zum Teil blühende Kirchen. Auch besitzen sie in Nordchina einige Predigerseminare, aus denen tüchtige Gehilfen hervorgehen. Es wird aber bei diesen außer dem biblischen Unterricht besonders großer Wert auf naturgeschichtliche Bildung gelegt. Auch überläßt man hier die theologische Schulung mehr als in den deutschen Seminaren den eingebornen Gehilfen. Bestimmte Handbücher (text books) werden dabei auswendig gelernt. Aber es fehlt an der rechten Verarbeitung des gegebenen Stoffs. Unsere angelsächsischen Brüder haben auch nicht die nötige Geduld, sich ganz einer bestimmten Aufgabe zu widmen. Sie sind stets mit allerlei Arbeit überhäuft und können so dem einzelnen Zweig derselben unmöglich die gehörige Sorgfalt schenken. Daß die Deutschen hierin mehr leisten, als die meisten Engländer und Amerikaner, wird auch in China anerkannt. So hat z. B. unser Basler Predigerseminar in Lilong von jeher Hospitanten von englisch-amerikanischen Missionsgesellschaften gehabt.

Manche Missionare sind nun allerdings prinzipiell gegen die Errichtung von Predigerseminarien, wie sie z. B. die Basler Mission auf ihren verschiedenen Arbeitsfeldern hat. „Wie kann man denn lebendige Zeugen Christi durch eine solche Schulbildung gewinnen? Das giebt ja nur Treibhauspflanzen. Der Herr selbst muß uns aus den Heiden heraus durch eine gründliche, womöglich eklatante Bekehrung hervorgegangene Zeugen schenken. Solche Männer sind es, die wir als Gehilfen an unserer Seite haben müssen.“ Diese Einwendung ist bis auf einen gewissen Grad berechtigt. Es ist uns auch immer eine große Freude, wenn Männer, die aus dem Heidentum übergetreten sind, sich für die Missionsarbeit verwenden lassen. Solche eignen sich besonders zur Heidenpredigt, während diese den von kleinauf in den Missionsschulen erzogenen Gehilfen anfangs gewöhnlich schwer fällt. Aber es ist mir je länger je mehr zur Gewißheit geworden, daß man in China zwei Seiten unserer Gehilfenarbeit unterscheiden muß.

Der Herr sagt in seinem Taufbefehl: „Gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Es gilt also erstlich die Hauptsachen der Heilsgeschichte den Heiden zu verkündigen. Solche, die dem Rufe folgen und durch die Taufe der christlichen Gemeinde einverleibt werden,

müssen sodann tiefer in die Heilslehre eingeführt werden. Für den ersten Dienst, die sogenannte Evangelistenarbeit, werden uns öfters zur rechten Zeit Leute zugeführt, die hiefür ganz geeignet sind. Als in den 60er Jahren ein besonderes Wehen des Geistes Gottes durch unser Hakkagebiet ging, hatten die Missionare an Li Tschin kau einen wackeren Gehilfen, der lange an der Seite von Miss. Lechler stand, ein Mann, der das chinesische Heidentum genau kannte und bis zu seinem Ende seinen Evangelistenberuf treu ausgeübt hat. So arbeitete auch in Tschhonlok der dortige Erstling Tschong A hin längere Zeit und war das Werkzeug zur Bekehrung vieler. Diese Evangelisten älterer Zeit haben ihre biblische Ausbildung nur im Verkehr mit ihren Missionaren erhalten. In späteren Jahren nahm man auch zuweilen junge Männer ein bis zwei Jahre ins Lilonger Seminar auf, um ihnen eine bessere Kenntnis der biblischen Fächer und einen kurzen systematischen Abriß der Heilslehre zu geben. Aber es war zu bedauern, daß diese Leute seiner Zeit wegen Mangel an Predigern zum Predigtamt zugelassen und als Leiter von Gemeinden verwendet werden mußten; denn es fehlt ihrer Predigt die gründliche Schriftkenntnis, die nötige theologische Bildung. Mit einem gewissen Vorrat von Gemeinplätzen suchen sie den Mangel ihrer Kenntnisse zu decken, wogegen sie meistens in der Heidenpredigt Vortreffliches leisten. Es war mir immer eine Freude, mit unsern Evangelisten auszugehen, um von ihnen zu lernen, die elementaren Wahrheiten in populärer Form den Heiden nahe zu legen, und zu hören, wie sie vom häuslichen Leben ihrer Volksgenossen ausgehend, diesen Buße, Bekehrung und das Himmelreich predigen. Und nicht nur in der Bekämpfung des Ahnenkultus und der Geomantie argumentieren sie oft trefflich, sondern auch für die positive Arbeit, die Darlegung des Heilswegs, zeigen sie großes Geschick, indem sie an das tägliche Leben der Chinesen anknüpfen. Nur den Bücherlesern gegenüber fühlen sie sich bei ihrer mangelhaften chinesischen Bildung unsicher und befangen. Auch fehlt ihnen hier häufig der rechte Takt.

Ferner ist bei ihnen das Christentum, wiewohl sie es erfaßt und ins Herz aufgenommen haben, sehr oft nicht allseitig genug im seelischen Peripherieleben durchgebildet, auch nicht durchgreifend ins praktische Leben hineingeleitet worden, sodaß ihr Christentum zu bestimmten Erkenntnissen, Grundsätzen und Handlungen ausgebildet worden wäre. So erfuhren wir nach dem Tode eines Mannes, der uns in der Heidenpredigt recht gute Dienste geleistet hatte, daß er bis zu seinem Lebensende nie ganz vom Banne der Geomantie losgekommen war. Er ließ sein Haus nach der Wind- und Wasserlehre bauen. Auch kehren die während des früheren Lebens bereits

entwickelten fleischlichen Ansichten und Gewohnheiten hie und da mit aller Macht wieder. So nahm z. B. der Begründer unserer blühenden Oberlandmission Tschong A hin, nachdem er Licht und Leben verbreitet hatte, ein Kebsweib und mußte längere Zeit von der Gemeinde ausgeschlossen werden. Zuweilen fehlt es gerade solchen Erstlingen, die das Christentum mit allem Feuer angenommen haben, ihre verkehrten chinesischen Anschauungen im Lichte des Wortes Gottes und nach dem Geiste Christi zu erkennen und auszuscheiden. Ja, nicht selten sind auch diese Leute beschränkt und eigensinnig. Davon ein Beispiel. Da ist einer unserer Gehilfen, ein Mann, der seiner Zeit im Dienst einer Pariser Missionsfamilie stehend, sich in Tahiti ernstlich bekehrte. Mit einem brennenden Eifer für die Bekehrung seiner Landsleute kehrte er von dort in seine Heimat zurück und hielt sich eine Zeitlang in unserm Predigerseminar auf. Noch ist mir in lebhafter Erinnerung, wie er einmal auf einem Predigtausgange die Geschichte des verlornen Sohnes vortrefflich erzählte und sie auf die chinesischen Verhältnisse anwandte; wie er ein anderes Mal an das, was er in einem Hause erblickte, anknüpfte und den Bewohnern zeigte, wofür sie alles Gott Dank schuldig seien. Als er aber einmal mit mir über die Sonntagsheiligung sprach und erzählte, daß er an einem Sonntag einem chinesischen Christen, dem einzigen Sohn einer armen Witwe, die daheim todkrank lag und ihren Sohn dringend bat, sie doch ja nicht zu verlassen, gesagt habe: „jetzt mußt du zur Kirche gehen, die Sonntagsheiligung ist nun deine erste Pflicht und wichtiger, als nach deiner kranken Mutter zu sehen", da trat ich ihm entgegen und suchte ihn darüber aufzuklären. Wie erstaunt war doch da der eifrige Mann, mich anderer Ansicht zu finden. Er wollte sich absolut nicht belehren lassen und bestand eigensinnig auf seiner Meinung.

Man freut sich deshalb, wenn man auch solche Heidenprediger gewinnt, die ein allseitig durchgebildetes Christentum besitzen und mit dem Eifer den richtigen Takt verbinden. Das wird aber — seltene Ausnahmen abgerechnet — gewöhnlich nur durch eine gründliche Schulung erreicht. Dagegen behaupten jedoch unsere englischen Mitbrüder, die Schule raube den Neuerweckten vielfach ihren Eifer; es brenne nach mehrjährigem Seminarunterricht nicht mehr das Feuer der ersten Liebe. Das mag zuweilen der Fall sein. Aber es ist dies oft nur der psychische Eifer, der sich mit der Zeit legt. Petrus hat in seines Herrn Schule sich auch sein Naturfeuer dämpfen lassen müssen. Ich habe es in China mehrmals beobachtet, wie besonders bei raschen Bekehrungen das Seelenleben und damit auch das physische Leben stark aufgeregt wird. Mein Freund Kong Kok tschin, der in den

70er Jahren eine rasche, augenfällige Bekehrung durchgemacht hatte und in der Zeit der ersten Liebe immer in Thränen zerfloß, wenn er die Predigt vom Kreuz hörte, legte einen besonderen Wert auf Träume, weil er in jenen Tagen öfters schöne Erscheinungen in seinem erregten Innern hatte. Er nahm es daher den gereifteren Christen sehr übel, als sie ihn ermahnten, doch ja nicht zu viel auf seine Träume zu bauen, weil andere Zeiten kommen könnten, da er nicht mehr in herrlichen Nachtgesichten die Kräfte einer zukünftigen Welt schmecken werde. Ein anderer Evangelist sagte mir einmal im Vertrauen, ihm sei der Herr zweimal des Nachts im Gesicht erschienen, und nur wer so etwas erlebt habe, sei eigentlich erst ein rechter Christ. Solche Leute stehen immer in Gefahr, einem gründlichen Schriftstudium aus dem Wege zu gehen. Sie mögen immerhin unter der Leitung der Missionare im Evangelistenamt gute Dienste leisten, aber für die andere Seite der Aufgabe, die uns der Taufbefehl zuweist, können wir der geschulten Missionsarbeiter nicht entraten. Pastoren und Lehrer haben ihre Gemeindeglieder zu unterrichten, zu führen und ihnen in den verschiedensten Lagen des Lebens zu dienen. Hiezu bedarf es einer guten Schriftkenntnis und Pastoralweisheit, die man sich nur in demütiger und geduldiger Arbeit aneignet.

Man darf auch nicht glauben, daß man nur dadurch demütige Arbeiter gewinnt, indem man ihnen keine Schulbildung giebt, sondern Neubekehrte sofort zu Gemeindeämtern zuläßt, wie es denn auch nicht zutrifft, daß eine gute Schulung die Gehilfen ohne weiteres hochmütig und aufgeblasen macht. Sehr häufig ist das Gegenteil der Fall. Es giebt ja freilich unter den im Seminar gebildeten Gehilfen auch Lohndiener, die nur um der Lebensstellung willen Prediger geworden sind. Aber in neuerer Zeit drängen sich die jungen Leute nicht mehr so zum Predigtamt, da sie in andern Lebensstellungen ein besseres Einkommen haben. Der Gehalt eines chinesischen Predigers beträgt durchschnittlich 250 bis 300 Franken im Jahr. Als Köche oder Diener stellen sie sich in Hongkong, auf den Südsee-Inseln oder in Singapur finanziell weit besser. Auch schreckt wohl mancher vor dem Gehilfenamt zurück, denn wiewohl ein Katechist eine seinen Landsleuten Achtung gebietende Bildung besitzt, so liegt doch viel Schmach auf diesem Beruf. Wie oft bekommt ein solcher zu hören: „Ihr seid der fremden Teufel Hunde; ihr eßt ihren Reis u. s. w." Mir ist es in den letzten Jahren immer mehr zum Bewußtsein gekommen, daß wir der schwierigen Stellung unserer Prediger stets eingedenk sein und ihnen mit herzlicher Liebe begegnen sollten.

II.

Doch wie gewinnen wir nun diesen Gehilfenstand, und welche theologische Ausbildung geben wir unsern eingebornen Predigern?

Bekanntlich hat die Basler Mission auf ihren drei Arbeitsfeldern: in Indien, Afrika und China von Anfang an Schulen gegründet. Auch wurden schon in den ersten Stadien der Arbeit Katechismus, Spruchbuch, die Calwer biblische Geschichte und ein gutes Gesangbuch in der Landessprache beschafft. Alle Christenkinder, Knaben wie Mädchen, müssen vom 8. bis 13. Lebensjahre die Gemeindeschulen besuchen. Geschieht dies nicht, so wird gegen die Eltern mit der Kirchenzucht vorgegangen. Der Plan unserer Volksschulen, in denen biblische Geschichte, Sprüche und Gesangbuch immer noch den übrigen Lehrstoff beherrschen, lehnt sich im ganzen an den der württembergischen Schulen an. Das Erlernen der chinesischen Zeichenschrift nimmt natürlich einen großen Teil der Schulzeit in Anspruch. Die Hoffnung von Inspektor Josenhans, die Zeichenschrift nach und nach zu verdrängen und den Chinesen die Alphabetschrift nach dem System Lepsius zu geben, hat sich nicht erfüllt. Vielleicht kommen die Chinesen mit der Zeit selbst darauf, eine leichtere Schreibweise zu beschaffen, die nicht von Europa eingeführt, sondern chinesisch ist. Die Japaner sind ihnen auch hierin vorangegangen. Daß es so schwer hält in China eine neue Bahn einzuschlagen, ist wohl zum Teil Folge der tausendjährigen Abgeschlossenheit, der einseitigen, von äußeren Einflüssen fast unberührten Entwicklung der chinesischen Litteratur, zum Teil aber auch Folge der Eigentümlichkeit der Sprache, die in lautlicher Beziehung sehr arm ist und mit ungefähr sechs verschiedenen Tönen den großen Wortreichtum des Chinesischen bildet. In unsern Gemeindeschulen hat die von Inspektor Josenhans so energisch eingeführte Alphabetschrift immer noch ihren Platz neben der Zeichenschrift und hat namentlich für die Mädchen-Halbtagschulen ihren nicht zu unterschätzenden Wert.

Die Knaben, die die Elementar- und Sekundarschulen mit Erfolg durchlaufen haben und die nötige Begabung besitzen, werden in der Mittelschule noch gründlicher in die Zeichenschrift und Sprache eingeführt. Aber auch hier herrscht der biblische Unterricht vor. Nicht nur wird fortlaufende Bibellektüre gegeben, sondern es werden auch die Lehrbücher von J. H. Kurtz eingehend

durchgearbeitet. Weltgeschichte, Mathematik und etwas Physik u. a. dienen dazu, den Gesichtskreis der jungen Leute zu erweitern.

Kann der Mittelschulvorsteher seinen Zöglingen nach Vollendung ihres vierjährigen Kursus in Bezug auf Charakter und Begabung ein gutes Zeugnis ausstellen, und sind sie selbst willens, später in den Missionsdienst einzutreten, so erhalten sie im Predigerseminar zu Lilong in einem weiteren vierjährigen Kursus ihre theologische Ausbildung. Wir geben da vor allem die vier Jahre hindurch fortlaufend in wöchentlich 6 Stunden neutestamentliche, und in 4—5 Stunden alttestamentliche Bibelerklärung. Leider können wir hiebei noch nicht den Grundtext zu Grunde legen. Doch geben wir eine möglichst genaue wörtliche Uebersetzung und versuchen, unsere Zöglinge so viel als möglich in die geschichtlichen Zeitverhältnisse, unter denen die hl. Schriften entstanden sind, einzuführen. Unsere Chinesen lieben besonders die übersichtliche Behandlung der einzelnen Abschnitte nach Art des bekannten Strack'schen Kommentars. Ihre alten guten Kommentare zu den Klassikern haben etwas ähnliches. Sie nennen es Tschon kong, d. h. den Text an eine Schnur fassend besprechen. Besondere Freude bereitete unsern Seminaristen v. Orelli's „Historischer Gang und Entwicklung der Reichsgottesverheißung." Ich legte dieses treffliche Werk einigemale dem Katechisten-Fortbildungskursus zu Grunde, was auf alle einen tiefen Eindruck machte und manchen zu erneutem Studium des Alten Testaments anspornte. Während der ganzen Seminarzeit wird wöchentlich 1 Stunde Homiletik und 1 Stunde Predigtübung gegeben. Ebenso haben wir katechetische Uebungen. Eine gute Katechese fällt auch den Chinesen meistens schwerer als eine gute Predigt. Die sonstige praktische und die systematische Theologie wird mit je 2 Fächern für ein Jahr auf den vierjährigen Kursus verteilt. Gehen wir auch in der Einleitung auf das geschichtliche Werden der hl. Schrift ein, so beschäftigen wir uns doch nicht mit Wellhausen'schen und andern Hypothesen und Geschichtskonstruktionen. Für die Kirchengeschichte bezeugen die Zöglinge ein sehr großes Interesse. Als ich sie das letztemal gab, wünschten einige Seminaristen, die Schriften solcher Männer, wie die eines Augustins, Thomas a Kempis, Arnds und besonders Luthers in chinesischer Uebersetzung zu haben. Eine genaue Behandlung des Katholi-

zismus und vergleichende Darstellung der verschiedenen protestantischen Konfessionen ist auch in China von Wichtigkeit. Es steht uns eine ausgiebige katholische Litteratur aus dem 17. und 18. Jahrhundert zur Verfügung, die bei der Ausarbeitung eines Manuskripts gute Dienste leistete. Auch mit den Sekten, wie z. B. mit dem Darbismus u. a. müssen wir unsere Leute bekannt machen, da auch diese verschiedenen Richtungen in neuerer Zeit, zum Teil in extremer Weise, in China auftreten. Die Dogmatik wird natürlich nicht von einem bestimmten konfessionellen Standpunkt aus gegeben. Wir folgen in diesem Fach den aus der Bengel'schen Schule hervorgegangenen württembergischen Dogmatikern. Hier gilt es auch in vielen Punkten sich mit der chinesischen Philosophie auseinander zu setzen. Dies ist namentlich bei dem weiteren Hauptfache, der Ethik der Fall. Ich habe versucht, die drei Bände der Beck'schen Ethik ins Chinesische umzusetzen, jedoch nicht in wörtlicher Uebersetzung. Das wäre unmöglich. Nicht nur im dritten Teil, der die ethische Erscheinung des christlichen Lebens darstellt, sondern auch im zweiten, der die pädagogische Entwicklung und Ausgestaltung des christlichen Lebens behandelt, mußte ich vielfach auf das chinesische Leben, auf die verschiedenen Sitten und Gebräuche eingehen. Vor allem gilt es in dieser wichtigen Disziplin, die Chinesen zu erziehen, die allgemeinen moralischen Momente, die der Konfuzianismus hat und die in der Sinnesart der Chinesen eine so wichtige Rolle spielen, von der spezifischen Eigentümlichkeit des Christentums bestimmt sein zu lassen, und daß die Chinesen lernen müssen, die Wahrheitselemente ihrer Gewissens- und Vernunftreligion im Geist der höchsten ethischen Beziehung zu Gott auszubilden. Die Pädagogik giebt gewöhnlich ein mit dem heimatlichen Schulwesen vertrauter Schulmann und er benützt dabei vornehmlich Zellers „Lehren der Erfahrung." Für die Pastoraltheologie haben wir eine Uebersetzung der bekannten Beck'schen „Pastorallehren."

Ein besonders wichtiges Fach ist die kritische Behandlung des Konfuzianismus. Die so tief im chinesischen Volksleben wurzelnden Lehren des Konfuzius und seiner Schüler erheischen eine systematische, kritische Behandlung, um in unsern Zöglingen den Bann dieser heidnischen Moral innerlich zu überwinden. Da sich hier Gelegenheit bietet, einige Streiflichter auf

den in China alles beherrschenden Konfuzianismus fallen zu lassen, so gehe ich dieses Fach etwas eingehender durch. Dem Gange unserer heimatlichen Ethik-Werke folgend, wird die Anlage, die Entwicklung und Erscheinung des sittlichen Lebens, wie es sich aus dem reichen Material der chinesischen Klassiker zusammenstellen läßt, besprochen. Das Gute, das sich in dieser alt-chinesischen Weisheit finden läßt, wird natürlich anerkannt, aber auch das spezifisch Heidnische im Lichte des Christentums aufgedeckt und bekämpft. Da dieser Moral, wie allen heidnischen Philosophien, die Beziehung zum lebendigen Gott fehlt, so sind die fünf chinesischen Tugenden „Yin, ngi, li, tschi, sin“ Humanität, Gerechtigkeit, Sitte, Weisheit und Treue nur gesellschaftliche, bürgerliche Tugenden. Hienach ist die Hauptsache, in allem die rechte Mitte zu halten, um jederzeit glatt durch die Welt zu kommen. Ueberhaupt ist der Konfuzianismus von Anfang an auf den Pharisäismus angelegt. Das haben schon Laotse und seine Schüler bemerkt und deshalb den Konfuzianismus mit ihrer scharfen Kritik gegeißelt. In den alten Klassikern findet man ja wohl noch Spuren einer abgeblaßten Idee von dem einen Gott, und es wird in den ältesten Werken das höchste Wesen Schangti (oberster Herrscher) genannt. Konfuzius und seine Schüler meiden aber gewöhnlich die Benennung Schangti und gebrauchen dafür den Ausdruck Then (Himmel). Dadurch haben sie viel dazu beigetragen, daß die Chinesen die Idee eines persönlichen Gottes immer mehr verloren.

In unserem Unterricht müssen wir ebenfalls auf den alten Streit hinsichtlich des Gottesnamens eingehen, der schon vor drei Jahrhunderten zwischen den verschiedenen Orden der Katholiken entbrannte und bis in die neueste Zeit die evangelischen Missionare immer wieder bewegt. Ein alter Amerikaner, einer der bedeutendsten Missionare in Nordchina, sagte mir einmal, er wolle sich lieber verbrennen lassen, als den Namen Schangti für die Bezeichnung unseres Gottes gebrauchen. Dagegen sang Dr. Legge, der bekannte Uebersetzer der konfuzianischen Klassiker, in tiefer Ehrfurcht die englische Doxologie, als er die Stufen des Altars in Peking bestieg, auf dem der chinesische Kaiser gleichsam als Hoherpriester seines Volkes Schangti, dem höchsten Herrscher, seine Huldigung darbringt.

Weil nun aber den Chinesen ihre Gotteserkenntnis immer mehr verblaßte, ja schließlich verloren ging, und der alte Schangti-Kult seit Jahrhunderten nur dem Kaiser gestattet ist, so hat die Ahnen-

verehrung statt dessen Platz gegriffen und beherrscht heute das gesamte Volksleben; ja die Verstorbenen sind nun eigentlich die Götter der Chinesen. Diese Verirrung des ursprünglich guten, sittlichen Triebes der Elternliebe und der Pietät gegen sie müssen wir eingehend behandeln und unsern Zöglingen zeigen, daß der höchst ungesunde, ungöttliche Ahnenkult die Folge davon ist, daß ihre Moralisten die Beziehung der Menschen zu Gott nicht kennen. Ist dieses Centrum verloren, so gerät alles ethische Leben auf Abwege und es werden die einzelnen Tugenden bis zur Karikatur entwickelt, so daß sich Augustins Ausspruch bewahrheitet: „Die Tugenden der Heiden sind nur glänzende Laster." Es gilt deshalb nachdrücklich zu betonen, daß es zu einer wesenhaften, lebenskräftigen Verbindung mit Gott kommen muß, wenn der Mensch seine Wesensnatur (Sin, das in der chinesischen Philosophie eine große Rolle spielt) allseitig entwickeln und die Höhe seiner Bestimmung (Min, auch ein Begriff, der in den chinesischen Schriften immer wiederkehrt) erreichen soll.

Schon das älteste Geschichtswerk Chinas bespricht den Unterschied des Thau sim (des himmlischen, guten Herzens) und des nyin sim (des menschlichen Herzens). Die gute ethische Anlage (Thau sim) soll vermittelst des nyin sim (des verschiedenen Seelenvermögens) selbständig entwickelt werden.*) Nun sagen aber schon die Alten: „Thau sim wui mi, nyin sim wui ngui", das gute Herz ist auf ein Minimum herabgekommen, und das menschliche Herz ein gefährliches Ding geworden. Und einer der chinesischen Weisen seufzt: „Ach, wenn sich doch nur ein Weg finden ließe, das selbstische Ich in den Tod zu geben!" Hier läßt sich nun auf die so notwendige Versöhnung hinweisen, die das Verhältnis zwischen Gott und Mensch wieder herstellen muß, um durch den Geist Christi die rechte Vereinigung mit Gott und der obern Welt zu gewinnen. Auch hier giebt es in der chinesischen Geschichte und der alten Weisheit schwache Anknüpfungspunkte, um die Notwendigkeit einer Sühne und Versöhnung darzulegen. Nach Behandlung dieser verschiedenen prinzipiellen Fragen läßt sich sodann leicht eine Kritik der oberflächlichen konfuzianischen Moral geben, und ich habe dabei die Erfahrung gemacht, daß diese systematische kritische Behandlung des Konfuzianismus weit mehr geeignet ist, den alten Bann zu brechen, als nur gelegentliches Polemisieren gegen einzelne Aussprüche des Konfuzius. — Eine wissenschaftliche Behandlung des Buddhismus und Taoismus, die, wenn auch nicht in dem Maße wie der Konfuzianismus, das chinesische Denken und Leben beeinflussen, fehlt uns noch.

*) Der Unterschied zwischen Thau sim und nyin sim hat einige Aehnlichkeit mit den paulinischen Begriffen συνείδησις und νοῦς.

Neben all diesem theologischen Unterricht müssen wir unsern Seminaristen auch noch Unterricht in der Zeichensprache geben. Ein Gelehrter, der im Staatsexamen den ersten Grad erlangt hat, ist Litteraturprofessor. Er läßt seine Schüler allerlei Stilübungen machen, die er dann gründlich bespricht und korrigiert.

Und nun noch ein kurzes Wort über das Resultat.

Es ist schon öfters hervorgehoben worden, daß die Basler Mission in China einen Gehilfenstand besitze, um den sie von andern Missionsgesellschaften beneidet werde. Wenn ich so etwas höre oder lese, fühle ich mich gewissermaßen beschämt; denn die Mangelhaftigkeit gerade dieses Zweiges unserer Missionsarbeit wurde mir in den letzten Jahren immer mehr bewußt. Nicht nur haben wir über unsere Seminaristen, denen noch so manches zu ihrem späteren Berufe mangelt, vielfach zu seufzen, sondern auch unsere chinesischen Missionsgemeinden geben hiezu Anlaß. Sie treten nachgerade in das Alter der sogenannten Flegeljahre und es sind manche heidnische Anschauungen bei ihnen noch nicht recht überwunden, ja es kehren solche, wie dies nicht anders zu erwarten ist, mit Macht wieder. Ungehorsam, fleischlicher Sinn u. a. lassen uns öfters verzagen an dem Material, das wir in unseren Schulen haben. Und doch dürfen wir den Mut nicht sinken lassen, sondern vielmehr Gott dankbar sein für das, was mit seiner Hilfe schon erreicht ist.*) Denn wir haben doch auch solche Gehilfen, die uns wirklich Freude machen und ein Licht und Salz für ihre Umgebung sind. Von manchen unserer Katechisten kann man Predigten hören, die an biblischem Gehalt, Eindringlichkeit und geschickter Anwendung aufs chinesische Leben nichts zu wünschen übrig lassen. Auch haben wir gewandte, tüchtige Heidenprediger, die mit Takt und steter Schlagfertigkeit vor den Heiden aufzutreten wissen und mit ihrer allseitigen Bildung ihren Landsleuten, selbst den Gelehrten, Achtung einflößen. Nur versäumen leider die meisten unserer Gehilfen sich weiter auszubilden; denn wenn ein Chinese einmal eine Lebensstellung hat, so studiert er selten weiter. Aller-

*) Das eingeborne Arbeiterpersonal der Basler Mission in China bestand 1897 aus: 4 eingebornen Missionaren (die in Europa ausgebildet sind), 1 Pfarrer, 45 Katechisten, 13 Hilfskatechisten, 3 Evangelisten, 38 Lehrern und 8 Lehrerinnen.

dings fehlt es auch bis jetzt an einer ausgiebigen theologischen Litteratur und guten Erbauungsbüchern. Hierin ist noch manches von uns Europäern zu leisten.

Wir haben im letzten Jahr das 50jährige Jubiläum unserer chinesischen Mission gefeiert und sind im Rückblick auf die verflossene Arbeitszeit Gott vielen Dank schuldig. Wir haben in den fünf Dezennien mancherlei gelernt und uns auch oft korrigieren lassen müssen. Wir wollen fortfahren, mit dem uns Deutschen und Schweizern anvertrauten Pfunde weiter zu arbeiten. Bei einem Feldzuge bedarf es ja allerlei Truppen und verschiedener Waffengattungen. Unverwandt wollen wir aber auch schauen auf den einen großen Feldherrn Jesum Christum, der uns zum Siege führt. Unter ihm können wir alle: Deutsche und Schweizer, Engländer und Amerikaner unter ein und derselben Flagge dienen und gemeinsam gegen die alte Zwingburg des chinesischen Heidentums Sturm laufen. Der harte Fels muß doch endlich einmal brechen!

Die Mission im neuesten Goldland.

Missionsstunde von Pfr. P. Eppler.

Mitte Juli vorigen Jahres wurde ganz Nordamerika plötzlich in eine fieberhafte Aufregung versetzt. Von Alaska her, der nordwestlichen Ecke Nordamerikas, trafen etwa 70 Goldsucher ein mit $1^1/_2$—2 Millionen Dollars Gold an Bord, die ihren im eisigen Norden gewonnenen Reichtum in Sicherheit bringen wollten. Sie erzählten Wunderdinge von dem neuen Goldlande, und alle seitherigen Nachrichten bestätigten es, daß es sich allerdings um die Entdeckung eines Goldfeldes ersten Ranges handelt. Alsbald entstand eine wahre Völkerwanderung nach jenem nordischen Lande. Abenteurer aller Art machten sich auf, um in Alaska Gold zu suchen.

Quellen: Burkhardt, die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Leipzig, 1897. — Hesse, Missionsjahrhundert. Calw, 1893. S. 296—301. — Traktate der Brg.: „Nach dem fernen Norden." „Zwei Winter in Bethel." „Saat auf Hoffnung."

Auch wir richten heute unsere Blicke dorthin, um Gold zu finden. Indes wir fragen nicht nach dem vergänglichen Metall, das aus dem Sand der Flüsse gewaschen oder aus tiefen Schachten heraufgeholt wird. Wir fragen nach dem Gold, davon der Apostel Petrus im 1. Kapitel seines 1. Briefes spricht, nach dem Gold des Glaubens. Daß man sich auch in Alaska nicht vergeblich nach diesem unvergänglichen und köstlichen Golde umsieht, das verdanken wir nicht der natürlichen Beschaffenheit jenes fernen Landes oder seiner Bewohner. Wir verdanken das der Mission. Die Mission hat durch die Predigt des Evangeliums auch dort Glauben erweckt. Wir reden darum jetzt von der Mission in Alaska.

Wenn das Gold des Glaubens in jener nordwestlichen Ecke von Nordamerika erst in geringer Menge und bloß an wenigen Orten gefunden wird, so hat das seinen Grund darin, daß die Mission erst seit Mitte der siebziger Jahre dort eingesetzt hat. Bis zum Jahr 1867 hatte Alaska, das mehr als zweimal so groß ist als das deutsche Reich, den Russen gehört. Unter ihrem Regiment war nur wenig geschehen, die etwa 30000 Eingeborenen, Eskimos und Indianer, mit dem Evangelium bekannt zu machen. Die orthodoxe Kirche Rußlands betrieb zwar einige Missionsarbeit, aber meist auf sehr äußerliche Weise, die ans heidnische streifte. Gestalten, wie jener edle Bischof Wenjaminoff*), der ums Jahr 1830 auf der Inselgruppe der Aleuten im Westen von Alaska im Segen wirkte, blieben bisher eine seltene Ausnahme. Welch trauriger Art für gewöhnlich die Thätigkeit dieser Missionspriester ist, zeigt uns das Urteil des russischen Bischofs in St. Francisko. In seinem Visitationsbericht aus dem Jahr 1894**) schreibt er: Die orthodoxe Missionssache befindet sich auf diesem Gebiete in einem traurigen Zustande. Daran sei hauptsächlich die Unwissenheit ihrer Missionare und ihre Lauheit im Predigen schuld. Es finde sich unter ihnen kein rechter Katechet. Auch hätten sie keine Schulen. Das schlimmste aber, was in jenem Bericht nicht erwähnt wird, ist die Trunksucht und der unmoralische Lebenswandel mancher Priester. Die von ihnen getauften Eskimo oder Indianer unterscheiden sich daher von ihren heidnischen Volksgenossen nur durch einige Ceremonien, worin sie gedankenlos die Priester nachahmen. Da kann es einen nicht wundern, wenn es am Gold des Glaubens unter ihnen gebricht.

Im Jahr 1867 erwarben die Vereinigten Staaten das ganze Territorium von Alaska um 7 Millionen Dollars. Es war

*) Ein Lichtbild aus der russischen Mission. Miss.-Mag. 1886, 23 ff.
**) Allg. Miss.-Zeitschr. 1895, 467.

ihnen um die prächtigen Birken- und Nadelholzwaldungen Südalaskas, um die Fische seiner Flüsse, um die Pelztiere seiner Steppen und um die Mineralien seiner Berge zu thun. Die prächtigen Fjorde der Südküste zogen viele Naturfreunde an, und die mächtigen Gebirge wurden erforscht. Aber der Menschen nahm sich niemand an. Es war denn auch kein Weißer, dem es zuerst in den Sinn kam, den armen Leuten das Evangelium zu bringen. Ein bekehrter Indianer, der nach Fort Wrangell in Südalaska übergesiedelt war, gründete dort 1876 eine kleine Schule. In der Folge rief er die amerikanischen Presbyterianer ins Feld. Sie folgten dem Ruf. Der erste eigentliche evangelische Missionar in Alaska wurde Dr. Sheldon Jackson. Er hat sich besonders als Schulmann hervorgethan und ist später aus dem Missionsdienst ausgetreten und zum Territorialschulinspektor für Alaska ernannt worden, eine Stellung, darin er unausgesetzt auch für das Gedeihen der Missionsunternehmungen besorgt ist. Auf diesen Dr. Jackson ist es wohl auch zurückzuführen, daß die presbyterianische Mission und andere, die ihr nach Alaska nachgefolgt sind, auf die Schul- und Erziehungsarbeit ganz besonderes Gewicht legen. In 15 verschiedenen Missionsschulen, die von der Regierung der Vereinigten Staaten unterstützt und beaufsichtigt werden, sind jetzt über 1200 Schüler gesammelt. Bedenkt man, wie zerstreut die dünne Bevölkerung von 32 000 Seelen in dem riesigen Gebiet lebt, so bedeutet diese Schularbeit einen schönen Erfolg, der nur mit großen Anstrengungen zu erreichen gewesen ist. An der Spitze steht die Industrieschule in Sitka, der kleinen Hauptstadt des großen Landes. Daß es dieser Art Missionsthätigkeit in Alaska nicht an der, freilich auch wohlverdienten, Anerkennung durch die Regierung fehlt, zeigt eine Stelle im offiziellen Verwaltungsbericht des Gouverneurs von Alaska. Der Bericht ist an das Ministerium des Innern in Washington gerichtet.*) Da hören wir, nichts habe so viel dazu beigetragen, die drückende Lage der Alaska-Indianer zu verbessern, als die Thätigkeit der Missionare und der Schulen. Es wird zum Beweis dafür auf das Indianer-Erziehungsinstitut in Sitka verwiesen, das während vieler Jahre unter der tüchtigen Leitung Missionar Austin's eine erfolgreiche Wirksamkeit ausgeübt habe. Ehe diese Schulen ins Leben traten, beschäftigten sich die Eingebornen hauptsächlich mit Kriegführen, und Blutrache war ihr oberstes Gesetz. Jetzt ist der Alaska-Indianer wirtschaftlich selbständig, fleißig und betriebsam und bedarf keiner obrigkeitlichen Unterstützung. Es ist ein großer Segen, daß er nicht durch Regierungssubventionen demoralisiert

*) Allg. Miss.-Zeitschr. 1895, 466.

und zum Bettler erniedrigt worden ist. Die Vereinigten Staaten müssen wegen der Alaska-Indianer keine Indianeragenturen unterhalten oder gar Garnisonen von so und so viel Regimentern. Mit Freundlichkeit kommt man weiter als mit Gewalt. Schulen und Missionen sind die großen Friedensmächte in diesem Territorium. So weit der Verwaltungsbericht des Gouverneurs. Gewiß ein schönes Zeugnis für die Mission.

Die Missionsstationen der amerikanischen Presbyterianer und anderer Gesellschaften gelten fast alle den Indianern, deren über 10000 in Alaska wohnen. Neben ihnen sind die Eskimo stark vertreten, Verwandte der Bewohner von Grönland und Labrador. Dieser Eskimo hatte sich bis Mitte der achtziger Jahre noch niemand angenommen. Darum wandte sich der unermüdliche Dr. Jackson an den nordamerikanischen Zweig der Brüdergemeinde. Er reiste selbst nach Bethlehem in Pennsylvanien und gewann die dortige Provinzial-Oberbehörde für eine Brüdergemeindemission unter den Eskimo von Alaska, die ihnen ja zunächst liegen müsse, da sie von Grönland und Labrador her mit der Verkündigung des Evangeliums unter diesen Stämmen vertraut seien. Auf seine mächtige Ansprache hin meldeten sich sofort fünf Predigerseminaristen zum Missionsdienst in Alaska. Mit Eifer wurde das Unternehmen angebahnt.

Nachdem zwei erfahrene Indianer-Missionare auf langer, beschwerlicher Reise Land und Leute erkundet hatten, wurde im Jahre 1885 die erste Missionskolonne von Pennsylvanien aus nach Alaska verabschiedet. Ein eigens hiezu gemietetes Schiff sollte die Karawane bis zur Mündung des Kuskowimflusses in Mittelalaska bringen. Da waren an Bord zwei junge Theologen mit ihren Frauen, Weinland und Kilbuk. Dieser Kilbuk scheint aber kein Weißer zu sein! Das ist er auch nicht. Sein Urgroßvater war ein berühmter Indianer-Häuptling, ein Mann, der am Ende des vorigen Jahrhunderts Christ wurde und nach seinem Uebertritt in der Geschichte der Indianermission eine bedeutende und ehrenvolle Aufgabe erfüllte. Wie groß ist das doch, daß nun sein Urenkel das Evangelium weiter tragen soll zu Heiden, wie seine Vorfahren es vor wenig Jahrzehnten noch gewesen waren! Die beiden jungen Paare waren außerdem begleitet von einem erfahrenen, frommen Laien, Namens Torgerson. Der hatte als Zimmermann schon manche Missionsdienste geleistet und ließ nun willig Frau und Kinder zurück, um den unerfahrenen Pionieren wenigstens die erste Zeit bis zur Aufrichtung der ersten Gebäude behilflich zu sein. Er sollte seine Heimat und seine Lieben nicht mehr sehen. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Alaska glitt er auf dem vom Regen schlüpfrig gewordenen Verdeck des Missionsbootes aus,

stürzte in den Fluß und ertrank. Eine schwere Heimsuchung für die junge Mission! Die kleine Karawane nahm aber damals von St. Francisko sämtliches Material mit zum Bau und inneren Einrichtung eines Wohn- und Schulhauses, das eben erwähnte lange und geräumige Missionsboot „Bethelstern", und Speisevorräte für reichlich ein Jahr, da Mittelalaska bei seinem unwirtlichen, kalten Klima nur während weniger Sommermonate mit der Außenwelt verkehren kann. Ein Missionsboot war durchaus nötig. Die Missionare wollten sich ja am Kuskowim niederlassen, einem rauhen Flußthal mit weitem, sumpfigem Delta, das weit hinein von Ebbe und Flut des Meeres beeinflußt wird. Die Niederungen, die sogenannten Tundras, sind im Sommer völlig unpassierbar; es giebt keine andern Wege als die Wasserstraßen. Nun haben die Eskimo ja auch ihre Fahrzeuge, aus Birkenholzgerippen mit Walroßfellen überzogen. Da ist ihr einsitziges Boot, der Kajak, ihr dreisitziges, die Bidarka, oder ihr größeres Frachtschiff, die Bidara. Aber alle diese Fahrzeuge sind wegen ihrer leicht verletzbaren Wandungen, die bloß aus Fellen bestehen, doch gefährlich, und man muß sich wohl darauf verstehen, sie zu regieren. So erwies es sich als ein rechtes Bedürfnis, ein gut konstruiertes Boot mitzunehmen. Es leistete denn auch die besten Dienste.

Die erste Missionsniederlassung am Kuskowim nannten sie nach Brüdergemeindeart mit einem biblischen Namen: „Bethel". Ihr folgten bis jetzt noch zwei weitere Hauptstationen: Karmel und Ougavigamute, ziemlich weit auseinander gelegen. Daß die Eskimo so zerstreut wohnen, erschwert die Missionsarbeit unter ihnen überhaupt in hohem Grade. Das erste Jahr ging damit hin, Land und Leute und ihre Sprache kennen zu lernen. Es war freilich nicht schwer, an die Leute heranzukommen. Die Eskimo Alaskas nähern sich dem Fremdling mit einer gewissen vertrauensseligen Sorglosigkeit und zeigen im Verkehr eine selten trügende Ehrlichkeit, große Gutmütigkeit und recht viel Gefälligkeit. Dazu kommt, daß sich in jedem ihrer Dörfer eine Kaschima findet, eine Art von Gemeindehaus. Dort werden nicht nur die öffentlichen Angelegenheiten besprochen, sie dienen auch zu geselligen Zusammenkünften, Spielen, Tänzen und beliebten Maskeraden, und wie die unverheirateten, jungen Männer in der Kaschima schlafen, so finden auch durchreisende Fremde dort Unterkunft. Die Missionare sind oft in solchen Kaschimas über Nacht und finden von dort aus auch zu den eigentlichen Wohnhäusern, den Barrabarras, Zutritt. Diese Barrabarra zeugen auch von dem geselligen Sinn der Eskimo. Jede Barrabarra nämlich, aus rohen Baumstämmen zusammengefügt, dient mehreren Familien als Wohnstätte. Um den

mittleren gemeinsamen Raum mit der Feuerstätte und dem einzigen Dachfenster, das zugleich als Kamin dient, legt sich eine ganze Reihe enger Kammern, die von den einzelnen Familien als Schlafstätten benützt werden. Natürlich hat solch enges Zusammenwohnen auch die nachteiligsten Folgen für Reinlichkeit und Sittlichkeit, womit es denn auch aufs schlimmste bestellt sein muß. Die Eskimo starren förmlich von Schmutz; selbst die beliebten Schwitzbäder, die in einem besonderen Badehaus oder in der Kaschima genommen werden, schaffen keine Abhilfe. Und über die verdorbenen sittlichen Zustände werden die betrübendsten Dinge gesagt. Aber die Leute sind doch für den Missionar zugänglich.

Sie scheinen auch für das Evangelium zugänglich zu sein. Die Missionare waren noch nicht drei Jahre unter diesen Leutlein in und um Bethel thätig, da sah man in der Karwoche des Jahres 1888 schon eine kleine Gemeinde um den gekreuzigten Heiland geschart. Die ersten tieferen Eindrücke rührten von den Weihnachtsfeiern her. Einzelne waren von der Weihnachtsgeschichte so ergriffen worden, daß sie Kilbuk gebeten hatten, er möchte ihnen diese schöne Geschichte noch einmal erzählen und erklären; und, wie die Hirten in Bethlehem, breiteten auch sie wiederum das Wort aus, das ihnen von diesem Kinde in der Krippe gesagt war. Vertieft wurden die erhaltenen Eindrücke durch die Feier der Leidenswoche. Die Brüdergemeinde pflegt in dieser Zeit in täglichen Abendgottesdiensten die Leidensgeschichte lesen zu lassen, unterbrochen von Gebeten und Gesängen. Auch in Bethel wurden solche Passionsfeiern veranstaltet. Dabei fügte Kilbuk kurze Erklärungen über das Leiden unseres Herrn Jesu bei. Zu diesen Feiern stellten sich nicht nur die Schulknaben ein, die auf der Station unterrichtet wurden, sondern auch Erwachsene, zum Teil von weit her, ungeachtet dessen, daß die Zeit der Frühjahrsfischfänge gekommen war. Sie wurden nicht müde, die heiligen Geschichten zu hören. Und als Kilbuk am Karfreitag von dem am Kreuz vergossenen Blut Christi sprach und von der Erlösung, da unterbrach ihn ein älterer Mann und rief: „Kujanak, Kujanak (Dank, Dank)! Auch wir wünschen, daß unsere Schlechtigkeit durch das Blut weggenommen werde.“ Dann sammelten sich am Ostermorgen auf Torgersons Grabe 40 erwachsene Eskimo mit den Schulknaben. Die Lieder ertönten in den kalten Morgen hinaus, aber sie zeugten von Leben und Auferstehung, und das Wort vom auferstandenen Heiland drang tief in die Herzen der Leute. Bald darauf fanden die Taufen der Erstlinge in Bethel statt. Das Gold des Glaubens zeigte sich in ersten schwachen Spuren den dankbaren Blicken der wenigen Missionare.

Es galt treu und mit Ausdauer auf einsamem Posten zu arbeiten. Die ohnedies dünne Reihe der Arbeiter wurde gleich anfangs nochmals gelichtet. Torgerson war, wie wir gehört, in den ersten Wochen schon gestorben, Weinlands mußten um des Klimas willen zurück. Kilbuk litt viel an den Augen, und Ersatz war nicht immer zur Stelle. Kilbuks waren einen ganzen langen Winter allein in Bethel. Ein andermal machte sich die Frau des Brüdergemeindebischofs Bachmann auf den Weg, um den vereinsamten Geschwistern einen Winter lang Gesellschaft zu leisten. Zuweilen suchten auch die Missionare der einzelnen Stationen sich durch gegenseitige Besuche zu stärken und zu helfen. Aber auch dies war mit viel Mühsalen und Gefahren verbunden. Man reist sonst in Alaska gern im Winter. Denn weil da die weiten, großen Sümpfe gefroren und mit Schnee bedeckt sind, kann man seine niederen Schlitten hervornehmen, 6 bis 8 Wolfshunde davorspannen und so im eiligen Fluge über die weiten eisigen Gefilde dahinfahren, während man im Sommer oft viele Umwege machen muß, um mit den Ruderbooten ans Ziel zu kommen. So hatte denn auch Kilbuk beschlossen, im Winter 1888 auf 1889 dem Missionar Wolff in Karmel einen Besuch zu machen und von dort aus allerlei zu ordnen. In Bethel ließ er seine Frau und den jungen Missionar Weber zurück und hoffte, als er am 3. Dez. seine Station verließ, in 30 bis 35 Tagen zurück zu sein. Aber es wurde Januar und nirgends zeigten sich die heimkehrenden Schlitten. Es kam der 40., der 50. Tag und keine Spur von den schon allzulange Abwesenden. Angst und Schrecken ergriff die in Bethel Zurückgebliebenen. Frau Kilbuk wurde krank vor Kummer; Missionar Weber wollte aller Mut entfallen, und doch lag die ganze weitläufige Stationsarbeit auf seinen jungen Schultern. Es erschreckte sie ein Gerücht, als ob Kilbuk längst umgekommen sei. Das Gerücht war freilich unbegründet, aus einem Mißverständnisse erwachsen. Aber wie sich ein Tag zum andern fügte, ohne die Heimkehr der Vermißten zu bringen, da drängte sich der Gedanke immer stärker auf: die sind verloren, verunglückt, erfroren! Frau Kilbuk sah sich selbst als Witwe an. Sie wollte die Bücher, Kleider, Schriften ihres Mannes ordnen, aber es war ihr noch zu schmerzlich. Die Christen vereinigten sich in dem Gebete, es möchte der furchtbare Schlag, der sie und damit die Mission getroffen, doch die Missionsfreunde in der Heimat nicht gar mutlos machen und so das Werk noch mehr schwächen. — Jetzt aber, am 73. Tage der Abwesenheit, am 14. Februar 1889, kam der Totgeglaubte mit seinen Begleitern zurück. Weber, die Eskimo wollten nicht glauben, daß er es sei. Wie ein von den Toten Auferstandener

wurde er angestarrt. Keiner brachte ein Wort heraus, stumm reichten sie ihm die Hände. Er stürzte hinein in das Haus, in die Arme seines armen Weibes. Seine Kinder wichen scheu vor ihm aus, denn wie sah er nur aus! Sein Gesicht war von der grausen Kälte mit schwarzen Frostflecken bedeckt, Nase, Lippen und Ohren waren erfroren. Struppig und zerzaust waren sie alle. Furchtbare Schneestürme, Hunger und Krankheit hatten sie immer wieder aufgehalten. Nur wie durch ein Wunder waren sie schließlich doch noch heimgekommen. Auf den Knieen dankten sie Gott für solche Errettung.

Die Heimkehr des schon verloren Geglaubten wirkte aber auch in der ganzen Umgebung wie eine in Sieg verwandelte Niederlage. Sie wurde zu einem Fortschritt für die ganze Missionsarbeit. Dieser Arbeit war nämlich bald auch einiger Widerstand entgegengesetzt worden und zwar von den sogenannten Schamanen oder Zauberpriestern. Die heidnische Religion der Eskimo Alaskas ist eigentlich nichts anderes als Gespensterglaube und Geisterfurcht. Man glaubt sich von Unholden umgeben und von mißgestalteten Kobolden, die namentlich während der langen, dunkeln Winterszeit den Schutzlosen beständige Nachstellungen bereiten sollen. Man glaubt auch an eine Seelenwanderung nach dem Tode und behauptet, die Geister der Abgeschiedenen lebten in Felsen und Tierleibern in der Verbannung und seien imstande, Stürme und Ueberschwemmungen hervorzurufen. Am allermeisten Furcht heftet sich aber an den Tod. Und so sind sie denn gegen Sterbende furchtbar unmenschlich. Man trägt Schwerkranke bei allem Unwetter ins Freie und überläßt sie dort sich selber, damit nicht durch ihr Sterben die Barrabarra unwohnlich werde. Und da die Sterblichkeit unter diesen Eskimo, namentlich unter den Kindern, überhaupt unheimlich groß ist, so sind sie aus Furcht des Todes in ihrem ganzen Leben Knechte. Von diesem Hintergrunde hebt sich nun das Treiben der Zauberer, der Schamanen ab. Sie geben an, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen nnd mit ihrer Hilfe Unheil und Gefahr, Frost und Sturm, Krankheit und Tod bringen oder abwenden zu können. Durch allerlei Lieferungen und Gaben müsse man ihre Huld und Hilfe erkaufen. So sind diese Schamanen die Dränger, Plagegeister und Blutsauger des unglücklichen Volkes. Die Forderungen für ihre vermeintlichen Dienstleistungen grenzen ans Unverschämte. — Ein solcher Schaman hatte auch im Stationsgebiet von Bethel sein Unwesen getrieben, hatte aber durch den Einfluß der Missionare viel von seinem Ansehen verloren und war darum auf sie erbost. Der Umstand, daß die ärztliche Hilfe der christlichen Sendboten ihm zweimal bei schweren Erkrankungen zu statten gekommen war, vermochte ihn nicht umzu-

stimmen. Er war innerlich nur noch erboster auf sie, an deren Kunst die seine so gar nicht hinanreichte. Als nun Kilbuk ausblieb, schien der Moment gekommen, das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen. Er erklärte zuerst unter der Hand, dann aber immer lauter und dreister, Kilbuk werde nicht mehr heimkehren, er, der Schaman, habe seinen Geistern geboten, ihm die Wege zu verlegen, ja ihn umkommen zu lassen. Je länger der Missionar ausblieb, desto mehr schenkten die erschreckten Eskimo den geheimnisvollen Worten des Schamanen Glauben, und sein Weizen fing an zu blühen. Mit großer Besorgnis beobachteten die Missionsleute das Wiedererstarken des alten, finstern Heidentums. Jetzt aber kehrte Kilbuk, allen bösen Geistern und allen Schamanen zum Trotz, zurück, und das Blatt wandte sich. Der Schaman stand als ein entlarvter Betrüger da, der Glaube der treugebliebenen Christen triumphierte. Die meisten Heiden wandten dem Zauberer den Rücken, und dieser selbst fühlte den Boden so sehr unter seinen Füßen wanken, daß er es vorzog, sich aus dem Staube zu machen und sich in einen entlegenen Teil Alaskas zurückzuziehen.

Auch einem der russischen Priester gedieh Kilbuks glückliche Heimkehr zur Niederlage. Er war vom Yukonfluß herüber gekommen, da er von Kilbuks Tode gehört hatte, um im Trüben zu fischen. Mit allerlei Drohungen und Schreckschüssen gelang es ihm, die meisten Glieder des neuentstandenen Gemeindleins zu bewegen, das Abendmahl nach griechisch-katholischem Ritus zu nehmen. Er verbot ihnen, ihre Kinder ferner zu den evangelischen Missionaren in die Schule zu schicken, erklärte sie für Lügner und Betrüger und stellte ihren Anhängern die gräßlichsten Repressalien durch die Amerikaner in Aussicht, so daß die verscheuchte Herde gar nicht mehr wußte, wem glauben und an wen sich halten. Als aber Kilbuk lebendig wiederkehrte, wurden des Priesters eitle Drohungen ans Licht gezogen und der Priester that gut daran, möglichst geräuschlos zu verduften. Durch solche und ähnliche prüfungsreiche Ereignisse wird in Alaska das Gold des Glaubens geläutert und alles Scheingold ausgeschieden; was aber aus dem Prüfungsfeuer hervorgeht, ist dann auch köstliches Gold, im Feuer bewährt.

Die Mission der Brüdergemeinde in Alaska hat sich in erfreulicher Weise entwickelt. Ihr Werk ist in die Breite und in die Tiefe gewachsen. Dem suchenden Auge zeigen sich immer neue Glaubenszeichen, neue Goldminen. In den ersten 10 Jahren sind schon mehrere Gemeindlein gesammelt worden, die jetzt über 600 Glieder zählen. Dabei sind die Missionare von eingeborenen Gehilfen kräftig unterstützt worden, an denen die bildende Kraft des Evangeliums offenbar wird. Einige dieser eingeborenen Gehilfen wollen

wir etwas genauer kennen lernen. An traurigen Erfahrungen mangelt es auch auf diesem Gebiete nicht. Um so mehr dankt man für die guten.

Das erste Beispiel ist freilich erschütternder Art. Hooker, ein Mann in mittleren Jahren, war einer der Erstlinge gewesen und hatte sich in der Trübsal, als sein einziger Sohn starb, durch seinen Glauben und seine Hoffnung als lebendigen Christen bewährt. Sein Wandel und seine Erkenntnis befähigten ihn, als Helfer und Mitarbeiter der Missionare unter seinen Landsleuten zu wirken. Er war einer der eifrigsten und tüchtigsten eingeborenen Missionsarbeiter. Nun war er in seinem Heimatdorfe stationiert und arbeitete in großem Segen, als Kilbuks plötzlich die Nachricht erhielten, Hooker sei wahnsinnig geworden. Der Wahnsinn ist leider in Alaska recht häufig. Man vermutet, das plötzliche Zurücktreten eines unter den Eskimo verbreiteten Ausschlages infolge von Erkältung sei die Ursache. Wie dem auch sei, Hooker und sein noch heidnischer Bruder waren wahnsinnig geworden, und die Mittel des Missionars, der sich unter dem Drang der Verhältnisse mit den Jahren zu einem halben Arzt ausgebildet hatte, brachten keine bleibende Besserung. Die Heiden witterten vielmehr eine Art Zauberei und nötigten durch fürchterliche Drohungen den Missionar zum Rückzuge. Schon auf seinem Schlitten sah er sich durch eine mit Kienfackeln versehene Rotte in dunkler Nacht verfolgt. Nur die unerschrockene Ueberlegenheit und die völlige Ruhe des wehrlosen Kilbuk hielt die ganze, kopflos erregte, von Furcht und Wut beherrschte Schar davon ab, sich am Missionar zu vergreifen. Dafür aber fiel der arme Hooker ihrer Raserei zum Opfer. Als er in der Kaschima seines Dorfes ein Bad nahm, holten die Männer des Dorfes den völlig Nackten mit Gewalt heraus. Man führte bei der großen Winterkälte den vor Frost Schaudernden ein gutes Stück in die Winterlandschaft hinaus. Dann zogen sich die Männer zurück; nach wenig Minuten hörte man ein furchtbar wildes Gekläff, dann ein mark- und beinerschütterndes Geschrei. Hooker, von wilden Wolfshunden umringt, wurde buchstäblich in Stücke zerrissen. Die hungrigen Bestien, die hartgehaltenen Zugtiere der Eskimo, die sich ihr Futter zum Teil selber im Freien suchen müssen, hatten sich auf den wehrlosen Unglücklichen geworfen, weil er nicht die aus den Fellen von Eichhörnchen gefertigte Kleidung, die Parka, trug, sondern völlig nackt war. Das war wiederum ein furchtbarer Schlag für die junge Mission und ein arger Schmerz für unsere Freunde in Bethel.

Unter den 27 eingeborenen Mitarbeitern ragte außer diesem Hooker besonders ein gewisser Kawagaleg hervor. Von der Kraft des Evangeliums ergriffen, wirkte er ungefähr seit 1889 in seinem

Heimatdorfe für die Ausbreitung des Glaubens und war bald darauf zu einem Helfer ernannt worden. Diese Helfer halten, wenn kein Missionar zur Stelle ist, Hausgottesdienste und leiten die kleinen Gemeindlein, holen sich von Zeit zu Zeit auf den Hauptstationen wieder geistliche Speise, betreiben aber daneben ihren bürgerlichen Beruf. Da sich aber Kawagaleg vor allen andern durch seine Erkenntnis und durch seinen Eifer hervorthat, wurde er am 9. September 1894 in einem feierlichen Gottesdienst in Bethel, dem viele seiner engeren Landsleute beiwohnten, zum ersten eingeborenen Missionar geweiht und mit der selbständigen Leitung einer Außenstation betraut. Die Uebersiedlung an einen fremden Wohnort bedeutet indes für einen Eskimo fast so viel wie für uns die Auswanderung in ein fremdes Land; denn der Eskimo hängt sehr an seiner Scholle. So wurde es Kawagaleg nicht leicht, die Berufung auf den neuen Posten anzunehmen. Dazu baten ihn seine Dorfgenossen, sie auszuschlagen und bei ihnen zu bleiben. Schließlich aber erklärte er doch, er sei nicht sein eigener Herr, sondern müsse dem Willen seines himmlischen Meisters folgen. Noch schwerer fiel es seiner Frau, mit ihrem Manne in die Fremde zu ziehen. Aber sie folgten dem Ruf und haben bis jetzt das Vertrauen, das man in sie gesetzt hat, nicht getäuscht.

Als drittes und letztes Beispiel aus dem Kreise der eingeborenen Helfer führen wir Stephen vor. Das Heimatdorf Stephens war bis vor kurzem ein Hauptsitz des Schamanentums und also auch des erbittertsten Widerstandes gegen das Evangelium. Im Jahr 1893 fand indes durch die Wirksamkeit eines bekehrten Eingeborenen eine scharfe Scheidung zwischen den Eskimo statt, die auch ihren äußeren Ausdruck darin fand, daß die christlichen Familien ihren Wohnsitz auf eine etwa einen Kilometer entfernte Stelle verlegten. Das Regiment im alten Heidendorfe führte ein alter Schaman, ein geradezu fanatischer Gegner der Missionare und ihrer Anhänger. Ihm konnte nichts Schlimmeres widerfahren, als daß sein eigener Sohn, eben jener Stephen, der neuen Lehre zufiel. Als weder Lockungen noch Drohungen des Vaters ihn von diesem Schritte abzubringen vermochten, enterbte und verfluchte ihn der Alte und erklärte, Stephen solle ihm nie mehr unter die Augen kommen. Doch Stephen blieb fest und verließ den Vater. Im Herbst 1893 erkrankte indes der alte Schaman. Da fand sich Stephen wieder ein, den kranken Vater zu pflegen. Das ließ sich der gefallen, weigerte sich aber hartnäckig, sich in die ärztliche Pflege der Missionare zu begeben. Doch das christliche Zeugnis Stephens und Kawagalegs machte allmählich einen Eindruck auf sein Herz. Die Wirkung davon war zunächst die, daß er, der

ein Leben voll grauenhafter Thaten hinter sich hatte, in schreckliche innere Aengste geriet, vor Todesfurcht oft laut schrie und dazwischen wieder um Erbarmen und Hilfe flehte und weinte. In dieser ganzen Zeit wuchs ihm sein verstoßener Sohn so ans Herz, daß er ihn gar nicht mehr missen wollte. Und als Kilbuk bei seinem dritten Besuch von dem Alten schied, that er es in der frohen Zuversicht, daß auch dieser Sünder endlich Gewißheit der Vergebung und Frieden mit Gott gefunden. Bis zuletzt bei klarem Bewußtsein, aber in getroster, ruhiger Stimmung, entschlief der ehemalige Schaman zu Weihnachten 1893 als ein bekehrter Christ. Dies Ende machte auf die heidnischen Dorfbewohner einen so tiefen Eindruck, daß sie der Einladung Stephens Gehör schenkten, sich vom Heidentum lossagten und christlichen Unterricht begehrten. Ja, sie erbaten sich von den Missionaren eben ihren Stephen zum Helfer und Führer aus. Gerne wurde diese Bitte erfüllt. Als ein ernster, gläubiger Mann, Mitte der Dreißiger, genießt nun Stephen allgemeine Achtung und Vertrauen. Man rühmt seinen tadellosen Wandel und seine Unerschrockenheit, womit er zu alle dem steht, was er für recht ansieht. Auch bei ihm findet man das Gold des Glaubens.

Wir wundern uns nicht, wenn es bei solchen eingeborenen Mitarbeitern mit der Ausbreitung des Evangeliums und der Ueberwindung des Heidentums vorwärtsgeht. Dem alten heidnischen Unwesen ist vielerorts die Axt an die Wurzel gelegt. In einer ganzen Reihe von Dörfern sind Poklatsch, heidnische, unflätige Schmausereien und ärgerliche Maskenfeste abgeschafft worden. Auch ist viel Hunger nach dem Wort der Wahrheit vorhanden. Die Sonntags- und die allabendlichen Wochengottesdienste werden gut besucht. Leicht bemächtigt sich der Gemüter eine tiefe Ergriffenheit. Daneben befinden sich die Leutlein freilich noch auf einer sehr kindlichen Stufe der Erkenntnis. Unsicheres Schwanken und mancherlei betrübende Rückfälle machen den Missionaren viel zu schaffen. Aber von Zeit zu Zeit meldet sich wieder ein neues Dorf und bittet um einen Helfer. Aus eigenen Mitteln bauen sie die Kapellen. So mehrt sich auch in Alaska die Schar derer, die wie wir an Jesum glauben, wiewohl wir ihn nicht sehen, und ihn lieb haben. Gott, der Herr, helfe ihnen und uns, daß unser aller Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde, als das vergängliche Gold, zu Lob, Preis und Ehre, wenn nun geoffenbaret wird Jesus Christus.

Große Erweckung unter den Sulu-Kaffern.

Auf den von den Missionaren des American Board bedienten Stationen in Natal haben seit Anfang 1897 wunderbare und erfreuliche geistliche Erweckungen stattgefunden. Als die eigentliche Quelle solcher auffallenden, ganze Gemeinden ergreifenden geistlichen Bewegungen haben wir natürlich den göttlichen Geist anzusehen, der da wehet, wo er will; aber gewöhnlich wird doch auch irgend ein äußerlicher und menschlicher Anlaß zu einer solchen Bewegung sichtbar sein, und das war auch hier der Fall. Schon 1896 waren drei amerikanische Prediger oder Evangelisten: Weiß, Weaver und Searl, zu einem Besuch nach Natal gekommen und hatten auf den Stationen der Amerikaner, jedenfalls durch Dolmetscher, erweckliche Ansprachen gehalten. Besonders Weaver hatte durch seine Gebete und Predigten großen Eindruck gemacht auf seine Zuhörer, die Sulu-Kaffern, und es fing an den Orten, wo er aufgetreten war, bald eine geistliche Bewegung an, die sich auch auf die Stationen ausdehnte, die Weaver gar nicht besucht hatte. Nach den Gebetsversammlungen in der ersten Woche des Januar, und wohl auch in Folge der inbrünstigen Gebete aller Missionare um eine Geistesausgießung unter ihren Pflegbefohlenen, nahm die Bewegung und Erweckung an Kraft und Ausdehnung zu und erstreckte sich auf fast alle Stationen.

Wie äußerte sich nun diese geistliche Bewegung und Erweckung?

Fast von allen Stationen schreiben die Missionare, daß die meisten Erbauungs- und Gebetsversammlungen, bald nachdem der Missionar den Gottesdienst begonnen hatte, in ein erst vereinzeltes, dann allgemeines Beten der Versammelten übergingen, und daß die Betenden anfangs mehr leise sprachen, seufzten und stöhnten, daß aber nach und nach das Gebet gewaltig im Tone anschwoll und oft zu einem lauten Schreien nach Gnade und zu einem herzbeweglichen Jammern der über ihre Sünden Zerknirschten wurde. Ein Missionar ging einmal, als eine solche Beterversammlung in mehr ruhiger Weise längere Zeit zum Herrn gerufen hatte, für einen Augenblick in seine nahe Wohnung, wurde aber bald durch das zu einem lauten Schreien gewordene Beten seiner Pflegebefohlenen wieder zurückgerufen. Er fand sie alle auf den Knieen und konnte unter den vielen angstvollen Tönen und Rufen nur die immer wiederkehrenden Worte: si tetelela! (tritt für uns ein! vergieb uns!) unterscheiden. Hier, wie in einigen ähnlichen Fällen, kam erst durch das vom Missionar veranlaßte Anstimmen eines christlichen Gesanges Ruhe in die Versammlung und

in die Gemüter. Das Beten einzelner Personen oder Gruppen von Personen wurde aber manchmal bis in die Nacht hinein fortgesetzt, und am Tag sah man öfters besonders jüngere Leute und Schulkinder im Gebüsch in kleinen Gruppen beten, denn die Bewegung hatte auch die Schuljugend, die heranwachsende Jugend und die Zöglinge des Seminars ergriffen.

Was nun den Inhalt der Gebete betrifft, so waren es meistens flehentliche, durch ein tiefes Sündengefühl hervorgerufene und in wirklicher Zerknirschung ausgesprochene Rufe nach Gnade und nach Vergebung der plötzlich durch göttliche Erleuchtung klar erkannten eigenen Sünden. Es waren daher fast mit allen diesen Gebeten herzbewegliche Sündenbekenntnisse verbunden. Alte und neue Sünden, geheime und offenbare, wurden mit Thränen und mit tiefer Zerknirschung vor der ganzen Versammlung bekannt. Einmal traten wohl 50 Männer nach einander auf und bekannten ihre zum Teil entsetzlichen Sünden, und es war keine leichte und angenehme Aufgabe, ihnen allen zuzuhören. Dieses Bekennen hielt manchmal mehrere Stunden lang an und war nicht aufzuhalten. Zuweilen folgten dem Bekennen, wenn es Versündigungen an anderen betraf, rührende Scenen der Aussöhnung und der Verzeihung, und auch manche durch langen Streit gestörte Ehe wurde wieder geeinigt.

Ferner folgten den Sündenbekenntnissen allerhand Zurückerstattungen und Herausgabe von Dingen, mit denen gesündigt worden war. Bei den Kaffern ist alle mögliche, wirkliche oder vermeintliche Zauberei noch stark im Schwange, die mit den von den Zauberdoktoren für schweres Geld gekauften Medizinen vollbracht wird, deren Wirkungen zuweilen der Missionar selbst nicht natürlich zu erklären weiß. Diese Sachen wurden nun alle dem Missionar gebracht. So kam z. B. ein Mann mit einem Beutel voll kräftiger Zauber-Medizinen, für die er soeben einem Doktor 16 Pfund (400 Fr.) gegeben hatte. Alle diese abgelieferten Gegenstände wurden dann in Gegenwart der Kirchenältesten verbrannt.

Eine andere Folge der allgemeinen geistlichen Erweckung war der besonders bei der Jugend erwachende Drang, auch den in der Nähe wohnenden heidnischen Kaffern zu verkünden, wie sie ihre Sünden erkannt und bei Jesu Christo Vergebung gefunden hätten, und die Heiden aufzufordern, auch zu diesem Sünderheiland zu gehen. Daß nun erweckte und begnadigte Erwachsene so auf die heidnischen Kraale*)

*) Kraal nennt man in Süd-Afrika nicht nur die Vieh-Einzäunungen sondern es heißen auch kleine Gruppen von Kaffer-Hütten so. Kraal bedeutet also hier Kaffer-Dorf oder Dörflein.

gingen und predigten, das scheint uns ganz angemessen und eine löbliche Frucht der Erweckung. Daß aber hier besonders Schulkinder, und zwar hauptsächlich größere Schulmädchen (allerdings meistens unter Führung ihrer Lehrer) auszogen, um zu predigen, das kann dem fernstehenden Beobachter doch nicht recht gefallen. Man muß aber zugeben, daß die Missionare kaum im stande waren, den Predigteifer der Jugend zurückzudrängen. Sie konnten sich nur bemühen, ihn in geordnete Bahnen zu lenken. Und dann ist nicht zu leugnen, daß eine ganze Anzahl heidnischer Sulu durch diese Kinderzeugnisse bewogen wurden, sich den Christengemeinden anzuschließen.

Wenn wir dann noch erwähnen, daß auf den Stationen, die der Schauplatz der Erweckung waren, die Leute nicht genug Versammlungen haben konnten und jeden Morgen und Abend im Gotteshause zusammen kamen, so haben wir wohl die wichtigsten Kennzeichen und segensreichen Folgen der unter manchen Sulu-Kaffern im vergangenen Jahr stattgehabten Erweckung aufgeführt, und wir wollen zum Schluß den dortigen Missionaren bitten helfen, daß der Herr ihnen Kraft und Weisheit geben möge, das in so vielen Seelen angefangene gute Werk weiter zu pflegen und auszubauen. Sie werden für solche Fürbitte teilnehmender Missionsfreunde sehr dankbar sein, denn sie sprechen es wiederholt aus, daß sie nun die für ihre Kräfte und geringe Zahl fast allzugroße Aufgabe vor sich haben, die vielen neu Erweckten und zum Unterricht sich Meldenden weiter zu leiten und auf dem guten Wege zu erhalten. (Nach dem Miss. Herald) Rt.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Das Kongogebiet.

Der Kongo-Freistaat hat sich in letzter Zeit einen bösen Ruf erworben und ist durch das Auftreten seiner Unterbeamten, die sich die härtesten Bedrückungen gegenüber den Eingebornen zu schulden kommen ließen, sehr in Mißkredit gekommen. Anklagen dieser Art wurden schon seit längerer Zeit unter der Hand erhoben, so daß sich König Leopold von Belgien veranlaßt sah, am 18. September 1896 durch einen Erlaß eine Kommission zum Schutz der Eingebornen einzusetzen. Die Einsetzung der Kommission scheint aber wenig gefruchtet zu haben; denn die Bedrückungen bestanden fort und arteten da und

dort zu den größten Unmenschlichkeiten aus. Doch wagte es lange niemand, mit bestimmten Anklagen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Erst durch den Baptistenmissionar Sjöblom, der am oberen Kongo arbeitet und als Augenzeuge auftreten konnte, sind Berichte über die Brutalität der Beamten in die Oeffentlichkeit gelangt, die geradezu schauerliche Bilder über die Zustände im Kongostaat entrollen. Hienach ist das ganze Bestreben der dortigen Beamten darauf gerichtet, von den Eingebornen möglichst viel Kautschuk und Elfenbein zu erpressen. Es geschieht dies zugleich im eigenen Interesse der Kommissare, die von allem Elfenbein 20 Prozent, und vom Kautschuk 12 Prozent für sich behalten und in ihr Gehalt verrechnen dürfen. Die ihnen unterstellten Dörfer des Bezirks müssen daher ohne gerechte Abwägung der Verhältnisse und genaue Kenntnis der Bewohnerzahl ein möglichst großes Quantum der Landesprodukte einliefern. Die Einsammlung geschieht unter strenger Ueberwachung von eingebornen Soldaten, die sich dabei alle Gewaltthaten und Greuel erlauben. Wer ihnen nicht zu willen ist, wird ohne weiteres niedergeschossen. Alt und jung muß in den meist sumpfigen Urwäldern mühsam den Saft der Kautschukrebe einsammeln, bis der Vorrat in der nächsten Umgebung erschöpft ist. Dann werden entferntere Gegenden aufgesucht, wo es nicht selten blutige Zusammenstöße mit feindlichen Stämmen giebt. Viele erliegen dabei dem Sumpffieber, der Ruhr und andern Krankheiten. Und wehe dem unglücklichen Dorfe, wenn es die ihm auferlegte Lieferung nicht vollständig entrichten kann! Man erschießt zur Strafe dafür einige Dorfbewohner, schneidet ihnen die rechten Hände ab und liefert sie als Beweismittel der vollzogenen Strafe an den Kommissar ab. Andere werden wegen ungenügender Lieferung gefangen genommen, in Boote gepackt und stromabwärts nach Leopoldville geschickt, um unter die Soldaten gesteckt zu werden. Schlecht genährt und im elendesten Zustande kommen sie hier an und sterben meist dahin, noch ehe sie den Landmarsch nach Boma antreten können. So gehen Tausende von Menschen elendiglich zu Grunde und zwar in einem Staate, der sich die Aufgabe gestellt haben will, die Humanität im dunkeln Erdteil zu vertreten und die europäische Kultur in demselben zu pflanzen, ja in einem Staate, dessen Beamte sich Christen nennen. Und wie viele Schandthaten sind gar nicht einmal ans Licht gekommen!

Diese Anklagen hat zwar der General-Gouverneur zu entkräften gesucht, aber sie sind doch von so glaubwürdigen Augenzeugen erhoben und bezeugt, daß an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln ist. Und man darf sich ja auch nicht wundern, daß solche Greuel unter den Augen europäischer Beamten mit kaltem Blut verübt werden, wenn man je

und je das herzlose Urteil zu hören bekommt, das manche über die Negerrasse fällen und welche Mittel sie für die Ausbeutung der afrikanischen Gebiete empfehlen. Man entsetzt sich, wenn man z. B. liest, wie sich ein Major der Kongoarmee über die Behandlung der Neger äußert und ihnen dabei nicht nur alle Kulturfähigkeit abspricht, sondern auch eine brutale Behandlung für geboten erachtet. Es heißt da u. a.: „Der Neger ist ein blutdürstiges, grausames Raubtier, das nur durch das Auge und die Peitsche des Bändigers in Respekt gehalten werden kann; durch Bibelverteilungen ist bei ihm noch nie und nirgends etwas erreicht worden." Und was soll man sagen, wenn derselbe Mann sogar soweit geht und den Negerstämmen überhaupt die Existenzberechtigung rundweg abspricht, weil sie durchaus unproduktiv seien. Bei solchen Grundsätzen und Ansichten, die aller Humanität Hohn sprechen und noch dazu von großer Unkenntnis geschichtlicher Thatsachen zeugen, kann man natürlich keine gerechte Behandlung der afrikanischen Völkerschaften erwarten. Da läutet allerdings dem Schwarzen die Totenglocke, sobald solche Vertreter der Civilisation die afrikanischen Ländergebiete betreten. Unter den obigen Umständen ist es begreiflich, daß Aufstände der Eingebornen, wie der der Batetela, bald da bald dort der Regierung des Freistaats viel zu schaffen machen, daß gelegentlich ein Kommissar ermordet wird und daß ganze Stämme ihre alten Wohnsitze verlassen und sich neue Heimstätten suchen, wo sie vor den Bedrückungen der Weißen sicher sind. Nach neueren Berichten hat es indes den Anschein, als ob die Regierung nun ernstlich darauf sehen wolle, daß eine solche schmachvolle Behandlung der Eingebornen nicht mehr vorkommen dürfe. Wenigstens werden jetzt, wie man hört, Beamte und Händler, die sich Ungehörigkeiten erlauben, zur Rechenschaft gezogen. Anerkennenswert ist auch eine neue Verordnung des General-Gouverneurs, wonach der Branntweinverkauf an Eingeborne gänzlich verboten ist. Zugleich ist der Handel von Spirituosen zum eigenen Bedürfnis der Weißen wesentlich beschränkt und jeder Fall von Trunkenheit außerhalb der geschlossenen Räume mit strenger Strafe belegt.

Der Freistaat zählt jetzt 115 Stationen und 684 Beamte, von denen sich die meisten am oberen Kongo befinden. Die Zahl der Missionare im Kongobecken betrug im letzten Jahr 223. Die gesamte weiße Bevölkerung daselbst belief sich Ende 1896 auf 1474 Personen, worunter 882 Belgier, 125 Engländer, 91 Portugiesen, 87 Italiener, 71 Schweden, 61 Amerikaner, 40 Franzosen, 37 Holländer, 21 Deutsche und 20 Dänen. Die Riesenarbeit der Kongobahn nähert sich nun ihrem Ende. Sie hat jetzt mit den Erdarbeiten 335 Kilometer erreicht und ist nur noch 50 Km. vom Stanley Pool, ihrem Endpunkt,

entfernt. Schon jetzt hat die bis Tumba dem Verkehr übergebene Bahnstrecke eine große Veränderung im Transportwesen hervorgerufen. Manche Stationen, die von den verschiedenen Missionen als Speditionsplätze angelegt wurden, haben dadurch ihre Bedeutung verloren und werden wohl mit der Zeit durch die Eisenbahn überflüssig werden. (Afrika 1897, Nr. 2, 7, 9, 11. Miss. Herald 1897.)

Unter den im Kongostaat arbeitenden evang. Missionen, die ihre Stationen meistens stromaufwärts angelegt haben, ist die der englischen Baptisten die älteste. Sie haben jetzt mit Einschluß von San Salvador (im portugiesischen Gebiet) 4 Hauptstationen am unteren Kongo und deren 6 am oberen, die sich vom Stanley Pool in großen Abständen bis zu den Stanley-Fällen hinziehen. Der Verbindung zwischen den oberen Arbeitsposten dienen die beiden Flußdampfer Peace und Goodwill. Auf diesen 10 Stationen stehen ca. 30 Missionare, deren Zahl aber wegen der höchst ungünstigen klimatischen Verhältnisse beständig wechselt und deren Reihen durch Todesfälle nur allzu häufig gelichtet werden. Beziffert sich doch die Totenliste dieser Mission in den Jahren 1878 bis Ende 1894 allein auf 28 Personen (24 Männer und 4 Frauen), und seitdem sind schon wieder einige dem Klima zum Opfer gefallen. — Der fortschreitende Bau der Eisenbahn hat es mit sich gebracht, daß der Speditionsplatz Underhill (Tunduwa) nach Tumba verlegt worden ist. Die Entfernung von hier bis zum Stanley Pool, von wo aus die Dampfer den Dienst versehen, beträgt immerhin noch 10 Tagereisen. Soweit die Stationen an der Bahnlinie liegen, wenden die Missionare ihre Aufmerksamkeit auch den an derselben beschäftigten Arbeitern zu, deren es über 6000 giebt. Auf der Station Wathen (Ngombe) hat sich die Zahl der Christen innerhalb drei Jahren von 11 auf 89 gemehrt, die für die Errichtung und den Unterhalt der Außenposten bereitwillig aufkommen. Ein wichtiges Centrum der Mission am oberen Kongo bildet die Station Bolobo mit einer Druckerei und verschiedenen Werkstätten. Aus ersterer, die sich bisher auf der Station Lukolela befand, geht alljährlich eine Reihe von kleinen Schriften, Bibelteile u. a. hervor, die in mehreren Mundarten herausgegeben werden. Die Druckerei findet auch bei der Regierung des Freistaats und des französischen Kongogebiets Anerkennung und Unterstützung. Ueberhaupt steht das Unternehmen, mit dem auch eine Buchbinderei verbunden ist, auf eigenen Füßen. In den Werkstätten sind einige 40 junge Leute beschäftigt, die als Ziegler, Schmiede, Zimmerleute, Maurer, Drucker und Maschinisten Anleitung erhalten. Hier ist auch der Hafenplatz für die beiden Missionsdampfer, die von zwei Europäern bedient werden und sowohl für

den Verkehr zwischen den oberen, oft weit entlegenen Stationen, als auch für die Predigt- und Untersuchungsreisen gute Dienste leisten. Dagegen hat man es in Bolobo mit einem Volk zu thun, das sich in schauerlicher Finsternis des Heidentums befindet und unter dem es bis jetzt schwer hält, die Leuchte des Evangeliums aufzupflanzen. Doch ist eine kleine Gemeinde von einigen 20 Seelen gesammelt; über 40 Schüler besuchen die Schule. — Der am weitesten vorgeschobene Missionsposten ist das erst neuerdings angelegte Sargent oder Yakusu am Zusammenfluß des Lindi (Mbura) mit dem Kongo, nur wenige englische Meilen westlich von den Stanley-Fällen entfernt. Statt dieser sehr entlegenen Station war vorher eine solche in Modjembo geplant, an der Mündung des Mobangi, einem bedeutenden rechtsseitigen Nebenflusse des Kongo (der zugleich die nordwestliche Grenze das Freistaats bildet). Allein die Bevölkerung verzog sich von dort wegen der Bedrückung der Regierungsbeamten. Man wollte sich dann am Itimbiri-Fluß niederlassen; aber auch dieser Plan zerschlug sich, da die Regierung den Verkehr auf dem Fluß wegen der Feindseligkeit der dortigen Stämme untersagte. So entschloß man sich schließlich bis zu den Stanley-Fällen vorzugehen und unter der zahlreichen und freundlich gesinnten Bevölkerung zwischen den Fällen und dem Aruwimi die Arbeit aufzunehmen. Von der Lage dieser Station verspricht man sich sehr viel, und hofft, daß der Platz dereinst zu großer Bedeutung gelangen werde, da er den Schlüssel zum Quellengebiet des Kongo bildet. Inzwischen sind jedoch die mit der Gründung beauftragten beiden Missionare dem Klimafieber erlegen.

Das numerische Ergebnis der englischen Baptistenmission am Kongo ist bis jetzt noch sehr unbedeutend. Nach dem letzten Bericht (1897) zählen ihre Stationen im ganzen 222 Kirchenglieder und 800 Tagschüler. (Ann. Rep. 1896/97.)

Mehr äußeren Erfolg am Kongo hat die Mission der amerikanischen Baptisten-Union aufzuweisen, die auf ihren zehn Hauptstationen ca. 1300 Christen zählt. Doch scheint die Zunahme in den letzten Jahren auch sehr gering gewesen zu sein, denn schon im Jahre 1894 zählten ihre 14 Gemeinden über 1200 Kirchenglieder. Auch hier liegen die Stationen sämtlich am Kongo aufwärts, nur daß die Abstände zwischen den einzelnen Missionsposten nicht so bedeutend sind, wie in der vorhin genannten Mission. Leider haben auch die Amerikaner in den letzten Jahren schwere Verluste in ihrem Arbeiterpersonal erlitten, teils durch Todesfälle, teils durch nötigwerdende Heimkehr. Manche der Stationen sind infolge dessen sehr schwach besetzt, so daß an eine weitere Ausdehnung nicht ge-

dacht werden konnte. Dazu kommt noch die große Geldverlegenheit, so daß es fraglich war, ob man das Werk am Kongo in seiner jetzigen Ausdehnung werde fortführen können. Große Schwierigkeiten haben den oberen Stationen die beständigen Unruhen und Aufstände der Eingebornen gegen die Regierung bereitet, woran ebenfalls die barbarische Behandlung von seiten der Beamten meistens schuld war. Am meisten litten unter diesen unsicheren Verhältnissen die Stationen Ikoko und Irebu, wo alle Arbeit nach außen hin unmöglich war und deshalb auf den Platz selbst beschränkt bleiben mußte. Niemand durfte sich in die Umgegend hinauswagen, da die Bevölkerung ringsum unter den Waffen stand. Als dann der General-Gouverneur den Fluß herauf kam und ihm Bericht über die Ausschreitungen seiner Beamten als die Ursache der Unruhen erstattet wurde, fanden die Missionare anfangs keinen Glauben. Erst auf seiner Weiterreise scheint er sich von der Wahrheit der berichteten Greuel überzeugt zu haben. Die Station Irebu wurde sogar von den erbitterten Eingebornen geplündert, als diese das Lager der Regierungstruppen angriffen. Doch geschah den Missionaren persönlich kein Leid. Auf diese Vorgänge hin scheint der Gouverneur gesonnen zu sein, die schlimmsten seiner Beamten durch bessere zu ersetzen und die übertriebenen Forderungen der Kautschuklieferungen mindern zu wollen.

Das Arbeiterpersonal der amerikanischen Baptisten auf ihren 10 Haupt- und 26 Außenstationen betrug nach dem letzten Bericht 20 Missionare, 14 Missionarsfrauen, 3 Missionsärzte und 3 ledige Damen. Außerdem 9 ordinierte eingeborne Prediger, 28 Laienprediger und 28 Lehrer und Lehrerinnen. Christen 1299; Schüler 1381. (Bapt. Miss.-Mag. 1897.)

In der von der englischen Familie Guinneß im Jahr 1888 gegründeten Mission unter den Balolo ist es bis jetzt bei den bisherigen vier Stationen Lulanga, Bonginda, Ikau und Bondanganda geblieben. Das am untern Kongo gelegene neuerdings besetzte Tumba dient zunächst nur als Speditionsplatz, wobei zugleich unter den Eisenbahnarbeitern und den hier ab- und zugehenden Eingebornen missioniert wird. Größere Ergebnisse scheint die Mission unter den Balolo, die das Becken des Lulanga südlich vom Kongobogen bewohnen, bis jetzt nicht erzielt zu haben. Ueberhaupt macht das Organ der Mission (Regions beyond) keinerlei statistische Angaben. Dagegen lassen die Berichte von dort erkennen, daß auch hier das Klima Jahr für Jahr seine Opfer fordert und der Missionsbetrieb durch Todesfälle und häufige Heimkehr sehr gestört wird. Doch stellen sich immer wieder neue Arbeiter aus dem Harley House zur Verfügung, die bereit sind, die entstandenen Lücken auszufüllen.

Nach dem letzten Bericht (Dez. 1897) standen 13 Missionare, 5 Missionarsfrauen und 6 Fräuleins in der dortigen Arbeit.

In wohlgeplanter Konzentration, die man bei den vorigen Missionen so sehr vermißt, arbeitet mit Erfolg der schwedische Missionsbund am untern Kongo, und zwar auf dem rechten Ufer desselben, wo er 5 Hauptstationen mit 22 Außenplätzen besitzt. Das Werk hat sich seit 1886 sehr rasch ausgedehnt, wiewohl auch hier die Reihen der Arbeiter durch das ungesunde Klima sehr gelichtet worden sind. Während der letzten 10 Jahre sind nicht weniger als 17 Männer und Frauen ins Grab gesunken. Die Zahl der Gemeindeglieder wird von „Regions beyond“ (August 1897) auf ca. 600 angegeben. Viele der Eingebornen haben ihre Fetische und Amulette weggeworfen und damit wenigstens äußerlich mit dem Heidentum gebrochen. Die Missionsschulen sind von ungefähr 1100 Kindern besucht, während im Seminar zu Mukimbungu 22 junge Leute zu Lehrern und Katechisten herangebildet werden. Das Missionspersonal besteht im ganzen aus 33 Mitgliedern, von denen aber einige zur Erholung in der Heimat weilen. Leider ist Miss. Westlind, der während seiner 13jährigen Thätigkeit am Kongo auf sprachlichem Gebiet sehr Tüchtiges geleistet hat, vor zwei Jahren gestorben und hat im Arbeiterkreis eine große Lücke hinterlassen. Er hat nicht nur das ganze Neue Testament und biblische Geschichten übersetzt, sondern auch Schulbücher u. a. verfaßt und eine Grammatik samt Wörterbuch in der Fiotisprache ausgearbeitet. Ein von den Missionaren herausgegebenes monatliches Missionsblatt, der Minsame Miayenge (Friedensbote) wird auf einer eigenen Druckerpresse, der größten am Kongo, hergestellt.

Die bis jetzt unbedeutende Mission der amerikanischen Adventisten weist nur eine einzige Station an der Kongomündung mit zwei Missionaren auf, von deren Arbeit uns aber nichts näheres bekannt ist. Zwei ihrer Mitglieder fanden vor einiger Zeit ihren Tod bei einer Pulverexplosion, infolge deren der Dampfer „Matadi“ in Boma in die Luft flog.

In demselben Gebiet am unteren Kongo arbeitet auch die Internationale Allianz-Mission, die unter der Leitung eines Herrn Simpson in New-York steht und nach „Africa waiting“ 58 Missionsarbeiter auf 9 Stationen stehen haben soll. In dieser Zahl sind offenbar auch die eingebornen Gehilfen mit einbegriffen.

Ein sehr großes, weites Arbeitsfeld für sich allein haben die amerikanischen südlichen Presbyterianer inne, die seit 1891 im Flußgebiet des Kasai sich im Innern des Landes niedergelassen haben. Ihre dortige Hauptstation Luebo, ungefähr 1000 englische Meilen von der Westküste entfernt, ist ein Dorf am Zusammenfluß des Lulua

und Luebo, das als Centrum des Binnenhandels von Bedeutung ist. Eine Eigentümlichkeit dieser Mission ist, daß sie gemeinsam von Weißen und Farbigen aus den Südstaaten Nordamerikas betrieben wird. Da die Verbindung mit Luebo am leichtesten auf dem Wasserweg — auf dem Kongo und seinem bedeutenden linksseitigen Nebenfluß Kasai — bewerkstelligt wird, so ist an ersterem ebenfalls das mehrerwähnte Tumba als Speditionsplatz besetzt worden. Außerdem ist von Luebo aus neuerdings noch eine zweite Binnenstation drei Tagereisen weiter landeinwärts in Ndombe angelegt worden, wie man denn überhaupt das Werk nach verschiedenen Seiten hin ausdehnen will. Man hat dabei besonders den mächtigen und zahlreichen Stamm der Bakuba zwischen dem Kasai und Sankuru im Auge, dessen König Lukenga von Miss. Sheppard besucht worden ist und der einer Niederlassung der Mission nicht ungünstig gesinnt war. Inzwischen ist derselbe aber gestorben und sein Neffe hat unter Blutvergießen den Thron bestiegen, und das Land ist vom Bürgerkrieg heimgesucht. Dadurch sind die Aussichten auf eine baldige Besetzung dieses Gebiets wieder zweifelhaft geworden. Doch beabsichtigen die Missionare eine Untersuchungsreise dahin. Mittlerweile hat Miss. Verner versucht, eine neue Station an den Wißmann-Fällen, südwestlich von Luebo, anzulegen. Die junge Mission wird allem nach in sehr rühriger Weise betrieben und es macht sich auch hier der amerikanische Ruf nach möglichst vielen Arbeitern bemerkbar. Gegenwärtig stehen 3 weiße und 3 farbige Missionare, sowie 2 farbige Lehrerinnen auf den Inlandstationen. Ein Weißer besorgt die Expeditionsgeschäfte in Tumba. An Opfern hat das Klima bis jetzt zwei Frauen und den Gründer der Mission gefordert. Die Arbeit ist bisher nicht ohne Erfolg gewesen. Die Gottesdienste sind sehr gut besucht und es ist auch schon eine kleine Gemeinde gesammelt, die 126 Kommunikanten zählt. Ihre 10 Nationalgehilfen arbeiten fleißig unter der heidnischen Bevölkerung der Umgegend und finden unter dieser guten Eingang. Große Gefahr lief die Mission im Juli 1895 durch eine Revolte der Kongotruppen, die auf einem der nächsten Militärposten ihren Befehlshaber ermordeten und alle Weißen umzubringen drohten. Die Missionare schwebten infolge dessen einige Tage lang in größter Lebensgefahr, bis sich die Rebellen plötzlich in eine andere Gegend verzogen. Die Eingebornen standen während dieser kritischen Zeit treu zu ihren Lehrern und versprachen sie im Notfall zu schützen. (The Missionary 1896/97.)

Im Anschluß an die Mission im Kongofreistaat ist noch die Pariser Mission im französischen Kongogebiet zu erwähnen. Ihre beiden Stationen Talaguga und Lambaréné (Kangwe) am

Ogowe-Fluß, die ursprünglich von der amerikanischen Presbyterianern angelegt wurden, sind in den letzten Jahren wieder viel von Krankheit und Tod heimgesucht worden, so daß dadurch die Arbeit sehr gehindert wurden ist. So wurde Miß. Hunt und Frau Gaston vom Fieber heimgesucht, und der verwitwete Vater der letzteren mußte mit gebrochener Gesundheit nach Europa zurückkehren. Ebenso sah sich Miß. Berger auch von gesundheitlicher Rücksicht genötigt, wegen schwerer Erkrankung das Feld zu räumen, ohne Aussicht, je wieder kräftig genug zurückkehren zu können. Dadurch ist das ohnedies kleine Arbeiterpersonal sehr schwächer geworden. Inzwischen hat sich aber ein junger Lehrer, H. Merle, bereit gefunden, mit dem aufs Arbeitsfeld zurückkehrenden Miß. Hong in die Ehe einzutreten. Aus gesundheitlichen Gründen ist die Station Talagouga, die bis jetzt auf dem sumpfumgebenen Ufer des Ogowe lag, auf eine wenig gegenüberliegende Landzunge verlegt worden, wo man ihre Lage für gesünder hält. (Rapport 1897.)

Südwestlich vom Kongostaat, in der portugiesischen Kolonie Angola, hat die kongregationale Boston'er Mission (der American Board) ihre Arbeit auf dem verhältnismäßig gesunden Hochland von Bailundu und Bihe bis jetzt auf vier Hauptstationen ausgedehnt. Das Werk schreitet nur langsam vorwärts, gewinnt aber immer mehr Boden. Die bestehenden drei Gemeinden zählten im letzten Jahre 79 Kommunikanten, die Tagschulen nahezu 400 Schüler. Nun ist auch in letzter Zeit die vollständige Uebersetzung des Neuen Testaments in Umbundu, das meistens gesprochen und verstanden wird, glücklich fertiggestellt und auf der dortigen Presse gedruckt worden. Auf den Stationen Kamundongo und Bailundu steht ein Missionsarzt und eine Aerztin, die zugleich ein Hospital und zwei Polikliniken bedienen. Ebenso läßt der Kanadier Currie in Tschisamba den Eingebornen ärztliche Hilfe angedeihen und hat sich dadurch den Weg zu den Herzen der Leute. Die erst in den letzten Jahren neubesetzte Station Sakandschimba steht noch in den Anfängen ihrer Entwicklung. Große Hoffnungen setzen die Missionare auf die Wirksamkeit ihrer eingebornen Gehilfen, die viel Eifer in der Evangelisierung ihrer Volksgenossen an den Tag legen und auf ihren Predigtausflügen bis über den Kuansa vordringen und dabei Volksstämmen das Evangelium bringen, die bis jetzt kaum bekannt waren. Das große weite Arbeitsfeld, das sich hier nach allen Seiten hin im portugiesischen Binnenland der Mission aufthut und ein verhältnismäßig günstiges Klima aufzuweisen scheint, ist durch die Bostoner leider viel zu schwach besetzt und es erscheint ihre kleine, aber hoffnungsvolle Mission wie ein vereinsamter Posten. (Miss. Herald 1897.)

Gern würden wir auch noch einige Mitteilungen über die Stationen der Bischof Taylor'schen Mission im Kuansa-Thal, südöstlich von Loanda machen. Aber das ganze Unternehmen ist als fehlgeschlagen zu betrachten. Nach dem Bericht von Bischof Hartzell, dem Nachfolger Taylors, der im letzten Jahre dessen afrikanische Missionen visitierte, hat es sich gezeigt, daß diese neue Missionsmethode sich nicht bewährt hat. Von den vielen Arbeitern, die der greise Bischof Taylor seinerzeit nach Afrika führte, sind nur noch einige wenige auf dem Posten. Die meisten Stationen sind wieder aufgegeben oder nicht mehr besetzt; andere erfüllen ihren Zweck nicht. Auch die industriellen Unternehmungen, durch die die Mission unterhalten werden sollte, haben wenig oder keinen Erfolg erzielt. Hoffentlich dient dieser Fehlversuch manchen, die sich mit ähnlichen abenteuerlichen Missionsideen tragen, zur Lehre und Warnung. (Näheres siehe Miss.-Mag. 1897, S. 447 f.)

---

b) Neuestes.

China. In neuerer Zeit scheint endlich eine Bewegung in das starre Reich der Mitte kommen zu wollen, und mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß China über kurz oder lang aus seiner tausendjährigen Abgeschlossenheit werde heraustreten müssen. So berichtet u. a. der ostasiatische Lloyd: „Es scheint, als ob in China in der That ein Wechsel in der rechten Richtung vor sich geht. Wie wir aus völlig zuverlässiger Quelle erfahren, war eines der Themata, die den Kandidaten der letzten Staatsprüfung zum zweiten Grade in Nantschangfu, Provinz Kiangsi, zur Beantwortung vorgelegt wurden, nachstehendes: ‚Noah und seine Familie, oder die Wiederbevölkerung der Erde nach der Sintflut.' Zum Textbuch wurde das Alte Testament anempfohlen. Infolge hievon war die Nachfrage nach Bibeln sehr stark, und an einem Tage wurden 50 Exemplare verkauft. Das ist das erstemal in der Geschichte Chinas, daß man bei den Staatsprüfungen von den Studenten eine Kenntnis der Bibel verlangte. — Wir erfahren ferner, daß Se. Excellenz Scheng, Chef des chinesischen Eisenbahn- und Telegraphenwesens, in dem eine Meile von Shanghai gelegenen Kiangnan-Arsenal eine chinesische Universität ohne Verzug einzurichten beabsichtigt, und daß ein bekannter Missionar die Stelle als Oberdirektor an derselben angenommen hat. Ferner gedenkt Se. Excellenz Tschang Tschi-tung, General-Gouverneur in Wutschang, in Shanghai eine Hochschule für die Erziehung von Mädchen ins Leben zu rufen. Die Leitung derselben ist einer bekannten Missionarin angeboten worden. Gerüchtsweise verlautet auch, daß diese Etablissements nach christlichen Grundsätzen geleitet werden sollen."

Bücheranzeige.

Warneck, D. Prof. **Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen** von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur neueren Kirchengeschichte. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1. Abt. Das heimatliche Missionsleben. Berlin. M. Warneck. Mk. 2.50.

Warnecks Abriß der Geschichte der protestantischen Missionen gehört neben Gunderts bekanntem Werk „Die evangelische Mission" zu den „unentbehrlichen" Büchern. Wer sich mit Missionsgeschichte beschäftigt, wer einen Ueberblick über die protestantische Mission und ihre Geschichte gewinnen oder sich über irgend eine einzelne Missionsgesellschaft kurze aber zuverlässige Auskunft holen will, findet das Gesuchte in diesen Büchern. Doch wird keines das andere ganz ersetzen. Zumal in der jetzt in dritter Auflage vorliegenden 1. Abteilung des Warneckschen Buches finden wir die Geschichte des heimatlichen Missionslebens weit eingehender behandelt als bei Gundert. In der interessanten Einleitung wird im Anschluß an einige Bemerkungen über die apostolische und nachapostolische Mission die Volkschristianisierung als Aufgabe der Mission bezeichnet. Daran schließt sich eine Schilderung und Beurteilung der mittelalterlichen Mission, die trotz der scharfen Mißbilligung („eine entartete Kirche kann auch nur eine entartete Mission treiben") doch auch die Gerechtigkeit auf Grund des Verständnisses und der Beachtung der geschichtlichen Verhältnisse nicht vermissen läßt. In den beiden ersten Abschnitten über das Reformationszeitalter und das Zeitalter der Orthodoxie werden nicht nur die dürftigen Missionsansätze des 16. und 17. Jahrhunderts besprochen, sondern es wird das Fehlen nicht nur der Missionsthat, sondern vielfach auch des Missionsgedankens aus der ganzen religiösen und theologischen Anschauung und Denkweise der Reformatoren und der Vertreter der älteren Orthodoxie zu erklären gesucht. Warneck zeigt auch, wie die alte Orthodoxie, als der Gedanke der Mission doch an sie herantrat, die Ablehnung desselben wissenschaftlich zu begründen versuchte, lehrt uns aber auch eine Reihe von Missionszeugen im 17. Jahrhundert kennen, die ihre Stimme für die Mission erhoben, voran den begeisterten Missionspropheten und -märtyrer Justinian von Weltz. Der dritte Abschnitt über das Zeitalter des Pietismus läßt den Pietismus als Quelle und Träger der deutschen Mission erkennen: „Mit seinen liebenden Gedanken umfaßte der als Konventikelchristentum verspottete Pietismus die ganze Welt und diese liebenden Gedanken setzte er um in Werke der Liebe, die in gleicher Weise dem Elend der Heiden, wie dem innerhalb der Christenheit Hilfe zu schaffen suchten. Trotz seiner ‚Weltflucht' wurde er eine welterobernde Macht." Der 4. Abschnitt zeigt, wie das gegenwärtige Missionszeitalter durch das Zusammentreffen einer namentlich von England ausgehenden und hauptsächlich durch den Methodismus hervorgerufenen religiösen Erweckung mit weltgeschichtlichen Ereignissen und Bewegungen herbeigeführt wurde. Nachdem so gezeigt worden ist, wie die evangelische Christenheit, der der Missionsgedanke zuerst ganz fern lag und die ihn dann abzulehnen sich bemühte, für die Mission gewonnen wurde — es ist damit eine interessante Seite in der Entwicklung des Protestantismus gezeichnet — giebt der 5. Abschnitt eine meist knapp gehaltene, aber doch statistische Trockenheit thunlichst vermeidende Geschichte der Begründung und des Wachstums der einzelnen Missionsgesellschaften. Ich hebe aus diesem Abschnitt besonders hervor die in einer Anmerkung S. 88 ff. gegebenen Mitteilungen über die Haltung der schottischen Missionare im Jahr 1843 bei der Trennung der

Freien Kirche von der Staatskirche, und zur Charakterisierung der Gerechtigkeit, mit der Warneck urteilt, seine uneingeschränkte Anerkennung der christlichen Persönlichkeit und Missionsausrüstung des Gründers der China-Inland-Mission, Hudson Taylor (S. 93), der eine von Warneck in mancher Beziehung nicht gebilligte Missionsmethode vertritt. In der Ablehnung der von der Hudson-Taylorschen Mission zuerst aufgestellten und von anderen, namentlich den Allianzmissionen enthusiastisch vertretenen Missionsanschauungen ist Warneck mit den meisten deutschen Vertretern der Mission einig. Mit Recht bezeichnet Warneck sein Buch als Beitrag zur neueren Kirchengeschichte. Es ist nicht nur kirchengeschichtliches Material, das er bietet, sondern eine auf solider Forschung ruhende, die geschichtlichen Zusammenhänge und die geschichtliche Entwicklung darlegende Darstellung einer Seite der inneren Lebensentwicklung des Protestantismus, also ein Stück Kirchengeschichte.

Der zweiten Abteilung, welche die evangelischen Missionsgebiete behandeln soll, dürfen wir demnächst entgegensehen. Th. Oehler.

Paul, C. Die Mission in unsern Kolonien. Erstes Heft: Togo und Kamerun. Neue Folge der Missionsstunden von R. W. Dietel. 214 S. Fr. Richter, Leipzig. Mk. 2.50.

Die vorliegende Schrift ist eine sehr dankenswerte Arbeit, die durchweg den Eindruck der Gründlichkeit macht. Eine Einleitung giebt zunächst Antwort auf die Frage, was wir unsern Kolonien schuldig sind. Hierauf wird eine gedrängte Uebersicht über sämtliche Missionen in den deutschen Schutzgebieten gegeben. Daran reihen sich zwei Missionsstunden über die Norddeutsche (Bremer) Mission in Togo und vier über die Basler Mission in Kamerun. Erstere, denen wir hinsichtlich der Form den Vorzug geben möchten, schildern an Hand einer Reiseskizze sehr anschaulich Land, Leute und Mission in Deutsch-Togo. Die Darstellung der Kamerun-Mission ist vorwiegend geschichtlich gehalten, sehr eingehend und sachlich. Aber sie entspricht eben deshalb in dieser Form nicht so recht dem Charakter abgegrenzter Missionsbilder, wie sie die Darstellung von Missionsstunden erfordert. Die Gruppierung hätte vielleicht eine etwas andere sein dürfen. Auch möchten wir bei dieser Gelegenheit dagegen Verwahrung einlegen, die einheimische Bezeichnung des Kamerunberges Mongo ma Loba mit „Götterberg" zu übersetzen (S. 115). Unseres Wissens hat der Reisende Hugo Zöller diese Benennung des Berggipfels aufgebracht und nach ihm haben die katholischen Missionare diesen Ausdruck beibehalten, obwohl sie recht gut wissen sollten, daß er durchaus unrichtig ist. Wahrscheinlich soll er klassisch klingen und an etwas wie den Olymp erinnern. Davon wissen aber die Kameruner nichts. Mongo ma Loba bedeutet wörtlich „Berg Gottes" und kann niemals mit „Götterberg" übersetzt werden, da bekanntlich die afrikanischen Gottesnamen gar keinen Plural bilden, sondern nur im Singular gebräuchlich sind. Unter den Fetischen (oder Beseelungen) denkt sich aber der Neger nie und nimmer Gottheiten oder Götter. Doch das nur zur Richtigstellung eines entschuldbaren Irrtums. Im übrigen ist das Schriftchen eine gediegene, wertvolle Arbeit, deren Fortsetzung wir mit Vergnügen entgegensehen.

Deutscher Kolonialkalender für 1898. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Von G. Meinecke. 10. Jahrgang. Deutscher Kolonialverlag, Berlin.

Der vorliegende Kalender ist ein wertvolles Handbüchlein für alle, die sich für das deutsche Kolonialwesen interessieren, denn er giebt in ausgiebiger Weise Auskunft über alles mögliche, das darauf Bezug hat.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Landschaftsbild in den Tropen.

Die Skandinavische Allianz-Mission
nach ihrem gegenwärtigen Bestande.

Von G. Th. Reichelt.

Unter den in den letzten Jahrzehnten ins Leben getretenen Missions-Unternehmungen nimmt die jetzt mit fast 100 Missionaren und Missionarinnen arbeitende Skandinavische Allianz-Mission (S. A. M.) eine nicht unwichtige Stelle ein. Dieselbe wird oft mit der Internationalen Missions-Allianz (I. M. A.) zusammen genannt und steht auch mit derselben in enger Verbindung, da gegen 60 (in jenen 100 nicht inbegriffene) von der S. A. M. ausgesendete Missionare für die I. M. A. arbeiten, aber doch sind beide Gesellschaften zu unterscheiden, und wir beschäftigen uns hier nur mit der S. A. M.

Zuerst fragen wir nach ihrer Herkunft und ihrem Ursprung, und stellen fest, daß, wenn auch ihr Name nach Schweden und Norwegen weist und wohl auch manche ihrer Angestellten direkt aus diesen Ländern kommen, sie doch eine amerikanische Missionsgesellschaft ist und in den Vereinigten Staaten von ihrem jetzigen General-Superintendenten Franson gegründet wurde; ferner, daß es eine ganz unabhängige Gesellschaft ist, deren Mitglieder verschiedenen Kirchen oder Denominationen angehören, und deren leitendes Komitee und unentgeltlich arbeitender Schatzmeister (Prof. Risberg) in Chicago seinen Sitz hat. Der amerikanische Ursprung und Leitung der Gesellschaft tritt auch schon dadurch hervor, daß die meisten Angestellten Missionarinnen sind; wenigstens bei der Himalaya-Abteilung ist dies der Fall, und es wird sich wohl in China und anderwärts auch so verhalten. Daß aber die in dieser Mission Thätigen Skandinavier sind (wenn auch wohl meistens ausgewanderte), erkennt man sowohl aus den Namen der

Missionare, als auch daraus, daß in den Zeitschriften der Gesellschaft das Schwedische auch noch vertreten ist neben dem Englischen.

Wir wollen uns hauptsächlich mit dem kleineren Zweig der S. A. M. beschäftigen, welcher im Ost-Himalayagebiet in der Nähe von Dardschiling arbeitet; vorher aber möge ein allgemeiner Ueberblick der Skandinavischen Allianz-Mission folgen, woraus wir ersehen, wo die S. A. M. arbeitet und was sie für Erfolge gehabt hat.

Das Hauptgebiet und erste Arbeitsfeld der Gesellschaft ist China, und man kann den 17. Februar 1871, wo die ersten 35 Missionare der Gesellschaft in China landeten, als den Anfangs-Zeitpunkt der S. A. M. bezeichnen. Seitdem sind nach Japan, nach Süd- und Ost-Afrika und in die Himalayagegend noch verschiedene andere Gruppen von Arbeitern, im ganzen 125 Missionare und Missionarinnen, ausgesendet worden. Von diesen 125 stehen gegenwärtig noch 87 im Dienst der S. A. M., nämlich 55 in China, 4 in der Mongolei, 10 in Japan, 11 im Himalaya, 8 in Süd-Afrika und 3 in Ost-Afrika. Die übrigen sind teils gestorben, teils durch Krankheit zum Austritt genötigt worden. Nur 2 oder 3 traten freiwillig aus. Außer den 87 arbeiten 12 oder 13 von der S. A. M. ausgesendete Missionare durch Verheiratung oder nach Uebereinkunft bei anderen Gesellschaften, und 60 stehen außerdem, wie schon erwähnt, im Dienst der J. M. A.

In China schlugen fast alle S. A. Missionare den sehr zweckmäßigen Weg ein, zuerst für ein oder zwei Jahre auf eine Station der China Inland Mission zu gehen, um daselbst die Sprache und den Missionsbetrieb etwas kennen zu lernen, wobei sie sich auch allmählich beim Unterricht und bei anderer Missionsarbeit beteiligten und manchmal auch, während der Abwesenheit des Ch. J. Missionars, die Station allein verwalteten. So geschult begannen sie dann ihre Thätigkeit in dem von der S. A. M. in Angriff genommenen Gebiet im Nordwesten des ungeheuren Reiches, im Westen der Provinz Schensi und im Osten der Provinz Kansu, wo sie jetzt, nördlich von 35° nördl. Br. und zwischen dem 103°—108° östl. L., auf einer 350 engl. M. (560 Kilom.) langen Strecke arbeiten und schon 16 Stationen errichtet haben.

Der Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit ist die Millionenstadt Singan (West-Ruhe), die frühere Hauptstadt des Reiches, wo sie auf merk-

würdige Weise Eingang fanden. Die Mandarinen und Behörden dieser Stadt waren nämlich bisher allen Missionaren sehr feindselig entgegen getreten und hatten sie kurzer Hand weggejagt. Die Skandinavier versuchten nun die auch ihnen drohende Ausweisung auf eine eigentümliche Weise abzuwenden. Sie waren gute Guitarrenspieler, verfügten vielleicht auch über eine schöne Stimme und gingen ganz einfach mit ihren Instrumenten zu den hohen Würdenträgern und machten ihnen eine wunderschöne Musik vor, und dasselbe thaten sie auch auf verschiedenen Plätzen und Gassen vor dem Volk. Und siehe da! Wie einst die Mauern Jerichos durch Trompetenstöße, so wurden die Mongolenherzen von Singan durch süße Guitarrentöne und Gesang überwältigt, und die Mandarinen wurden den Skandinaviern so gewogen, daß sie ihnen nicht nur zu bleiben erlaubten, sondern ihnen auch behilflich waren, in anderen Städten ihre Missionsarbeit zu beginnen.

In der Nähe dieser großen Stadt Singan befindet sich auch ein altes geschichtliches Denkmal, welches bezeugt, daß das Evangelium schon im achten Jahrhundert in einem großen Teile von China bekannt war. Wodurch es dann wieder verschwunden ist, ob durch harte Verfolgung oder durch Verweltlichung, das weiß man nicht, und der auf dem Denkmal eingemeißelte chinesische Drache und eine Schildkröte daneben, geben wohl darüber auch keine bestimmte Auskunft, wenn auch der 1894 hier visitierende Missionsdirektor Franson durch diese Sinnbilder mancherlei Kunde zu vernehmen glaubte.

Die Skandinavier suchen hauptsächlich durch Schulen (Tagschulen und Sonntagsschulen), durch Opium-Spitäler, wo oft leibliche und geistliche Gesundung erlangt wird, durch Predigen unter großen Zelten, auf Jahrmärkten und Volksfesten, und durch die Schriften ihrer Missionspresse auf die Leute einzuwirken. Sie haben auch schon recht hübschen Erfolg gehabt, und von allen Stationen werden Taufen gemeldet. Aber groß ist wahrscheinlich die Zahl der gewonnenen Christen noch nicht, denn sonst würde dieselbe wohl angegeben werden. Die Missionare klagen auch darüber, daß es sehr schwer ist, tüchtige eingeborne Evangelisten und Lehrer aus ihren chinesischen Christen heranzubilden, und ohne solche eingeborne Gehilfen kann doch das Missionswerk nicht recht fortschreiten.

In der Mongolei, einem der schwierigsten Arbeitsfelder für die Mission, haben zwar die Sendboten der S. A. M. auch mit Erlernung der Sprache und mit der Verkündigung einen Anfang gemacht und sind bis Urga (1300 Kilom. von Peking) vorgedrungen, diesem von 10000 Lamas und einem Großlama besetzten buddhisti-

schen Mittelpunkt des nördlichen Asiens. Aber von vielen Erfolgen kann natürlich daselbst noch nicht die Rede sein.

In Japan hingegen hat die S. A. M. schon hübsche Fortschritte gemacht. Auf 9 kleinen Stationen sind hier über 100 getaufte Erwachsene gesammelt, und die Zahl derer ist größer, die durch die Arbeit der S. A. Missionare für das Christentum gewonnen wurden, aber sich dann anderen Gesellschaften anschlossen. Die Sonntagsschulen werden von gegen 800 Kindern besucht. Es werden auch von den Missionaren Traktate verfaßt, gedruckt und verbreitet, und sie beteiligen sich auch an der Bibelverbreitung. Dankbar heben sie hervor, daß es in Japan viel leichter sei als anderwärts, tüchtige eingeborne Lehrer und Evangelisten heranzubilden. Die Stationen befinden sich in und bei Tokio (Ost-Hauptstadt*), in dem gebirgigen Gebiet Gifuken und auf einigen Inseln.

Aus dem südafrikanischen Gebiet, mit 4 Stationen im Swasiland und einer in Natal, sei nur erwähnt, daß eine skandinavische Missions-Schwester der Königin des Swasilandes das Evangelium verkündigen und christlichen Unterricht erteilen konnte, und aus Ost-Afrika, mit 1 Station, daß infolge des ungesunden Klimas nur drei Missionare dienstfähig blieben und noch nicht viel ausrichten konnten.

Etwas ausführlicher können wir berichten über die Himalaya-Mission der S. A. M. Vor sechs Jahren, 1892, trafen drei skandinavische Missionare und sieben Missions-Schwestern in Ghum ein, einer kleinen Ortschaft 6 Kilom. südlich von Dar-

---

*) Schon der Name Tokio zeigt, nebenbei bemerkt, die Verwandtschaft der japanischen Sprache mit der chinesischen, denn Osten heißt auf chinesisch tong, auf japanisch to, Hauptstadt auf chinesisch king, japanisch kio. Tokio und Tongking bedeuten also beide Ost-Hauptstadt, während Peking Nord-Hauptstadt, nördliches Lager, und Nanking Süd-Hauptstadt heißt. Durch Aneignung von etwa einem Dutzend Vokabeln der Sprache nicht nur Chinas, sondern auch anderer asiatischer und afrikanischer Länder erhält man nicht nur überraschende Aufschlüsse über die Bedeutung geographischer Benennungen, sondern behält auch diese Benennungen mit Leichtigkeit. Alle Missionare sollten die Bedeutung der geographischen Benennungen ihres Gebietes einsenden, und zwar auch mit der nötigen Aussprache-Bezeichnung und Accentuierung, damit wir z. B. den großen Nordstrom Chinas nicht Hóanghō nennen, sondern Hoángho, weil gelb auf chinesisch hoáng oder hwang heißt, und man also am besten Hwangho (gelber Fluß) schreibt.

dschiling und an der schmalspurigen Eisenbahn gelegen, welche von Siliguri aus (am Nordrande der indischen Ebene) 7000 Fuß hoch nach Dardschiling hinaufführt. Bei Ghum zweigt sich die Hauptstraße nach Nepal ab, und ebenso die in nordöstlicher Richtung über Kalimpong ins Tschumbithal und nach Tibet führende. Hier sind auch viele Tibeter und tibetisch sprechende Nepalesen ansässig, und eine große Anzahl dieser Leute passiert hier durch. Ghum ist also sehr günstig gelegen für ein Missionswerk unter Tibetern, und auch günstig für die Erlernung der tibetischen Sprache. Auf die letztere warfen sich die 10 neu Angekommenen mit größtem Eifer, und fingen, nachdem sie einige Fortschritte gemacht, alsbald eine Tages- und Sonntagsschule an, die seitdem immer fortgesetzt und erweitert worden sind, und für welche halbwegs zwischen Ghum und dem Nachbardorfe Torebungalow ein Schulhaus errichtet worden ist, in welchem die Kinder beider Dörfer unterrichtet werden.

Anfangs stieß dieser Unterricht und auch die beginnende Arbeit unter den Erwachsenen auf keinen Widerstand von seiten der Lamas. Sobald aber einige Leute ihre Götzen wegwarfen und den Tempel nebst der Lamaschaft beiseite liegen ließen, fingen die Buddha-Priester ihre Gegenarbeit an, lockten die Kinder von der Schule, die Erwachsenen von den Versammlungen weg und hielten sogar, um die christlichen Gottesdienste lahm zu legen, in den Tempeln eine Art Konkurrenz-Erbauungsstunden — ein noch nie dagewesenes Ding, — oder fanden sich sogar selbst als scheinbar andächtige Zuhörer zum christlichen Gottesdienst ein, um die Leute glauben zu machen, daß Buddhismus und Christentum ganz gleichwertig seien und daß ebenso gut im Tempel wie im Kirchensaal angebetet werden könne. Eine Zeitlang hatten auch die Lamas mit diesem feindseligen Beginnen einigen Erfolg und brachten einige Familien wieder auf ihre Seite, aber gar bald gewannen die Missionare wieder die Oberhand. Die Kinder besuchten wieder regelmäßig die Schule und die Erwachsenen die Gottesdienste, und es konnten auch mehrere getauft werden.

Nach besserer Bemeisterung der Sprache schlugen zwei Missions-Schwestern, Signe Rasmussen*) und Amanda Larson, ihren Wohn-

*) Diese Schwester Rasmussen sollte vergangenen September mit Missionar Frederickson getraut werden, und ist also jetzt mit diesem in Ghum thätig.

sitz in dem abgelegenen Dorfe Latschung auf, im unabhängigen Sikkim, nahe bei der tibetischen Grenze, und haben ihre Arbeit unter der Hirten-Bevölkerung dieser Gegend mit recht gutem Erfolg drei Jahre lang fortgesetzt, denn es konnten schon 15 Personen aus Latschung und Umgegend von dem Superintendenten Fredericksson in Ghum und von dem 1894 zur Visitation kommenden Missionsdirektor Franson getauft werden. Von diesen 15 sind 3 schon gestorben, und einer der drei war Lobsang, der als der geförderiste Christ dieser ganzen skandinavischen Himalaya-Mission bezeichnet werden muß. Er hatte viel durch seine dem Trunk ergebene Frau und durch heidnische Verwandte zu leiden, blieb aber immer musterhaft in Wandel und Gesinnung und war ein treuer Zeuge Jesu unter seinen Landsleuten. An der Auszehrung erkrankt kam er in das Hospital der schottischen Missionare in Kalimpong, wo er während eines langen Krankenlagers sich als gläubiger Christ bewährte und selig heimging.

Mit ihrer Schule hatten die Missions-Schwestern in Latschung weniger Glück, denn die Hirtenkinder dieses Dorfes müssen fast das ganze Jahr hindurch die Viehherden hüten und können die Schule nur selten besuchen.

Drei andere Missions-Schwestern (darunter Frederickſons leibliche Schwester) gingen nach einem, nur 400 qkm großen, von den Engländern den Bhutanesen für die Theekultur abgenommenen Gebiet, Baksa Duar genannt, wo sie in der Ortschaft Tschunabhati unter großen Schwierigkeiten zu arbeiten anfingen. Duars heißen nämlich die auf dem Südabhang von Sikkim und Bhutan, von dem Nordrand der Ebene bis etwa zur Höhe von 4000 Fuß aufsteigenden, für die Theekultur sehr geeigneten Gelände. Die Engländer haben sich also von dem noch unabhängigen, östlich von Sikkim gelegenen Staate Bhutan ein solches Duar, Namens Baksa, angeeignet, welches zu einer Art Freistätte alles möglichen Gesindels von Nord-Indien geworden ist. Entlaufene Sklaven und Diener, gerichtlich verfolgte oder tiefverschuldete Personen, die ärmsten der Armen, die faulsten und schlechtesten vom Auswurf der Nachbargebiete haben sich in Baksa Duar zusammen gefunden, und führen daselbst ein zwar freies aber elendes Leben.

Nun hätte man denken können, daß diese Leute das Evangelium für die Armen und Elenden gern annehmen würden; aber

das war nicht der Fall. Kaum zwei konnten die Missionsschwestern durch längere Arbeit für das Christentum gewinnen. Die Jugend aber schien empfänglicher zu sein, denn einige Jünglinge wurden durch den christlichen Unterricht heilsam beeinflußt und umgeändert, so daß Missionar Frederickson sie nach Ghum nahm, in weiterem Unterricht selige Stunden mit ihnen verbrachte und sie zu Evangelisten ausbilden zu können hofft. Auch in das unabhängige Bhutan machten die Missionsschwestern einige Ausflüge, und wurden besonders von der weiblichen Bevölkerung wegen der ausgeübten ärztlichen Praxis und Krankenpflege mit Freuden aufgenommen. Der englische, in Baksa Duar eine Handvoll Soldaten befehligende Lieutenant verbot ihnen aber eine Wiederholung solcher Besuche in Bhutan, weil die englische Regierung, in unbegreiflicher Nachgiebigkeit und Schonung, auch den Wunsch des kleinen Fürsten von Bhutan, keine Europäer in sein Land eindringen zu lassen, bereitwilligst erfüllen hilft.

Einem so unbedeutenden Schutzgebiet gegenüber ist ja eine solche nachsichtige Politik noch schwerer zu verstehen, als dem durch China gedeckten Tibet gegenüber, dessen Abschließung von der indischen Regierung dadurch nach Kräften begünstigt wird, daß jeder, auch nur in das nördliche, direkt an Tibet grenzende, unabhängige Sikkim Reisende einen Paß von dem englischen Oberbeamten in Dardschiling haben, und das feierliche Versprechen geben muß, die tibetische Grenze nicht zu überschreiten. Aber auch die gar nicht mehr in unsere Zeit passende Absperrung von Tibet sollte doch nun endlich einmal aufhören und von England nicht länger sorgfältig geschont werden. Denn die Sache steht doch so: Entweder gehört Tibet zu China, oder es gehört nicht dazu. Gehört es dazu, so muß es ebenso gut von jedem Europäer betreten werden können wie China selbst; wenn aber nicht, so kann erst recht jeder Europäer mit demselben Recht hineingehen, wie in jedes andere Land Asiens. Wozu also noch dem verrotteten Lama-Regiment in Lhasa weiteren Halt geben durch sorgfältigste Grenzbewachung in Sikkim und anderwärts? *)

*) Bis zu welchem Grade der Lamaismus besonders in Lhasa verdorben und für den Untergang reif ist, kann man schon daraus sehen, daß wohl nirgends so viele Giftmorde vorkommen, als in diesem Centrum des entarteten Buddhismus, mit seinen etwa 50 000 Einwohnern (30 000 Lamas und 20 000 Laien). Der Giftmord scheint bei den Lamas dieser Priesterstadt allgemeine Sitte zu sein und auch förmlich zum Regierungssystem zu gehören.

Infolge der neueren Zeitverhältnisse ist es übrigens sehr leicht möglich, daß die bis jetzt aufrecht erhaltene Abschließung Tibets sehr bald einmal ein schnelles Ende nimmt. Schon vergangenes Jahr wurde aus China berichtet, daß die chinesische Regierung die Absicht habe, Tibet vollständig zu inkorporieren, zu einer chinesischen Provinz zu machen und wie andere Provinzen durch Mandarinen verwalten zu lassen. Die Ausführung dieser Absicht würde natürlich das Land den Europäern eröffnet haben. Ehe dies aber geschehen konnte, scheint das große chinesische Reich selbst jetzt gewaltigen Veränderungen entgegen zu gehen und vielleicht sogar von europäischen Mächten teilweise mit Beschlag belegt zu werden, und was diese sich anbahnenden Ereignisse für Tibet und für die an den Grenzen des Landes wartenden Missionare für Folgen haben werden, das läßt sich noch gar nicht absehen. Jedenfalls kann aber im Lande der Lamas nicht mehr lange alles beim alten bleiben.

Nach dieser Abschweifung erwähnen wir von Sikkimer Angelegenheiten der Skandinavischen Allianz-Mission nur noch die Stationierung von zwei Missions-Schwestern in dem schon in der indischen Ebene, aber ganz nahe bei Sikkim gelegenen Kutsch Behär, wo sie unter den wankelmütigen Bengalen bis jetzt nicht viel ausrichten konnten; und endlich den Visitationsbesuch des Missionsdirektors Franson vor drei Jahren, der alle Stationen besuchte, mit den Missionaren häufige Beratungen hatte, auch einen Bibelkurs abhielt, und außer einigen Traktaten eine größere Schrift verfaßte: „The true religion and the religion of Tibet“, die

---

Die höheren Lamas in Lhasa beseitigen alle mißliebigen Personen durch Gift und sind selbst beständig auf der Hut vor Vergiftung. Auch wenn sie mit Europäern zu thun haben, die von Norden her sich Lhasa nähern und die ihnen vielleicht Thee oder sonst Speise und Trank anbieten, werden sie nie etwas genießen, bis nicht auch der Anbietende davon zugelangt hat; denn wie sie immer aufs Vergiften aus sind, so fürchten sie es auch beständig. Auch der Dalai Lama, diese bedauernswerte Götzenpuppe, erreicht nie ein höheres Alter und wird, allerdings wohl meistens auf Anstiften der Chinesen, durch Gift beiseite geschafft, wenn er über 20 Jahr alt, vielleicht selbständig in die geistlich-weltliche Regierungsmaschine eingreifen will. Und wie in Lhasa, so ist durch die überall wenigstens 10 Prozent der Einwohnerschaft ausmachenden Lamas, der Giftmord in ganz Tibet und den Nachbargebieten allgemeine Volksunsitte geworden. Es wäre daher eine große Wohlthat für Volk und Land, wenn endlich einmal, sei es nun durch innere oder äußere Umwälzungen, der Herrschaft des Lamas ein Ende gemacht würde, die in jeder Hinsicht den Willen und die Werke des Mörders von Anfang vollbringen.

Missionar Frederickson ins Tibetische übersetzen ließ und mit Bildern versehen gedruckt herausgab.

Auch sonst haben die im Dardschiling-Gebiet thätigen S. A. Missionare noch mancherlei tibetische Schul- und Erbauungsschriften verfaßt;*) sie müssen sich überhaupt viel mit Sprachen befassen, denn außer der von den Sikkimern und Bhutanesen gesprochenen tibetischen Sprache möchten sie auch die ganz eigentümliche Sprache der mehr in den Thälern wohnenden Leptschas oder Munpas, lernen, sowie die der unternehmenden, die Ureinwohner überall verdrängenden, und besonders in Unter-Sikkim überall einen einträglichen Terrassen-Feldbau einführenden Nepalesen. Nimmt man zu diesen Sprachen noch das bei Dardschiling auch manchmal erforderliche Hindustani, Hindi und Bengali hinzu, so ergiebt sich für die Missionare ein halbes Dutzend nicht gerade leicht zu erlernender Sprachen.

Der visitierende Missionsdirektor Franson reiste von Dardschiling mit einem eingebornen Evangelisten und zwei Brüdern nach dem 900 Kilom. weiter westlich und nördlich von Almora gelegenen Distrikt Garhwal, wo in Nilang an der tibetischen Grenze, unter den Dschads ein Missionswerk begonnen, und auch das hier leichtere Eindringen in Tibet versucht werden sollte. Was aber diese neue Unternehmung für Erfolg gehabt hat, konnten wir nicht erfahren.

Einer der zwei nach Nilang gekommenen Missionare, Gustasson, wurde übrigens bald gegen 600 Kilom. in nordwestlicher Richtung weiter gesandt, nach dem im Nordwesten des Kaschmirreiches gelegenen, starkbevölkerten Baltistan, welches zwar eine mohammedanische, aber tibetisch sprechende Bevölkerung hat. Hier hat Gustasson, in dem fruchtbaren Thale des in den oberen Indus einmündenden Schigarflusses eine vielversprechende Arbeit begonnen, hat schon viel Einfluß auf die Leute gewonnen, das Evangelium Matthäi in den Balti-Dialekt übersetzt, und sollte Ende 1897 durch zwei Missionsschwestern Verstärkung erhalten.

Wir haben nun auf alle Arbeitsfelder der S. A. M. einen Blick geworfen; auf manche freilich einen nur sehr flüchtigen.

*) Im Laufe des Jahres 1898 werden sie auch, nebst einem Missionar der Brüdergemeine, an einer Konferenz teilnehmen, die in Dardschiling über Verbesserung der Uebersetzung des N. Testamentes ins Tibetische beraten soll.

Wir werden bei diesem Ueberblick den Eindruck gewonnen haben, daß zwar hier und da die Arbeit eben erst begonnen hat, und daß auch in den schon länger besetzten Gebieten (China, Japan, Sikkim) die Erfolge ja nicht gerade überraschend groß sind, aber doch, in Anbetracht der sich darbietenden Schwierigkeiten, groß genug, daß überall mit Eifer und auch in evangelischem Geiste gearbeitet wird. Auch nimmt die S. A. M. unter den 7 Missionsgesellschaften, die in der Nähe von Tibet und für dasselbe arbeiten,*) keine untergeordnete Stelle ein, und in einigen Jahren wird sie vielleicht der schottischen Mission in Sikkim nicht viel nachstehen. Jedenfalls ist die S. A. M. ein Missionswerk, über dessen Entstehen und bisherigen Fortgang man sich freuen kann, und dem wir von Herzen den reichen Segen des göttlichen Begründers und Leiters jeder Missionsarbeit wünschen.

An den Ufern des Sambesi.

Von Pfr. Th. Rivier.

(Schluß)

III.

Was ist nun aus der Mission unter den Barotse geworden, seit die Missionare ihren Fuß über den Sambesi-Strom setzten?

Es war im August 1885, daß die erste Station in Sefheke gegründet und mit Miss. Jeanmairet, der sich bald darauf mit Coillards Nichte verheiratete, besetzt wurde. Miss. Coillard aber und seine Frau wandten sich 1886 nach der Hauptstadt des Landes Lialui und ließen sich in deren Nähe in Sefula

*) Diese sind: 1. West-Himalaya-Mission der Brüdergemeine. 2. Die Ost-Himalaya-Mission der schottischen Kirche. 3. Die skandinavische Allianz-Mission. 4. Die tibetische Pionier-Mission (Miß Taylor). 5. Die China-Inland-Mission und zwar besonders die tibetische Schar derselben, in Ost-Tibet. 6. Die Londoner Missionsgesellschaft, in Almora. 7. Die internationale Missions-Allianz, bei Tautschau und Sining.

nieder, um hier das Panier des Evangeliums aufzupflanzen. Einige Monate später trafen neue Mitarbeiter aus Europa ein, nämlich Miss. Louis Jalla mit Frau aus den Waldenserthälern, und die beiden französischen Schweizer A. Goy aus Vevey und Dr. Dardier aus Genf. Leider erkrankte dieser schon nach kurzem und mußte die Rückreise nach dem Süden antreten. Aber er erreichte nur Kazungula und starb hier am 23. Februar 1888. Ein Jahr später, Februar 1890 — um das vorauszuschicken — hatte man dagegen die Freude, einen Bruder von Miss. Jalla begrüßen zu dürfen, der in die Arbeit eintrat und wodurch die Gründung der dritten Station Kazungula ermöglicht wurde. Im Oktober 1892 wurde dann eine vierte Station in der Hauptstadt Lialui selbst, und im September 1894 eine fünfte in Nalolo, der Hauptstadt der Königin Mokwahe angelegt. An Missionsarbeitern trafen im Laufe der nächsten Jahre noch die Missionare Beguin und Boiteux mit ihren Frauen, sowie Frl. Kiener ein, sämtlich aus dem Kanton Neuenburg. Dagegen sah sich die Familie Jeanmairet genötigt, aus Gesundheitsrücksichten das Arbeitsfeld zu verlassen. Auch sonst blieb die Mission nicht von schmerzlichen Verlusten verschont. Miss. Coillard verlor seine treffliche Frau und seinen Mitarbeiter Goy. Ebenso starben sechs der dreizehn Kinder, die den Missionsfamilien während dieser Zeit geboren wurden. Doch wir kehren zu Coillard und seinen Mitarbeitern zurück.

König Lewanika, der, wie gesagt, schon im Jahr 1879 Coillard hatte einladen lassen, sich in seinem Lande niederzulassen, freute sich sehr, seinen Wunsch nun erfüllt zu sehen. Er ließ sich's auch nicht nehmen, als der Missionar endlich in seiner Hauptstadt eintraf, persönlich der Predigt des Evangeliums anzuwohnen. Schon am Freitag abend ließ er öffentlich ausrufen, daß sich alles am folgenden Tage für den kommenden Sonntag vorbereiten solle und an diesem „Gottes-Tage" niemand arbeiten noch reisen dürfe. Am Sonntag Morgen begab er sich auf den öffentlichen Platz und ließ sein Volk hier versammeln. Coillard fühlte sich tief bewegt, als er diese große Versammlung von Heiden vor sich sah. Seine praktische Anwendung der zehn Gebote auf die Sitten, Religion und Lebensweise des Volkes machte auf Lewanika offenbar Eindruck. „Wie viele seid ihr?" fragte er. — „Zwei Miss-

sionare und zwei Gehilfen", antwortete Coillard. — „Was! So wenige! Wie werdet ihr denn mein großes Volk unterrichten können?" — Dann wies er auf einen seiner Neffen hin, der in Sesheke Häuptling werden sollte und sagte: „Siehe, dein Bruder muß in Sesheke bleiben, um diesen jungen Häuptling zu unterrichten; dann sollte aber auch noch einer in Seoma, ein weiterer in Nalolo oder in Labonda arbeiten. Wann werden denn noch mehr weiße Männer kommen, um euch zu helfen?" Auch drückten die Leute dem Missionar ihr Erstaunen darüber aus, daß die Weißen so lange die Wahrheit gekannt hätten, ohne sie auch den Heiden zu bringen.

Vier Monate nach der Gründung der Mission Sefula schrieb Coillard: „Unsere Barotse fangen an die Wochentage zu zählen und den Sonntag zu feiern, den Tag ‚wo man stirbt', wie sie sagen, um damit die Ruhe zu bezeichnen, die die Teilnehmer des Gottesdienstes beobachten müssen." Mittlerweile war auch eine Schule eröffnet worden, die von einigen Häuptlingen und ihren Sklaven besucht wurde. Aber die meisten bekümmerten sich nur um ihre politischen Angelegenheiten. „Wir können ja nicht erwarten", schrieb Coillard, „mit Begeisterung aufgenommen zu werden; wir sind einstweilen damit zufrieden, wenn man uns hier duldet . . . Aber es gilt festzustehen, um in dieser dumpfen, verdorbenen Atmosphäre nicht zu ersticken; wir laufen Gefahr, ganz und gar einzurosten." Seine Vereinsamung bekam er noch mehr zu fühlen, seit seine beiden Basuto-Gehilfen gesundheitshalber genötigt waren, wieder in ihre ferne Heimat zurückzukehren.

Nicht lange darauf unternahm Lewanika nach seiner Gewohnheit einen Raubzug gegen einen benachbarten Stamm. Als er nach fünf Monaten mit großer Beute heimkehrte, schlug ihm doch das Gewissen, so daß er sich vor seinem Moruti (Missionar) entschuldigte, Menschen getötet zu haben. Merkwürdigerweise hatte er während des ganzen Feldzuges den Sonntag regelmäßig feiern und durch zwei Jünglinge, die früher mit dem Christentum bekannt geworden waren, eine Art Gottesdienst halten lassen.

Im Frühling des Jahres 1891 ließ sich der König mit seinem ganzen Hofhalt in unmittelbarer Nähe der Station nieder. Dieser Wanderzug der Großen des Reiches mit dem sie begleitenden Personal bot natürlich eine gute Gelegenheit, das Evan-

gelium zu verkündigen. „Ich habe dir", sagte Lewanika zu Coillard, „das Herz der Nation zugeführt; alles übrige ist deine Sache." Zugleich übergab er ihm seinen Sohn Litia zur Erziehung.

Inzwischen war neben dem Missionshaus eine kleine Kapelle erbaut worden, die 3—400 Menschen faßte und zugleich als Schullokal diente. Die Gottesdienste waren ziemlich gut besucht, auch war bereits im Mai 1890 nach mehrjähriger mühevoller Arbeit der Erstling der Heiden getauft worden. Es war dies ein Jüngling, der seit längerer Zeit im Hause Coillards diente. Welche Aufmunterung war es nun für seinen Moruti, an diesem jungen Christen die erste Frucht seiner Arbeit sehen zu dürfen. Leider gelang es aber dem König, ihn zwei Jahre später wieder ins Heidentum zurückzuführen. Aber auch noch weitere Enttäuschungen blieben dem wackeren Missionar nicht erspart. Coillards hatten einige junge Mädchen in ihr Haus aufgenommen und sich drei Jahre lang mit ihrer Erziehung die größte Mühe gegeben. Da machte Frau Coillard eines Tages eine schreckliche Entdeckung. Die Mädchen stiegen nachts über den Zaun des Gehöftes und liefen nach dem Dorfe, um sich dort nach heidnischer Weise der schändlichsten Unzucht hinzugeben. Selbst bei Tage war es ihnen gelungen, sich der Wachsamkeit der Missionsleute zu entziehen und im Walde mit ihren Mitschuldigen zusammenzutreffen. Das war also das Ergebnis einer jahrelangen Arbeit! „Ich hätte am liebsten", schreibt Coillard, „auch noch das letzte unserer Mädchen hinweggeschickt, allein die Liebe und das Erbarmen meiner Frau war diesmal größer als die meinige und mehr im Einklang mit der unseres mitleidigen Sünderheilands. Sie hat aufs neue drei kleine Mädchen aufgenommen und so fangen wir eben wieder von vorne an. Vielleicht gewährt uns der barmherzige Gott diesmal besseren Erfolg und mehr Freude."

In Sesheke konnten die Missionare während den zwei ersten Jahren wenig thun. Die Wanderlust der Leute, politische Wirren und eine lang andauernde Hungersnot ließen anfangs alle Arbeit vergeblich erscheinen. Es war dies keine geringe Geduld- und Glaubensprobe. Doch trat nach und nach eine Zeit ein, da sich die Verhältnisse besserten. König Lewanika versammelte eines Tages alle Häuptlinge dieser Gegend um sich und zankte sie tüchtig dafür aus, daß sie die Gegenwart der Missionare so wenig zu

benutzen wüßten und daß sich keiner von ihnen unterrichten ließe. Er befahl besonders den jüngeren unter ihnen, hierin mit gutem Beispiel voranzugehen und die Schule fleißig zu besuchen. Infolge dessen konnte nun eine Schule eröffnet werden und der Einfluß der Missionare nahm allmählich zu. Das zeigt u. a. folgender Vorfall. Als es sich um die Vergrößerung und den Umbau des Dorfes handelte und die Platzfrage den Leuten viel Kopfzerbrechens verursachte, holte man wie gewöhnlich eine Wahrsagerin herbei, um ihren Rat zu hören. Ihr Spruch aber lautete: „Das Dorf hat einen guten Platz; aber ihr müßt es nach der Ebene zu, d. h. nach der Richtung des Missionshauses hin, vergrößern. Baut eure Hütten in die Nähe der Missionare, dann wird euer Dorf fest stehen."

Im August 1889 waren es im ganzen 70 Ortschaften, die man mit dem Evangelium besucht hatte, und die Gottesdienste wurden von einigen hundert Eingebornen besucht. Besonders gut gedieh die Schule in Kazungula. Doch waren die äußeren Fortschritte der Mission noch sehr gering, als im Jahr 1891 das Missionspersonal wieder durch den Tod gelichtet wurde. Wir haben bis jetzt wenig von Frau Coillard geredet. Sie war eine der wackersten Missionsfrauen, die es je gegeben hat, und zu früh wurde sie ihrem Gatten entrissen. Am 28. Oktober 1891 entschlief sie in Sefula. „Ihre sterbliche Hülle", schreibt ihr Gatte, „ruht im Schatten eines mächtigen Baumes nebenan im Walde, in dessen stiller Umgebung wir zu ihren Lebzeiten oft mit einander Ruhe gesucht. An diesem traulichen Plätzchen saß sie so gerne, las, betete oder tauschte ihre Gedanken mit mir aus. O, welch' ein köstliches Plätzchen! Welch' köstliche Sabbathstille!" sagte sie einmal. „Hier lege mich zur Ruhe, wenn ich heimgegangen bin." Und da ruht sie nun wirklich. . . . „Es war mir sehr bange auf den Begräbnistag; aber Gott hat uns geholfen. An ihrem Sarg, der mein Kostbarstes auf Erden barg, konnte ich lesen, beten, ja singen. Ohne Thränen und reichlich getröstet konnte ich das Triumphlied anstimmen: Jesus ist auferstanden! Mit dumpfer Aufmerksamkeit hörten die Eingebornen meine Ansprache an. Diesen armen Heiden, die keine Hoffnung haben, mag die ganze Feier als etwas Seltsames erschienen sein. Staunend sahen sie uns in unsern Sonntagskleidern und unter Gesang dem Grabe zuschreiten, den Sarg mit Kreuz und Kränzen geschmückt."

Wenige Tage darauf kam ein Jüngling aus des Königs nächster Umgebung, der die Schule besuchte, zu Coillard, um ihm sein Herz auszuschütten. Der Heimgang von Frau Coillard und die Begräbnisfeier hatten ihn tief erschüttert. Während der letzteren hatte er sein Angesicht mit den Händen bedeckt, um seine Thränen zu verbergen. Dann war er mehrmals in der Nacht zu einem Kameraden gegangen, um sich von ihm trösten zu lassen. „Ich kann nicht schlafen", bekannte er dem Missionar, „ich wache und weine die ganze Nacht; mein Herz ist krank. Ich habe es meinen Schulkameraden gesagt, daß ich krank bin. Was soll ich thun?" — „Ich habe", schreibt Coillard, „mit ihm geredet und gebetet. Lobe den Herrn, meine Seele!"

Wohl war es eine lange und schwere Saatzeit, die den Missionaren beschieden war, aber es kam doch der Tag, da die Ernte ihren Anfang nahm. Während einer schweren Krankheit, die vor Jahren den Gründer der Mission dem Tode nahe brachte, rief dieser aus: „O daß ich doch könnte vor meinem Tode die Herrlichkeit Gottes in diesem unglücklichen Lande aufgehen sehen!" Heute darf er den Lobgesang des Simeon anstimmen.

Es war im Jahr 1894, daß zuerst in Kazungula das Erwachen begann. An einem Sonntag stand das älteste der im Missionshause erzogenen Mädchen plötzlich nach der Predigt auf und erklärte allen Anwesenden, daß es sich Jesu zum Eigentum ergeben habe, und ermahnte alle, das gleiche zu thun. Einen Monat später that ein achtzehnjähriger Jüngling dieselbe Erklärung. Von da an nahm der Einfluß der Zauberer und Wahrsager zusehends ab. Niemandem fiel es mehr ein, den zerfallenen Altar des Dorfes wieder herzustellen. „Wenn der Moruti predigt", bekannte der junge Ortshäuptling, „so ist es mir immer, als ob er gerade mich damit meinte; alles, was er sagt, paßt auf mich. Es ist, als ob jedermann mich ansehe und ich darf die Augen nicht mehr aufschlagen." Dann kam es zu einer eigentlichen Erweckung und die Zahl derer, die Unterricht begehrten, nahm beständig zu.

Der Leser wird sich erinnern, daß König Lewanika einen seiner Söhne, Namens Litia, dem Missionar zur Erziehung übergeben hatte. Er machte diesem durch seinen Fleiß und seine guten Eigenschaften viel Freude und erklärte sich auch einmal öffentlich während des Gottesdienstes als entschiedener Christ. Später wurde

er aber leider durch das Heidentum wieder stark beeinflußt. Als er jedoch zum Häuptling von Kazungula eingesetzt wurde, weigerte er sich standhaft, sein Dorf durch eine heidnische Feierlichkeit einzuweihen und bat den Missionar, es durch ein an den wahren Gott gerichtetes Gebet zu thun. Dann verbot er seinen Unterthanen das einheimische Bier und erklärte öffentlich vor allem Volk, daß er weder die Ahnen verehre, noch Zauberer zu Rate ziehe. Zugleich forderte er alle auf, seinem Beispiel zu folgen, die Gottesdienste zu besuchen und ihre Kinder zur Schule zu schicken. Hierauf that er für sich selbst den großen entscheidenden Schritt und entließ seine zweite Frau, wobei er die Erklärung abgab, er wolle nun wieder ein Kind Gottes sein, und bitte Gott, daß er ihm die Kraft gebe, von jetzt an treu zu bleiben. Dem Volk aber erklärte er: „Mein zweites Weib habe ich nicht etwa fortgeschickt, weil ich sie nicht mehr liebte oder ihrer überdrüssig war, nein, sondern um Gott zu gehorchen.“ Einige Wochen nachher folgten zwei Häuptlinge seinem Beispiel, und ein Jahr später versammelte Litia jeden Samstag abend die Christen des Dorfes in seinem Gehöft, wo sie sich ihre Erfahrungen gegenseitig mitteilten und mit einander beteten.

Von Kazungula aus verbreitete sich diese erfreuliche Bewegung auch weiterhin bis zu den übrigen Stationen und machte sich selbst in der Hauptstadt bemerklich. Coillard fand hier nach einer längeren Abwesenheit, daß das Werk große Fortschritte gemacht hatte. In der Gesinnung der Bevölkerung war eine wesentliche Veränderung zum Guten wahrzunehmen und die Gottesdienste wurden von 350—400 Personen besucht. In einer dieser Versammlungen erhob sich der anwesende König und redete eine seiner gegenübersitzenden Frauen an: „Nolianga, warum schweigt dein Mund heute von den göttlichen Dingen, die in deinem Herzen wohnen und die dir so lieb sind? Betrübt dich doch dein Gewissen schon seit langer Zeit. Warum bleibst du so still und erklärst dich nicht für Jesum? Was fürchtest du denn? Habe ich jemals meine Kinder gehindert, sich zu bekehren und Gott zu dienen?“ Dieses kleine Vorkommnis blieb nicht ohne günstigen Einfluß auf sein Volk. Lewanika selbst aber that trotzdem den entscheidenden Schritt nicht. Doch hob er die bestehenden heidnischen Ehescheidungsgesetze auf und gab die weise Verordnung, daß die Frau eines Mannes,

der mehrere Weiber habe, im Falle sie sich bekehrt, frei sein solle den Mann zu verlassen, es sei denn, daß es dem Manne gefalle, sie zu behalten und die andern Weiber fortzuschicken. Auch gab Lewanika den früher üblichen Sklavenhandel auf und verbot den Sklavenhändlern bei Todesstrafe das Betreten seines Landes. Welch' herrlicher Sieg des Evangeliums!

Unter diesen Umständen nahm die Zahl der vom Christentum angezogenen Seelen mehr und mehr zu, so daß man im Herbst 1895 auf den fünf Stationen 1300—1400 Zuhörer in den Gottesdiensten zählte und über 400 Eingeborne, die das Christentum bekannten, in Pflege hatte. Coillard gründete nun auch eine kleine Gehilfenschule, indem er vier Jünglinge in sein Haus aufnahm, um sie für das Evangelistenamt vorzubereiten. Gegenwärtig soll sie acht Schüler zählen.

IV.

Ich habe eingangs gesagt, daß die Barotse einer der einflußreichsten Stämme Central-Afrikas sind. Auch die Lage des Landes an den Ufern eines bedeutenden Stromes ist eine überaus günstige. Schon Livingstone, der diese Gebiete zweimal bereiste, war der Ansicht, daß ein gut geleitetes Missionswerk sich von hier aus nach allen Richtungen hin leicht ausdehnen könne. Das war auch Coillards Ueberzeugung. Sobald ihm daher die Zukunft der Mission gesichert schien, unternahm er im Sommer 1895 eine längere Forschungs- und Evangelisationsreise in die benachbarten Länder der Balubale und Balunda, die weiter nördlich auf beiden Ufern des Sambesi wohnen und den Barotse tributpflichtig sind. Lewanika hatte eine Gesandtschaft an die Häuptlinge jener Stämme vorausgeschickt, um dem Missionar einen guten Empfang zu sichern. Eine Anzahl von Eingebornen, darunter zehn Jünglinge aus den Reihen der Neubekehrten, begleiteten ihn.

In Libonda, dem ersten bedeutenden Ort, den sie erreichten, traf er einen Greis, der sich noch lebhaft an Livingstone erinnerte und, als er Coillard predigen hörte, erstaunt ausrief: „Ja, gerade so redete er zu den Makololo!" Der König der Balunda, Namens Sinde, nahm die Reisenden freundlich auf und auch sonst war der Empfang überall ein herzlicher. Schön ist die kurze Ansprache, die ein junger Barotse-Christ, der zur Karawane gehörte, vor dem

König und seinen Leuten hielt. Ich führe hier einen Teil davon an: „Mir ist bange um euch, meine mit mir geknechteten Brüder und Schwestern; denn der Satan betrügt euch, wenn er euch einredet, das gute Wort von der Erlösung sei nur für eure Herren. Ich zittere auch für euch, ihr Häuptlinge! Ihr prahlt und bildet euch ein, ihr kommet in den Himmel, weil ihr die Großen des Landes seid! Aber nehmt euch in acht, sonst werdet ihr die Thüre verschlossen finden. O, ich beschwöre euch: machet euch klein, ganz klein vor Gott! Werfet euch in den Staub vor ihm! Mit Verachtung denkt ihr vielleicht: warum redet dieser Knabe so zu uns, die wir doch seine Herren sind? Hat er den Kopf verloren? O, meine Häuptlinge, ich muß so reden, weil ich verloren war und Jesus mich gerettet hat!"

Bei dem andern Stamm, den Balubale, war der Empfang kein so freundlicher. Im Gegenteil, die Reisenden erhielten den gemessenen Befehl, sofort das Land zu räumen und standen in Gefahr, vom Oberhäuptling Kakenge angegriffen zu werden. Beim Anbruch der Nacht wurde die große Kriegstrommel geschlagen, Flinten wurden abgefeuert und ein entsetzlicher Lärm erscholl. Gegen Mitternacht begannen die Eingebornen ihren Kriegstanz und die Reisenden wußten, was das zu bedeuten habe. Sie befahlen ihre Seelen Gott und stärkten sich im Gebet. „Unsere Abendandacht", erzählt Coillard, verlief sehr ernst. „Ich ermahnte meine Leute Gott zu vertrauen und erzählte ihnen zur Beruhigung von meinen früheren Erlebnissen und des Herrn wunderbarer Durchhilfe in ähnlichen gefahrvollen Lagen. Das Herz des Königs Kakenge, sagte ich, ist in der Hand Gottes. Ihr werdet sehen, daß Gott uns nicht nur Nahrung schicken, sondern uns auch Friedensworte hören lassen wird, und kein Haar wird uns gekrümmt werden! Meine Worte mochten verwegen erscheinen, aber ich war von ihrer Wahrheit überzeugt. Meine Begleiter schauten mich verwundert an, aber keiner dachte mehr an die Flucht. Wir konnten die ganze Nacht nicht schlafen, sondern nur beten. Ich war ruhig und voll Vertrauen; denn ich wußte, es galt diesmal die Ehre unseres Herrn. Der Morgen kam, und keinem war ein Leid geschehen. Aber wo blieb die verheißene Erhörung? Ich ließ Kakenge sagen, ich würde ihn besuchen, ich allein. Warte, ließ er mir antworten, ich kann nicht mit jemand unterhandeln, der hungrig ist.

Das war wenigstens ein Hoffnungsstrahl. Wir warteten den ganzen Vormittag. Der Nachmittag kam heran, aber nichts war zu sehen. Endlich gegen drei Uhr schritt eine lange Reihe Träger auf unser Lager zu. Sie brachten die versprochenen Lebensmittel!" Der König empfing hierauf den Missionar freundlich und widerrief den Befehl, den er seinen Leuten gegeben hatte, um die Karawane aufzuhalten. Ungehindert konnte dieselbe nun ihren Rückweg antreten.

Die Resultate dieser Reise waren im großen und ganzen recht erfreulich. Die besuchten Volksstämme hatten sich der Predigt des Evangeliums nicht unzugänglich gezeigt. Coillard durfte dazu auch noch die Freude erleben, daß neun seiner Ruderer für den Herrn gewonnen wurden.

Doch nun brach auch seine Gesundheit zusammen und das Komitee der Pariser Missionsgesellschaft bewilligte gern dem rastlosen Pionier einen Urlaub in die Heimat. Im Oktober 1895 trat er die Heimreise an. Als er Kazungula erreichte, schrieb er: „Noch wenige Tage und wir werden über den Sambesi setzen. Beim Gedanken daran thut mir das Herz weh. Doch fällt ein heller Lichtstrahl in die Nacht meiner Traurigkeit hinein und läßt mich meinen Gott loben. Welch ein Kontrast zwischen unserer jetzigen Ueberfahrt und der im Jahr 1884! Damals gab es keine einzige Seele in dieser ganzen Gegend, die den Herrn kannte und ihn anbetete. Wir hatten uns damals während der Ueberfahrt in zwei Lager getrennt, das eine diesseits, das andere jenseits des Stromes. Wenn abends die Lagerfeuer loderten, sangen wir einander über das Wasser hinüber unsere Lieder zu; aber unsere Stimmen verloren sich ohne Echo in jener Einöde. Seitdem hat Gott Großes an uns gethan. Wo einst im finsteren Aberglauben den Dämonen Opfer gebracht wurden, stehen jetzt die Götzenaltäre zerfallen und es erheben sich an ihrer Stelle fünf Tempel, wo dem wahren Gott Lob und Anbetung dargebracht wird von christlichen Gemeinden, die sich um fünf blühende Stationen gesammelt haben."

V.

Die letzten zwei Jahre sind leider für die Mission am Sambesi recht traurige und schwere Zeiten gewesen. Manche Krankheitsnot hat die Missionsgeschwister in jenem entlegenen Erdenwinkel heim-

gesucht; ihr erlag am 26. April 1896 Miss. Goy nach mehr als achtjährigem treuen Dienst. Auch von außen sah man sich bedroht, indem benachbarte mächtige Stämme ins Land einfallen wollten. Dann vernichtete die Rinderpest, von der bekanntlich Südafrika in den letzten Jahren so schwer heimgesucht worden ist, den gesamten Viehstand der Barotse. Dazu kam noch — um die Not aufs höchste zu steigern — eine große Dürre und die Heuschreckenplage, so daß die Hungersnot an manchen Orten den höchsten Grad erreichte. Aus Mangel an Zugtieren war auch die Verproviantierung der Missionare fast zur Unmöglichkeit geworden und längere Zeit wußte man nicht, wie man ihnen die nötigen Lebensmittel zuführen sollte. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn das Missionswerk keine Fortschritte gemacht hat. Die allgemeine Notlage machte die Leute stumpf und verbittert. Predigte man ihnen Gottes Wort, so hörten sie meistens gar nicht drauf oder antworteten: Gebt uns lieber zu essen! Manche Christen und Katechumenen sind in dieser Zeit der Drangsal wieder ins Heidentum zurückgekehrt.

König Lewanika hat indes seinen Freunden, den Missionaren, nicht den Rücken gekehrt, sondern ihnen noch manche Beweise seiner Freude darüber gegeben, daß er sie in seinem Lande hat. Auch hat er in manchen Stücken mit seinem alten heidnischen Aberglauben gebrochen. Leider scheint er aber noch weit davon entfernt, ein Christ zu werden. „Wenn ich noch immer nicht gerettet bin", sagte er zu Coillard bei dessen Abreise, „so bist du wenigstens nicht schuld daran. Du hast dir darüber keine Ruhe gegönnt, mir aber auch nicht." Lewanika hat zwar einen Sinn für Gerechtigkeit und Großmut, aber anderseits ist er verschlagen, launisch, selbstsüchtig, rachgierig und mißtrauisch, vor allem aber habsüchtig und von einer entsetzlichen Charakterschwäche, die ihn zum Spielzeug des ersten besten macht. Er ist nach wie vor derselbe wankelmütige Mensch, der einmal Coillard seinen Vater nannte und gleich darauf seinem Volk verbot, demselben Missionar die nötigen Lebensmittel zu verkaufen, und das nur aus dem Grund, weil ihm dieser die Wahrheit gesagt hatte.

Auf den Wunsch der Königin Mokwahe ist nun auch in deren Hauptstadt Nalolo eine Missionsstation gegründet worden. Mokwahe wohnt den Gottesdiensten an, kann auch im ganzen

liebenswürdig gegen den Missionar sein, aber sie ist der personifizierte Hochmut. Dazu ist ihr das Lügen zur andern Natur geworden und die Missionare klagen sehr über den schlechten Einfluß, den sie auf ihren charakterschwachen Bruder Lewanika ausübt. Auch läßt sie es nicht an geheimem Widerstand fehlen.

Trotz alledem darf man sich aber nicht entmutigen lassen. Denn auch am Sambesi hat der Herr seine Kinder, deren Zahl sich nach seinem Willen mehren soll. Manche Schwierigkeiten, mit denen die Mission bisher hat kämpfen müssen, sind jetzt zum Teil beseitigt. So brauchte man z. B. noch vor zehn Jahren, um das Land der Barotse zu erreichen, 18 bis 20 Tage von England bis Kapstadt, sodann 40 Stunden auf der Eisenbahn bis Kimberley und von da wenigstens 100 Tagereisen der beschwerlichsten Ochsenfahrt bis Kazungula, der südlichsten Pariser Station, von der dann die nördlichste am oberen Sambesi noch weitere 400 Kilometer entfernt liegt. Heute fährt die Bahn über Mafeking und Shoshong bis Phalapye, ja neuerdings seit der Eröffnung der Bahnstrecke im Mashonaland bis zu dessen Hauptstadt Bulawayo. Der Endpunkt der Bahn liegt somit nur noch gegen 400 Kilometer südöstlich von Kazungula entfernt, von wo dann die nördlichen Stationen im Boot erreicht werden können. Es ist möglich, daß vielleicht in wenigen Jahren auch die Pariser Missionsstationen im Marutse-Reich Bahnverbindung erhalten.

Was würde aus dieser Bevölkerung geworden sein, wenn die Civilisation, die sich durch diese neuen Verkehrswege den Grenzen jener Länder nähert, ihr vor dem Evangelium und ohne dasselbe gebracht worden wäre? Wie erfreulich ist es da, zu wissen, daß ihre ersten Vertreter in diesem Ländergebiet die Missionare mit der hl. Schrift gewesen sind! Jetzt kann das Evangelium in der bevorstehenden Entwicklung dieser Völker als ein Sauerteig wirken. Missionar Coillard aber, der gegenwärtig noch in Europa weilt, hofft demnächst mit einer größeren Anzahl von Missionaren wieder zu seinen Barotse zurückkehren zu dürfen. Drei derselben sind bereits dahin abgereist. Möge Gott ihrer Arbeit reichen Erfolg bescheren zum Ruhme seines herrlichen Namens!

Reisen in der chinesischen Provinz Hunan.

Nach einem Bericht von Missionar Griffith John in Hankau.*)

I. Die erste Reise.

Meine erste Reise nach Hunan unternahm ich in Begleitung von Miss. Archibald im Jahr 1880. In Siang-tan, dem größten Markt dieser Provinz, kamen wir nur mit knapper Not mit dem Leben davon. Bald nach unserer Ankunft dort predigten wir und verkauften Bücher. Das Volk war anfangs ruhig. Manche erkannten mich als den Missionar, den sie schon in Hankau gesehen und gehört hatten. Alles ging gut, bis einige Beamte auf dem Platz erschienen und gebieterisch verlangten, daß wir auf unser Boot zurückkehren und mit Vertretern der Regierung, die in der Nähe auf einem Kanonenboot auf uns warteten, zusammenkommen sollten. Es blieb uns keine andere Wahl übrig als zu folgen. Die Herren suchten uns zu überreden, nicht mehr ans Land zu gehen, es könnte mit Gefahr für uns verbunden sein. Endlich gaben sie uns die Erlaubnis dazu und versprachen, uns zu beschützen, wenn wir nur einige Zeit warten würden, bis sie die nötigen Schritte zu unserer Sicherheit gethan hätten. Eilboten gingen nun zwischen dem Yamen (Amthaus) und dem Kanonenboot hin und her. Als unsere Schutztruppe zum Aufbruch ans Land blies, hörte ich einen Boten vom Yamen zu dem kommandierenden Offizier sagen: „Gebt acht, wenn sie geschlagen werden, daß sie nicht auf den Kopf geschlagen werden!“ Er wollte offenbar damit sagen: „Schlagt sie nach Belieben, aber tötet sie nicht!“ In dem Augenblick, da wir ans Land gehen wollten, hörten wir plötzlich den Ruf: „Feuer!“ Als wir darnach ausschauten, sahen wir aus dem Hofraum eines Tempels eine Feuer- und Rauchsäule aufsteigen. Es stellte sich heraus, daß man absichtlich einen Strohhaufen angezündet hatte, um einen recht großen Pöbelhaufen herbeizulocken. Das Strohfeuer brannte nieder, und inzwischen hatte sich

*) Da sich in China infolge der jüngsten politischen Vorgänge mancherlei anzubahnen scheint, das auch für die dortigen Missionen nicht ohne Einfluß bleiben wird, so ist es vielleicht nicht ohne Interesse, von den Reiseerlebnissen des Londoner Missionars Griffith John in der durch ihren Fremdenhaß bekannten Provinz Hunan Kenntnis zu nehmen. Seine letzte Reise in diesem Gebiet fällt ins Jahr 1897. Seine beiden ersten vergeblichen Versuche, in diese Centralprovinz Chinas vorzudringen, unternahm derselbe in den Jahren 1880 und 1883. Ueber den Fremdenhaß in Hunan und den berüchtigten Tschu Han, der seinerzeit durch Schandschriften gegen die Ausländer und das Christentum vorging, vgl. Miss.-Mag. 1893, S. 129 ff.

denn auch eine ungeheure Menschenmenge zusammengerottet. Als sie sahen, daß dem Feuer keine weitere Aufmerksamkeit zu schenken sei, fingen sie an, uns zu beschimpfen und mit Steinen zu werfen. Die Rufe: „Schlagt die fremden Teufel!“ „Tötet die fremden Teufel!“ wurden immer häufiger und lauter. Um der Steinigung zu entgehen, ruderten wir in die Mitte des Flusses und verankerten das Fahrzeug. Da es unterdessen spät geworden war, sagten wir den Beamten, wir zögen vor, erst am nächsten Morgen ans Land zu gehen. Sie lobten unsern Entschluß und erklärten sich bereit, am andern Morgen früh zu unserer Verfügung zu stehen. Wir zogen uns dann in unser Boot zurück und hofften, eine ruhige Nacht in Siang-tan zubringen zu können. Aber weit gefehlt! Kaum waren einige Minuten vergangen, als wieder ein lautes Geschrei an unser Ohr drang. Wir begaben uns an Deck, um zu sehen, was es zu bedeuten habe. Zu unserem höchsten Entsetzen sahen wir eine große Dschunke gerade auf uns zukommen, die um und um mit Kübeln versehen war, die einen unnennbaren Schmutz enthielten. Die Dschunke war mit Männern besetzt, die mit langstieligen Schöpfinstrumenten bewaffnet waren und offenbar die Absicht hatten, diesen Schmutz in unser Boot auszuleeren und auch uns einige Portionen davon zu geben. Das war also ein Mittel, das die Gebildeten und Vornehmen in Hunan in Anwendung bringen, um die Europäer aus ihren Grenzen zu vertreiben!! Gegen diesen Feind konnten wir unmöglich ankämpfen. Wir lichteten deshalb so schnell als möglich die Anker und segelten davon.

II. Die zweite Reise.

Diese führte ich im Jahre 1883 aus und zwar wieder in Begleitung von Miss. Archibald. Sobald wir den Boden Hunans betraten, hatten wir das Gefühl, als ob wir in einer ganz andern Welt seien. Wir kreuzten den Tung-ting-See und erreichten am nächsten Tag spät abends Lung-yang. Hier hielt sich zur selben Zeit ein römisch-katholischer Priester auf, der von Tschang-teh gekommen war, wo er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, ein Haus zu kaufen und die Arbeit zu beginnen. Er hielt sich in aller Verborgenheit auf seinem Boote auf, das auf der andern Seite des Flusses lag, und blieb deshalb den Umwohnern während seines achttägigen Aufenthalts außer Gesichtsweite. Doch scheint es, daß der Mandarin und die Vornehmen in der Stadt die Absicht hatten, dem Priester einen heißen Empfang zu bereiten, falls er sich unter ihnen niederlassen wollte. Ich muß bemerken, daß ich von all dem nichts wußte

und daß ich mit dem Priester, so lange ich in Lung-yang war, keinen Verkehr hatte.

Am andern Morgen früh gingen wir ans Land, um zu predigen und Bücher zu verkaufen. Eine Zeitlang verlief alles gut und ich dachte, ich hätte noch nie so gutartige Leute gesehen, wie die Bewohner in Lung-yang. Da, auf einmal geht ein Mann an uns vorüber mit einem Streifen roten Papiers, das, wie sich bald herausstellte, ein Plakat war, und worin die ausländischen Barbaren verlästert und das Volk aufgefordert wurde, sich in Masse zu erheben und sie aus der Stadt hinauszuwerfen. Ich wandte mich um und folgte dem Mann und sah, wie er das Plakat in der Nähe des Thores, durch das wir in die Stadt eingetreten waren, an die Stadtmauern klebte. Es schien mir das Geratenste zu sein, keine Notiz davon zu nehmen und ich fuhr in meiner Arbeit fort. Bald darauf kam ein anderer mit einer ganzen Handvoll Plakate, die er unter die Leute zu bringen suchte. Er hielt sie mir vors Gesicht mit dem Bemerken, daß ich die Stadt sofort verlassen solle. Zugleich packte er mich an meinem Rock und suchte mich hinauszuzerren. Andere machten den gleichen Angriff auf Archibald. Es sammelte sich bald eine große Menschenmenge um uns, die immer aufgeregter wurde. Nun blieb uns keine andere Wahl übrig, als zum Mandarin zu gehen. Wir machten uns auf, das Amthaus zu suchen, und mit Hilfe der Knaben, die uns unter der Menge folgten, fanden wir es, wogegen sich die Erwachsenen weigerten, uns den Weg dahin zu zeigen. Vor demselben angelangt, suchte man uns den Eingang zu verwehren. Nachdem wir endlich hineingelangt waren, versuchte man uns zu überreden, dasselbe zu verlassen, ohne den Mandarin gesehen zu haben. Nach langem Warten und nach vielem Hin- und Herreden von seiten der Unterbeamten, wurden wir schließlich dem großen Herrn vorgestellt. Nach und nach schien ihm auch ein Licht aufzugehen darüber, daß wir in keinem Zusammenhang mit dem Priester stünden, und daß wir nicht nach Lung-yang gekommen seien, um Eigentum zu erwerben und eine Missionsstation zu gründen. Es schien ihn sogar zu belustigen, als das Versehen zu Tage kam, und er drückte seine Bereitwilligkeit aus, uns zu erlauben, einen oder einige Tage dazubleiben. Hierauf schickte er nach einigen Polizeidienern, um ihnen den Grund unseres Besuches zu erklären, und ihnen Instruktionen zu unserer Sicherheit zu erteilen. Als diese einer um den andern ihre Erscheinung machten, war es nicht schwer, in ihnen eben die Leute zu erkennen, die uns in den Straßen belästigt hatten. „Wie kommt es", sagte ich zu dem Mandarin, „diese Polizeidiener sind ja eben gerade die Leute, die all' das Unheil ange-

richtet haben. Sie haben das äußerste gethan, um den Pöbel gegen uns aufzuhetzen. Sogar die Plakate wurden von ihnen ausgetragen und an die Mauern und Thore angeklebt. Ich bin vollständig überzeugt, daß der heutige Aufruhr hier im Amthaus angezettelt wurde, und daß die Unruhestifter ihre Instruktion von Ihnen selbst erhalten haben!" Der Mandarin machte nicht einmal den Versuch, diese Thatsache abzuleugnen; er entschuldigte sich und die Polizeidiener einfach damit, daß sie es aus Unwissenheit gethan hätten. Hierauf ließ er zwei der Vornehmsten in der Stadt zu sich bitten. Während er ihnen das Mißverständnis erklärte, wurde es mir immer klarer, daß der ganze Plan im Amthaus ausgeheckt worden war, und zwar von den Vornehmen mit dem Mandarin an der Spitze. Ich versuchte den Herren die Gemeinheit, Leichtfertigkeit und Gefährlichkeit eines solchen Benehmens nachzuweisen. Sie dagegen schienen die Sache so aufzufassen, als ob ihnen ein lustiger Streich gelungen wäre, und baten uns, wir sollten's ihnen nicht übel nehmen, da sie es nicht beabsichtigt hätten.

Unterdessen hatte sich der große Platz vor dem Amthaus mit einer aufgeregten Volksmenge gefüllt. Es war den Vornehmen und dem Mandarin gelungen, die Wut des Volkes auf eine solche Höhe zu bringen, daß gewöhnliche Mittel nicht mehr ausreichten, sie im Zaume zu halten, und es wurde uns vollkommen klar, daß wir für diesesmal hier nicht weiter arbeiten konnten. Die einzige Frage war nur die: wie kommen wir auf unser Boot zurück, ohne weiter insultiert zu werden? Wir erklärten uns bereit, die Stadt sofort zu verlassen, und baten um militärische Bedeckung. Der Mandarin selbst fühlte den Ernst der Lage und sandte darum nach Soldaten. Diesen hatten wir es denn auch zu verdanken, daß wir ohne Schaden unser Boot erreichten. Es hätte uns schlimm gehen können, denn sogar mit Hilfe dieser starken Bedeckung entkamen wir nur mit knapper Not. Ein Kerl, dem Aussehen nach der reinste Halsabschneider, machte unterwegs einen Angriff auf mich und würde mich niedergeschmettert haben, wenn nicht ein Soldat dazwischen getreten wäre. Er hatte eine große eiserne Stange in der Hand, und suchte damit meinen Kopf zu treffen. Zweimal machte er diesen Versuch. Aber der Soldat war auf der Hut und beschützte mich. Nie werde ich aber den Anblick vergessen, den der freie Platz vor dem Amthaus darbot, als wir aus dem innern Hof heraustraten. Eine Menge, die nach Tausenden zählte, wogte auf und nieder, und nicht wenige von ihnen hätten sich gefreut, wenn sie ihre Hände hätten in unser Blut tauchen dürfen. Die Soldaten und Polizisten bahnten uns eine Straße durch jenen Menschenknäuel, und mit ihrer Hilfe erreichten

wir schließlich unversehrt unser Boot. Wir waren genötigt, sofort die Anker zu lichten, da jedes längere Verweilen dem Boote einen Angriff zugezogen hätte.

III. Die dritte Reise.

Auch auf meiner dritten Reise nach Hunan, die ich in Begleitung von Miss. Sparham im Frühjahr 1897 ausführte, hatten wir einige außerordentliche Erlebnisse. Am 22. März gingen wir bei günstigem Wind unter Segel über den Tung-ting-See.*) Dieses ist der größte Binnensee China's. Er empfängt das Wasser von den vier größten Flüssen Hunan's, nämlich des Siang, Tsze, Yuen und Li. Er ist im Lauf der letzten 50 Jahre bedeutend kleiner geworden, da er immer mehr versandet.

1. Eine schöne und reiche Provinz.

Die Provinz Hunan ist ein Königreich für sich, und in Bezug auf ihren Lebensunterhalt vollständig unabhängig von der Außenwelt. An Ausdehnung nimmt sie ein Areal von 83 000 (englischen) Geviertmeilen ein, und hat eine Bevölkerung von nicht weniger als 20 Millionen. Sie ist eine der reichsten unter den 18 Provinzen, reich an Mineralien, an schiffbaren Gewässern und unübertroffen an Fruchtbarkeit des Bodens. Die Steinkohlen erstrecken sich über ein Gebiet von 21 000 Geviertmeilen. Die Ausdehnung der Steinkohlenlager in England wird nur auf 12 000 Quadratmeilen geschätzt, und die der größten von ganz Europa auf 20 700. Das Areal der Steinkohlenlager von Gesamteuropa ist also etwas kleiner als das von Hunan. Und neben den Steinkohlen findet sich auch Eisen in Ueberfluß und von der besten Qualität. Auch ist Hunan sehr reich an Bauholz und Steinen. Bemerkenswert ist der Reichtum an Flüssen, und zwar schiffbaren Flüssen. Die vier Hauptströme ermöglichen den Verkehr mit nahezu allen bedeutenden Städten der Provinz. Besonders schön ist das Thal des Siangflusses. Bei der Provinzialhauptstadt Tschangscha und weiter aufwärts ist dieser Fluß eine halbe Meile breit. Die Scenerie der Gegend, die wir passierten, war wundervoll. Der Anblick der Berge auf beiden Seiten des Siang war für uns ein täglicher Genuß. Bei Heng-tschau ist der berühmte Berg Nan-yoh, einer der 5 heiligen Berge China's, mit 72 Bergspitzen, 10 Höhlen, 38 Quellen und 25 Bächen. Diese Bergkette gewährte auf der Fahrt einen prächtigen Anblick.

*) Dieser See gab Hunan seinen Namen, denn Hunan heißt: Südlich („nan") vom See „Hu."

2. Wie es Dr. Wolf erging.

Unser Plan war, so bald als möglich das äußerste Ziel unserer Reise, Heng-tschau, zu erreichen, dort zehn oder fünfzehn Tage zu bleiben und auf dem Rückweg die Städte, die am Wege lagen, zu besuchen. Eine Ausnahme wollten wir nur machen mit Tschang-scha, der Provinzialhauptstadt. Wir hätten uns nämlich dort gerne erkundigt, ob es uns möglich wäre, diese Stadt zu betreten. Dann wünschten wir Erkundigungen über den berüchtigten Tschu Han einzuziehen und uns zugleich über Dr. Wolf und seine Reise zu informieren.

Dr. Wolf ist ein deutscher Reisender, der zwei oder drei Wochen vor uns von Hankau aus die Reise über Hunan nach Kanton angetreten hatte. Als er in Tschang-scha angekommen war, suchte er die Erlaubnis nach, die Stadt besichtigen zu dürfen. Aber er wurde mit seinem Gesuch zurückgewiesen. Da erklärte Dr. Wolf den Beamten, daß er auf jeden Fall entschlossen sei, in die Stadt zu gehen, selbst wenn er das Wagnis mit dem Tode bezahlen müßte. Diese erstatteten hierüber Bericht an den Vizekönig in Wu-tschang, und baten denselben, er möge den deutschen Konsul in Hankau veranlassen, Schritte zu thun, daß Dr. Wolf von seinem Vorhaben abstehe. Die Sache kam vor den deutschen Gesandten in Peking. Der Vizekönig wurde dann dahin unterrichtet, daß Dr. Wolf volles Recht habe, Tschang-scha zu betreten und daß die Beamten dort für seine Sicherheit verantwortlich seien. Hatte das aber die erwünschte Wirkung, daß Dr. Wolf die Stadt betreten durfte? Bei unserer Ankunft in Tschang-scha schwirrte die Luft von allerlei Gerüchten über den deutschen Reisenden. Jeder hatte seine eigene Geschichte über ihn zu erzählen. Die folgende teilten uns zwei Distrikts-Mandarine mit: Dr. Wolf kam in Tschang-scha am 4. März an und reiste dann am 20. März weiter. Fünfzehn Tage wartete er auf Erlaubnis zum Eintritt in die Stadt. Am 19. bekam er sie und wurde nachmittags gegen 4 Uhr in einem geschlossenen Tragsessel hinein- und genau eine Stunde später im gleichen Sessel wieder herausgetragen. Er wurde vom Präfekten in einer der Regierungshallen empfangen, sah aber nichts und wurde auch nicht gesehen." Das ists, was mir erzählt wurde. Im Fall es nicht genau ist, möge es Dr. Wolf berichtigen.

Noch schlimmer erging es ihm in Heng-tschau. Dort wurde er vom wütenden Pöbel nicht nur mit Geschrei und Steinwürfen empfangen, sondern es wurde auch der Versuch gemacht, ihn ins Wasser hineinzutreiben und zu ersäufen. Ein Versuch, weiter vorzudringen,

mißlang. Da ihn auch seine drei Diener verließen, sah er sich genötigt, wieder nach Hankau zurückzukehren. Als Dr. Wolf Tschangscha besuchte, war der Gouverneur gerade abwesend. Als er heimkam, war er sehr unzufrieden darüber, daß ein Europäer in seine Provinzialhauptstadt hereingelassen worden war. Er soll gesagt haben: „Meine Amtsvorgänger waren glückliche Leute; denn nicht ein einziger Europäer betrat zu ihren Zeiten diese Stadt. Warum mußte das in meiner Regierungsperiode vorkommen!? O weh! ich habe alles Ansehen verloren! Ich bin der unglücklichste unter allen Menschen!" Ich weiß nicht, ob der Kummer Sr. Excellenz Tschen Pan-tscheng wirklich oder erheuchelt war, aber das ist gewiß, daß dieser Erguß seines Herzens viel dazu beigetragen hat, daß er in Tschang-scha seitdem sehr an Popularität gewonnen hat. „Unser Gouverneur ist ein guter Mann; wäre er hier gewesen, er hätte dem fremden Barbar nicht gestattet, unsere heilige Stadt zu entweihen." Das war das Gespräch, als wir auf unserer Heimreise Tschang-scha passierten.

3. Was treibt Tschu Han jetzt?

Der Verleger von Tschu Han's Schmähschriften, Teng Mow-hwa, machte uns auf unserem Boot vor Tschang-scha einen Besuch, und von ihm hörten wir einiges Interessante über unsern Feind Tschu Han. Er wohne im Ning Hing-Distrikt, 45 Meilen von Tschang-scha entfernt. Einst besaß er ein beträchtliches Vermögen und besäße es noch, wenn er nicht ein so gutes Herz gehabt hätte. Sein ganzes Vermögen gab er für mildthätige Zwecke hin, und behielt nur ein Stück Feld für sich, groß genug, um sich und seine Familie zu ernähren, im Wert von 3000 Täl (1 Täl ca. 3 Mk.) Früher, wenn er Tschang-scha besuchte, kehrte er gewöhnlich in einem Götzentempel ein; das thue er jetzt nicht mehr. Seine Verbindung mit der Partei der „Fremdenfresser" in Tschang-scha habe er aufgegeben, der „Geisterlehre" entsagt und auch aufgehört, antichristliche Bücher zu verfassen und herauszugeben. Er lese nun christliche Bücher. Wir fragten Herrn Teng, ob Tschu Han sich vielleicht geäußert habe über die Bücher, die ich und andere ihm zuschickten. Er lehnte es indes ab, sich über Tschu Han weiter auszusprechen. Wir waren aber froh, so viel zu erfahren. Es scheint, daß eine wichtige Veränderung in seinem Innern vorgegangen, und daß diese Veränderung dem Lesen christlicher Bücher zuzuschreiben ist. Ich habe ihm wiederholt geschrieben und ihm christliche und wissenschaftliche Bücher zugeschickt. Obgleich ich nie eine Antwort von ihm erhielt, bin ich durch das, was mir Herr Teng sagte, überzeugt, daß

meine Bemühungen nicht ganz vergeblich gewesen sind. Das weit verbreitete Gerücht, daß Tschu Han sich bekehrt habe, ist demnach grundlos. Aber ich habe allen Grund anzunehmen, daß der frühere Lästerer und Verfolger seine Opposition gegen das Christentum aufgegeben hat, sowohl privatim als auch öffentlich. Wäre er in Tschang-scha gewesen, so hätten wir uns ernstlich bemüht, ihn zu bewegen, zu uns aufs Boot zu kommen; da er aber so weit weg wohnte, konnten wir ihm nur freundliche Grüße schicken durch seinen alten Freund, seinen früheren Verleger.

4. Hoffnungsvolle Aussichten für Tschang-scha.

Als die beiden Distrikts-Mandarine von Tschang-scha angesichts der Stadt auf unserem Boote zu einem Besuche sich bei uns eingefunden hatten, sagten wir ihnen, daß wir gerne in die Stadt gingen. Sie meinten aber, der Gouverneur sei nicht zu Hause und wir würden ihnen daher einen Gefallen thun, wenn wir diese Angelegenheit auf sich beruhen ließen, bis wir von Heng-tschau zurückkämen. Wir fanden die beiden Herren sehr freundlich und gesprächig, und sie erzählten uns, welche Not die Beamten gehabt hätten bei der Einführung des Telegraphennetzes in Hunan. Die Bevölkerung sei teilweise so erregt darüber gewesen, daß sie die Telegraphenstangen verbrannt und die Drähte in den Fluß geworfen habe. Trotz der Opposition werde aber Tschang-scha noch vor Jahresschluß mit dem andern Teil von China und der übrigen Welt telegraphisch verbunden sein. Chinesische Kapitalisten würden auch gerne Dampfboote auf dem Tung-ting-See laufen lassen, aber der Gouverneur gebe seine Erlaubnis nicht dazu, weil er fürchte, dieser Schritt könnte dazu führen, daß Hunan dem europäischen Handel erschlossen würde.

Tschang-scha ist eine schöne Stadt. Die Front derselben gegen den Fluß hin mag vier englische Meilen lang sein. Die Schiffahrt ist sehr bedeutend. Tempel und öffentliche Gebäude muß es eine große Anzahl geben. Die Lage der Stadt ist prächtig. Hinter der Stadt erheben sich Hügel, und in Front derselben, auf dem andern Ufer des Flusses, erhebt sich der berühmte Yoh-luh-Berg mit seiner gepriesenen Hochschule. In diesem Berge soll sich eine goldene Ente mit goldenen Eiern befinden. Irgendwie — so erzählen die Chinesen — kam die Existenz dieses kostbaren Schatzes auch zur Kenntnis der Europäer. Denn warum wollen letztere nach Tschang-scha? Aus keinem andern Grunde, als weil sie die Ente und ihre Eier gerne hätten. Vor einigen Jahren war schon einmal ein Europäer dort, der mit einem großen Teleskop den Yoh-luh-Berg anstarrte. Was

anders kann er dabei beabsichtigt haben, als die Gegend der goldenen Ente auszuspionieren. Es ist überhaupt fraglich, ob sie nicht bereits durch die Europäer weggezaubert worden ist.

Tschang-scha kann stolz sein auf seine hohen Schulen, von denen die Yoh-luh-Schule die ausgezeichnetste ist. Es scheint nach allem, was wir hörten, daß unter den Studenten in Tschang-scha ein wahrer Durst nach europäischer Wissenschaft vorhanden ist. Unter den Vornehmen sind auch einige, die geneigt sind, „westländische" Wissenschaften und „westländische" Verbesserungen einzuführen. (Vergl. hiezu Miss.-Magazin 1897, S. 499.) Es ist kein Zweifel, der Sauerteig wirkt im Mehl. Lasset uns Glauben und Geduld haben, die ganze Masse wird nach und nach durchsäuert werden.

5. Abermals in kritischer Lage.

Von Tschang-scha fuhren wir im Boot den Siang-Fluß aufwärts in südlicher Richtung, um nach Heng-tschau zu gelangen. Wir hofften, dort werde alles gut gehen. Archibald hatte nämlich das Jahr zuvor diesen Platz besucht und günstige Eindrücke von den Beamten, den Vornehmen und dem gewöhnlichen Volk bekommen. Obwohl er nicht in die Stadt durfte, und das Predigen am Lande ihm untersagt war, wurde er doch von den Beamten freundlich behandelt. Das hatte er wohl einigen Vornehmen zu danken, die durch dortige Taufbewerber zu Freunden gewonnen worden sind. Es befand sich nämlich eine Anzahl Taufbewerber dort, die aus dem Heidentum herausgetreten waren. Archibald war mit diesen Gläubigen in Heng-tschau sehr zufrieden. Schon vor seiner Ankunft hatten sie ein Haus als Gottesdienstlokal hergerichtet, und während seiner Anwesenheit wurde noch ein anderes Haus als Niederlage für die Bibelgesellschaft erstanden. Ein Haupt der Vornehmen ist Herr Siau. Er ist der Sohn des letzten Gouverneurs von Kanton, ein reicher und einflußreicher Mann. Derselbe sandte mir eine herzliche Einladung zu und ging so weit, zu sagen, es würde ihn freuen, wenn ich, so lange ich in Heng-tschau weile, sein Gast sein wolle. Das waren also die Aussichten, die wir hatten, als wir uns Heng-tschau näherten.

Man stelle sich aber unsere Enttäuschung vor, als wir bei unserer Ankunft daselbst eine große Menge verwegener Subjekte am linken Ufer des Flusses stehen sahen, alle mit Steinen und Kot bewaffnet, und auf uns wartend! Sobald wir in Schußweite kamen, ging das Schimpfen und das Steinewerfen los. Wir beeilten uns, auf die andere Seite des Flusses zu kommen, und ankerten in der Nähe des Bibeldepots, wo verschiedene Kanonenboote stationiert waren,

unter deren Schutz wir uns begeben wollten. Wir schickten unsere Visitenkarten dem Schiffsoffizier zu und hofften, er werde uns den nötigen Schutz angedeihen lassen. Aber er nahm wenig Notiz von uns. Er ließ ein Kanonenboot neben unserem Boot vor Anker gehen, lehnte aber ab, uns zu besuchen oder seine Visitenkarte zu schicken. Nun wußten wir, daß wir uns auf Unheil gefaßt machen mußten. Doch hatten wir eine ruhige Nacht. Am andern Morgen früh verließ uns das Kanonenboot und der Raum zwischen unserem Boot und dem Ufer war nun frei für einen etwaigen Angriff von seiten des Pöbels. Und richtig, sofort wurde ein Bombardement von Steinen auf uns eröffnet. Wir suchten uns unter den Schutz eines Kanonenbootes zu begeben, aber der Kapitän erlaubte es uns nicht. Wir bestanden aber darauf und suchten unsern Plan durchzuführen. So lange wir uns nun unter dem Schutz des Kanonenbootes befanden, wagte der Pöbel nicht uns mit Steinen zu bewerfen. In dem Augenblick machte der Mandarin seine Erscheinung und bat uns, den Platz sofort zu verlassen. „Dr. Wolf's Besuch", sagte er, „hat das oberste zu unterst gekehrt, das Volk ist in großer Aufregung, wir können Sie unter diesen Umständen nicht beschützen!" Er erzählte, wie Dr. Wolf darauf bestanden habe, die „Steintrommel-Schule" zu besuchen, wie die Studenten das abgelehnt hätten, wie er dennoch sein Vorhaben auszuführen gesucht habe, wie er vom Pöbel gesteinigt worden sei und wie er einen schimpflichen Rückzug habe antreten müssen und nicht mehr ans Land gehen konnte. Er verschwieg aber, was ich später aus guter Quelle vernahm, daß gerade die Soldaten es waren, die scheinbar zum Schutz von Dr. Wolf geschickt worden waren, die den Pöbel aufreizten! Wir sagten dem Mandarin, daß wir gekommen seien, um Taufbewerber zu besuchen, und daß wir dazu mindestens einen oder zwei Tage Zeit brauchten. Er schlug vor, wir sollten den eingebornen Evangelisten zurücklassen und ihn mit den verschiedenen Angelegenheiten in Bezug auf die Christen betrauen. Wir erwiderten ihm respektvoll, aber bestimmt, daß wir einen solchen Vorschlag nicht annehmen könnten. Wir erklärten: „Unter solchen Umständen bestehen wir nicht darauf in die Stadt zu gehen, auch wollen wir uns nicht lange hier aufhalten; aber da wir doch einen so weiten Weg gemacht haben, können wir die Rückreise nicht antreten, ehe wir nicht den Christen einige Zeit gewidmet haben. Dazu brauchen wir mindestens zwei Tage. Sie können uns beschützen, wenn Sie nur wollen, und wir rechnen auf Ihren Schutz!" „Gut", sagte er, „ich will ans Land gehen und die Volkshäupter um ihre Ansicht fragen und Ihnen dann das Resultat mitteilen." Er ging weg in dem Kanonenboot, unter dessen Schutz

wir uns gestellt hatten, und kaum war er abgefahren und der Raum zwischen uns und dem Ufer frei geworden, als das Bombardement wieder begann und zwar heftiger denn zuvor. Darauf kam der Schiffsoffizier, dessen wir schon Erwähnung thaten, auf einem Privatboot an unser Boot heran. Der Pöbel wartete, bis er auf unserem Boote war und dann kam wieder ein frischer Zug in den Steinhagel, der nicht eher aufhörte, als bis wir vertrieben waren. Der alte Herr zeigte sich ein- oder zweimal an Deck, machte eine tiefe Verbeugung gegen den Pöbel und bat die bösen Buben mit den mildesten Ausdrücken, vom Bombardement abzustehen. Doch ohne Erfolg. Die Steine flogen hageldicht auf das Dach unseres Bootes. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob das Boot in Stücke zerschmettert würde. In dieser kritischen Lage erschien auf einmal Herr Siau, der Kolporteur im dortigen Bibeldepot. Mit schrecklichen Schrammen gezeichnet rannte er in unser Boot herein und rief: „Was sollen wir thun? Ein Ueberfall ist auf das Depot gemacht worden und alles ist gestohlen! Bücher, Kleider, Geräte, alles ist fort! Was sollen wir thun?“ Ich schaute hinaus und sah die gestohlenen Bücher in den Händen des Pöbels. Sie zerrissen sie nicht, sondern trugen sie als Siegestrophäen im Triumphe hinweg. Und das alles trug sich zu in der Anwesenheit des Mandarins, der rein nichts that, um es zu verhüten. Als er am Depot vorbeiging, flehte ihn die Frau des Kolporteurs um Hilfe an. Er nahm aber keine Notiz von ihr. Eine Anzahl Soldaten waren am Ufer, als die Beraubung und der Steinhagel erfolgte, aber sie rührten weder Hand noch Fuß, um das eine oder das andere zu verhindern. Ja ich bekam den Eindruck, daß sie die ganze Zeit über als Anstifter figurierten.

Das Unwetter zog sich immer mehr zusammen, um sich mit einem Schlag zu entladen. Wir mußten entscheidende Schritte thun und an die Sicherheit unserer Christen, wie an unsere eigene Sicherheit denken. Daher wandten wir uns an unsern Schiffsoffizier mit der Frage: „Können Sie uns beschützen oder nicht? Wenn Sie es können, so thun Sie es und sorgen Sie dafür, daß der Steinhagel aufhört. Wenn Sie es nicht können, so geben Sie uns bitte ein Kanonenboot, um uns flußabwärts zu begleiten.“ „Ich kann euch nicht beschützen“, antwortete er; „aber ich will euch zwei Kanonenboote geben, die euch bis Siang-tan bringen sollen.“ Er gab seine Befehle, und ehe fünf Minuten verflossen waren, bewegten wir uns zwischen zwei Kanonenbooten flußabwärts.

Das war der Empfang, der uns in Heng-tschau zu teil wurde Wie ist es zu erklären, daß es uns so erging? Zum Teil war wohl die erfolgreiche und straflos gebliebene Vertreibung des Dr. Wolf

schuld daran. Dadurch bekamen die Leute mehr Selbstvertrauen und waren entschlossen, dem nächsten Europäer einen warmen Empfang zu bereiten. Unglücklicherweise waren wir die nächsten Europäer.

Der wahre Grund aber ist in dem fremdenfeindlichen Geist und in der fremdenfeindlichen Politik der Beamten und Vornehmen zu suchen. Wenn sie in Heng-tschau gewollt hätten, so hätten sie uns recht wohl beschützen können. Das Volk that einfach das, was nach ihrer Meinung den Beamten gefiel.

5. Ein lieblicher Abschluß der Reise.

Nun noch eine interessante Begebenheit. Als wir in Heng-tschau angekommen waren, kamen verschiedene Taufbewerber uns zu besuchen. Wie uns ihr Haupt, Wang Lien-king, sagte, sind es dort zwischen 20 und 30 Personen, die auf die Taufe warten. Es war uns, als ob wir die Gegend nicht verlassen könnten, ohne etwas von ihnen gesehen zu haben. Als wir zwei Meilen flußabwärts gefahren waren, machten wir Halt für die Nacht. Einige von den Taufbewerbern waren mit uns auf dem Boot, andere folgten bald nach. Sie baten uns, wir möchten sie taufen. Wir machten sie auf die schlimme Lage, in der wir uns befanden, aufmerksam und rieten ihnen, damit noch länger zu warten. „Ihr seht", sagten wir, „daß wir euch nicht helfen können, wenn es irgend welche Schwierigkeiten geben sollte. Wir sind ja aus eurer Heimat vertrieben worden und können uns selbst nicht helfen; wie könnten wir euch im Notfall beistehen? Ist's nicht besser, ihr wartet noch eine Zeitlang und überschlaget ernstlich die Kosten, ehe ihr diesen Schritt thut?" „Wir haben schon lange gewartet", sagten sie, „und können nicht länger warten. Wir lassen euch nicht ziehen, bis ihr uns nicht getauft habt. Wir fürchten uns nicht vor den Folgen. Seid so gut, taufet uns, und nehmet uns auf in eure Kirchengemeinschaft." Nach einiger Beratung entschlossen wir uns, ihnen ihren Wunsch zu erfüllen. Wir prüften sie und waren erfreut, sie so gut vorbereitet zu finden durch Wang Lien-king, und waren tief überzeugt von ihrer Aufrichtigkeit. Wir fanden auch, daß es tapfer von ihnen gehandelt war, indem sie sich trotz der schwierigen Verhältnisse offen für uns erklärten. Als die Prüfung vorbei war, hielten wir einen Gottesdienst, wobei Sparham und ich predigten, und dann tauften wir 13 Seelen. Unter diesen Umständen konnte leider nichts geschehen für die weiblichen Taufbewerber; denn ihnen zu erlauben aufs Boot zu kommen, wäre der reinste Selbstmord für uns gewesen, und sie in ihrer Heimat zu besuchen, war ja ein Ding der Unmöglichkeit. Aber auch von den männlichen

Taufbewerbern konnten nicht alle anwesend sein, da sie da und dort zerstreut im Lande wohnen. Hätten wir einige Tage in Heng-tschau bleiben dürfen, dann wären wohl noch mehrere herbeigekommen.

Es war für uns eine unaussprechliche Freude, diese 13 Männer in die christliche Kirche aufnehmen zu dürfen. Wir haben zwar viele Hunanesen in der christlichen Kirche, die in Hankau (in der Provinz Hupeh) und anderswo getauft worden sind; aber dies war, so viel ich weiß, die erste Taufe, die in Hunan selbst vollzogen wurde. Das war ein glorreiches Ende dieses stürmischen Tages! Ja, diesen Tag, den 6. April 1897, werde ich nie vergessen. Ich bin überzeugt, daß die meisten von diesen 13 standhalten werden, und daß die Kirche, die an jenem stürmischen Tage in Hunan gepflanzt wurde, Wurzeln schlagen und wachsen wird. Die Hunanesen sind ein Material, aus denen Heroen gemacht werden können. Ich glaube, daß Hunan dazu bestimmt ist, der christlichen Kirche in China eine große Anzahl der besten Arbeiter und glänzendsten Zierden zu liefern.

Ueber Wang Lien-king, den Gründer dieser Gemeinde, muß ich auch noch ein Wort beifügen. Er wurde vor einigen Jahren in Hankau getauft, und ist noch jung. Er hatte eine Anstellung bei einem hunanesischen Beamten. Nach der Taufe wurde ihm die Wahl gelassen, ob er seinen Christenglauben abschwören, oder seine Stellung aufgeben wolle. Ohne einen Augenblick zu zögern, erwählte er das letztere und kehrte in seine Heimat Heng-tschau zurück, wo er fortan als unbezahlter Evangelist für Gott arbeitet. Das Resultat war die Sammlung von diesem Trüpplein von Christen mitten in der fremdenfeindlichsten Provinz von China. Das Zusammentreffen mit Wang in seiner Heimat freute mich recht. Er ist einer der ernstesten und liebenswürdigsten Christen, die ich je kennen lernte. Er ist noch dort, und ich bin überzeugt, er thut was er kann, um die kleine Herde zusammenzuhalten.

Wir lagen dort vor Anker bis am Morgen des 8. April und glaubten, die Beamten würden versuchen, die Sache in Richtigkeit zu bringen und uns zur Stadt zurückrufen. Wir wagten nicht, das Bibeldepot wieder zu eröffnen und einen Kolporteur dort hineinzustellen. Es erfolgte indes keine Einladung zurückzukommen, obwohl wir thaten was wir konnten, eine solche einzuleiten. Nach einer im ganzen 26tägigen Reise, auf der wir 900 Meilen zurücklegten, kehrten wir wieder nach Hankau zurück. D. Schaible.

Missions-Zeitung.

Neuestes.

Uganda. Nachdem der von König Muanga angezettelte Aufstand in Buddu glücklich niedergeschlagen worden ist, hat eine Meuterei der im Sold der Engländer stehenden sudanesischen (nubischen) Truppen das Land und die dortigen Europäer in die größte Gefahr versetzt. Diese Sudanesen, die bis jetzt die englische Schutztruppe in Uganda bildeten, sind Ueberreste der ehemaligen Emin Pascha-Truppen, die im Jahr 1891 von Kapitän Lugard in Sold genommen und von der Aequatorial-Provinz nach Uganda übergeführt wurden. Die Meuterei wurde zunächst von einer Truppe von 300 Mann in Scene gesetzt, die sich auf einer Expedition am Baringo-See befand. Sie marschierten hierauf nach Westen in der Richtung nach der Hauptstadt Mengo, um, wie es scheint, sich mit den mohammedanischen Baganda zu verbinden. Unterwegs, in Busoga, im Gebiet des Häuptlings Luba, wo seiner Zeit Bischof Hannington ermordet wurde, gelang es ihnen, sich des dortigen Forts zu bemächtigen, indem die hier liegende sudanesische Garnison ebenfalls meuterte und gemeinsame Sache mit ihnen machte. Der Kommandant, Kapitän Wilson, sowie Major Thruston, der von Mengo aus den Rebellen entgegenzog und dessen Truppen sich gleichfalls gegen ihren Führer erhoben, wurden gefangen genommen und ermordet. Ebenso fiel der Regierungsdampfer mit einem Maximgeschütz und dem europäischen Ingenieur durch die Verräterei der an Bord befindlichen Sudanesen in ihre Hände. Der Kommissar von Mengo rückte hierauf mit 1500 Baganda gegen die Empörer aus und bat die englische Mission, ihm zwei Missionare als Dolmetscher mitzugeben. Hiezu wurden Dr. Cook und Miss. Pilkington bestimmt, ersterer als Feldarzt, letzterer als Dolmetscher. Die Engländer belagerten längere Zeit das von den Meuterern besetzte Fort und hofften es durch Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen. Von einer Beschießung standen sie ab, da sich Weiber und Kinder im Fort befanden. Das Abschneiden der Zufuhr von Lebensmitteln scheint aber nicht durchführbar gewesen zu sein und die Belagerung zog sich in die Länge. Nun meldet der Telegraph vom 19. Dezember den Tod von Miss. Pilkington, der, wie es scheint, vor den Mauern des Forts erschossen worden ist. Es ist dies ein sehr schwerer Verlust für die englische Mission in Uganda, denn Pilkington war einer ihrer tüchtigsten Arbeiter, dem die Baganda die Uebersetzung und Revision der Bibel und des kirchlichen Gebetbuchs verdanken. Er ist nur 30 Jahre alt geworden und stand seit 1890 in der Arbeit. Im Jahr 1896 war er zu einem kurzen Besuch in England und traf im Januar 1897 wieder in Uganda ein, wo seine Arbeit leider von so kurzer Dauer sein sollte.

Nach den Berichten des Ch. Miss. Intelligencer scheint die Lage in Uganda sehr ernst zu sein, da man überall die Erhebung der sudanesischen Garnisonen befürchtet. Miss. Weatherhead, der in Lubas Bezirk stationiert ist, entging nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft. Mit Hilfe eines Eingebornen konnte er sich nach Mengo flüchten. Ebenso entrann der im nördlichen Busoga stationierte Miss. Allen Wilson nach der Hauptstadt. Sollten auch die Garnisonen in Buddu aufständisch werden, so würden die im Westen gelegenen Stationen Koki und Toro sich in größter Gefahr befinden, da sie dadurch von Mengo abgeschnitten wären. Zudem liegt in Toro ebenfalls eine sudanesische Garnison. In welcher Gefahr das Leben der Missionare in Uganda

schwebt, läßt sich daraus ermessen, daß die Meuterer allen Europäern den Tod geschworen haben.

Indien. Miss. Price, der in der Nähe der nordwestlichen Grenze angestellt ist, wo die Engländer einen langwierigen, blutigen Krieg mit den mohammedanischen Grenzvölkern auszufechten haben, schreibt über denselben: die eigentlichen Ursachen dieses Krieges sind 1. die Verbreitung eines vom Emir von Afghanistan geschriebenen Buches, betitelt „der heilige Krieg", das den Mohammedanern die Ausbreitung ihrer Religion zur Pflicht macht. Dies Buch ist jetzt in Indien verboten. 2. Die aufreizenden Predigten mohammedanischer Priester, die auf Grund jenes Buches ihre Hörer zur Ausrottung der Ungläubigen antreiben. 3. Der Sieg des Sultans über Griechenland, oder wie jene Priester es darstellen, über die vereinte Macht von England und Griechenland. Price meint, daß die Mohammedaner in Indien sich wohl auch für den Sultan erheben würden, wenn sie nicht von den Hindus zurückgehalten würden. (Leipz. Miss.Bl.)

Bücheranzeige.

Heman, F. Das Erwachen der jüdischen Nation. Der Weg zur endgültigen Lösung der Judenfrage. 114 S. P. Kober, C. F. Spittlers Nachfolger, Basel. Mk. 1.

Ein höchst fesselnd und geistvoll geschriebenes Schriftchen, wonach der gelehrte Verfasser (Professor der Philosophie an der Universität Basel) der zionistischen Bewegung eine große Bedeutung beimißt. Er erblickt diese in dem heutigen Erwachen des nationalen Bewußtseins der Juden, das im Zionismus seinen Ausdruck findet und dessen Ziel nichts Geringeres ist, als die Gründung eines eigenen Staatswesens in Palästina. Die Bildung eines solchen rechtlichen Staates und geordneten Staatswesens, worin sich der Jude heimatberechtigt weiß und sich nicht mehr andern Nationen aufdrängen muß, hält denn auch Heman für den einzigen Weg zu einer gründlichen Lösung der brennenden Judenfrage. Er weist dies in geistreicher Weise nach. Aber ob damit, daß die in den christlichen Ländern zurückbleibenden Juden entweder zu optieren haben oder nur als Niedergelassene zu betrachten sind, auch die sociale Judenfrage gelöst ist, nachdem die politische nicht mehr in Betracht kommt, scheint uns unwahrscheinlich. Auch verhehlt Heman nicht die Schwierigkeiten, die die Gründung eines jüdischen Staates in Palästina haben werde, insofern dort die Interessen der verschiedenen christlichen Kirchen in Betracht kommen, mit denen er sich abfinden müßte. Auch da scheinen uns die Erwartungen zu weit zu gehen, wonach Ausgleiche mit christlichen Ideen stattfinden und die Verwandtschaft der beiden Religionen sich geltend machen würden. Indes wir wollen hoffen, daß diese national-jüdische Bewegung nicht nur ein Erwachen aus einem mehr als tausendjährigen Traum sei, sondern daß Israel auf dem Wege nach seiner alten Heimat auch seinen Messias finde.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Missionshaus in Lourenzo Marquez

Die Arbeit der kirchlichen Synoden auf dem Missionsgebiet.

Von Pfr. E. Mieſcher.

In drei Stufen vollendet ſich die Aufgabe der Heidenmiſſion.

Die erſte Stufe iſt die Bekehrung Einzelner; die zweite die Gründung von Gemeinden und Kirchen; die letzte die Chriſtianiſierung der Völker.*)

Die letzte und höchſte Stufe iſt ſeit dem Beginn der neueren Miſſion mit Ausnahme einiger Inſelvölker noch nirgends erreicht. Manche Stimmen laſſen ſich vernehmen, die da ſagen, daß dieſe Stufe vielleicht gar nicht überall werde erreicht werden, indem Gott nur das Zeugnis des Heils allen Völkern zugedacht habe, die Annahme aber in ihre eigene Entſcheidung lege. Wir laſſen dieſe Meinung hier unerörtert. Die Miſſion wird doch überall dieſe dritte Stufe als ihr letztes Ziel und als eine Hoffnung, deren Erfüllung ihr wünſchenswert iſt, im Auge behalten müſſen, denn die Liebe hat die Art des barmherzigen Samariters: ſie iſt nie mit Halbem zufrieden, ſondern möchte das Ganze.

Die erſte Stufe iſt gottlob von der Miſſion noch überall, wo ſie die Ausdauer des echten Glaubens beſaß, erreicht worden. Auf der Goldküſte mußte ſie neunzehn Jahre im Glauben ausharren, bis ſie dahin gelangt war. Am Himalaya brauchte die

*) F. M. Zahn: Selbſtändige Kirchen, das Ziel evang. Miſſionsarbeit. A. M. Z. 1890, S. 289. — Heſſe: Die Schule in der Miſſion. Referat auf der Bremer Konferenz. Miſſ. Mag. 1884, S. 270.

Brüdermiſſion vierzig Jahre, um die erſten hundert Chriſten zu ſammeln.*) Kurz, das Vertrauen, das nicht weggeworfen ward, hat noch überall ſeine „Belohnung“ gefunden, in ſo weit wenigſtens, daß „einige Seelen dem Lamme gewonnen wurden“, was in den Miſſionsanfängen damals von Zinzendorf als die vornehmliche Aufgabe der Sendboten Jeſu iſt betrachtet worden.**)

Faſt überall aber — abgeſehen von den Völkern des Halbmonds — dürfen wir da, wo die Miſſionsarbeit länger im Gang iſt, bereits die zweite Stufe erſtiegen ſehen. Es ſind Gemeinden, und zwar untereinander durch eine feſte Organiſation verbundene Gemeinden, es ſind Kirchen da.

Sobald die zweite Stufe erreicht iſt, ſind es nicht mehr bloß die Einzelnen, welche die Sache des Evangeliums führen und fördern, ſondern die Geſamtheiten; die Kirchen treten in die Arbeit.

Von dieſer Arbeit der jungen Kirchen auf den verſchiedenen Miſſionsgebieten iſt, wie mir vorkommt, in der Miſſionslitteratur noch wenig die Rede geweſen. Es finden ſich wohl hie und da zerſtreute Notizen, Mitteilungen über die Einrichtung und die Beſchlüſſe einzelner Synoden und Konferenzen†), aber noch nirgends iſt der Verſuch gemacht worden, in einer gewiſſen Zuſammenfaſſung nach dieſer Richtung hin die Wirkſamkeit der Miſſionskirchen in ihrer Bedeutung und Eigentümlichkeit zu beleuchten. Und doch würde ein derartiger Verſuch zu intereſſanten und lehrreichen Vergleichen ſowohl mit der Entwicklung in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche, als auch mit den kirchlichen Verhältniſſen in unſern heimatlichen Verhältniſſen führen.

Es iſt uns hier nicht möglich, in umfaſſender Weiſe dieſen Verſuch anzuſtellen. Das würde nicht nur mehr Zeit, ſondern viel weitergehende Studien erfordern als die, worüber wir verfügen. Allein, wenn wir uns auch von vornherein auf die uns

---

*) G. Th. Reichelt: Die Himalayamiſſion d. Brüdergem. S. 93.

**) Rückblick auf unſere 150jährige Miſſionsarbeit. Herausgeg. von der Miſſionsdir. der evang. B.U. S. 26.

†) Z. B. Synode der Centralprovinz Imerina auf Madagaskar. Miſſ.Mag. 1876, S. 485. Konferenz bei den Karenen. Miſſ.Mag. 1872, S. 324. Eine Miſſ.-Kirchenordnung (auf Sumatra). A.M.-Z., S. 27 ff. Synoden auf der Goldküſte. Miſſ.Mag. 1887, S. 283; 1894, S. 198.

bekannte Basler Mission beschränken müssen, so bekommen wir doch schon da einen überraschenden Einblick in das Leben, die Aufgaben und den Kampf einer jungen, ringsum noch von der heidnischen Welt umgebenen Kirche.

In der katholischen Mission wird sich nichts derartiges finden. Hier ist die Bevormundung Prinzip.

Die evangelische Mission — das liegt auch wieder in ihrem Prinzip — hat als Ziel vor Augen nicht nur die Heran- und Herausbildung einzelner selbständiger Christen, sondern auch die Gründung und Auferbauung selbständiger Kirchen,*) und zwar Kirchen, die nicht bloß Kopie derer sind, welche ihnen das Evangelium gebracht, sondern wieder, gemäß der besonderen Geschichte und Geistesart der betreffenden Völker, ihr durchaus individuelles, originales Gepräge haben. Das Reich Gottes vollendet sich nicht durch die Erzielung einer vollständigen Uniformität, sondern durch die Entfaltung all der vorhandenen Gaben in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit.

Die Erfahrung hat ja bereits gezeigt, daß die missionierenden Kirchen ihre erzieherische Arbeit nicht so rasch dürfen als abgeschlossen betrachten. Das zu frühe Zurückziehen der europäischen Missionare der Ch. M. aus der Kirche von Tinneweli hat deren Entwicklung ernstlich gefährdet.**) Dasselbe war in Sierra Leone der Fall und nötigte, den europäischen Einfluß aufs neue zu verstärken. Aber mag es zweckmäßig sein, geduldig die Zeit, wo eine junge Kirche für die volle Unabhängigkeit reif ist, abzuwarten, so ist diese doch mit allem Ernst zu erstreben und in geeigneter Weise anzubahnen.†)

Eine erste Etappe auf diesem Wege ist das, wenn die eingeborene Gemeinde nicht mehr bloß empfängt, sondern auch leistet,††) wenn sie an den notwendigen Bauten sich beteiligt, Schulgeld bezahlt, zu den Gehalten der Lehrer und Pfarrer beiträgt und zu diesem Behuf Kirchensteuern u. s. w. aufbringt. Das führt dann

*) Dr. Schreiber. Ref. auf der Bremer Konf. Miss.Mag. 1884, S. 287. Schneider. Ref. auf der Bremer Konf. 1893, S. 290.

**) H. Gundert. Die evang. Mission. S. 279 u. 67. — C. Mirbt. Der deutsche Protestantismus und die Heidenmiss. im XIX. Jahrh. S. 36.

†) Jahresb. der evang. Missionsges. zu Basel. 1884. S. 7.

††) Haccius. Denkschr. über die 1887—89 abgehaltene Generalvisitation der Hermannsb. Miss. S. 159 f.

naturgemäß zur Beteiligung der Gemeinde auch an der Verwaltung und Leitung des kirchlichen Lebens.*)

Unſere Basler Miſſion geht jedoch in dieſer Selbſtändigmachung der Gemeinden vorſichtig und ſchrittweiſe vorwärts. Die Aelteſtenkollegien oder Presbyterien auf unſern Miſſionsgebieten faſſen wohl mit Stimmenmehrheit Beſchlüſſe über Einnahme und Ausgabe, Kauf und Verkauf, Anlage, Erhaltung und Betrieb der Kirchen- und Schulgüter, überhaupt über alle das Kirchen- und Schulgut betreffenden Fragen; ferner über Armenunterſtützung, Verſorgung von Taufkandidaten, Verwendung der Lokalmiſſionskaſſen u. ſ. w. Es iſt jedoch für alle wichtigen Beſchlüſſe die Genehmigung des Diſtriktspräſes, von dem allfällig an den Generalpräſes appelliert werden kann, ebenſo die Oberaufſicht des Komitees in Baſel vorbehalten.**)

So iſt auch die Wahl der Aelteſten noch nicht völlig freigegeben. Die Gemeindeverſammlung ſondert etliche aus, die den Forderungen der Schrift in 1 Tim. 3, 1—12 und Tit. 1, 5—9 möglichſt entſprechen, aus welchen dann die Konferenz der Miſſionare die tüchtigſten mit den Pflichten und Rechten von Aelteſten betraut.†)

So iſt den Miſſionaren der maßgebende Einfluß offenbehalten und die letzte Entſcheidung liegt überall noch in den Händen der Miſſionsleitung. Das iſt einerſeits billig, ſo lange die Miſſion die Hauptlaſt trägt, und andrerſeits heilſam und notwendig, weil die verhältnismäßig kleinen Kirchen ſonſt nur zu leicht auseinanderfahren oder zu bedenklichen Extravaganzen geführt würden. Hier würden ſie in ein geſetzliches Weſen verfallen oder in Großmannsſucht, dort zu nachgiebig ſein gegenüber den ſchlimmen Einflüſſen des Küſtenlebens oder des umgebenden Heidentums und ſeiner Sitte. Die Apoſtel haben auch, nachdem ſie die Gemeinden organiſiert und Aelteſte eingeſetzt, noch fortwährend eine gewiſſe Vormundſchaft ausgeübt und in den Gang der Dinge eingegriffen.††)

Es liegt aber in unſrer Organiſation doch die Tendenz, die Heidenchriſten zur Mündigkeit und Unabhängigkeit zu erziehen, daß wenn früher oder ſpäter einmal der Europäer freiwillig oder gezwungen ſich zurückzieht, nicht ein Chaos entſtehe, vielmehr Männer

---

*) Ordnung für die evangel. Gem. der Basler Miſſion in Oſtindien und Weſtafrika III, § 8—11; I, § 34 ff. — Eine Miſſionskirchenordnung. A. M.-Z. 1882. S. 30.

**) Ordnung für die evang. Gem. der Basler Miſſ. I, § 10. 11. 21. 32.

†) a. a. O. I, § 38.

††) Apſtg. 8, 14; 11, 22. 1 Kor. 5, 3 ff.; 7, 1. 1 Kor. 16, 1 u. a. St.

da seien, die einen Begriff haben von Organisation, von einer geordneten Verwaltung und Leitung innerhalb der Gemeinde.

Der Aufbau der Kirche beruht aber nicht nur auf der Einrichtung von Aeltestenkollegien, Presbyterien, in den Gemeinden, sondern auch auf der Heranbildung einer tüchtigen Geistlichkeit aus der Mitte der Eingebornen.*)

Die Basler Mission hat von frühe an diese Seite ihrer Aufgabe mit ganzem Ernste zu erfüllen gestrebt. Die theologischen Schulen oder Seminarien, wenigstens auf den ältern Missionsgebieten, vermitteln eine durchaus anerkennenswerte Bildung.**)

Allerdings wird wohl nur in seltenen Fällen erreicht werden, daß die Schüler einen eigentlich wissenschaftlichen Geist bekommen, der sie später zu selbständigen theologischen Arbeiten führt. Bei dem Mangel einer den Katechisten zugänglichen theologischen Litteratur sind sie zu sehr an die Kollegienhefte gebunden. Doch sorgen regelmäßige Fortbildungskurse,†) daß sie auch noch im praktischen Amte das theologische Denken und Arbeiten nicht völlig liegen lassen. Einzelne sind doch später befähigt, an den Seminarien zu lehren und gute Traktate und Artikel in die Sonntagsblätter zu schreiben. Der pensionierte Pfarrer Reindorf von Christiansborg hat eine Geschichte der Goldküste geschrieben und herausgegeben, die ganz wertvoll ist; der Vorsteher der höhern Schule in Nettur, Josef Mulihil, übersandte letzthin Herrn Inspektor Oehler ein Exemplar seiner in Malayalim verfaßten und in Mangalur gedruckten Darstellung der Entwicklung der christlichen Mission in Nordmalabar.

Wir unterscheiden auf den drei ältern Missionsgebieten dreierlei Rangstufen des geistlichen Amtes: Pfarrer, Katechisten und Hilfskatechisten.

Die Hilfskatechisten sind Predigtgehilfen, die entweder aus der Zahl der Gemeindeglieder gewählt und ohne wissenschaftliche Vorbildung angestellt worden sind, oder zwar die Mittelschule und das Seminar zum Teil oder ganz durchlaufen, aber das Abgangsexamen nicht bestanden haben.††) Sie werden nach Vorschlag der Station

*) Dr. Schreiber. Referat auf der Bremer Konf. Miss.Mag. 1884. S. 292.

**) Man vergleiche z. B. die Examensfragen beim Abgang der Katechisten auf Nettur in Malabar von 1895 u. 96, Katechisten-Ber. des Predigersem. auf Nettur. S. 6 ff. u. 17.

†) Anhang § 42 zur Katechistenordnung der Basler Miss. auf der Goldküste. 1890.

††) Festbericht 1890, S. 90 f.

auf den Antrag des Diſtriktspräſes hin vom Generalkonferenzausſchuß angeſtellt. Sie können nach einigen Jahren ein Examen machen und ſo zum eigentlichen Katechiſtenamt avancieren.

Katechiſten ſind die, die Predigerſeminar und Schlußexamen mit Erfolg abſolviert haben. Die Arbeit ſowohl der Katechiſten als Hilfskatechiſten beſteht teils im Schulunterricht, teils im Halten von Gebets- und Bibelſtunden und in ſeelſorgerlicher Thätigkeit, ſowie in der Miſſionspredigt.

Katechiſten endlich, die nicht bloß tüchtige Kenntniſſe beſitzen, ſondern auch fleißig und mit ſichtbarem Erfolg fortſtudieren, daneben im Amt durch Eifer, Treue und Brauchbarkeit ſich auszeichnen und eine Reihe von Jahren zur Zufriedenheit der Gemeinden und Miſſionare gedient haben, können dem Komitee vom Generalkonferenzausſchuß zum Vorrücken ins eigentliche Pfarramt mit dem Recht der Sakramentsverwaltung vorgeſchlagen werden.*)

Hilfskatechiſten und Katechiſten werden zu ihrem Amte eingeſegnet, Pfarrer, die auch die Sakramente verwalten, ordiniert.**)

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß den Gemeinden noch kein Wahl- oder Ernennungsrecht ihrer Geiſtlichen zuſteht.†) Es iſt eine Miſſionskirche, mit welcher wir es zu thun haben, eine Kirche, die ſich ſtets noch erweitern ſoll und gerade für den Pionierdienſt oft die beſten Leute braucht. Da muß die Miſſionsleitung die vollkommen freie Verfügung über die vorhandenen Kräfte in den Händen behalten. Sie kann es auch, weil ſie den Gehalt bezahlt.

Und leider muß die Miſſionsleitung nicht nur das Recht beſitzen, die Gehilfen zu ernennen, ſondern auch zu entlaſſen.

Es iſt bezeichnend, daß in der Katechiſtenordnung vom Jahre 1863 ein beſonderer Paragraph vom Schuldenmachen der Katechiſten ſpricht. Hier iſt wohl beſonders an die Verhältniſſe in Indien gedacht. In China iſt es vielleicht mehr der Geiz, der den Dienern am göttlichen Wort hin und wieder zum Fallſtrick wird. Ueberall ſodann, ganz beſonders aber in Afrika, iſt es die Unzucht, die manchen vom Amte

*) Vergl. Kopierbuch für Oſtindien II, S. 473. (Die Einführung des Diakonats oder Pfarramts betr.)

**) Katechiſtenordn. für die Goldküſte, 1890. § 5 u. 16. — Diakonenordnung vom 1. Nov. 1865.

†) Anders iſt es in der Barmer Miſſion auf Sumatra, wo auch die Verhältniſſe wieder andere ſind. A. M.-Z. 1882. S. 30.

bringt. In den Listen der Personalveränderungen auf der Goldküste kehrt dieser Entlassungsgrund beständig wieder. Da merkt man noch die Macht der heidnischen Umgebung und Erbsünde.

Doch kennt die Geschichte der Basler Mission auch eine ganze Reihe prächtiger Charaktere und wirklich neugeborner Menschen unter denen, die eines geistlichen Amtes zu warten hatten. So einen Paul Tschandren*) und David Teikandy**) in Indien, einen Kong Faitschin***) in China, einen David Asante†) und Pfr. Kwatei††) auf der Goldküste, einen Joseph Koto†††) in Kamerun und viele andere.*†)

* * *

Nachdem wir so die kirchlichen Organe kennen gelernt haben, welche die Mission aus der eingebornen, christlich gewordenen Bevölkerung heranbildet, sehen wir uns nun nach den Einrichtungen um, durch welche der kirchliche Zusammenschluß all der einzelnen Gemeinden dokumentiert und für die Beratung der die Gesamtheit betreffenden Angelegenheiten Raum geschaffen wird.

Dem Entwicklungsgang von Missionskirchen entspricht es, daß wir in den ersten Jahrzehnten nur die sogenannten Konferenzen, d. h. gemeinsame Beratungen der Missionare in Funktion treten sehen, sowohl Distrikts- als Generalkonferenzen.**†)

Während bei den Distriktskonferenzen alle Stationen des Distrikts beteiligt sind, besteht die Generalkonferenz aus den Mitgliedern des Generalkonferenzausschusses und der Distriktsausschüsse und Delegierten des Brüderkreises. (Zur indischen Generalkonferenz z. B. entsendet Malabar 3, Kanara 3, wovon 1 dem Kurgland, 1 den Nilagiri angehören soll, Südmahratta 2 Delegierte; dazu kommt noch je ein Vertreter für Malabar und Kanara aus dem Kreis der Handlungs- und Industriebrüder. Wie es scheint, wurde auch einmal der Wunsch von seiten der englischen Freunde der Mission in

*) Kollektebl. 196; Traktat Nr. 84; Heidenb. 1894, S. 25. — **) Heidenbote 1892, S. 27. — ***) Jahresber. 1894, S. 35. — †) Heidenbote 1893, S. 2. — ††) Heidenbote 1894, S. 27. — †††) Heidenbote 1892, S. 25. — *†) Jahresber. 1885, S. 9 u. 10.

**†) Sie fanden in frühern Zeiten, wenigstens in Indien, häufiger statt. Später wurde ein Teil ihrer Befugnisse, nämlich die Behandlung der laufenden Geschäfte, den Distriktsausschüssen zugewiesen, was im Interesse einer rascheren Erledigung bei der sich erweiternden Missionskirche notwendig war.

Indien laut, zu den Diſtrikts- und Generalkonferenzen zugezogen zu werden.*)

Auf dem Apoſtelkonzil konnte der Beſchluß (Apſtgſch. 15, 28) eingeleitet werden: ἔδοξε γὰρ τῷ Ἁγίῳ Πνεύματι καὶ ἡμῖν, und damit war der Beſchluß ſanktioniert. So würden unſere Konferenzen nicht rundweg zu ſagen wagen. Die Beſchlüſſe haben auch noch keine Rechtskraft, ſondern ſind zunächſt nur Anträge ans Komitee, das ſich ſelber auch nicht anmaßt, ſeine Meinung mit der des heil. Geiſtes zu identifizieren, auch wenn mit der Bitte um den heil. Geiſt die Beratung darüber eröffnet wird.

Wir halten uns aber nicht länger bei dieſen Konferenzen auf, ſo intereſſant es wäre, einen Blick auf ihre Arbeit zu werfen. Wir wünſchen vor allem zu erfahren, wie die Eingebornen ſelbſt an ihrer Kirche mitbauen.

Es iſt ein nicht geringer Fortſchritt in der Geſchichte der Miſſionskirchen, wenn die Eingebornen reif erachtet werden, ſich an den Verhandlungen über allgemeine, die ganze Kirche betreffende Fragen zu beteiligen.**)

In Kamerun ſind wir noch nicht ſo weit. Da fanden nur erſt Brüderkonferenzen ſtatt. Hier ſind die Verhältniſſe noch zu neu. Es fehlen noch die Pfarrer und die genügend gebildeten Katechiſten und — einzelne Ausnahmen abgerechnet — die bewährten Aelteſten. Hoffentlich werden auch hier in nicht zu ferner Zeit die rechten Leute ſich finden, um den Fortſchritt zu wagen, der auf den andern Miſſionsgebieten bereits vollzogen iſt.

Hier ſind neben den Miſſionskonferenzen auch die Synoden („große Konferenzen" wurden ſie zuerſt genannt) eingeführt, gemiſchte

*) S. Kopierbuch der Briefe für Oſtindien II, S. 1.

**) Joſenhans (ſ. Kopierbuch f. Oſtindien II, S. 446) läßt ſich darüber aus: „Die Herbeiziehung von Eingebornen iſt von großer Wichtigkeit. Einerſeits iſt zu hoffen, daß durch die Teilnahme an den Verhandlungen der Diſtriktskonferenz ihre Aufmerkſamkeit und Teilnahme an den Gemeinde- und Miſſionsangelegenheiten ſehr angeregt und belebt und ihre Einſicht vermehrt, ihre Selbſtſtändigkeit und Kraft erhöht wird. Andrerſeits wird ein Uebelſtand durch dieſelbe beſeitigt, wenn nämlich die Eingebornen veranlaßt werden oder ſich die Freiheit nehmen, Bittſchriften an das Komitee zu richten, ohne daß die Miſſionare es erfahren und zum Beibericht aufgefordert werden. Der Herr führe auch durch dieſe Weiterbildung der Verfaſſung unſerer Miſſion dieſelbe ihrem Ziel um einen Schritt näher."

Synoden noch in einem andern Sinne als in dem unsere Synoden gemischt heißen, bestehend nicht nur aus Geistlichen und Laien (Aeltesten), sondern auch aus Weißen und Farbigen, aus den Missionaren und Eingebornen.

Die ersten Synoden in der Basler Mission sind in Indien abgehalten worden. Sie sollten, wie es im Komiteeschreiben*) heißt, teils der Erbauung der Mitglieder und Gemeinden, teils der gutachtlichen Beratung der von dem Komitee gemachten Vorlagen oder allgemeiner, den ganzen Distrikt — nur Distriktssynoden sind möglich schon wegen der Sprachenverschiedenheit — betreffenden Anträge sowohl der Konferenzmitglieder als der Distriktsbeamten dienen. Den (kleinen) Konferenzen der Missionare blieb die Behandlung der Angelegenheiten der Mission und Angestellten und solcher Fragen, welche über das Verständnis der Eingebornen hinausgehen.

Dieser letzte Satz zeigt schon, mit welcher Vorsicht das Komitee vorging. Dasselbe zeigt sich in der Bestimmung, daß nur über solche Fragen und Anträge gehandelt werden dürfe, die vorher dem Ausschuß schriftlich eingesandt und von diesem einstimmig gutgeheißen worden seien und sich auf den Distrikt, nicht aber die Mission im ganzen bezögen, und daß für alle Anträge schriftliche Referate zu liefern seien. Offenbar hatte man Angst, es möchte die eingeräumte Freiheit allerlei ungesunde Gelüste und unreife Forderungen zu Tage fördern. Man suchte jeder Ueberstürzung vorzubeugen.

Die Leitung der Konferenzen wie der Synoden wurde in die Hände des Distriktspräses gelegt. Für das Komitee wurden sorgfältig geführte Protokolle gefordert, damit es auf Grund derselben die Anträge der Konferenzen und Synoden seinerseits in Beratung ziehen und die maßgebenden Beschlüsse fassen könne. Die Unkosten der die Versammlungen besuchenden Aeltesten sollten von den Kirchen- und Schulgütern, resp. von den Gemeinden gedeckt werden.

* * *

Nachdem in Indien die ersten Distriktssynoden im Jahre 1865 abgehalten worden, wurden solche in der Folge auch auf der Gold-

*) Kopierbuch f. Ostindien II, S. 443.

küſte und in China eingeführt. Die erſte der Goldküſte fand ſtatt im Jahre 1880, die erſten in China am 2. Mai 1890 in Nyenhangli für den Oberlanddiſtrikt, und den 11. Juni 1890 zu Lilong für den Unterlanddiſtrikt.

Wir faſſen den Verlauf einer ſolchen Synode ins Auge.

Da uns gerade eine betreffende Schilderung zur Hand iſt, ſo wählen wir dazu eine afrikaniſche. Der Eindruck, den wir empfangen, iſt kein ungünſtiger.

Verſetzen wir uns nach Akropong. Dort verſammelte ſich im Januar 1894 zuerſt die Konferenz und ſodann die Synode des Tſchidiſtrikts.

Wir finden 76 Vertreter der Miſſionskirche dieſes bereits etwa 10 000 eingeborne Chriſten umfaſſenden Diſtrikts in der Kirche verſammelt: 12 europäiſche Miſſionare und 64 ſchwarze Brüder, nämlich 33 Pfarrer und Katechiſten und 31 Laienälteſte. Manche z. B. aus dem nördlichſten Gebiet, von Abetifi, und die aus dem weſtlich gelegenen Bezirk der Nſabaſtation, haben einen Weg von mehreren Tagreiſen hinter ſich.

Drei Tage lang dauern die Verhandlungen. Der Neger iſt ein geborner Redner, was jedem bald entgegentritt, der einem ihrer Palaver beiwohnt. Im allgemeinen trifft bei dieſer Begabung freilich auch das Wort zu: „Wo viele Worte ſind, da geht es ohne Sünde nicht ab.“ (Spr. 10, 19.) Um ſo mehr verwundern ſich die Heiden, daß es bei dieſem Zuſammenſein ſo vieler ohne Streit abgeht. Da iſt nichts, was einer Räuberſynode von Epheſus gleichſieht. Die Heiden in Akropong erklären: „Man ſehe, daß es eine Gottesſache ſei.“

Es fehlt aber auch nicht am Gebet um die rechte Weihe. Vorausgeht am erſten Tage die Synodalpredigt eines eingebornen Pfarrers — es iſt diesmal Pfr. Simeon Koranteng von Aburi — und an den folgenden Tagen kurz nach Sonnenaufgang eine Gebetsverſammlung. Am Abend verſammelt man ſich ebenfalls regelmäßig in der Kirche, wo unter der Leitung eines Miſſionars eine Reihe kurzer Anſprachen ſich folgen. Die Gemeinde ſoll von der Anweſenheit der Gäſte auch etwas Erbauung davontragen, ein billiger Dank für die Aufnahme, die ſie den Gäſten bereitet, welche alle bei den Gemeindegliedern beherbergt und verköſtigt werden.

Die Verhandlungen ſelbſt leitet der ſeit 1865 in Afrika wirkende Bruder Müller, der General- und Diſtriktspräſes in einer Perſon iſt. Der Tiſch iſt nur zu reichlich gedeckt für drei kurze Tage — dieſes Uebermaß kennt man alſo nicht mehr bloß in Europa.

Das erste Traktandum bildet, wie es auf diesen Synoden Uebung ist, die Berichterstattung über den Stand der Gemeinden und den Gang des Missionswerks. Der Präses hebt jeweilen die wesentlichen Punkte hervor und beim einen und andern entspinnt sich eine Diskussion. Fragen werden aufgeworfen, Vergleiche angestellt, Ratschläge und Ermahnungen gegeben.

Wir hören hier den Pfarrer von Aburi klagen über Mangel an Demut und der Fähigkeit, sich sagen zu lassen, bei seinen Gemeindegliedern, und er fordert zu treuer Fürbitte auf, damit ein neuer Geist möchte mächtig werden. Pfr. Ofori von Late darf dagegen sagen, daß bei manchen Mängeln doch eines erfreulich sei in seiner Gemeinde: die Gebetsgemeinschaft, welche manche Gemeindeglieder pflegten; morgens hielten sie gemeinsam Hausandacht, auch Sonntags vor dem Gottesdienst kämen sie noch zum Gebet zusammen. Katechist Adow hat von Verwicklungen mit den Wesleyanern zu berichten u. s. f.

Die Synodalen, die aus den verschiedensten Gebieten herkommen, gewinnen so einen Einblick in die gesamte Missionsarbeit, und mancher trägt sicherlich Anregung davon, die seiner Arbeit wieder zu gute kommt.

Für die übrigen Traktanden sind je zwei Referenten, wie die Gemeindeberichterstatter meist eingeborne, bestellt. Sie entledigen sich zum Teil in anerkennenswerter Weise ihrer Aufgabe. Auf die behandelten Themata kommen wir noch zu reden. Die Diskussion, von Missionaren und Eingebornen benützt, mündet in der Regel in einen Beschluß aus, der als Antrag dem Komitee übermittelt wird.

Ein Gottesdienst mit gemeinsamer Abendmahlsfeier bildet den schönen Abschluß der Synode.

In ähnlicher Weise verlaufen die Synoden auf den verschiedenen Missionsgebieten.

* * *

Es ist nun aber besonders der auf den Synoden der verschiedenen Gebiete behandelte Stoff, der unser Interesse auf sich zieht.

Begreiflicherweise ist es, wenigstens für die Gebiete, wo die Synoden schon längst eingebürgert sind, nicht möglich, eine vollständige Uebersicht zu geben. Wir möchten aber versuchen, Charakteristisches aus den Referaten und Diskussionen hervorzuheben.

Dogmatiſche Fragen kommen noch nirgends zur Erörterung, wie ſie auf den altchriſtlichen Kirchenverſammlungen an der Tagesordnung waren. Noch ſind die Eingebornen nicht zu einer ſo ſelbſtändigen innerlichen Verarbeitung der chriſtlichen Wahrheit gekommen, daß es ſie etwa zu neuen, ihrem eigenartigen Bewußtſein kongenialeren Formulierungen drängen würde. Die jungen Kirchen könnten auch dogmatiſche Kämpfe in ihrer Mitte noch kaum ertragen, und wir hoffen, daß Gott ſie noch geraume Zeit davor bewahren werde.

Sollen wir die Gegenſtände, worüber verhandelt wird, gruppieren, ſo ſind es 1) ſolche, die ſich auf den äußern Auf- und Ausbau der Kirche, ihre Organiſation und finanzielle Selbſtändigkeit beziehen; 2) ſolche, welche die Erweiterung des Miſſionsgebiets und die Eingliederung neuer Kirchenglieder betreffen; endlich 3) ſolche, die das innere Leben der Kirche, die Ausfegung des noch vorhandenen heidniſchen Sauerteigs, wie die Förderung chriſtlicher Erkenntnis und chriſtlichen Lebens in Haus, Schule und Kirche berühren.

Alle möglichen Fragen organiſatoriſcher, kirchenpolitiſcher, ethiſcher und ſozialer Natur ſind in den drei Gruppen eingeſchloſſen.

Faſſen wir zunächſt Indien ins Auge. Die finanzielle Selbſtändigkeit der indiſchen Gemeinden iſt enorm erſchwert durch die niedrige ſoziale Stellung des größten Teils der Gemeindeglieder und ganz beſonders durch die Folgen des Kaſtenſyſtems, welches den Uebergetretenen das Leben in der bisherigen Umgebung faſt unmöglich macht, die Ausübung des früher geübten Berufes und damit den gewohnten Verdienſt abſchneidet; dazu kommt noch die Energieloſigkeit und Unſelbſtändigkeit, welche Volksklaſſen eigen ſind, die ſeit Generationen in gedrückten Verhältniſſen gelebt haben.

So kehren neben Verhandlungen über die Einführung einer Kirchenſteuer und Mitteilungen über Sammlung von Armen- und Gemeindegütern,*) immer wieder Fragen wie die: „Wie kann dem mangelhaften Zuſtand unſrer Gemeinden abgeholfen werden, ſowohl was die dürftigen äußern Verhältniſſe betrifft, als auch was die innern Schäden anlangt?“ **) oder: „Was kann geſchehen, daß unſere

*) Südmahratta 1889, Kanara 1865, 1889.
**) Kanara 1895.

jungen Leute nicht so oft willkürlich den Beruf wechseln und daß die jungen Handwerker selbständiger werden?"*) oder: „Soll und kann in Südmahratta auch eine Industrie eingeführt werden?"**)

Es wird geklagt, daß heidnische Arbeitgeber zur Sonntagsarbeit nötigen, und daß junge Leute in den heidnischen Fabriken Gefahr laufen. Vom Landbau ist die Rede, warum so wenig Lust dazu unter der Jugend vorhanden und wie schwierig ohne Kapital die Uebernahme einer Pacht sei; vom Stand der Handwerker, wie ihre Existenz dadurch erschwert werde, daß sie bei den Heiden nicht ankommen, ja wie der alte Kastengeist darin noch nachwirke, daß man gewisse Berufsarten, z. B. das Barbierhandwerk, verachte, und wie auf der andern Seite neue Vorurteile sich bildeten, als ob, wer englisch gelernt habe, für ein Handwerk zu vornehm sei.***) Die neueste Synode in Kanara (1897) behandelte die Gründung einer Darlehens- und Unterstützungskasse für verschuldete Bauern.

In Beziehung auf die zweite Gruppe erwähnen wir Diskussionen über die Bedingungen der Taufe, z. B. ob nicht die Forderung aufzustellen sei, daß, wenigstens die jüngern, lesen könnten, über die Länge des Taufunterrichts,†) über die Wiederaufnahme Abgefallener und solcher, die zu andern Missionen, wie die Society of the Propagation of the Gospel (S. P. G.), übergetreten und von dort zurückkehren — dies betrifft namentlich Südmahratta.††) — Es wird das Thema behandelt: Welche Verpflichtungen haben unsere Gemeinden und speziell die Aeltesten gegenüber den Neugetauften und Taufkandidaten?*†) Man muß sie ja irgendwo unterbringen; da sollten, so heißt es, nicht Gemeindeglieder Arbeit durch Heiden thun lassen, die durch solche Neuübergetretene könnte verrichtet werden; es wird aber auch bemerkt, daß schwere Arbeit der beste Prüfstein für die Neugekommenen sei, unter welchen sich immer auch solche fänden, die es nicht ehrlich meinten — „etliche die reinsten Fleischklumpen", wie Pfr. Tschandren einmal sagte. Ein eingeborner Synodale nennt das einen großen Fehler, daß man die Leute vor der Taufe verhätschle und hernach sich nicht mehr um sie kümmere.

Zur dritten Gruppe gehören vor allem die Verhandlungen, die den Kampf gegen die immer wieder zu Tage tretenden Reste des Heidentums führen.

*) Kanara 1865.
**) Südmahratta 1889.
***) Kanara 1865 u. 1892.
†) Malabar 1895.
††) Südmahratta 1889 u. 1891.
*†) Malabar 1895.

Bei Anlaß einer Beratung über die Gemeindeordnung*) kommen die frühen Heiraten zur Sprache und es erhebt ſich die Frage: Darf man bei einem jungen Mann, dem die Frau weggelaufen iſt, die Scheidung vornehmen? Ein anderes Mal**) wird dem Wiedereinreißen der heidniſchen Sitte der Morgengabe gewehrt und beſtimmt, daß auch Geſchenke an Kleidern für Schwiegereltern, Schmuck für die Braut u. ſ. w. als Morgengabe zu verſtehen ſeien, ſofern ſie von des Mädchens Eltern gefordert würden. Auch in dieſer Form ſei eine Morgengabe unzuläſſig, denn wenn ein Mann Morgengabe gebe, meine er ein Recht zu beſitzen, die Frau nach Belieben zu behandeln, event. zu ſchlagen. Auch führe die Sitte unter Umſtänden dazu, daß ein bereits vergebenes Mädchen um höhern Angebotes willen plötzlich einem andern gegeben werde.

Auf der kanareſiſchen Synode im Jahre 1865 werden ſpeziell noch vorhandene heidniſche Ueberbleibſel aufgeführt. Es komme vor, wird da berichtet, daß man nach heidniſchem Brauch im Trauerhauſe bis nach vollzogener Beſtattung nicht eſſe, daß Zeugſtücke mit ins Grab gelegt würden, daß bei Verlobungen und auch bei Taufen und Beerdigungen Luxus getrieben werde.†) An 1 Kor. 6 erinnert die Klage über heidniſche Prozeßluſt,†) über die Neigung, wegen irgend einer Kleinigkeit, Brüder gegen Brüder, den heidniſchen Richter anzurufen. Bei Krankheiten, heißt es, ſuche man noch auf heidniſche Weiſe zu helfen, man brenne kranke Kinder, um den Krankheitsgeiſt auszutreiben, an den Armen oder an der Hand. Viele Arzneimittel der eingeb. Aerzte ſeien mit Zauberei verbunden, daher die Chriſten davor müßten gewarnt werden. Die heidniſche Tagewählerei wirke auch noch nach, wonach man am Montag nichts Lebendes aus dem Hauſe gebe, Freitags keine Kokosnüſſe ernte. Man bemerke immer noch Kaſtenbeobachtung bei Heiraten, Abneigung gegen eine Witwenheirat. Es gebe ſolche, die das Haus einer Kindbetterin für unrein hielten und bei Todesfällen eine laute Totenklage anſtellten. Die Bhutenfurcht ſei noch nicht gänzlich geſchwunden und Zaubermittel gegen ihren Einfluß kämen im Verſteckten zur Anwendung. Es ſei nötig, ſtets neu das Verbot der Teilnahme an Hahnenkämpfen und Ochſenrennen, an Bhutenfeſten und Götzenwagenprozeſſionen einzuſchärfen. Zuguterletzt wird noch angeführt, daß die heidniſchen Schimpfnamen noch nicht völlig ins Vergeſſen geraten ſeien.

Es wird auch einmal — das datiert aber ſchon 40 Jahre her

*) Südmahratta 1889.
**) Südmahr. 1896.
†) Kanara 1895.

(Kanara 1865) — die Schamlosigkeit der Weiber und Kinder gerügt, die fast oder ganz nackt herumgehen. In spätern Protokollen findet sich diese Klage nicht mehr.

Auch die Namen hängen zum Teil mit dem Heidentum zusammen. So wird z. B. auf der 1865er kanaresischen Distriktssynode über das Thema geredet: Was kann geschehen, um der Verwirrung der Familiennamen und der Wahl unpassender Taufnamen entgegenzuwirken? und während die einen für Beibehaltung der alten Familiennamen plaidieren, erklären die andern, daß dies bei Namen wie Shivalinga und ähnlichen nicht angehe.

Wir sehen da tief hinein in den Kampf, den die junge Kirche in Indien nicht nur gegen das sie umringende, sondern auch gegen das Heidentum zu führen hat, das immer noch im Fleisch und Blut auch der Christen sitzt und durch alle Poren des Leibes Christi wieder einzudringen sucht.

Neben der negativen steht die positive Aufgabe, das christliche Leben zu pflanzen, zu heben und zu schützen.

Das letztere geschieht durch die Kirchenzucht, über deren Handhabung oft geredet wird. Missionar Diez führt einmal*) an, daß in 12 Jahren 1000 Gemeindeglieder in Kirchenzucht genommen und ausgeschlossen, und nur 3—400 seien wieder aufgenommen worden, und fragt, wo die 600 andern wohl hingekommen seien, ob man den ausgeschlossenen auch treulich genug nachgehe.

Wie die Kirchen der Heimat beschäftigt auch die draußen die Sorge um die, welche die Not des Lebens hin- und hertreibt. Viele Christen in Kanara z. B. ziehen dem Verdienst nach ins Maisur- und Kurggebiet. Es wird der Vorschlag gemacht, ihnen Certifikate mitzugeben zu Handen der wesleyan. Missionare in jenen Gegenden, damit die wandernden Christen während ihres dortigen Aufenthaltes von den Missionaren daselbst in seelsorgerliche Pflege genommen würden.

Vielfach ist noch wenig Wertlegen auf gute Schulbildung, daher zahlreiche Diskussionen darüber.**) Die Stellung der Lehrer, wird ausgesprochen, sei oft eine recht schwierige; wenn sie ein Kind straften, hätten sie sofort den erbosten Vater auf dem Hals. Die Aeltesten werden ermahnt, den Lehrern zur Seite zu stehen und selbst in der Achtung vor dem Lehrer mit gutem Beispiel voranzugehen.

In Kanara wurde von unsern Missionaren das Tulu, die Muttersprache der meisten Schüler, als Unterrichtssprache eingeführt.

---

*) Kanara 1889.
**) Südmahratta 1891.

Dies erregte je und je den Argwohn der Eingebornen, als wollte die Miſſion ſie drunten halten, ſtatt ſie möglichſt raſch zur Höhe engliſcher Bildung emporzuheben. So kommt es z. B. 1865 zu ziemlich gereizten Verhandlungen. Den Vorteil, daß der erſte Unterricht in der Mutterſprache erteilt werden müſſe, können oder wollen die guten Leute nicht verſtehen.

Wir finden an unſere heimatlichen Predigerverſammlungen anheimelnde Debatten „über Hebung des Kirchenbeſuches.“*) Anders als bei uns ſind es namentlich die Frauen, die im Morgengottesdienſt durch Abweſenheit glänzen. Allerlei Vorſchläge werden gemacht: die Aelteſten ſollten vor und während des Gebetes gehen und in den Häuſern die Leute holen; man ſollte in einer beſondern Verſammlung die Männer auffordern, auf fleißigen Kirchenbeſuch ihrer Frauen zu halten. Ein Eingeborner meint, man ſollte den Arbeitern unſrer Miſſionsinduſtrie und der Werkſtätten am Montag keine Arbeit geben, wenn ſie Sonntags nicht zur Kirche kämen.**)

Auf der neueſten Synode in Südmahratta (1897) wird zur Hebung des kirchlichen Lebens ein öfterer Abendmahlsgenuß mit knieendem Empfang der Gaben am Tiſche des Herrn empfohlen. Der häufigere Abendmahlsgenuß findet Zuſtimmung, nicht aber das ungewohnte Knieen. Heimatlich modern erſcheint uns auch der Vorſchlag einer Bereicherung der Liturgie mit mehr Beteiligung der Gemeinde. Unſere Südmahratten wollen aber dies Bedürfnis nicht empfinden. Dagegen leuchtet den meiſten ein, daß das Geſangbuch einen Anhang mit Liedern nach Nativemelodieen erhalten ſolle, obſchon einer (Dewaprea) erklärt, daß manche dieſer Melodieen von den Heiden für ſchmutzige Lieder gebraucht würden, daher man denſelben den Eintritt in Chriſtenkreiſe verwehren ſollte. Wir denken dabei an den Urſprung verſchiedener unſerer Kirchenlieder, der nicht ſauberer geweſen, zum Glück aber im Volke längſt vergeſſen iſt.

Kinderlehre und Sonntagsſchule bilden ferner den Gegenſtand der Beſprechung,†) wiederholt auch die Frage: was kann zur Förderung der ältern Jünglinge durch Abendſchulen und Jünglingsvereine geſchehen? ††)

Einzelne Synoden befaſſen ſich ſpeziell mit der Sonntagsheiligung,*†) die da und dort durch Waſchen, Fiſchen, Jagen und

*) Südmahratta 1891.
**) Malabar 1895.
†) Kanara 1892. Südmahratta 1897.
††) Südmahratta 1892.
*†) Malabar 1895.

Kaufen auf dem Bazar außer acht gesetzt wird. Die Arbeiter in unsern Fabriken und Ziegeleien haben zur Ausrede, daß sie am Werktag zu manchen nötigen Arbeiten keine Zeit hätten. So wird das Komitee ersucht, dafür zu sorgen, daß alle Missionsgeschäfte Samstags um 3 Uhr geschlossen werden.

Leider sind hin und wieder Maßregeln gegen die Trunksucht*) und gegen den Palmwein- und Schnapshandel**) zu besprechen, auch gegen von Europa eingeschleppte Unsitten, wie das Setzen in die Lotterie.†) In Südmahratta hat einer in der Lotterie einen Gewinn gemacht und will nun aus dem gewonnenen Gelde Kirchenbänke anschaffen. Soll man's nehmen? Es wird geantwortet: Nein, es ruhe kein Segen darauf. Zwar meint ein Eingeborner, daß ja in Europa auch von Christen in die Lotterie gesetzt werde. Man muß ihm sagen, daß rechte Christen das nicht thäten.

Im allgemeinen wird in den Synoden offen und mit gegenseitigem Vertrauen geredet. Hin und wieder jedoch erlauben sich doch die Eingebornen Ausstellungen gegenüber den Missionaren nicht nur, wie z. B. wegen der Tulusprache im Unterricht. Da bemerkt etwa ein Katechist, es sei beobachtet worden, daß Missionare beim Gottesdienst nichts in den Opferstock legten.††) Andere beschweren sich darüber, daß die Missionare in den Sitzungen hie und da eigensinnig seien. Kurz, die Missionare bekommen zu erfahren, daß nicht nur sie Kontrole üben, sondern daß sie ihrerseits auch unter Kontrole stehen. Und unter Umständen ist das kein Schade.

Ueber die Synoden auf unserm chinesischen Missionsgebiet ist nur wenig zu sagen, weil hier erst je eine in den beiden Distrikten des Ober- und Unterlands und zwar 1890 stattgefunden hat.*†) Die Oberlandssynode war außer den Missionaren von 33 Chinesen, die des Unterlands von 22 besucht.

Es wurde hier der vom Komitee vorgelegte Entwurf zu einer finanziellen Organisation der chinesischen Distriktskirchen, der den

*) Südmahr. 1897. — **) Kanara 1897. — †) Südmahr. 1897.

††) Südmahratta 1896.

*†) Seither sind die Berichte eingelaufen über die Synoden, die im April 1897 für das Unterland, im Oktober für das Oberland sind abgehalten worden, an welchen u. a. über Kinderverlobungen, über die Pflichten der Prediger und Aeltesten, über die Arbeit am weiblichen Geschlecht und über die Hausandachten verhandelt wurde.

Gemeindegliedern bedeutend mehr Zumutungen macht, beſprochen. Die Obliegenheiten und Einnahmen a) der Gemeindekirchenkaſſen, b) der neueinzuführenden Diſtriktskirchenkaſſen werden feſtgeſtellt und die Speiſung und Verwendung der Gemeindearmenfonds geregelt.

In Nyenhangli wird darüber debattiert, ob die Armenfonds nicht aufzuheben reſp. mit den Kirchenfonds zu vereinigen ſeien. Ein Katechiſt, der dafür war, meinte, die Armenunterſtützung ſollte Sache der barmherzigen Liebe ſein und nicht eines Fonds, und als weiter darüber geſprochen ward, bat ein anderer: „Redet doch nicht ſo lange über die Bedürfniſſe des Bauches, denn wir ſind zuſammengekommen, die Förderung des Reiches Gottes zu beſprechen.“ Schließlich ward an der Trennung der beiden Kaſſen feſtgehalten.

Unter der Begründung, daß die gleichen Leute je nach Bedürfnis als Lehrer oder Prediger verwendet würden, wurde, entgegen dem vorgelegten Komitee-Entwurf, auch die Beſoldung der Lehrer nicht der Gemeinde-, ſondern der Diſtriktskirchenkaſſe zugewieſen. Auch der Grund fiel in die Wagſchale, daß, wenn die Lehrer ihren Gehalt ganz von der Gemeinde bezögen, ſie nur zu leicht zu einer Konfuzianiſierung ihrer Schulen ſich würden drängen laſſen.

Es handelt ſich ferner darum, ſtatt wie bisher 20 Cents per Kommunikant 15 Cents per Kopf Kirchenſteuer zu bezahlen. Einige bezweifeln die Durchführbarkeit dieſer Erhöhung, wenigſtens in den neuen Gemeinden, wogegen von andrer Seite behauptet wird, daß gerade in den neuen Gemeinden die Opferwilligkeit größer ſei. Die Miſſionare bemerken, daß die Heiden für ihre Götzen viel mehr zahlten und die Presbyterianer in der Nachbarſchaft das Mehrfache leiſteten. Die Chineſen machen allerlei Einwendungen. Einer meint: wer weiß, ob uns Gott nicht in der Weiſe ſegnet, daß wir brennenden Herzens werden und dann von ſelbſt — ohne Verordnung — zum Geben uns gedrungen fühlen? Ein andrer fürchtet, daß bei ſo hoher Kopfſteuer die Kinder von den Eltern möglichſt lange von der Taufe würden zurückgehalten werden. Man ſieht: die Chineſen rechnen.

Aber ſchließlich bezeugen doch alle durch Aufſtehen, daß ſie die Sache für durchführbar halten.

Auf der Unterlandsſynode in Lilong wird ſpeziell noch die Einführung einer Kollekte bei Beerdigungen abgelehnt, 1) weil das Trauerhaus ohnedies viel Auslagen habe und 2) die Leichenbegleitung bereits ſchon von den Leuten als ein Opfer betrachtet werde. Dagegen ſtimmen hier ſämtliche Synodalmitglieder für die Erhöhung der Kirchenſteuer auf 15 Cents per Kopf. Was die Fondsgelder betrifft, ſo wird für gut gehalten, daß die Hälfte derſelben in Hongkong angelegt werde, damit in Verfolgungszeiten nicht alles der Habſucht

der Mandarinen zum Opfer falle oder von der Regierung mit Beschlag belegt werde, wie sie es einmal mit katholischen Kirchengütern gethan.

Es war dies ein erster Versuch, die Chinesen zur Mitberatung heranzuziehen und die hier besprochene Organisation ein Schritt weiter zu der auf eigenen Füßen stehenden chinesischen Missionskirche. Verschiedenen Brüdern ging der Entwurf nicht weit genug und sie meinten, daß englische und amerikanische Missionare ihre Gemeinden in der Selbsterhaltung viel weiter gebracht hätten, z. B. Dr. Nervius, der im Norden Chinas gewirkt. Br. Reusch führt dagegen in seinem Gutachten aus: Der Volkscharakter im Norden sei wohl ein ganz anderer. Im Süden könnte man auch nicht, wie im Norden, den Gemeindegliedern es überlassen, für die Erbauung zu sorgen. Der Chinese im Süden hüte sich, etwas von seinen persönlichen inneren Erfahrungen zu verraten, daher auch die Methodisten in diesen Gegenden wenig Erfolg hätten. Vollends halte er sich still, wenn etwa ein Bücherleser da sei. Es werde sich bald allenthalben ein Rückgang in den Gemeinden zeigen, wollte man zu rasch vorgehen.

Aber nun haben wir noch von der Goldküste zu sprechen, wo wir bereits einen Blick in den Verlauf einer Synode gethan. Hier ist die Mannigfaltigkeit des behandelten Stoffes möglichst groß.

Zur ersten Gruppe, den Auf- und Ausbau der Missionskirche betreffend, gehört die Frage: Wie können unsere Christen aus den verschiedenen Stämmen, Ortschaften und Familien mehr zu einem Bewußtsein und Gefühl der Zusammengehörigkeit erzogen werden.*) Wenn Afrika gegenüber den arabischen Sklavenräubern wehrlos gewesen ist, so ist vor allem die Zersplitterung in zahllose, einander befehdende Stämme daran schuld. Das Mißtrauen von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt mit seinen ewigen Feindseligkeiten ist so recht charakteristisch für die Neger. Dieser Geist wirkt nach wie in Indien der Kastengeist. Eltern sollen daher, so heißt es, nicht den Kindern die Schimpfwörter lehren, mit denen man die Bewohner anderer Städte zu benennen pflege. Es wird als eine Schande erklärt, daß es noch vorkomme, daß zwei Missionsarbeiter, weil verschiedenen Städten angehörig, nichts miteinander zu thun haben wollten. Auf Reisen sollen, so wird gesagt, Christen bei Christen einkehren und Herberge finden. Zu diesem Behuf seien ihnen aber Empfehlungsbriefe mitzugeben, wie die Schwester

*) Ga-Synode 1886.

Phöbe (Röm. 16, 1) einen ſolchen von Paulus, Apollo einen ſolchen von den Brüdern zu Epheſus (Apſtg. 18, 27) empfangen hat, Paulus ſelbſt aber, als durch ſein Wirken und ſeinen Wandel genugſam bekannt, nicht zu bedürfen meint (2 Kor. 3, 1). — Nach der Verhandlung hatten die eingebornen Mitglieder eine Beſprechung unter ſich und konnten nachher der Synode mitteilen, daß ſie vor Gottes Angeſicht alle ihre Zwiſtigkeiten beigelegt hätten.

Zu dieſer Gruppe gehören auch hier Verhandlungen über Erhöhung der Kirchenſteuer und die übrigen von den Gemeinden zu tragenden Laſten (wie die Reparaturen und der Hauptſache nach auch die Errichtung der Schul-, Pfarrer- und Katechiſtenhäuſer). Wenns ans Geld geht, regt ſich der Widerſpruch am meiſten. „Wir eſſen Kummer um dieſer Steuer willen", meinte ein Schwarzer. Aber doch gehts auch hier vorwärts.*) Sie wurde in Chriſtiansborg 1894 von 3 sh. pr. Mann und 2 pr. Frau auf 4 sh. pr. Kommunikant erhöht. Es iſt nicht zu vergeſſen, daß die Eingebornen neben der Kirchenſteuer noch vieles leiſten durch Beteiligung an der Gemeindearbeit, durch Schulgeld, Sonntagsopfer und beſonders die Opfer bei Miſſionsfeſten, die bis 1500 Fr. betragen können.

In die zweite Rubrik gehört die Debatte über das Thema: Was iſt zu thun, damit unſere Gemeinden an Zahl zunehmen? Wo's nicht vorwärts geht, ſo wird geſagt, ſolle ſich in erſter Linie der Gemeindeleiter fragen, ob's nicht an ihm liege; dann aber ſolle auch die Gemeinde fragen, ob ſie den Vorſteher der Gemeinde unterſtütze. Als ein Hauptgrund, warum nicht mehr Heiden angezogen würden, wird das hervorgehoben, daß bei manchen Chriſten ſo wenig Freudigkeit und dafür ſo viel Gejammer ſei.

Von nicht geringer Schwierigkeit iſt die Beantwortung der Frage, ob Polygamiſten durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen werden dürften.**) Sowohl im Tſchi- als im Gagebiet ſind die Schwarzen darin einig, daß Polygamiſten wohl zum Taufunterricht zugelaſſen werden könnten, zur Taufe aber erſt, wenn ſie alle Weiber bis auf eines entlaſſen hätten. Der Einwurf, welche von ſeinen Weibern einer denn entlaſſen ſolle, wenn ihm z. B. zwei gleich lieb ſeien, beantwortete der ſchwarze Pfarrer Engmann mit der ſchönen Erwiderung: „Gott wirds ihm zeigen." Vielleicht wirkte aber da und dort bei den Schwarzen auch die noch ſehr nach heidniſchem Sauerteig ſchmeckende Rechnung mit, daß, wenn ſie nur eine

*) Akropong und Chriſtiansborg 1894.
**) Akropong und Chriſtiansborg 1894.

Frau haben dürften, andere, die nach ihnen in die Gemeinde kämen, es auch nicht besser haben sollten.

Die alte Gemeindeordnung erlaubte unter Umständen die Taufe von Polygamisten in der Meinung, daß die Apostel sie nirgends verböten und es je nachdem auch ein Unrecht und gegen die christliche Ethik sei, wenn ein Mann einfach sein Weib entlasse, das ihm nach heidnischer Sitte in aller Form angetraut worden, zumal entlassene Frauen leicht einem unsittlichen Leben verfielen. Ich füge hinzu, daß trotz dem übereinstimmenden Beschluß der beiden Synoden das Komitee an der alten Gemeindeordnung festgehalten hat, nicht sowohl im Blick auf die alten, als auf neue Missionsgebiete, wo die christliche Anschauung noch keine Macht ist.

Was nun die dritte Abteilung der Themata und Diskussionen anbetrifft, so zeigen sie, daß noch viel Heidentum auszufegen und nach mancher Richtung hin Zustände, Bräuche, der Lebenswandel zu heiligen sind.

Da ist die Frage zu besprechen, wie man die noch immer (besonders in Krobo, bei den Schaiern und andern) vorkommende Beschneidung zu beurteilen und zu behandeln habe. Es gilt in gewissem Alter als eine Schande, noch nicht beschnitten zu sein und, wenn nicht mehr von Fetischpriestern, so wird die Beschneidung von den Eltern selbst vollzogen. Es herrscht auf der Ga-Synode (1894), wo diese Sache zur Sprache kommt, die Meinung, daß sie mehr als eine von selbst aussterbende Volkssitte, denn als eine religiös-heidnische Sitte zu betrachten sei. Immerhin gab die Verhandlung dem Komitee Anlaß zur Aufforderung, die Bekämpfung dieser Sitte, namentlich in der Schule nicht zu unterlassen. (Viel schärfer beurteilte die letzte Bremer Konferenz diese Sitte, wo namentlich von den mit den südafrikanischen Verhältnissen Vertrauten nachgewiesen wurde, daß im Unterschied zu der im israelitischen Gesetz angeordneten, keusch in die ersten Lebenstage verlegten Beschneidung, die der Neger geradezu „die Konfirmation des Fleisches" genannt werden müsse.)

Dem Eindringen heidnischer Unsitte zu wehren und damit aufzuräumen, werden Beschlüsse gefaßt*): 1) gegen die Teilnahme an den Totenkostümen oder Begräbnisfeiern der Heiden, die uns so recht das Wort des Herrn verstehen lassen: „Lasset die Toten die Toten begraben." Diese Kostüme stehen nicht nur mit dem Fetischdienst, sondern auch mit wüsten Saufereien in Verbindung. Es wurde beschlossen: bei nahen heidnischen Verwandten dürfen Christen Sarg und Grab bezahlen und bis zur Beerdigung

*) Akropong 1894.

die Feier mitmachen, dann aber ſollten ſie ſofort heimgehen. Uebertretende ſeien in der Kirche öffentlich zu rügen, im Wiederholungsfall vom Abendmahl, reſp. ſelbſt aus der Gemeinde auszuſchließen. Von dieſem Beſchluß ſei den Häuptlingen Mitteilung zu machen;

2) gegen die Teilnahme an öffentlichen Spielen, bei denen es auch toll und unſittlich zugeht; namentlich auch gegen die Teilnahme an Spiel ums Geld. Da man aber nicht nur nehmen kann, ſondern auch geben muß, ſo wurde an Stelle jener Spiele die Einführung von Geſangſtunden, ſtatt des Schießens beim Jahresſchluß die Abhaltung eines Sylveſtergottesdienſtes und Einläuten des neuen Jahres empfohlen;

3) gegen das Pfänderweſen. Nach Negerrecht wird eine Schuld, die anders nicht abgetragen werden kann, dadurch heimgezahlt, daß der Schuldner ſich ſelbſt oder ein Angehöriges dem Gläubiger als Pfand übergiebt. Das Pfand muß nun für den Gläubiger einen oder mehrere Tage der Woche jahrein jahraus arbeiten. Die Arbeit wird aber höchſtens als Zins, nicht als Abtragung der Schuld betrachtet. So wird das Pfand nie mehr frei. Es wird nun beſchloſſen, daß der Gläubiger, entſprechend der Arbeit, die Schuld nach und nach reduzieren, auch dem Pfand für gehörige Nahrung und Kleider ſorgen müſſe;

4) gegen den Kauf von Sklaven, der trotz dem Verbot des engliſchen Geſetzes noch immer vorkommt, was ſeinen Grund namentlich darin hat, daß man ſonſt für den Landbau und für Handelsgeſchäfte keine Arbeiter findet. Sie werden dann freilich „Webii“ (Hauskinder) genannt, das will ſagen, ſolche die aus Anhänglichkeit bleiben. Aber, wenn dieſelben es im ganzen auch nicht ſo ſchlecht haben, ſo befördert es eben doch den Sklavenraub und -kauf;

5) gegen die Uebernahme der Häuptlingsſtelle durch Chriſten, da dieſes Amt notwendig mit dem Fetiſchdienſt in Berührung bringe; ſei doch der Häuptlingsſtuhl ſelbſt ein Fetiſch, darin die Geiſter der verſtorbenen Häuptlinge ihr Weſen hätten, und werde ihm am Königsfeſt jeweilen (früher geſchah's mit dem Blute von geſchlachteten Sklaven, jetzt geſchieht's mit Schafsblut) geopfert;

6) gegen die Sitte der Morgengabe,*) wodurch die Heirat zum Kauf der Frau geſtempelt wird.

Es werden Maßregeln beſprochen noch gegen andere Unſitten, die man nicht eigentlich heidniſche nennen kann, aber die doch auch wieder in Afrika ihren beſonderen, vom Heidentum beeinflußten Charakter haben:

*) ſ. Indien.

Gegen die Trunksucht,*) namentlich das Trinken des von Europa eingeführten, das ganze Volksleben verderbenden Schnapses, der nun bei den Negern offiziell zu jedem Palaver, jeder Gerichtsverhandlung, jeder Brautbewerbung, jedem Begräbnis sogar gehört.

Gegen unsinnigen Luxus bei Hochzeiten.**) Bekanntlich sind Hochzeiten bei den Negern die Hauptgelegenheit zum Schuldenmachen. Viele kommen ihren Lebtag aus den Schulden, die sie hier gemacht haben, nicht mehr heraus.†) Fast zu kasuistisch — aber man sieht darin ein ehrliches Bestreben — lauten die Beschlüsse, wonach bei der Verlobung nicht mehr als 10 sh. aufgewendet werden, der Bräutigam seiner Braut an Kleidern höchstens ein vierfaches Umschlagtuch und außer dem Ring keinen Schmuck schenken darf; Hochzeitsleute, die bisher keine Schuhe getragen, auch bei der Hochzeit keine tragen dürfen, ein Hochzeitsmahl wohl stattfinden darf, aber nur an einem Tag und nicht mit über 12 Gästen, und einen Aufwand von höchstens 30 sh. erfordernd.

Gegen Regalierung der Gemeindeglieder mit Palmwein an Tauffesten.

Gegen übermäßiges Schmücken der Konfirmanden und Umzüge am Konfirmationstage.

Gegen den Wucher.††) Früher kamen Zinsforderungen von 100 % vor, später noch von 50 %. Der schwarze Referent wäre geneigt, auch jetzt noch 25 % zu erlauben; die Synode aber meint, ein Christ solle nicht mehr als 10 % fordern.

Gegen die Sitte, daß Frauen monatelang wegen des Wochenbettes oder um auf den Handel zu gehen, ihre Männer verlassen.

Es wird von der Heilighaltung der Ehe gesprochen.*†) Man verhandelt über die englische Ehegesetzgebung, die außerordentliche Schwierigkeiten bereitet. Früher konnte der Generalkonferenz-Ausschuß der Basler Mission eine Scheidung vollziehen, jetzt steht es bei Christen nur dem englischen Gerichte zu, wo eine Scheidung zu erlangen für den Neger fast unmöglich ist. Und doch kommen Verhältnisse vor, wenn z. B. ein Gatte wegläuft und mit einem andern Manne oder einer andern Frau lebt, Verhältnisse, die durchaus eine Scheidung erfordern. Heiden können ihre Ehen schließen

*) Christiansborg 1886.
**) Christiansborg 1886. Akropong 1894.
†) Ein Neger soll 1200 Mk. für Hochzeitskleider, die er in Europa machen ließ, ausgegeben haben.
††) Christiansborg 1894.
*†) Christiansborg 1886 u. 1894. Akropong 1894.

und löſen, ohne daß ein Hahn darnach kräht; ſobald einer aber Chriſt wird, muß ſeine Ehe civiliter geſchloſſen werden, was wieder außerordentliche Koſten und Umſtände erfordert. Man beſchließt, es ſollen mit den Wesleyanern gemeinſame Schritte bei der engliſchen Regierung um Hebung der vorhandenen Schwierigkeiten gethan werden.

Ueber die Handhabung der Kirchenzucht mit ihren verſchiedenen Graden bis zum Ausſchluß aus den Gemeinden*) wird diskutiert und dabei auf den ſchädlichen Einfluß der Küſte hingewieſen, ſo daß, je näher der Küſte, umſomehr der Ausgeſchloſſenen, in Abetifi auf 100 = 13, in Aburi dagegen 30 Ausgeſchloſſene ſind.

Sodann über Kindererziehung und die Schulpflicht, die eingeſchärft wird, über das Verhalten zu andersgläubigen Chriſten,**) Wesleyanern und Katholiken, wobei die Eingehung einer Ehe mit einem Katholiken geradezu verboten wird; über die ſeelſorgerliche Aufſicht gegenüber den getauften Kindern von ausgeſchloſſenen Chriſten, über die paſtorale Verſorgung der monatelang auf Plantagen und auf dem Handel abweſenden Männer und deren zurückgelaſſene Familien, über die Anlage von Gemeinde- und Schulplantagen und die Erziehung der Jugend zur Arbeit.

Mit Lächeln vernehmen wir die Mahnung,†) die Miſſionsfeſtgäſte, die gewöhnlich am Feſtort freigehalten werden, ſollten auch etwas Geld in der Taſche mitbringen und die Nahewohnenden bald heimkehren, ebenſo hören wir die gute Meinung der ſchwarzen Synode: die Sonntagspredigt ſollte nicht länger als 20—25 Minuten dauern und die Kinderlehren ſollten kurz und gut ſein.

Es iſt mehr als genug des Mitgeteilten. Ich will nicht viele Worte hinzufügen.

Wie mir ſcheint, ſind die Verhandlungen dieſer Synoden durchaus des Studiums wert; wir erhalten einen ganz neuen Einblick in das Leben der jungen Miſſionskirchen; wir ſehen die Aufgaben, Schwierigkeiten und Kämpfe, die überall in der heidniſchen Welt den Anfängen des Chriſtentums begegnen, und wieder die beſondern, die auf jedem Gebiet vorhanden ſind, die eigentümliche Geſtalt, in der das Heidentum hier dem Evangelium entgegentritt. Ich muß ſagen: ich habe durch dieſe Berichte mehr als durch manches andere einen Eindruck bekommen von dem

*) Akropong 1894.
**) Akropong 1894.
†) Akropong 1894.

furchtbaren Kampf, der zu führen ist, und unwillkürlich tritt einem dabei der Kampf vor Augen, in welchem die alte Kirche einst die Welt überwunden hat. Wie mir's in der heimatlichen Kirche in dem Maß nie entgegentrat, sah ich auf jenen kirchlichen Versammlungen drüben etwas sich vollziehen von der Arbeit jenes Weibes im Gleichnis, das mit tüchtiger Energie den Sauerteig unter den Teig mengt. Unsere Synoden erinnern mich manchmal an ein Weib, das wohl die Aermel stülpt, aber es ist kein Teig da zum Kneten; andere haben sich sein bemächtigt oder es ist alles schon gebacken.

Mögen unsere schwarzen, gelben und braunen Christen noch in manchen Stücken hinter den Christen in der Heimat zurück sein, etwas Kindisches oft und viel sittliche Schwachheit haben, es ist doch ein ernstes Ringen vorhanden, dem christlichen Geist und Leben Bahn zu brechen. Es ist noch viel heidnisches Ueberbleibsel in den Gemeinden, wie einst in den apostolischen (vgl. die Korintherbriefe). Wie der einzelne Mensch, wenn er sich bekehrt, immer noch mit seinem alten Menschen zu thun hat, so ist es auch mit einem Volke, das sich bekehrt, zumal wenn erst ein Teil desselben dem Evangelium sich zugewandt hat. Aber wie wir's dem Herrn zutrauen, daß er das gute Werk, das er in einem einzelnen Menschen angefangen hat, hinausführt, so dürfen wir ihm zutrauen, daß er es auch thut, wo er in einem Volke sein Werk angefangen hat.

Die Gefahr, die sich einst bei der alten Kirche einstellte, ist für die junge Kirche, wie man aus so manchen Voten und Beschlüssen der Synoden gesehen hat, auch vorhanden, nämlich die, in ein gesetzliches Wesen zu verfallen. Es gilt zu wachen und zu beten, damit nicht das Heidentum unter christlicher Firma seinen Wiedereinzug hält, wie es im Katholizismus geschehen, wofür Trede in seinem Werk: „Das Heidentum in der römischen Kirche" so auffallende Belege giebt. Darum, wer Christo den Sieg wünscht und gönnt, der wird auch für die jungen Missionskirchen flehen: Heilige sie in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit!

Ein Vierteljahrhundert Missionsarbeit im südlichen Afrika.

Züge aus der Mission Romande.

(Mit Bild.)

Von Pfr. P. Sutermeister.

Als der Auferstandene seinen Missionsbefehl hinterließ, da hatte er keine besondere Kirchengemeinschaft, keine besondere Richtung, keine besondere Gesellschaft im Auge. Allen Jüngern und die es werden wollen, galt es ohne Unterschied: Gehet hin in alle Welt. Eine Missionsberufung und einen Missionsberuf konnte es erst geben, als der anfänglich in der Kirche Christi mächtige Missionstrieb sich scheinbar ausgewirkt hatte und die Kirche an die Befestigung und Sicherung ihres Besitzes schritt. Bekannt ist, wie sie jedoch über dieser Aufgabe wiederum ihrer Missionsaufgabe fast völlig vergaß. Erst unserm Jahrhundert, das man darum mit Recht Missionsjahrhundert nennt, blieb es vorbehalten, das Recht und die Pflicht der Mission in der gesamten christlichen Kirche wieder zur Anerkennung zu bringen. Ja man hat nicht mit Unrecht in der Art, wie eine Kirchengemeinschaft ihrer Missionspflicht bewußt wird und genügt, einen Gradmesser für das in ihr pulsierende christliche Leben überhaupt gesehen, und wo dies an dem einen Ort vielleicht zur Beschämung dient, kann es am andern Ort zeigen, daß auch bei bescheidenen äußeren Verhältnissen eine vielleicht eben darum angefeindete Kirchengemeinschaft dennoch lebensfähiger und existenzberechtigter ist, als andere. Dies letztere trifft zu bei den Freikirchen der französischen Schweiz und ihrer Mission, der Mission romande.

1.

Unter schweren Gewissenskämpfen war in den Jahren 1845 bis 1847 die freie Kirche des Kanton Waadt entstanden und die junge Gemeinschaft, die nicht sehr zahlreiche, aber manche lebendige Glieder

Quellen: *Paul Berthoud*: Les nègres gouamba ou les vingt premières années de la Mission romande. Lausanne, Bridel et Cie. (1896). — F. H. Krüger: Die Mission der freien Kirchen der französischen Schweiz in Südafrika (A. M.-Z. 1895 p. 111. 163. 210). — *Compte rendu* de la Commission synodale aux églises N°. 147. — — *Bulletin missionnaire* Lausanne, Bridel. — *Rapport* du conseil de la Mission romande presenté aux autorités supérieures des Eglises.

aufwies, hatte in den ersten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens vor, sich und der Welt ihre Existenzberechtigung und Lebensfähigkeit in ernster Arbeit zu beweisen. Zwar hatte auch in dieser Zeit das Bewußtsein der Missionspflicht unter ihren Mitgliedern nicht geschlummert; an die Gesellschaften in Paris und Basel gingen von ihnen Beiträge ein; noch mehr: tüchtige Missionare stellten sich in den Dienst derselben. Am Werk der Pariser Mission unter den ba-Suto beteiligten sich Männer wie Mabille und Germond, Ellenberger und Düvoisin. In den Dienst der südafrikanischen Missionsgesellschaft stellte sich ein Gonin. Da — es war im Mai 1869 — wurde die in Lausanne tagende ordentliche Synode durch ein seltsames Schreiben überrascht. Dasselbe war von zwei jüngeren Studenten an ihrer theologischen Fakultät, Paul Berthoud und Ernst Creux unterzeichnet, und enthielt nichts Geringeres, als das Ansuchen an die freie Kirche in Waadt, eine eigene Mission unter den Heiden zu gründen, und das Anerbieten der Unterzeichner, sich selbst in den Dienst derselben zu stellen. Dieses Schreiben ist in seiner festen Zuversicht und seinem jugendlichen Eifer zu bezeichnend, als daß wir es völlig übergehen dürften. Nachdem die Petenten dargethan, wie dieser Plan sie schon während ihrer ganzen Studienzeit als ein schöner Traum getragen, gehalten und ermutigt habe, suchten sie die Notwendigkeit und Dringlichkeit seiner Verwirklichung darzuthun und zu beweisen, daß die Tochter, die Mission, mit nichten ihre Mutter, die Kirche erdrücken würde, und schlossen mit einem ergreifenden Appell an ihre Väter im Glauben: „Heut' ist dieser Tag gekommen, und an wen sollten wir uns lieber wenden, als an die Kirche, der wir angehören? Wir gehen, wohin Sie wollen, in die Tropen des Südens, wie zu den Eisregionen des Nordens. Reden Sie, befehlen Sie, senden Sie, und wir werden gehorchen." In tiefer freudiger Bewegung nahm die Synode diesen Wunsch entgegen. Aber noch überwog die Bedachtsamkeit der Väter der Kirche, und der jugendliche Eifer der beiden künftigen Missionare mußte sich gedulden. Selbst ein Agenor de Gasparin bekämpfte die Mission vaudoise, wie er sie nannte, gab aber damit zugleich dem keimenden Kinde den Namen. Die Synode von St. Croix ernannte im selben Jahr auf Antrag der in Lausanne bestellten Kommission einen stehenden regelmäßigen Ausschuß von fünf Mitgliedern, um den Brüdern Creux und Berthoud zur Ausführung ihres Vorhabens zu helfen. Das schien fürs erste alles zu sein.

Doch schon liefen auch Gelder ein für die Mission vaudoise. Zugleich kamen dringende Bitten von Mabille und Germond: Was streitet ihr euch so lange und haltet die jüngern Brüder zurück; schickt sie

uns, wir können sie schon brauchen. Endlich im Jahre 1872, drei Jahre nach jener Synode, reisten die beiden Missionsaspiranten nach Lesuto ab im Dienst der Pariser Mission, doch völlig von ihrer eigenen Kirche unterhalten.

Ein Anfang war gemacht, einzig durch den Glaubensmut zweier Jünglinge, die auch die schwerere Probe geduldigen Wartens schon bestanden hatten; das Ziel selbst: die Gründung einer eigenen kirchlichen Mission aber war noch nicht erreicht. Inzwischen hatte es den rastlosen Mabille gedrängt, eine Rekognoszierungsreise nach dem nördlichen Transvaal zu unternehmen. Auf derselben wurden er und seine Begleiter auf den noch von keiner Mission in Angriff genommenen Stamm der ma-Gwamba aufmerksam gemacht. Heimgekehrt empfahl er das neue Missionsfeld bei der Lesutokonferenz dringend zur sofortigen Bearbeitung. Die Pariser Mission fand sich dazu zu schwach und unterhandelte darüber mit der freien Kirche der Waadt. Und diese entschloß sich endlich, dem deutlichen Wink Gottes zu folgen: am 28. April 1874 wurde von der in Yverdon versammelten Synode die Gründung einer eigenen Mission beschlossen. Ein Jahr später befanden sich unsere beiden Missionare Creux und Berthoud schon auf der Reise nach ihrem neuen Arbeitsfeld.

Die Gegend, die sie zunächst ins Auge faßten, lag im nördlichen Teil der südafrikanischen Republik Transvaal, südlich vom Limpopo im Distrikt Zoutpansberg. Das Land liegt unter dem Wendekreis. Auf den Bergen und Hügeln kann das Klima als angenehm gelten, während in den Thalgegenden und Ebenen, hauptsächlich den waldbedeckten, die Hitze ziemlich drückend, und das Fieber kein seltener Gast ist. Im September, nach den ersten Frühlingsregen, erglänzt überall, wie hervorgezaubert, eine reich gefärbte Blumenpracht: rote Anemonen bedecken so zahlreich und dicht gewisse Hügel, daß sie ihnen einen eigentümlichen Glanz verleihen, während anderswo prächtige weiße Lilien ihren herrlichen Duft verbreiten. Ihren Aufenthalt nahmen die beiden Missionare im mittleren Teil des Landes, den Spelonken, wie dieses Gebirge wegen der sehr oft darin vorkommenden zahlreichen Höhlen von den Boers genannt wird. Es war am 9. Juli 1875 als unsere Freunde zum letztenmal ausspannten. Ueberaus beschwerlich war die Reise gewesen. Während derselben wurde das Ochsengespann durch die Seuche dezimiert; des Tages strahlte die Sonne eine Hitze von 40 Grad aus, des Nachts gefror das Wasser selbst in den Wagen. Seinen Eindruck bei der Ankunft am Endziel beschrieb Creux in einem Briefe nach Hause:

„Die Eingebornen schauten uns zu; sie unterhandelten unter sich, ob es hier wohl etwas Salz gegen Welschkorn einzutauschen geben

würde; dann kam ein Trupp Weiber, scheußlich tättowiert, wie ein Hexenchor sahen sie aus; in wildem Tanz sprangen sie um unsere Wagen herum und sangen aus dem Stegreif von dem Fleisch, das bald hier zu verzehren sein würde, von den Perlen, die wir austeilen würden. O, wie fühlten wir uns allein, wie vereinsamt, wie fern von daheim! Aus Basutoland kommend, wo wir ein blühendes Missionsfeld verlassen, waren wir hier in das rein nackte, wilde, schwarze Heidentum hineingefallen; da hieß es in unsern Herzen: kann auch diese Wüste blühen wie die Lilien, und diese Einöde einst fröhlich steh'n?"

Von einem schottischen Tauschhändler wurde seine zum Teil mehr als primitive Niederlassung, bestehend aus zwei größeren Magazinen und 2—3 elenden Hütten samt Umgebung angekauft, und die erste Station der waadtländisch freikirchlichen Mission war gegründet. Sie wurde Valdezia oder Waadtland genannt, zur Erinnerung an die geliebte ferne Heimat. Von den Plantagenbauern jener Gegend — es waren unter ihnen Engländer, Schweden, Portugiesen, Amerikaner, Dänen, welche Zucker und Kaffee bauten, freudig begrüßt, in steten freundschaftlichen Beziehungen zu den benachbarten Berliner Missionaren, begaben sich die wackeren Pioniere des Evangeliums mutig ans Werk.

2.

Wer aber sind die ma-Gwamba, denen ihre Arbeit galt? Die eigentliche Heimat dieses Stammes ist das Küstengebiet am indischen Ozean, zwischen dem 20. und 22. Breitegrad, eine sumpfige Tiefebene voll giftiger Fieberdünste. Es ist providentiell, daß die junge Mission ihre Arbeit an diesem vorgeschobenen Posten hat beginnen dürfen und nicht im Schoße dieses Stammes, wo schwere Verluste und Enttäuschungen unvermeidlich gewesen wären. Ethnographisch bilden die ma-Gwamba das Bindeglied zwischen den Sulus des Südens und den Kaffern des Kaps. Sie wurden den Ankömmlingen als rohe und schlimme Leute geschildert, als stolz und grausam, lügenhaft und diebisch. Bei näherem Bekanntwerden fanden die Missionare auch gute Seiten. Daneben finden sich alle Nachteile des afrikanischen patriarchalischen Systems, der Polygamie und des damit verbundenen Mädchenhandels, ein entsetzlicher Aberglaube, eine unumschränkte Gewalt der Zauberer und Medizinmänner, eine Verdrehung der sittlichen Begriffe, die beispielsweise die Tötung von Zwillingen verlangt, Stehlen und Lügen als erlaubt erklärt, so lange es unentdeckter Weise geschehen kann, und den sinnlichen Gelüsten

niedrigster Art freien Lauf läßt. Zwar sind Fetische selbst unbekannt; an ihre Stelle tritt die abergläubische Verehrung dahingeschiedener Geister — natürlich nur derjenigen von Männern, nicht von Frauen, die auch dort unter dem Fluch des Heidentums stehen. Die Stelle eines Priesters vertritt das Familienoberhaupt, das auch die spärlichen Opfer bringt. Es ist mit einem Wort eine Religion der Furcht; ohne Gott, ohne Hoffnung, ohne Trost sind sie hingegeben an ihre Lüste und Begierden, die sie aufreiben. Aber wenn andere die Schweizer auf diesen schwierigen Volkscharakter hinwiesen und ihnen selbst zuweilen in eigenen Erlebnissen die tiefe Trostlosigkeit dieses Heidentums entgegentrat, unsere Missionare trösteten sich immer wieder damit, daß der Herr gerade den Elenden die Predigt des Evangeliums verheißen.

Freilich trat ihnen gleich bei Beginn der Arbeit eine große ungeahnte Schwierigkeit entgegen. Als die heimischen Missionsgesellschaften sich über diese neue Mission verständigten, geschah es in der Voraussetzung, daß auch dort die Kenntnis des Sesuto, der Sprache der ba-Suto, welche Creux und Berthoud sich angeeignet, genüge. Als nun die Neuangekommenen den zwei Jahre zuvor in dieser Gegend zurückgelassenen treuen Evangelisten Eliakim aufsuchten, erwartete sie eine grausame Enttäuschung. Ihr habt euch geirrt, sagte er ihnen, die ma-Gwamba reden eine andere Sprache. Er hatte Recht; eine von ihnen geführte Unterhaltung überzeugte die Missionare zur Genüge davon und gab ihnen zugleich einen Begriff der Schwierigkeit, die ihrer wartete. Aber sie ließen sich nicht einschüchtern; ein geeigneter Lehrer für das Thonga, die Bezeichnung der neuen Sprache, fand sich in Mbizoma, einem der ersten Katechumenen; doch konnten die Eifrigeren unter den ma-Gwamba es nicht erwarten, bis die Missionare ihre Sprache erlernt, sondern lernten ihrerseits das Sesuto, um die Bibel, die nur in dieser Sprache vorhanden war, schneller lesen zu können. Welcher Franzose, so frägt Berthoud angesichts dieses Eifers, würde es über sich gewinnen, deutsch oder englisch einzig zu diesem Zweck zu lernen, wenn ihm die Bibel zufällig nur in einer von diesen Sprachen und nicht in der seinen zugänglich wäre?

So waren denn die beiden bald mitten in ihrer Arbeit. Vom ersten Tage an wurde regelmäßiger Gottesdienst eingerichtet. Die umliegenden Dörfer wurden fleißig besucht, und dabei kam es oft zu Gesprächen wie etwa dem folgenden. Missionar: Ihr Gwamba, sagt mir doch, woher kam der erste Mensch? — Er ist im Schilf entstanden! — Und wer hat denn das Schilf gemacht? — Unsere Väter haben gelehrt, der erste Mensch habe es geschaffen. — Aber

wenn der erste Mensch das Schilf erschuf, wie konnte er dann aus ihm entstehen? Ein gutmütiges Gelächter erdröhnt und der Boden ist bereitet für die biblische Erzählung von der Erschaffung des ersten Menschen. Daneben nahmen Sprachstudium, allerlei Handwerksarbeiten, sowie die Erteilung von Unterricht, die Kräfte der Missionare reichlich in Anspruch. Zudem besaß Miss. Berthoud schätzenswerte Kenntnisse in der ärztlichen Kunst, die er nach Bedarf verwertete und worin er einen kostbaren Schlüssel für viele Thüren und Herzen, die sonst verschlossen geblieben wären, besaß. Schon reiften die Erstlinge ihrer treuen Arbeit der ewigen Ernte entgegen, und alles schien sich aufs freundlichste zu gestalten, als schwere Stürme die kaum erstarkte jugendliche Mission befielen, die, wenn sie auch nicht ihre Existenz bedrohten, doch ihre Wurzeln erschütterten.

Auf ihrer Reise nach dem künftigen Valdezia waren unsere Missionare auch nach Pretoria, der Hauptstadt des Landes gekommen, wo sie dem Stellvertreter der Regierung sich vorstellten, um dessen Genehmigung zu ihrem Vorhaben zu erlangen. Derselbe empfing sie freundlich, versicherte sie, ihrer Absicht stehe nichts im Wege und wünschte bei ihrem Abschied den göttlichen Segen auf sie und ihr Werk herab. Als einzige Formalität hatten sie beim Feldkornett oder Distriktspräsidenten ihre Namen einzureichen, was auch geschehen war. Da forderte die Regierung auf einmal eine schriftliche Bitte um Niederlassung in den Spelonken; und als diese bereitwilligst eingereicht wurde, kam der unerwartete Bescheid: das Gesuch sei unwiderruflich abgelehnt. Sie durften thun was sie wollten, ihren Landsleuten predigen, wenn es ihnen gefiel, aber eines nicht: den Schwarzen das Evangelium verkünden. Und als die Schweizer, gestützt auf ihr gutes Recht und ermutigt durch Freunde von nah und fern, in einem ehrerbietigen Schreiben an die Regierung erklärten, es sei ihnen unmöglich, auf die ihnen von Gott aufgetragene Predigt des Evangeliums an die Heiden zu verzichten, wurden am 1. August 1876 die Missionare verhaftet, mußten Arbeit, Hab und Gut, Weib und Kind verlassen, wurden auf einen bereitstehenden Wagen gesetzt und nach Marabastad, dem Bezirkshauptort, gefangen geführt. Der dortige Beamte behandelte sie freilich mehr als seine Gäste, denn als seine Gefangenen; sie durften frei im Orte umhergehen, auch Gottesdienst für Farbige halten. Aber die Trennung von den Ihrigen war doch schwer, umsomehr, als nun auch in der Nähe von Valdezia ein einheimischer Krieg entbrannt war und die einsam zurückgebliebenen Frauen der Missionare, die aber geduldig ausharrten, ängstigte. Immerhin wandte sich die öffentliche Meinung immer entschiedener auf die Seite der Missionare; die Zeitungen ergriffen ihre Partei,

die Angelegenheit kam in Pretoria vor den Volksraad, und unter dem Druck der öffentlichen Meinung übergab die Regierung ihre Gefangenen, die vom 2. August bis 6. September festgehalten worden, wieder der Freiheit, mit dem Bescheid, sie dürften ihre Arbeit wieder aufnehmen, wenn sie ihre theologischen Befähigungsausweise vorgelegt hätten! Eben als noch der Feuerschein und das Kriegsgeschrei des ringsumher tobenden Bürgerkrieges die Daheimgebliebenen erschreckte, kehrten die beiden Freunde wieder heim zur unaussprechlichen Freude der Ihrigen.

Drei Wochen darauf, am 1. Oktober, fand die erste Heidentaufe statt. Es war ein Freudentag in Valdezia. Sehlumula, mit ihrem neuen Namen Lydia, war dieser Erstling. Von den Zauberern verfolgt, von ihrem Manne mißhandelt und vertrieben, hatte sie sich zu den Missionaren geflüchtet und begierig die Botschaft des Lebens aufgenommen. Bei ihrer Taufe hatte sie sich erhoben und in schlichter ergreifender Weise erzählt, wie sie dazu gekommen, die Fesseln des Heidentums zu zerbrechen und sich dem Worte Gottes zuzuwenden. Diesem Erstling folgten bald andere. Ein zweiter Freudentag war der 8. Juli 1877. Sieben Erwachsene wurden wiederum durch die hl. Taufe in die christliche Kirche aufgenommen. Am Nachmittag desselben Tages fanden auch die ersten Kindertaufen statt, unter ihnen befand sich ein Söhnlein des Miss. Creux, der in Erinnerung hieran schrieb: „Mit tiefer Bewegung nahm ich die Erstlinge der Gwamba in der hl. Taufe entgegen; möge der Herr selbst seine Lämmer weiden.“ Als Gäste fanden sich an diesem Tage der bekannte Pariser Miss. Coillard, sowie Miss. Schwellnus von der benachbarten Berliner Mission ein. Eine gemeinsame Feier des hl. Abendmahles beschloß diesen denkwürdigen Tag, der als ein Eben-Ezer in den Herzen der Teilnehmer eingegraben blieb. Gegen Ende des Jahres 1878 zählte die Mission ungefähr 40 getaufte Christen und ebensoviele Taufbewerber, Seelen, die zum Teil auch durch die treue Arbeit der eingebornen Evangelisten gewonnen waren. Noch aber waren die Missionare nicht am Ende ihrer Heimsuchungen.

Auch die Krankheit zog in die Häuser der Waadtländer ein. Nach einer ungewöhnlich langen Regenzeit wurden die Kinder beider Familien fieberkrank. Im März 1879 wurden beide Missionare noch durch die Geburt je eines Kindes erfreut; aber für Frau Berthoud, deren Mann eben damals selbst ohnmächtig daniederlag, war dies, verbunden mit den Sorgen und Aufregungen der vorhergegangenen Krankenpflege, zu viel. Am 3. April rief der Herr die Vielgeprüfte heim; ihr Sterben war das einer Christin. Von Miss. Creux auf

den Versöhnungstod Christi hingewiesen, wiederholte sie sterbend: „versöhnt . . . mit deinem Blute, o wie herrlich, wenn ihr wüßtet, wie glückselig, wie dankerfüllt ich bin!“ Zu derselben Zeit bezog Creux eine Außenstation, die zweite der jungen Mission, Elim. Aber er selbst wurde von einer schmerzlichen Augenkrankheit befallen, während Berthoud sein Fieber nicht los wurde. Im folgenden Jahr 1880 brach eine bösartige Diphtheritisepidemie aus und raffte zwei Söhnlein der Familie Creux dahin. Berthoud machte sich auf die Reise nach Europa zur Erholung auf; aber auch er mußte auf derselben noch seine zwei Kinder in den Boden Afrikas betten. Valdezia war völlig verwaist, auf Elim blieben Herr und Frau Creux mit einem einzigen Kind. Anfangs Februar 1879 waren die Waadtländer in den Spelonken zwei junge kräftige Ehepaare mit sechs Kindern gewesen; zu Pfingsten 1880 waren es daselbst nur noch zwei Erwachsene und ein Kind, während Berthoud einsam, an Leib und Seele leidend, nach der Schweiz zurückreiste. In der Erinnerung von Creux und Berthoud blieben diese beiden Jahre wie mit einem Trauerschleier behangen. Flehentliche Bitten sandte der einsam gebliebene Creux dem nach Hause gekehrten treuen Mitarbeiter nach: Allein! entsetzliches Wort, wenn wir nicht ihn, den einen l. Freund, hätten. Aber unser ständiges Flehen bleibt es: schickt Verstärkung!

So mußte auch die junge Waadtländer Mission durch das Feuer der Trübsal, um bewährt zu werden; und sie hat sich bewährt. Einen Monat nach Heimkunft des tiefgebeugten Paul Berthoud hatte der Herr der Mission schon einen neuen Arbeiter erweckt; dieser neue Arbeiter war kein anderer als dessen Bruder Heinrich Berthoud. Am 5. September wurde derselbe in Morges ordiniert. Rührend ist es, was der noch immer an sein Lager gebannte ältere Bruder, der der Feier selbst nicht beiwohnen konnte, ihm bei diesem Anlaß schrieb: Heinrich, mein Brüderchen! Du, an dessen Wiege ich gesungen; du, dessen Entwicklung jahrelang mein Herz täglich erfreut und geängstet. Bist du wirklich derjenige, den unsere Kirche mir als meinen künftigen Gefährten zur Seite stellt? Lob sei dem Allmächtigen! Aber wenn einmal die hohen oft trügerischen Erwartungen, deren sich einige Missionare kaum entschlagen können, an der herben Wirklichkeit der Heidenwelt zerschellen; wenn dann deine Blicke an dieser elenden Erde haftend, weit weg in der Ferne den hellen Punkt suchen, denn wir Vaterland nennen; wenn es vielleicht geschehen sollte, daß in trüben Stunden du zurückschautest, während deine Hand den Pflug hält; dann Bruder gedenke an Jesum den Sieger, und schreie zu ihm; er wird seine Kraft in deiner Schwachheit erzeigen und du wirst seinen Namen verherrlichen.

Vierzehn Tage später trat der neue Missionar mit seiner Lebensgefährtin die Reise nach dem Missionsfeld an. Der Schlag, der die Mission getroffen, war nicht tödlich gewesen; vielmehr nahm diese einen neuen Aufschwung. Dazu kam noch, daß im Jahre 1883 sämtliche Freikirchen der französischen Schweiz dem Werke der waadtländischen Mission beitraten, welche fernerhin den Namen „Mission der freien Kirche der romanischen Schweiz" oder kurz gesagt Mission romande tragen sollte. Damit war das Werk auf eine breitere Grundlage gestellt und konnte einer noch gedeihlicheren Ausbreitung entgegensehen. Mitte 1884 bestand das Personal der Mission schon aus fünf ordinierten und verheirateten Missionaren, einer Hilfsarbeiterin und drei Missions-, Hand- und Landarbeitern; eine wohlausgerüstete Schar. Inzwischen waren auch mehrere Bücher in der schi-Gwambasprache verfaßt worden, eine Missionskonferenz trat ins Leben und mit Lob und Dank gegen den Herrn konnte der erste zehnjährige Abschnitt der freikirchlichen Missionsarbeit in den Spelonken schließen.

3.

Begeben wir uns nun wieder auf das Missionsfeld selbst. Neben Valdezia war, wie wir hörten, Elim zu einer Station erhoben worden. Im August 1885 wurde eine dritte Station, Schiluwane, etwa fünf Tagereisen südlich von den Spelonken gegründet, wohin einst ein früherer Häuptling der ma-Gwamba desselben Namens mit diesem Teil des Volks vom untern Limpopo hergezogen war. Kein Wagen war noch in diese Wildnis vorgedrungen, die Karawane mußte sich erst den Weg bahnen. Auch das Volk selbst lebte noch in finsterm ungebrochenem Heidentum dahin, erst im Jahre 1890 konnten die sechs Erstlinge daselbst getauft werden.

Aber Gott hatte noch eine andere Absicht mit dieser mutigen Mission. Wir haben schon gehört, daß die eigentliche Heimat der ma-Gwamba das Küstengebiet des indischen Ozeans ist. War es nun nicht ein einfaches Gebot der Pflicht, diesen Stamm auch in seiner Heimat aufzusuchen? Die Missionare dachten daran. Aber selbst ein so gewiegter Missionskenner wie Merensky, den sie um Rat fragten, riet davon ab. Die Küste der Delagoa-Bai hat ein tödliches Fieberklima, so schrieb er ihnen; Portugal deportiert seine Verbrecher hierher. Europäer können hier einfach nicht existieren. Und doch ist's die Heimat eures Stammes. Was thun? Ihr könnt nicht hingehen; also bleibt euch nur ein Mittel: das Werk mit Hilfe eingeborner Evangelisten zu betreiben. Inzwischen hatte der Herr selbst das Werkzeug bereitet, durch welches

der letztere Rat verwirklicht werden sollte. Ein junger ma-Gwamba, der im Jahre 1878 in Valdezia getauft, den Namen Joseph daselbst erhalten hatte und im Jahre 1880 schon nach der Delagoa-Bai gereist war, um Verwandte aufzusuchen und sie dem Evangelium zuzuführen, hatte im Jahre 1881 im Auftrage des Missionars eine Rekognoszierungsreise an den Nkomatifluß unternommen. Er kehrte nun von dort mit einer förmlichen Einladung des Häuptlings Magud, sich bei ihm niederzulassen, zurück. Mit Eifer empfingen die Christen in Elim diese gute Nachricht, und die kleine Kirche von Elim wurde nun selbst zur Missionskirche. In wenig Tagen kamen mehr als 1000 Franken zusammen; auch freiwillige Träger stellten sich ein. Unter Singen und Hüpfen rüstete man sich zur Reise; am 23. April 1882 wurde Joseph eingesegnet, dann zog er zum dritten Mal aus, um sich am Nkomati als Verkündiger des Evangeliums niederzulassen. „Von der Station aus sah man den Zug am Abhang des Berges sich fortbewegen und hörte man den Gesang der christlichen Lieder durch das Thal klingen." „Ein ergreifender und erhebender Augenblick", schrieb damals Missionar Creux. „Zieh' mit Gott, treuer Joseph!" Jene Station bei Magud erhielt den Namen Antioka; gleichzeitig begann ein Schwager Josephs, Eliashib, unterstützt durch Weib und Tochter, das Missionswerk in Rikatla, circa 100 Kilometer südlich von Antioka. Von dort aus drang das Evangelium, immer durch Eingeborne dahingetragen, noch weiter südlich in die sumpfige Tembegegend, wo der König Mabai nach der guten Botschaft verlangt hatte.

Ein Uebelstand stellte sich freilich hiebei heraus: die neugegründeten Gemeinden mußten zu sehr der europäischen Leitung entbehren. Zwar hatten die Missionare dieselben je und je besucht, so schon im Jahre 1885. Aber die Notwendigkeit, mit jenen Christen Fühlung zu halten, hatte sich als so dringend herausgestellt, daß die Konferenz im Einverständnis mit der Heimat beschloß, einen weiteren europäischen Posten an der Delagoa-Bai selbst zu gründen. Als Reiseziel war Lourenzo Marquez in Aussicht genommen, die nächste Hafenstadt von Transvaal, erst 1867 an Ort und Stelle eines alten aber elenden Dorfes gegründet. Wohl hieß diese Stadt geradezu des weißen Mannes Grab und war zudem ob ihrer Sittenlosigkeit berüchtigt. Aber im Vertrauen auf Gott unternahm Paul Berthoud, der sich hiezu bereit erklärt hatte, die beschwerliche Reise nach der Küste. Am 9. Juli 1887, als sie eben die Küste erreicht hatten, hörte Missionar Berthoud aus der Ferne eines seiner Gwamba-Lieder ertönen: es waren die Rikatla-Leute, circa 130, die sich unter Josephs Leitung aufgemacht, den neuen Ankömmlingen entgegen zu gehen. Es war ein unbeschreib-

licher Freudentag; genau 12 Jahre seit dem Tag, da Berthoud in den Spelonken angekommen; eine Antwort auf seine bange damalige Frage: Kann auch diese Wüste blühen wie die Lilien?

Fürs erste nahm Berthoud seinen Sitz in Rikatla, um so in der Mitte des Arbeitsfeldes zu sein. Damit war die vierte Station der Mission gegründet. Eigentümliche kirchliche und religiöse Verhältnisse hatten sich in jenen jungen Kirchen ausgebildet. In Tembe, das am meisten vom Einfluß der Missionare entfernt war, hielt Jim-Boy, ein ungetaufter Polygamist und Sklavenhälter, sog. Gottesdienste, die oft in krampfhaftes Schluchzen und Verzückungen ausarteten; in seiner Abwesenheit vertrat ihn hierin eine junge heidnische Sklavin. In Rikatla war Eliaschibs Haus ein wahrer Wallfahrtsort heilssuchender Seelen geworden. Trifft man jemand auf dem Weg dorthin und frägt ihn: Wohin gehst du? so heißt es: Zur Quelle! Und frägt man: Weshalb? so heißt es: Weil ich durstig bin. Bei Eliaschib angelangt, setzt sich der Ankömmling unter seine Leute und sagt: ich habe Hunger; dann wird das Buku (Buch) hervorgeholt und Vorlesungen wechseln ab mit passenden Ermahnungen. Sich selbst nannten jene Christen: Kinder des Herrn, Kinder des Vaters, Gottes Geliebte; sie begrüßten sich als Kinder des Himmels. Zahlreiche Besucher stellten sich in Joseph's Haus ein, die beherbergt und genährt werden wollten; wie durch ein Wunder gingen die Vorräte nie aus. Bald gesellte sich aber die Sucht nach Außerordentlichem und Wunderbarem hinzu. Wollte einer Christ werden, so war die erste Frage: Was hast du denn gesehen? und hatte er nichts von Visionen oder dergl. erlebt, so hieß es: du lebst eben noch im Fleisch. Ein Alter klagte einst Berthoud im Tone des Selbstvorwurfs: ich habe versucht zu weinen, aber meine Augen sind zu trocken. Es bildete sich eine Bußpraxis aus, beginnend mit Thränen, endigend mit Visionen ... Verhängnisvoll war die Rolle, die dem hl. Geist zugewiesen wurde, dem man alles ohne Unterschied: Gutes und Böses, zuschrieb. Eine gewöhnliche aber gefährliche Auskunft in schwierigen Fällen war: Thu nur, wie der Geist dir gebietet. Weiber predigten, häufiger und erregter als Männer. Eine Sklavin, die sich als Mutter Jesu ausgab, fand selbst Anhänger. Ein gefährlicher Abgrund drohte sich zwischen dem gewöhnlichen und dem geistigen Leben aufzuthun: säen und ernten ward eine verächtliche Arbeit fürs Fleisch.

Wir haben bei dieser Darstellung absichtlich verweilt, weil sie den Beweis bietet für die Wahrheit, wie auch erfreuliche heidenchristliche Gemeinden meist für lange noch der strengen Zucht und der steten Zurückführung aufs Wort bedürfen. Darin bestand nun

die Arbeit der hinzu gekommenen Missionsleute, deren wohlthätige Folgen sich bald zeigten. Doch ließ Miss. Berthoud darüber sein eigentliches Ziel, Lourenzo Marquez, nicht aus den Augen. Ein Evangelist war bereits daselbst, die Arbeit wuchs und war gesegnet. Im Jahre 1888 allein traten daselbst mehr als 300 Seelen zur Gemeinde des Herrn. Schon rüsteten sich die Ehegatten Berthoud zur Reise nach der Hafenstadt, als sie vom Fieber ergriffen, sich nach Natal flüchten mußten. Endlich im Jahre 1889 ließ sich Berthoud bleibend in Lourenzo nieder und damit war auch diese fünfte Station gegründet, während Antioka als sechste Station im Jahre darauf einen ständigen Missionar erhielt.

Freilich auch hier fehlte es nicht an Schwierigkeiten. Unnennbare Laster aller Art waren in dieser Hafenstadt gäng und gäbe und hatten zum Teil eine Flucht eingeborner Christen, denen bei dieser Art Civilisation unheimlich zu Mute ward, nach Rikatla zur Folge. Portugiesische Zeitungen suchten die öffentliche Meinung gegen die evangelische Mission aufzuhetzen und die Weißen fanden es lächerlich, ja unverschämt, daß man für schwarze Sklaven eine Kirche baue. Römische Missionspriester suchten das begonnene Werk zu vereiteln und fanden auch Erfolg. Eine einfache Frau drückte damals den Grund desselben in folgenden Worten aus: Die römische Kirche bekommt sicher mehr Anhang, weil sie bequemer ist. Um darin aufgenommen zu werden, wird weder Sinnes- noch Lebensänderung verlangt. Das Fieber spielte auch den Missionsarbeitern öfter mit und machte langwierige Unterbrechungen und kostspielige Erholungsreisen notwendig. Immerhin entwickelte sich der nach der Delagoa-Bai verpflanzte Zweig dieser Mission zu einem eigenen lebenskräftigen Baume, und heute zählt Lourenzo Marquez über 300 Kommunikanten — gegen 1000 erwachsene Christen überhaupt.

4.

Betreten wir noch einmal die alten Missionsfelder, so sehen wir auch dort die Arbeit reichlich gesegnet. Neben der Gründung von Gemeinden sah die missionierende Kirche als zu erstrebendes Ziel die Selbsterhaltung dieser Missionskirche an. Es wurde eine Kasse für die laufenden Bedürfnisse der einheimischen Kirche angelegt, deren Ertrag von 250 Fr. im Jahre 1884 auf 706 im Jahre 1888, 3769 im Jahre 1891 stieg; im Jahre 1896 hatte dieser Betrag 5000 Fr. überstiegen. Hübsche Kapellen entstanden in Elim und Valdezia; eine besondere Kollekte für den Kirchenbau in Lourenzo ergab bei den eingebornen Christen daselbst über 4500 Fr. Einen Abstecher machte

in neuester Zeit die Mission noch nach Mandlakasi, in die Hauptstadt des Königs Gungunyan, in dem damals mächtigen Gazareiche, dessen Reich sich vom Nkomati bis zum Sambesi erstreckte. Nachdem Berthoud den Weg gebahnt, wurde der junge Arzt Dr. Liengme und seine Frau dorthin gesandt, der im Jahre 1894 von Antioka nach Mandlakasi übersiedelte und dessen ärztliche Kunst bald einen ungeheuren Zulauf erhielt, so daß er monatlich durchschnittlich 1500 Konsultationen erteilte. In der Heimat war zu diesem Behufe ein eigener Spezialfond errichtet worden, der sich auf über 10 000 Fr. belief.

Da brach im Jahre 1894 der Krieg zwischen den Boers und den Eingebornen aus. Die Missionare wurden des Einverständnisses mit diesen letzteren beschuldigt, mehrere Außenstationen wurden zerstört, und Christen kamen um's Leben; so der treue eingeborne Evangelist Galasa, der einige flüchtige Frauen von Rikatla nach Lourenzo M. geleitete und von feindlichen Kriegern zu Tode gespeert wurde. Er starb knieend und betend. In diesen Wirren wurde auch die Station Rikatla völlig zerstört. Im Jahre 1895 zog sich der Krieg auch auf Gungunyans Gebiet, Dr. Liengme mußte flüchten und das aufblühende Mandlakasi wurde niedergebrannt. Dr. Liengme selbst mußte unter dem Druck falscher Anklagen das Land völlig verlassen und sich nach Elim zurückziehen. Das innere Leben der übrigen Gemeinden, soweit sie sich im Transvaal befanden, wurde zudem seit 1888 durch ein lästiges Gesetz, die Plakkerswet bedroht, welches durch eine Reihe drakonischer Bestimmungen das leidige Verhältnis zwischen den Schwarzen und Weißen Transvaals ordnen sollte, indem es die Schwarzen mit unerträglichen Steuern belastete, oder sie auswies, wenn sie sich nicht in die Dienstherrschaft der Weißen begaben. Zum Glück fehlte es teils an genügender Macht, teils am guten Willen vieler Beamten selbst, dieses Gesetz, das den Bestand der Missionen ernstlich bedroht hätte, durchzuführen, und so blieb bis heute meist alles beim alten. Ein anderes Gesetz, das mehr zu begrüßen ist, trat erst jüngst in Kraft und verbietet den Verkauf geistiger Getränke an Eingeborne vom 1. Januar d. J. an.

Werfen wir noch einen kurzen Ueberblick auf das heute bestehende Werk. Die Mission umfaßt jetzt 7 Stationen. Rikatla und Mandlakasi wurden durch die Stationen Dsombo und Pretoria ersetzt; 10 Ehepaare stehen in der Missionsarbeit, außerdem mehrere Hilfskräfte und über 20 eingeborne Katechisten und Lehrer. Die Zahl der in Pflege stehenden Christen hat 1500 überschritten. Die Einnahmen zeigen uns anschaulich die Entwicklung des Werkes. Betrugen dieselben im Jahre 1872: 38 000 Fr. fast ausschließlich aus dem

Kanton Waadt, so stiegen dieselben schon vor der Vereinigung der freien Kirchen durch Zuschüsse aus Genf und Neuenburg auf 52 000 Fr. im Jahre 1883. Sie betrugen 63 000 Fr. im Jahre 1888 und Fr. 103 000 im Jahre 1896, von denen Fr. 4300 auf die Kirche der Eingebornen entfallen. Dabei ist aber der Missionssinn in der französischen Schweiz nicht nur für die eigene Kirche, sondern für die Mission überhaupt erwacht, wie folgende Zahlen beweisen. Von der freien Kirche in Waadt gingen nach Paris und Basel im Jahre 1851 kaum 1000 Fr.; im Jahre 1871 waren es schon 7000 Fr. Und daß durch diese besondere Mission in der französischen Schweiz überhaupt und für die Basler Mission speziell das Interesse für andere Missionen nicht erstorben, sondern noch mehr erstarkt ist, beweist der Umstand, daß im Jahre 1896 aus dem Kanton Waadt allein an 20 000 Fr., aus der ganzen französischen Schweiz circa 45 000 Fr. für die Basler Mission geflossen sind, gewiß ein Zeugnis für den allgemeinen Missionssinn jener Kantone, wobei uns die Gaben an die Pariser Gesellschaft noch nicht bekannt sind.

Welches ist, so fragen wir zum Schluß, die Missions*methode* der Mission romande? Ihre Methode richtet sich nicht auf Volksbekehrung oder Einzelbekehrung, sondern auf Kirchenbildung. Es ist die Kirche selbst, die eben missioniert. Daher erklären sich die scheinbar kleinen Zahlen in ihren Missionsberichten. Die getauften Kinder gelten noch nicht als Gemeindeglieder; ganz ähnlich wie in der Schweiz, werden zu Gemeindegliedern nur die, die es selbst begehren, indem sie ihr Heilsbedürfnis oder ihren Glauben bekennen und im Wandel dem entsprechen. So entsteht auch keine Volkskirche, sondern eine Gemeinschaft im hl. Geist, die berufen ist, ein Salz und ein Licht zu sein. So erklärt es sich, daß selbst baptistische Anschauungen ungestört neben der Praxis der Kindertaufe bestehen konnten und thatsächlich bestanden haben. Dabei gehört es eben auch zu den weisen Grundsätzen der Mission, den jungen Kirchen der Heidenwelt keine Organisation, keine Regeln und Vorschriften aufzudrängen, die ihrer Natur und Eigenart zuwider wären, auch wenn sich dieselben an andern Orten bewährt hätten.

Wichtiger als alle Fragen der Methode und Organisation ist die, ob in der nun so begründeten Kirche sich auch wirklich göttliches Leben zeigt. Aber gerade hier fehlte es nicht an köstlichen Erfahrungen aller Art, neben freilich auch betrübenden Rückfällen ins alte Heidentum, wie sie sich überall zeigen. So wird uns von einem jungen ma-Gwamba erzählt, der einst nach der Predigt zu Miss. Creux kam, ihm ca. 400 Fr. brachte und mit Thränen bekannte: das ist ein Teil des Preises, den ich einst für einen gestohlenen Diamanten in Kimberley bekam; ich kann ihn nicht mehr behalten

und die fehlenden 100 Fr. werde ich bringen, so bald ich sie durch meiner Hände Arbeit erworben. Es kam auch vor, daß europäische Händler die Missionare um etliche eingeborne Christen ersuchten, denen sie Geld anvertrauen könnten, um Schlachtvieh im Innern anzukaufen, weil sie sonst immer betrogen würden. Mit welchen Schwierigkeiten aber trotzdem die Missionare oft zu kämpfen hatten, zeigt u. a. jener Vorfall, wo zur Zeit der greulichen Beschneidungsfeierlichkeiten die Mutter eines im Missionshause dienenden Knaben, als derselbe sich weigerte, auf die Beschneidungsstätte zu ziehen, wie rasend über die Missionsfrau herfiel und sie erdrosselt hätte, wenn Miss. Thomas nicht zu Hilfe gekommen wäre.

Eine andere Frage wäre die, ob die freikirchliche Mission gut thue, ferner auf diesem ungesunden Terrain auszuharren oder ob sie gesündere Gegenden aufsuchen soll? Geben wir Berthoud selbst das Wort darüber. Er sagt: „Gott selbst hat uns auf diesen mühevollen Weg gestellt. Was will er uns damit lehren? Wissen wir nicht, daß der Jünger nicht über seinen Meister ist, noch der Knecht über den Herrn. Und wenn er litt, werden da nicht auch seine Jünger das Kreuz zu tragen haben? Nur durch Kreuz gehts zur Krone!"

Damit nehmen wir Abschied von dieser mutigen kleinen Mission. Ueber das Meer rufen wir ihren unerschrockenen vielgeprüften Arbeitern zu: Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben. Und wenn die große heilige Sache der Mission uns selbst zur Fürbitte treibt, so wollen wir auch dieser kleinen Schar nicht vergessen und der armen ma-Gwamba im fernen Afrika, sondern hier wie dort flehen: Dein Reich komme!

An der Ostküste von Grönland.

Während sich die Mission der dänischen Kirche und der Brüdergemeine schon seit dem vorigen Jahrhundert mit den Eskimo der grönländischen Westküste beschäftigt und dieselben für das Christentum gewonnen hat, ist bis vor kurzem die schwer zugängliche Ostküste mit ihrer spärlichen Bevölkerung außer ihrem Bereich geblieben. Nur auf der südlichsten Brüderstation Friedrichsthal hatten die Missionare je und je Gelegenheit, mit den heid-

nischen Ostgrönländern, die der Handel hierher führte, in Verkehr zu treten und sie in christliche Pflege zu nehmen. Zu einer Ansiedlung an der Ostküste selbst aber ist es erst 1894 gekommen, indem die dänische Regierung daselbst eine Handelsniederlassung gründete und zugleich einen Missionar anstellte. Dieser, ein dänischer Geistlicher Namens Rüttel, der sich vorher zwei Jahre an der Westküste aufgehalten hatte, wirkt seitdem in jener Einöde und sucht den dortigen Rest der heidnischen Bevölkerung für das Christentum zu gewinnen. In wie bescheidenen Grenzen sich aber bis jetzt seine Missionsarbeit bewegt, läßt uns der Brief erkennen, den wir in nachstehender deutscher Uebersetzung folgen lassen. Er schreibt:

Angmagssalik, den 20. Juni 1896.

Sie haben wohl gehört, daß das Schiff uns im vorigen Jahre nicht erreicht hat. Das hatte u. a. auch zur Folge, daß mein Brief anderthalb Jahre auf Postgelegenheit warten mußte. Ueberhaupt ist es mit viel Unannehmlichkeit verbunden, über ein Jahr lang alle Zufuhr und Nachrichten entbehren zu müssen. Aber man muß hier in Grönland auf eine solche Möglichkeit gefaßt sein. Noch schlimmer wäre es für uns gewesen, wenn auch in diesem Jahre das Schiff ausgeblieben wäre, denn dann hätte unser Kohlenvorrat für den kommenden Winter nicht hingereicht. Doch der Herr sorgt für uns.

Das Missionswerk an unserer Küste befindet sich bis jetzt noch ganz in den Anfängen. Wohl fragt hie und da ein Eingeborner nach der Taufe, aber so weit ich sehen kann, ist es nicht das rechte Heilsverlangen. Ueberhaupt hält es bis jetzt noch schwer, den hiesigen Eskimo einen gründlichen Unterricht angedeihen zu lassen. Je länger wir unter ihnen leben, desto mehr lernen wir auch das tiefgehende Verderben des hiesigen Heidentums kennen. Ja, nach dem, was wir hier zu sehen und zu hören bekommen, scheint es uns oft fast unglaublich, daß Menschen solche Werke der Finsternis ausüben können. Aber sie wissen nicht, was sie thun; eine Entschuldigung, die ungläubige Leute in der Heimat nicht haben.

An der östlichen Küste von Grönland entlang findet sich nur eine spärliche Eskimo-Bevölkerung, die noch durchweg heidnisch ist und sehr zerstreut lebt. Nur an einem Ort, namentlich bei Angmagssalik, ganz in der Nähe des Polarkreises, lebt eine größere Anzahl zusammen. An diesem Platze, der zum ersten Male im Jahr 1884/85 von dem dänischen Flottenkapitän Holm untersucht und beschrieben wurde, beschloß die dänische Regierung eine Missions- und Handels-

station anzulegen. Doch kam es aus verschiedenen Gründen erst im August 1894 dazu, nachdem der Reichstag die hiefür erforderlichen Geldmittel bewilligt hatte. Als Missionar wurde Schreiber dieses angestellt. In der Hoffnung, daß die Leser sich gern einen Gruß vom hohen Norden her gefallen lassen und zugleich einen kleinen Einblick in die hiesigen Verhältnisse, zumal in die der Mission mit ihren schwachen Anfängen, gewinnen wollen, lade ich die Freunde ein, mich auf einem Besuch bei unserm Nachbar Migßuarnianga zu begleiten.

Doch da müssen wir zuvor unsere Kleider wechseln und andere anlegen — allerdings nicht aus Schönheitsrücksichten. Wir ziehen ein paar Beinkleider von Seehundsfellen und eine Jacke aus Hunde- oder ebenfalls aus Seehundsfell an, an der sich hinten eine Kapuze für den Kopf befindet. Dann ziehen wir weiche Seehundsstiefel an, versehen uns mit guten Handschuhen und schnallen Schneeschuhe an die Füße So, jetzt sind wir fertig. Ehe wir aber die äußere Thür öffnen und ins Freie treten, schlägt ein entsetzliches Geheul an unser Ohr. Es rührt von meinen fünf jungen Hunden her, die uns kommen hören und mich bewillkommnen. Sie sind jedoch für den Schlitten noch nicht eingefahren und wir müssen deshalb diesmal darauf verzichten, den Hundeschlitten zu benützen.

Wir treten hinaus ins Freie. Eine eisige Kälte schlägt uns entgegen, so daß besonders die Nase davon empfindlich berührt wird. Doch wir sind ja in Grönland. Der Schnee hat sich rings um das Haus zu einer Höhe von einigen Metern aufgetürmt, glücklicherweise aber in einiger Entfernung vom Hause, so daß der Eingang einigermaßen frei geblieben ist. Nicht selten liegen die Schneemassen auf der Wetterseite so dicht am Hause, daß sie die Fenster verdecken und sie vollständig verdunkeln. Man muß sie daher wegschaffen, um das nötige Licht im Hause zu haben. Bisweilen kann man sogar des Morgens nur durchs Fenster ins Freie gelangen, weil sich der Schnee während der Nacht dicht vor die Thür gelegt hat.

Nachdem wir eine kleine Meile auf unsern Schneeschuhen dahingefahren sind, haben wir die meteorologische Beobachtungsstation vor uns, über die der Vorsteher der Handelsstation die Aufsicht führt. Das Thermometer zeigt eben 20 Grad R. unter Null, während wir einige Tage zuvor 29 Grad hatten, den höchsten Kältegrad in diesem Winter. Rechts davon wird ein einzelnes Haus sichtbar, das fast ganz im Schnee begraben liegt. Das hat sich ein Hund zu nutze gemacht, ist aufs Dach hinaufgeklettert und pflegt hier der Ruhe. Bei gutem Wetter machen sich auch die Leute das Vergnügen und steigen hinauf, um die Aussicht zu genießen. In diesem Hause

wohnten im ersten Jahr, als die Station angelegt wurde, alle Europäer beieinander, und zwar zwei Handwerker, der Handelsvorsteher und ich mit meiner Frau. Wiewohl es unter diesen Umständen recht enge zuging, waren wir doch froh, hier ein schützendes Obdach zu finden, das trotz seiner engen Räumlichkeiten immerhin besser war, als das luftige Zelt, in dem wir kampieren mußten, so lange das Haus aufgeschlagen wurde. Jetzt bewohnen es die beiden Handwerker allein. Links davon erhebt sich die Wohnung des Handelsvorstehers, die eine sehr gute, geschützte Lage hat.

Wir fahren weiter und zwar das ziemlich steile Ufer hinab gegen das Meer zu, das der strenge Frost in seine Fesseln geschlagen hat. Selten gehts hier ohne einige Purzelbäume ab; aber die Sache ist nicht gefährlich, denn man fällt nur in den tiefen weichen Schnee. Hier passieren wir einen Proviantschuppen, der eine große Menge Lebensmittel im Vorrat enthält, für den Fall, daß das jährliche Schiff wegen des Eises die Rückfahrt nicht antreten kann und überwintern muß.

Nun sind wir auf der Eisfläche des Hafens angelangt und fahren über die Bucht hinüber. Mit einiger Schwierigkeit gelangen wir auf das jenseitige Ufer hinauf, da hier das Eis tiefe und breite Risse und schiefe Flächen aufweist. Aber noch sind wir nicht am Ziel. Die Fahrt geht noch eine kleine Meile weiter landeinwärts. Unterwegs halten wir etwas inne und halten Umschau, ob wir nicht vielleicht ein Schneehuhn, einen Seehund, oder etwa gar einen Eisbär erblicken können. Doch wir sehen diesmal nichts von alledem. Es ist jedoch noch garnicht lange her, daß ganz in der Nähe des Hafens sich zwei Bären zeigten. Wir setzten ihnen zu fünf nach, aber trotz unserer Hunde entwischten sie uns. Dagegen hat unser Nachbar in diesem Winter einen hier in der Nähe geschossen.

Endlich sind wir am Ziel und schnallen die Schneeschuhe ab. Aber wie? Ist denn da ein Haus? Wir sehen allerdings nicht viel davon. Nur aus einigen dunklen Oeffnungen im Schnee steigt ein dünner grauer Nebel empor. Das sind die Fenster einer vor uns liegenden Wohnstätte. Plötzlich taucht eine kleine Gestalt aus dem Dunkel einer andern Oeffnung, der Thür des Hauses auf. Wir sehen genauer hin und entdecken zu unserm Erstaunen, daß die kleine braune Gestalt ein Kind ist, das uns vergnügt anlächelt, aber trotz der Kälte vollständig unbekleidet ist.

Der Eingang des Hauses ist ein offener Schneetunnel, der 8 bis 10 Meter lang und so niedrig ist, daß man ihn nur kriechend passieren kann. Kaum haben wir ihn betreten, so müssen wir einige Augenblicke Halt machen, um uns erst an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Und das ist auch höchst ratsam; denn in der Mitte des tunnelartigen Ganges stoßen wir plötzlich auf eine Wasserlache, auf deren unreinem Gewässer einige kleine Spielzeugboote der Kinder schwimmen. Die warme Luft, die das Innere der Wohnung ausströmt, läßt die Pfütze nicht zugefrieren. Indem wir Hände und Füße vorsichtig gegen die Seitenwände stemmen, gelingt es uns, ziemlich trocken ins Innere des Hauses zu gelangen. Dieses besteht nur aus einem einzigen weiten Raum, der in seiner ganzen Länge und halben Breite eine Erhöhung zeigt, die des Nachts als Schlafstätte, am Tage als Tisch dient. Noch mehr als die höchst einfache Einrichtung setzt uns die mangelhafte Kleidung der Bewohner in Staunen. Die Kinder gehen ganz bloß und die Weiber tragen nur ganz kurze Beinkleider von Seehundsfellen, die fast nur die Breite von Gürteln haben, während die der Männer bis an die Knie reichen. Einige der Weiber sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf der Erhöhung und nähen; andere strecken sich faullenzend nach Gefallen. Die Männer sind augenblicklich nicht daheim, sondern auf der Jagd. Sie dürfen sich glücklich preisen, dort frische Luft atmen zu dürfen, während hier innen eine pestilenzialische Atmosphäre herrscht. Sie mag zwar für Grönländer erträglich sein, aber für unsere Nasen ist es zu viel verlangt. Da riecht es nach allen möglichen Ausdünstungen, vor allem nach Speck, Thran und allerlei Unrat.

Man begrüßt uns herzlich; denn ein Besuch ist in dem einförmigen Leben immer eine willkommene Abwechslung. Bald holt auch eine der Frauen ein Buch herbei und begiebt sich mit demselben an eins der Fenster, die nur aus dünnen Häuten, die vor die Fensteröffnung gespannt sind, bestehen. Ich ziehe ein ähnliches Büchelchen hervor und wir fangen an, miteinander aus der biblischen Geschichte in *westgrönländischer* Sprache zu lesen. Dies ist der erste schwache Anlauf zur Missionsarbeit in Ostgrönland. Aber — so wird man vielleicht fragen — warum predigst Du denn nicht den Leuten? Antwort: Weil ich die Sprache noch nicht genügend kann. Als ich hierher auf die Ostküste kam, hatte ich mir zwar einige geringe Kenntnisse der westgrönländischen Sprache angeeignet, aber man muß doch sehr mit ihr vertraut sein, um sich darin unter den Ostgrönländern zu bewegen; denn der Unterschied zwischen den beiden Mundarten ist größer als man meint. Dies zeigt sich besonders, wenn man über geistliche Dinge reden will. Da fehlt es bis jetzt im Ostgrönländischen an den bezeichnenden Ausdrücken. So hat man z. B. zwar ein Wort für *Seele*, aber keins für *Geist*, und es ist doch sehr unbestimmt, zu sagen: „Gott ist eine Seele", da hier jedermann glaubt, der Mensch habe viele Seelen.

Im letzten Sommer brachte man mir ein armes Mädchen, deren Füße voller Brandwunden waren. Sie konnte sich nur kriechend fortbewegen und es fehlten ihr alle Zehen. Sie wurde in einem Zelt auf unserm Wohnplatz untergebracht, und als sie etwas besser war, fing ich mit ihr an Hand einer Fibel das Lesen an. Die Buchstaben waren bald gelernt und es ging verhältnismäßig leicht mit dem Buchstabieren. Im Spätjahr siedelte sich dann auch ihre Familie hier an und sie ist es nun, bei der wir auf unserm Besuch eingekehrt sind. Die Füße des Mädchens sind jetzt so weit geheilt, daß sie trotz ihrer Verkrüppelung darauf umherstolpern kann. Auch mit dem Lesen haben wir seitdem fortgefahren und sind jetzt an der Entzifferung der biblischen Geschichte. Aber wir müssen jeden Augenblick innehalten, so oft uns ein Wort vorkommt, dessen Bedeutung die Leserin nicht kennt, sei es, daß das Wort einen ihr fremden Begriff ausdrückt, oder aber weil das Wort in seiner westgrönländischen Form hier an der Ostküste nicht bekannt ist. Ich muß dann allemal in meinem Gedächtnis herumsuchen, ob ich vielleicht ein anderes Wort mit ähnlicher bekannter Bedeutung finden kann, oder aber muß ichs durch Gebärden anzudeuten suchen. Manchmal gelingt es, die Sache klar zu machen, aber nur allzuoft geschieht es, daß wir den Versuch aufgeben und weiter lesen müssen in der Hoffnung, daß es in Zukunft besser gehen werde. Sobald das Mädchen wird etwas fließender lesen können, wird sie auch ihre Aufmerksamkeit besser auf den Sinn des Inhalts richten können. Schon jetzt habe ich die Freude, daß ihr bald das eine, bald das andere klarer wird. Wir müssen eben hier in mehr als einer Beziehung vorerst „kriechen" lernen, ehe wir gehen können, und es wird wohl noch eine geraume Zeit währen, bis wir die Freude haben, jemand auf der rechten Bahn laufen zu sehen. Vielleicht kann unsre Schülerin für manche in ihrem Kreise zu einem Wegweiser werden!

Inzwischen haben wir vollauf Zeit gehabt, uns im Innern der Eskimowohnung umzusehen. Wir haben dabei Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Ostgrönländer am liebsten im Garne eines andern jagen und die Beute sofort verschlingen. Auch sind sie entsetzlich voll von Ungeziefer und es ist garnicht zu vermeiden, daß wir auch etliche solcher ungebetenen Gäste mit nach Hause bringen. Es wäre noch manches Interessante in der grönländischen Hütte zu betrachten, aber wir haben frische Luft für unsere Lungen nötig und nehmen daher Abschied. Wir sagen den Leutchen „Lebewohl", das sie, obschon es kaum Mittag ist, mit einem: „Danke; schlafe wohl!" erwidern.

Draußen treffen wir die Männer an, die eben von der Jagd

zurückkehren. Sie tragen ihr schwarzes Haar lose und in langen Strähnen herabhängend, so daß es recht wohl geflochten werden könnte. Wir nicken ihnen freundlich zu, lassen uns aber nicht aufhalten, sondern beeilen uns, nach Haus zu kommen, denn der Wind hat sich inzwischen erhoben und der Schnee fegt über die Erdfläche dahin, so daß sich die Kälte doppelt fühlbar macht. Nun sind wir froh an unsern warmen dichten Kleidern. Eines Tages, als ich bei strenger Kälte und starkem Wind mit zu dünnen wollenen Handschuhen im Freien war, kam ich mit so erfrorenen Fingerspitzen nach Hause, daß sie erst nach einem Monate wieder normal wurden und sich vollständig häuteten. Ein anderes Mal, als ich mit dem Hundeschlitten fuhr, erhob sich ein so entsetzlicher Schneesturm, daß ich nur mit Hilfe der wegkundigen Hunde den Heimweg fand. Ueberhaupt war der letzte Winter sehr streng und wechselvoll. Aber wir trösteten uns mit dem Gedanken, daß, wenn der Winter in Grönland streng ist, er in Dänemark gewöhnlich recht mild ausfällt. Den Grönländern auf den entfernteren Wohnplätzen war es wegen der häufigen Stürme und des vielen Schnees fast unmöglich, zu uns zu kommen.

Sobald wir unser Heim erreichen, haben wir nichts Eiligeres zu thun, als unsere Kleider zu wechseln und uns zu waschen, um den Grönländergeruch so viel als möglich loszuwerden. Dieser ist so ausnehmend stark, daß wir, so oft wir Besuch von Eskimos gehabt haben, jedesmal das Zimmer tüchtig lüften müssen. Ungeachtet dessen, und obschon die Eskimo ihre großen Fehler haben, muß man sie doch lieb haben, denn sie begegnen uns mit großem Vertrauen und herzlicher Freundlichkeit.

Gott gebe, daß auch dieses Volk des kalten Nordens recht bald zum Gehorsam des Glaubens an unsern Herrn Jesum Christum gebracht werde!

Bücheranzeige.

Strümpfel, C. Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur. Herausgegeben vom Vorstande der Missionskonferenz der Provinz Sachsen. Berlin. Martin Warneck. 1898. 104 S. Mk. 1.

Ein wertvolles Seitenstück zu Egers „Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur", worin über 250 Erzeugnisse der deutschen Missionslitteratur übersichtlich gruppiert und kurz charakterisiert werden. Dieselben sind in vier Hauptabschnitten aufgeführt, und zwar: Missionstheorie (Apologetik, Polemik), Missionsgeschichte, zur Pflege des heimischen Missionslebens, Zeitschriften.

Sehr ausführlich ist mit Recht das Verzeichnis über die Litteratur der Missionsgeschichte, das wieder in 5 Unterabteilungen zerfällt: Gesamtdarstellungen und Statistik, zur Geschichte des heimatlichen Missionslebens, zur Geschichte einzelner Missionsgesellschaften, zur Geschichte einzelner Missionsgebiete, und Biographisches. Die Besprechung ist präzis und giebt jedesmal die charakteristischen Merkmale und den Hauptinhalt an. Vielleicht hätte noch manche Schrift herbeigezogen werden sollen, die wir in dem sonst so reichhaltigen Wegweiser vermissen. So hätten z. B. die Darstellungen des Basler und Leipziger Missionsseminars, die im letzten Jahr erschienen sind, erwähnt werden dürfen, umsomehr als die von Berlin I berücksichtigt worden ist. Ebenso fehlt die geschichtliche Skizze der Basler Goldküstenmission, während die der andern Basler Missionsgebiete in Indien, China und Kamerun aufgeführt sind. Unter den Zeitschriften ist die „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" nicht genannt. Der Güte und Brauchbarkeit des Wegweisers thun jedoch diese kleinen Lücken keinen Abbruch. Er ist im Gegenteil ein mit großer Sachkenntnis abgefaßtes Schriftchen und ein wertvolles Hilfsmittel für jeden, der für seine Missionsstudien oder auch für den praktischen Zweck von Missionsstunden sich darin nach Material umsieht.

Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1898. XI. Jahrgang. 204 S. Leipzig. H. G. Wallmann. Mk. 1.50.

Ein reichhaltiger und gediegener Inhalt zeichnet auch diesen Jahrgang aus. Eine Reihe von gutgeschriebenen Artikeln behandeln Stoffe aus der Mission, die den verschiedensten Gebieten entnommen sind. Auch die letztjährige Missionslitteratur findet wie gewöhnlich ihre Aufführung und Besprechung.

Cooper, L. Aus der deutschen Mission unter dem weiblichen Geschlechte in China. Dritte erweiterte Auflage. 164 S. Darmstadt, C. F. Winter'sche Buchdruckerei. 1898. Mk. 1.

Die mit mehreren Bildern ausgestattete Schrift zerfällt in zwei Teile. Der erste schildert das chinesische Kind, die Tochter des Hauses, die blinden Töchter, Verlobung und Hochzeit, die Frau und Mutter, und giebt eine kurze Darstellung der chinesischen Religionslehren und religiösen Gebräuche. Der zweite Teil, der etwas zu breit ausgefallen ist, giebt eine sehr eingehende geschichtliche Darstellung des Berliner Findelhauses auf Hongkong und bespricht im Anschluß daran die Blindenmission in China, für die der Hildesheimer Missionsverein im vergangenen Jahr seine erste Missionarin nach Hongkong ausgesandt hat. Für diesen Zweig der Blindenmission ist auch der Ertrag des Büchleins bestimmt. Letzteres wird besonders in Frauenvereinen gern gelesen werden.

Pierson, D. Seven years in Sierra Leone. The Story of the work of William Johnson. 252 p. London. James Nisbet & Co. 3 shill. 6 d.

Das Lebensbild Johnsons, eines Deutschen von Geburt, der von 1816 bis 1823 im Dienst der englisch-kirchlichen Mission in der damals noch jungen Kolonie Sierra Leone in großem Segen wirkte, hat durch Pierson eine neue Bearbeitung erfahren, nachdem die im Jahr 1852 erschienene Biographie Johnsons längst vergriffen und wohl auch vergessen ist. Dieses apostolische Missionsleben verdient es mit Recht, daß es der Vergessenheit entrissen wird. Leider ist aber die Darstellung mit so vielen Reflexionen und erbaulichen Betrachtungen des Autors durchwoben, daß der geschichtliche Zusammenhang darunter leidet. Auch ist zu bedauern, daß die damaligen eigenartigen Verhältnisse der erst entstehenden Kolonie mit ihren durch die englischen Kreuzer

befreiten Negersklaven, unter denen Johnson arbeitete, zu wenig Berücksichtigung gefunden haben. Es wäre das um so interessanter gewesen, als man sich heutzutage in dem anglisierten Sierra Leone keinen rechten Begriff mehr von jenen Tagen des Anfangs machen kann. Immerhin wird man durch das Buch erwärmt für den schlichten Hannoveraner, der in der kurzen Zeit seines treuen Wirkens so sichtlich gesegnet war.

Millard, C. **Victory,** being Reminiscences of and from Minnie M. Apperson (late Mrs. H. S. Phillips) of the Church of England Zenana Society. London, E. Marlborough & Co. 2 shill. 6 d.

Ein kurzes Missionsleben aus der Wirksamkeit einer Senanaarbeiterin in der chinesischen Provinz Fukien, das uns hier in Briefen geschildert wird; aber es ist ein gottgeweihtes Leben, das kurz vor dem Blutbad in Kutscheng seinen frühen Abschluß fand, weshalb auch von dem Märtyrertode der Mitarbeiterinnen keine Erwähnung gethan wird.

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Neukirchen, Kr. Moers, ist erschienen:

Stursberg, J. **Gedenkblätter** aus der Geschichte der Waisen- und Missionsanstalt in Neukirchen. Erste Hälfte: Bis zum Heimgang von Pastor Doll (23. Mai 1883). Mit 10 Abbildungen. 152 S. Mk. 1.

Diese Gedenkblätter sind zunächst für den engeren Freundeskreis der Neukirchener Anstalten veröffentlicht worden und geben deshalb auch sehr eingehend Bescheid über die einzelnen Vorgänge und Persönlichkeiten. Der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Anstalten ist das Lebensbild ihres Begründers, des verewigten Pastors Doll, vorangestellt, wie denn auch sonst viele persönliche Mitteilungen das Ganze beherrschen. Der Inhalt ist vorwiegend erbaulichen Charakters und wir sind dem Verfasser dankbar für die eingehende geschichtliche Darstellung dieser christlichen Anstalten, deren Gründung seiner Zeit manchen Widerspruch erregte, die aber in aller Stille unter dem Segen Gottes aufgeblüht sind.

— **J. Hudson Taylor und die China-Inland-Mission.** Deutschen Missionsfreunden zur Glaubensstärkung vorgeführt. Mit einem Bild von J. H. Taylor und einer Uebersichtskarte von China. Zweite, bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. broch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.60.

Das Lebensbild des Gründers und Leiters der China-Inland-Mission, die in den letzten Jahren einen so bedeutenden Aufschwung genommen hat und manchen Missionskreisen gewissermaßen als Ideal vorschwebt, ist mit viel Wärme gezeichnet und auch ganz dazu angethan, den Glauben und das Gottvertrauen zu stärken. Doch hätte vielleicht der eigenartige Betrieb dieser Mission etwas eingehender beleuchtet werden sollen.

Pierson, D. **Gott hinter dem Missionswerk.** Missionspredigt. Aus dem Englischen. 20 S. 15 Pf.

Spurgeon. Unser allmächtiger Führer. Missionspredigt. 20 S. 15 Pf.

Augé, Fr. **Gerhard Tersteegen als Seelsorger.** 39 S. 30 Pf.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Die Mission im südlichen Formosa.

1. Geschichtliches.

Den Namen „Formosa", die Schöne, erhielt die Insel seiner Zeit von den Portugiesen, als diese am Ende des 15. Jahrhunderts auf ihren ausgedehnten Seefahrten China berührten. Ihr ursprünglicher Name ist dagegen Pekan oder Pekando, den die Chinesen bei ihrer Besitzergreifung in Ki-lung-schan, und später in Tai-wan verwandelten. Die erhabene Schönheit der Insel fällt besonders in die Augen, wenn man ihr westliches Gestade mit seinen reichen und fruchtbaren Gefilden betritt, in deren Hintergrund sich prächtige Bergketten von Norden nach Süden hinziehen, die eine Höhe bis zu 10 000 Fuß erreichen. In ihrer Mitte aber erhebt sich der gewaltige Mount Morrison, dessen Gipfel bis zu 12 850 engl. Fuß ansteigt. Vom Meer aus gesehen erscheinen die Berge um so höher und imposanter, als sie sich direkt aus dem Ocean erheben. Der Bodengestalt nach besteht die Insel, die etwa 230 engl. Meilen lang und 60 Meilen breit ist, im Westen, wo sie dem chinesischen Festland zugekehrt ist, hauptsächlich aus angeschwemmtem Land und Sandstein, während das Bergland der Ostseite mit seinen fruchtbaren Thälern durchweg Granitgestein aufweist. Sie besitzt einen großen Reichtum an Mineralien, vor allem an Kohlen und Schwefel, und ist überaus fruchtbar. Besonders wird viel Reis und Thee gepflanzt und alle Arten von tropischen Gewächsen kommen daselbst in Fülle vor. Dagegen ist das Klima weit mehr einem üppigen Wachstum der Pflanzenwelt günstig als der Gesundheit der Europäer; denn das Fieber ist in der Niederung allgemein heimisch und erschwert jeden längeren Aufenthalt der Ausländer.

Quellen: China and Formosa, by J. Johnston. 1897. — The China Mission Hand-Book. 1896.

Die Urbewohner Formosas, die auch jetzt noch das Bergland und den Küstenstreifen im Osten der Insel bewohnen, gehören der malayischen Rasse an. Sie sind ein wildes und uncivilisiertes Geschlecht, unter dem noch heute die Kopfjägerei wie in Borneo unter den Dajaken im Schwange ist. Seitdem jedoch die Chinesen anfangs des 15. Jahrhunderts Anspruch auf den Besitz der Insel erhoben, hat eine starke Einwanderung aus der gegenüberliegenden Provinz Fukien stattgefunden. Ebenso haben sich sehr viele Hakka aus Swatau auf Formosa niedergelassen. Diese haben es verstanden, nach und nach Besitz von dem fruchtbarsten Teile der Insel zu ergreifen und die Urbewohner immer weiter in die dichten Urwälder der Berge zurückzudrängen. Hier haben sich diese eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren gewußt, sind aber auch in ihrem ursprünglichen wilden Zustand verblieben und stehen mit der chinesischen Bevölkerung auf feindlichem Fuß. Ein Teil derselben steht jedoch im Verkehr mit den Eroberern und ist dadurch bis zu einem gewissen Grad civilisiert worden. Sie haben infolgedessen chinesische Sitten und mehr oder weniger auch ihre Sprache angenommen. Dadurch haben sie sich aber bei ihren eigenen Volksgenossen in den Bergen so verhaßt gemacht, daß die bitterste Feindschaft zwischen ihnen herrscht.

Der chinesischen Besitzergreifung dieser schönen Insel ging die durch die Holländer voraus. Denn als diese nach langjährigen Kämpfen mit den Spaniern ihre religiöse und politische Freiheit errungen hatten und ihren Kolonialbesitz immer weiter ausdehnten, beherrschten ihre Handelsschiffe fast alle fremden Meere. Besonders dehnten sie ihre Handelsmacht in Ostasien aus, und ihre Schiffe besuchten von den Molukken und den Sunda-Inseln aus selbst China und Japan. Auf dem Wege dahin besetzten sie u. a. die Inselgruppe der Pescadores an der Westküste von Formosa. Dagegen protestierten aber die Chinesen und nötigten die Holländer, von jenen Inseln abzusehen. Als Ersatz dafür räumten ihnen die Chinesen das Recht ein, sich auf der Insel Formosa festzusetzen. Damals scheinen noch katholische Missionsplätze aus der portugiesischen Zeit her dort bestanden zu haben.

So ergriffen denn die Holländer Besitz von der schönen Insel und erbauten im Jahr 1624 das Fort Zeelandia bei der heutigen Stadt Tai-wan. Aber ihres Bleibens war nicht allzulange. Unter

den politischen Wirren, die dem Sturze der Ming-Dynastie durch die Mandschu (1644) folgten, fand die holländische Herrschaft ihr Ende. Ein Parteigänger der ersteren, der Piratenhäuptling Koxinga, suchte 1661 Formosa an sich zu reißen und belagerte die holländische Feste. Die tapfere Besatzung hielt sich dreiviertel Jahr lang, mußte aber schließlich 1662 abziehen und die Insel räumen.

Ein Beispiel von Heldenmut und Patriotismus legte während dieser Belagerung ein holländischer Kaplan, Namens Hambroek, an den Tag. Er war als Gefangener in die Hände Koxingas gefallen und wurde von diesem mit einem Brief an die Besatzung des Forts abgeschickt, worin dieselbe zur Uebergabe aufgefordert wurde. Aber Hambroek munterte statt dessen seine Landsleute auf, tapfer auf ihrem Posten auszuhalten. Zwei blühende Töchter beschworen ihn unter Thränen, doch nicht mehr ins feindliche Lager zurückzukehren. Aber er fürchtete, daß seine beiden andern Kinder, die mit ihm in die Gewalt des Feindes geraten waren und sich im Lager befanden, getötet werden würden. Er begab sich deshalb, obwohl er einen martervollen Tod vor sich sah, zu Koxinga zurück und wurde von diesem in grausamer Weise ermordet.

Wie auf den Besitzungen von Niederländisch-Indien und Ceylon hatte es auch hier die holländische Handelskompagnie nicht unterlassen, durch Kaplane das Christentum unter den Bewohnern von Formosa zu pflanzen. Aber diese Christianisierung der Kolonialgebiete geschah in einer Weise, daß es zumeist nur ein Namenchristentum war, dem es sowohl an christlicher Erkenntnis als auch an christlichem Leben fehlte. So war es auch in Formosa der Fall. Zwar arbeiteten seit dem Jahr 1627 einige Kaplane, wie Georg Candidius und Robert Junius mit anerkennenswertem Eifer an der Bekehrung der Eingebornen, und es scheint, daß sie es mit der Unterweisung der Täuflinge ernst genommen haben; aber andere Kaplane folgten, und mit der zunehmenden Zahl der Christen scheint man es auch mit der Aufnahme der Bekehrten nicht mehr so genau genommen zu haben wie am Anfang. Die Christen zählten schon nach zwei Jahrzehnten nach Tausenden, worunter sich wohl viele nur äußerlich zum Christentum bekannten. Denn nachdem die Holländer von der Insel vertrieben waren, fielen sie scharenweis wieder ab und es währte nicht lange, so war von den Christengemeinden Formosas keine Spur mehr vorhanden.

Man fragt sich mit Recht, wie dies möglich gewesen ist. Es ist dies aber erklärlich, wenn man bedenkt, wie die holländische Ko-

lonialbehörde damals das Christentum in ihren Besitzungen auszubreiten pflegte. Erstlich waren die damit betrauten Kaplane die Bediensteten der Handelskompagnie, die von den allmächtigen Handelsherren abhängig waren und deren Beamte an Ort und Stelle nicht selten eine unfreundliche Stellung zur Sache einnahmen. Zudem unterließ es die Kolonialbehörde häufig, für die nötige Zahl von Geistlichen zu sorgen, so daß die Gemeinden nicht genügend beaufsichtigt und geistlich bedient werden konnten. Mancherorten, wie z. B. in Ceylon, wurde u. a. die Erlangung eines einträglichen Regierungsamtes von der Zugehörigkeit zur Staatskirche abhängig gemacht, wodurch natürlich der Uebertritt nicht allein zum Lockmittel, sondern auch zu einem Zwang für viele Eingeborne wurde. Ferner wurde den Christen statt der Bibel nur der Katechismus in die Hand gegeben, der als christliches Lehrsystem dem Gedächtnis eingeprägt wurde. Zwar wurden von dem einem oder andern Kaplan einzelne Teile der hl. Schrift in die Landessprache übersetzt, aber sie wurden niemals gedruckt. An Katechismen dagegen wurden zwei ausgegeben. Es kann deshalb nicht befremden, daß die sogenannten Regierungschristen zum großen Teil der holländischen reformierten Kirche nur äußerlich angehörten. In Formosa währte zudem die holländische Herrschaft viel zu kurz, als daß das Christentum hätte tiefe Wurzeln schlagen können. So kam es, daß nach dem Abzug der Holländer das Christentum wieder von der Insel verschwand und das alte Heidentum an seine Stelle trat, bis nach einem Zeitraum von 200 Jahren die evangelische Mission aufs neue mit ihrer Arbeit einsetzte.

2. Die englischen Presbyterianer in Süd-Formosa.

Es waren die englischen Presbyterianer, die zuerst auf dem Plan erschienen. Ihr Eintritt in diese Arbeit geschah von dem gegenüberliegenden Festland Chinas aus, wo sie seit 1851 in Amoy und seit 1857 in Swatau ein aufblühendes Missionswerk hatten. Aber auch sonst bestanden nahe Beziehungen zwischen Formosa und dem Festland. Gehörte doch die Insel bis zu ihrer Besitzergreifung durch die Japaner (1895) mit ihrer Westküste politisch zur chinesischen Provinz Fukien, deren Verwaltung sie unterstellt war. Zudem besteht der größte Teil der auf Formosa ansässigen chinesischen Bevölkerung aus Einwanderern des Amoy-Bezirks, die auch ihre Sprache dahin verpflanzt haben und durch den Handel

in beständigem Verkehr mit ihrer alten Heimat stehen. So lag es nahe, daß von Amoy aus die Mission einen Ableger nach Formosa hinüber verpflanzte. Selbst den dortigen chinesischen Christen war es ein ernstliches Anliegen, daß ihren Brüdern drüben auf der schönen Insel das Evangelium gebracht werde.

Zu dem Zweck besuchte Missionar Douglas im Jahr 1860 die Insel und hielt sich längere Zeit daselbst auf, wobei er den Eindruck erhielt, daß der Missionsthätigkeit hier ein wichtiges Arbeitsfeld gegeben sei. Zur Aufnahme desselben kam es aber erst, nachdem der Missionsarzt Dr. Maxwell, der in Edinburg, Berlin und Paris studiert und zuletzt als Arzt am städtischen Krankenhaus in Birmingham gewirkt hatte, 1864 in China eintraf und im folgenden Jahr mit Miss. Douglas nach Formosa übersiedelte. Sie wollten sich anfangs in Tai-wan-fu, der volkreichen Hauptstadt der Insel, niederlassen; aber Unruhen, die sich deswegen erhoben, nötigten sie, diesen Platz zu verlassen. Sie wandten sich nun nach der südlicher gelegenen Hafenstadt Ta-kau, die zwar nur 2000 Einwohner zählte, aber die nötige Sicherheit bot; denn sie gehörte zu den für die Ausländer offenen Vertragshäfen.

Die Aufnahme war hier weit besser und Dr. Maxwell konnte, nachdem Douglas nach Amoy zurückgekehrt war, ohne Schwierigkeit ein kleines Hospital errichten. Auch predigte er sonntäglich den englischen Kaufleuten, die sich am Ort befanden. In der kleinen Kapelle fanden sich allmählich chinesische Zuhörer ein, die zwar anfangs nur ab- und zugingen, von denen aber doch bald einige für das Evangelium gewonnen wurden und die als Erstlinge der Formosa-Mission den Grundstock zu der entstehenden Gemeinde bildeten. Durch seine medizinische Thätigkeit gewann Dr. Maxwell immer mehr das Vertrauen der Bevölkerung, und durch seine Patienten, die von auswärts kamen, wurde das Evangelium auch auf das Land hinaus in die umliegenden Dörfer getragen. Für die zunehmende Missionsarbeit sollte ihm deshalb 1866 ein ordinierter Missionar zur Seite treten. Aber dieser erreichte seinen Bestimmungsort nicht. Auf seiner Reise nach Formosa wurde er angesichts der Küste Chinas von einer Welle über Bord gewaschen und ward nicht mehr gesehen.

An seine Stelle trat Miss. Ritschie (1867) in die hoffnungsvolle Arbeit ein und leitete das sich rasch entwickelnde Missions-

werk in Ta-kau. Dr. Maxwell aber siedelte zwei Jahre später nach der Hauptstadt Tai-wan-fu über, das mit seinen 200 000 Einwohnern ein günstigeres Feld für seine missionsärztliche Thätigkeit bot, als der viel unbedeutendere Hafenplatz. Doch wurde in letzterem neben der direkten Missionsarbeit auch das kleine Hospital zunächst fortgeführt.

Inzwischen hatten sich einige kleine Gemeinden gebildet, die im Jahr 1868 ihre Feuertaufe erhielten. Im Mai dieses Jahres erhob sich in Ta-kau eine heftige Verfolgung, die sich auch auf die Umgebung der Stadt erstreckte. Sie wurde von den chinesischen Beamten und Bücherlesern in Scene gesetzt, indem sie den Pöbel gegen die Missionare und die Christen aufhetzten, sich selbst aber im Hintergrund hielten. Die Verfolgung richtete sich anfangs nur gegen die Katholiken, denen eine Kapelle niedergebrannt wurde; sie dehnte sich aber bald auch auf die Protestanten aus, da die Heiden keinen Unterschied zwischen den beiden Konfessionen zu machen wußten. In Pi-thau wurde ein Missionsgehilfe vom wütenden Pöbel mißhandelt und nur durch die Dazwischenkunft des Kreis-Mandarinen kam derselbe mit dem Leben davon. Trotzdem wurde er ohne allen Grund längere Zeit in den Kerker geworfen, während die Unruhstifter frei ausgingen.

Noch schlimmer erging es dem alten Prediger Tscheng-hong. Dieser hatte nichts ahnend sich nach einem Nachbardorf begeben, um seine Frau, die ihn verlassen und sich zu ihrer Mutter begeben hatte, zur Rückkehr zu bewegen. Während er sie zu überreden sucht, stößt seine Schwiegermutter plötzlich den Ruf aus, ein Katholik wolle ihre Tochter entführen. Im Nu war das Haus vom Pöbel umlagert, der die drohendste Haltung annahm. Tscheng-hong flüchtete sich in ein benachbartes Haus, aber das erregte Gesindel fiel über ihn her und schleppte ihn ein Stück weit auf der Straße entlang. Dann steinigten sie ihn und schlugen ihn mit Keulen vollends tot. Aber damit war die Wut des Volkes noch nicht gestillt. Seine Mörder rissen ihm das Herz aus dem Leibe und verzehrten es; den Leichnam warfen sie in einen Graben.

Solche Brutalität durfte nicht ungestraft bleiben. Der englische Konsul legte sich mit einem Kanonenboot vor die Stadt Anping, landete eine Anzahl Seesoldaten und zwang die Mandarinen, Genugthuung zu leisten. Die Kunde von dem Ausgang der Sache verbreitete sich über die ganze Insel und verschaffte den christlichen Gemeinden von da an Duldung und Ruhe.

Während sich die Arbeit in und um Ta-kau auf die chinesische Bevölkerung beschränkte, breitete sich das Werk von Tai-wan-fu sehr bald nach Norden und Osten aus, wo das Evangelium unter den chinesierten Stämmen malayischen Ursprungs Eingang fand. Die Anknüpfung mit diesen Urbewohnern wurde zunächst durch zwei dieser Leute eingeleitet, die von den Missionaren in Tai-wan-fu in Dienst genommen wurden, in der Hoffnung, daß man durch sie auch ihren Volksgenossen nahe kommen würde. Man täuschte sich hierin nicht. Die beiden wurden nicht allein Christen, sondern sie übten auch durch ihren christlichen Wandel einen solchen Einfluß auf ihre Dorfgenossen aus, daß diese von da ab ohne Scheu im Missionshaus gelegentlich vorsprachen und hier den Hausgottesdiensten anwohnten. Infolgedessen regte sichs schon nach kurzem in ihrem Dorf Bak-sa. Dr. Maxwell und Miss. Ritschie besuchten ab und zu den Ort, wo ungefähr 50 Familien aus freien Stücken ihre Götzen vernichteten und eine Kapelle bauten. Die dortigen Leute bezeigten besonders einen großen Eifer, sich gegenseitig die Kirchenlieder zu lehren und sie dem Gedächtnis einzuprägen. Knaben und Mädchen, die aus dem Thal das Vieh auf die Höhen trieben, nahmen ihre Gesangbücher mit hinauf auf die Berge, wo sie einen Vers nach dem andern anstimmten und die Gesänge ins Thal hinab erschallen ließen. Die Gemeinde in Bak-sa mehrte sich rasch, nachdem am 13. August 1870 43 Personen getauft worden waren. Im Jahr 1877 wurde schon die dritte größere Kirche mit 400 Sitzplätzen erbaut, wozu die Gemeinde außer vielen Naturalleistungen 800 Mark beitrug. Auch in drei weiteren Dörfern entstanden kleine Gemeinden unter diesen Urbewohnern, die sich unter mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen treu bewährten.

Ebenso bildeten sich solche im Nordosten von Tai-wan-fu in der Stadt Kagi und in derem Bezirk. Hier machten aber alsbald die Heiden an dem einen Orte, wo die Christen eine Kapelle bauten, einen Angriff auf dieselben, plünderten ein Christenhaus, trieben Vieh hinweg und verwundeten mehrere Personen tödlich. Miss. Campbell, der sich gerade dort aufhielt, wäre dabei fast ums Leben gekommen.

Etwa um Mitternacht erwachte er plötzlich an einem Geräusch. Leute drangen an verschiedenen Stellen durch die Umzäunung des

Kapellenplatzes und liefen mit Feuerbränden um das Haus. Er erhob sich und fand, daß sein Zimmer bereits über ihm lichterloh brannte. Zugleich war das Haus von wilden Gestalten umringt, die ihre Gesichter geschwärzt hatten und mit Messern und Speeren bewaffnet waren. Campbell versuchte zu entfliehen, wurde aber mit den Speeren ins brennende Haus zurückgetrieben. Er flüchtete sich nun ins anstoßende Zimmer, wohin ihm die Mordbrenner nicht nachzukommen wagten. Sie stemmten ihre Speere gegen die Thür, die aber zum Glück nicht nachgab. Zugleich suchten sie die dünne Seitenwand einzustoßen. Währenddem füllten sich die Räume des brennenden Hauses so mit Rauch, daß die Angreifer etwas zurückwichen. Auch Campbell suchte das Freie zu gewinnen, da der Rauch und die Hitze den Aufenthalt im Haus nachgerade unerträglich machte. Aber draußen standen die Mordgesellen mit gezückten Speeren und erwarteten ihr Opfer. Er suchte nun auf der hinteren Seite einen Ausweg, denn jetzt wurde auch ein Fenster eingestoßen und eine Brandfackel ins Zimmer geworfen, die alsbald das Hausgerät in Flammen setzte. In diesem Augenblick der höchsten Gefahr, als das leichte Bambushaus zusammen zu stürzen drohte, erhob sich ein Wind und wehte den Qualm von dem brennenden Gebäude den Belagerern ins Gesicht. Sie zogen sich etwas zur Seite zurück und es gelang Campbell unbemerkt das Freie zu gewinnen. Er kletterte über einen Damm und lief eine Strecke querfeldein, bis er ein Gestrüpp erreichte, in dem er sich eine Weile versteckt hielt. Da er sich aber hier nicht sicher wußte — denn er sah, wie man mit Fackeln auf dem Felde nach ihm suchte — verbarg er sich im Gebüsch eines entfernteren Bergabhangs und erwartete hier den Morgen ab. Von da schlich er sich mit dem eingebornen Prediger, der inzwischen mit ihm zusammengetroffen war und ihn mit der nötigsten Kleidung versah, auf Bergpfaden nach Kagi, wo sie bei der Behörde Anzeige von dem Mordanfall machten. Da auch hier die Bevölkerung eine drohende Haltung annahm, wurde der Missionar unter militärischem Geleit nach Tai-wan-fu verbracht.

Die Gemeinden in diesem nordöstlichen Distrikt wuchsen indes trotz der mancherlei Verfolgungen und Bedrückungen. Viele der Leute wurden so geplagt, daß sie in den Wäldern ihre Zuflucht suchen mußten. Selbst in der Distriktsstadt Kagi gelang es nach mehrfachen vergeblichen Versuchen eine Station anzulegen und eine Gemeinde zu sammeln. Besonders Dr. Maxwells ärztliche Thätigkeit trug viel dazu bei, der Mission da und dort Eingang zu verschaffen. Auch noch weiterhin im Norden drang das Evangelium

zu den chinesierten Urbewohnern, und es enstanden Gemeinden, über die jedoch unser Gewährsmann, Miss. Johnston, leider keinen näheren Aufschluß erteilt, die aber nach seinen statistischen Angaben noch bestehen.

Die Station Ta-kau, wo die Mission ihren Ausgangspunkt nahm, und von wo aus sich eine Anzahl von Gemeinden im Süden der Insel unter der chinesischen Bevölkerung bildeten, wurde 1876 als Hauptstation aufgegeben und das europäische Missionspersonal auf Tai-wan-fu konzentriert. Die nächste Veranlassung dazu gab die nötig gewordene Gründung eines Predigerseminars, das in der Hauptstadt eröffnet wurde und die Heranziehung aller europäischen Kräfte erforderte. Seitdem hat sich das Werk hauptsächlich nur noch unter der chinesischen Bevölkerung ausgedehnt. Nur im Jahre 1881 wurden drei neue Plätze unter den Urbewohnern im Bergland der Ostküste, etwa 8 bis 9 Tagreisen von der Hauptstadt entfernt, besetzt.

Leider verlor die Mission 1884 ihren Gründer, Dr. Maxwell. Nachdem er in den siebziger Jahren nach einer schweren Krankheit längere Zeit in Europa hatte weilen müssen, kehrte er wieder auf sein Arbeitsfeld zurück. Aber es waren ihm hier nur noch wenige Jahre der Arbeit beschieden. Im Jahr 1884 war er infolge der Unruhen, die der französische Krieg mit Formosa hervorrief, genötigt, mit den übrigen Ausländern die Insel zu verlassen. Die Missionare zogen sich nach Amoy zurück, von wo sie aber im folgenden Jahre wieder in die Arbeit eintreten konnten. Dr. Maxwell dagegen sah sich wegen seiner gebrochenen Gesundheit genötigt, in die Heimat zurückzukehren.

Mittlerweile war die Formosa-Mission so erstarkt, daß die Missionare daran denken konnten, ihren Christen ein eigenes Arbeitsfeld zuzuweisen, damit der Missionssinn in ihnen geweckt werde und sie in selbständiger Weise mitwirkten zur Ausbreitung des Evangeliums. Man richtete dabei sein Augenmerk auf die zur Präfektur Tai-wan gehörige und von Chinesen bewohnte Gruppe der Pescadores oder Fischerinseln. Diese liegen nur einige 40 bis 50 engl. Meilen von Formosa entfernt, und ihre Bevölkerung, die ungefähr 70 000 Seelen zählt, spricht dieselbe chinesische Mundart wie die chinesischen Bewohner Formosas. Ueberdies bestanden bereits mehrfache Anknüpfungspunkte, indem einige Formosa-

Christen von dorther stammten. Miss. Campbell unternahm deshalb 1886 in Begleitung eines eingebornen Predigers eine Untersuchungsreise dahin und fand die Verhältnisse für ein Missionsunternehmen so günstig, daß er in Ma-kung eine Wohnung mietete und den Prediger gleich dort zurückließ.

Es galt nun die Christen in Formosa für dieses Unternehmen zu erwärmen und die Unterhaltung desselben auf ihre Schultern zu legen. Die Angelegenheit wurde den Gemeinden vorgestellt, und der Erfolg davon war, daß von den verschiedensten Seiten freiwillige Beiträge dafür einliefen. Sie sind auch seither so reichlich eingegangen, daß man ein eigenes Haus für die Mission erwerben und den Unterhalt des eingebornen Predigers davon bestreiten konnte.

Inzwischen ist die Insel Formosa in die Hände der Japaner gefallen. Zwar suchte der Anführer der sogenannten „Schwarzflaggen", General Liu Yung, den Japanern die Insel streitig zu machen, aber er mußte, da er von China nicht unterstützt werden konnte und nur auf die Patrioten Formosas angewiesen war, schließlich der Uebermacht weichen. Als Frau verkleidet gelang es ihm an Bord einer Dschunke der Wachsamkeit der Japaner zu entgehen und von der Insel zu entkommen.

Ueber die Aussichten, die durch diesen Wechsel der Mission unter der japanischen Herrschaft erwachsen, sind die Meinungen geteilt. Miss. Johnston, der allerdings längst nicht mehr auf Formosa weilt und deshalb nicht als Augenzeuge angeführt werden kann, schreibt hierüber:

Man hat große Erwartungen an die japanische Besitzergreifung geknüpft und gehofft, daß der Mission daraus manche Förderung erwachsen werde. Aber es ist zu fürchten, daß die gehofften Ergebnisse sehr fraglicher Natur sind. Allein wir wollen nicht allzu schwarz sehen und auch nicht Japan von vornherein verdächtigen. Jedenfalls wird die eroberte Insel mit der Zeit durch das neue Regiment an äußerer Wohlfahrt vielfach gewinnen. Die wilden Stämme der Ostküste werden nun unterworfen und unter die Gesetze des Landes gestellt werden, oder aber werden sie von der Flutwelle der sogenannten Civilisation hinweggeschwemmt. Ferner wird man Bergwerke eröffnen und möglichst ausbeuten. Bessere Straßen und die Verkehrsmittel der Neuzeit werden dem Handel zugute kommen, sodaß derselbe samt der Industrie einen bedeutenden Aufschwung

nehmen wird. Auch ist zu hoffen, daß die Rechtspflege von den Japanern besser und gerechter ausgeübt werden wird, als von den Chinesen. Anderseits ist aber auch vorauszusehen, daß sich im Volkswesen selbst eine große Wandlung vollziehen wird. Der Zufluß von auswärts wird künftighin nicht mehr nur aus Chinesen bestehen, sondern es wird jetzt auch eine japanische Einwanderung stattfinden. Für die ansässigen Chinesen aber, die bisher den Grundstock der Bevölkerung bildeten, wird es überaus schwer halten, unter den neuen Verhältnissen ihre Selbständigkeit und Eigenart zu bewahren. Ja es ist anzunehmen, daß sie wie die chinesierten Stämme der Urbewohner von den fortschrittlichen Japanern an die Wand gedrückt werden. Von den letzteren aber, die sich über Kopf und Hals den Kulturstaaten des Abendlandes angeschlossen haben, ist kaum zu erwarten, daß sie sich so bald in die Rolle von Eroberern finden und unterjochte Völker zu behandeln wissen werden. Auch im Punkt der öffentlichen Sittlichkeit wird ohne Zweifel eine Verschlimmerung eintreten; denn es herrscht bei den Japanern nicht nur die gröbste Zügellosigkeit, sie legalisieren sogar das Laster und tragen es offen zur Schau. Die Chinesen mögen hierin im allgemeinen nicht viel besser sein, aber sie haben doch das voraus, daß sie sich dessen schämen. Schon jetzt seufzen die Bewohner Formosas unter der Greuelwirtschaft ihrer Eroberer.

Doch dazu ist ja die Mission da, daß sie dem entgegen zu wirken sucht, und es kommt schließlich nicht darauf an, ob sie unter Chinesen oder Japanern arbeitet. Beiden thut das Evangelium not. Eine rechte Freude aber gewährte uns die Wahrnehmung, wie sich die Christen im japanischen Heer gegenüber den Missionaren und unsern eingebornen Christen verhielten. Sie kamen jenen mit aller Ehrerbietung und diesen wie Brüdern entgegen. Noch bevor der Friede erklärt war, gingen sie als Glaubensgenossen mit ihnen gemeinsam zum Tisch des Herrn. Auf demselben Glaubensgrund stehend fiel die nationale Schranke von selbst dahin, und man stand sich nicht als Feind, sondern als Bruder in Christo gegenüber.

---

3. Der neuere Stand der Mission.

Der kurzen geschichtlichen Skizze lassen wir nun noch eine gedrängte Uebersicht über den neueren Stand der englisch-presbyterianischen Mission folgen, die wir dem China Mission Hand-

Book (Shanghai 1896) entnehmen. Sie gewährt uns zugleich einen kleinen Einblick in die Art des Betriebs dieser Mission.

Das gesamte Arbeiterpersonal in Tai-wan-fu, dem Centrum der Mission, bestand Ende 1896 aus 4 Missionaren, 1 Missionsarzt, 1 europäischen Lehrer und 3 Missionarinnen. Auf 40 Außenstationen finden sich allsonntäglich die Christen zusammen, die regelmäßig von den Missionaren besucht werden. Bei dieser Gelegenheit werden auch die Sakramente administriert. Doch sind nur etwa 30 dieser Außenposten mit eigentlichen Predigern besetzt. Die Gesamtzahl der Kommunikanten betrug im genannten Jahr 1225, von denen etwa 700 den chinesierten malayischen Stämmen angehören. Die Bedienung dieser 40 Außenstationen nimmt fast die ganze Kraft der Missionare in Anspruch und es bleibt ihnen deswegen auch sehr wenig Zeit für die Heidenpredigt und zu litterarischer Thätigkeit übrig. Ueberhaupt sind die Gemeinden meist ohne das direkte Zuthun der Missionare entstanden. Das Werk hat sich nach verschiedenen Seiten hin so ausgedehnt, daß die Missionare gar nicht imstande waren, ihm immer die nötige Aufsicht und Pflege zuzuwenden.

Von den in Tai-wan-fu stationierten Missionsarbeitern ist einer ausschließlich mit der Leitung des Seminars und der Druckerei in Anspruch genommen; die übrigen besuchen abwechselnd die Außenstationen. Eine Abgrenzung des Arbeitsgebietes und Verteilung der einzelnen Außenposten unter die verschiedenen Missionare findet nicht statt, sondern sie führen alle gleichermaßen die Aufsicht über dieselben. Es geschieht dies in der Weise, daß beim jedesmaligen Besuch des Missionars auf der Station eine Konferenz mit den Kirchenältesten gehalten wird, wobei die innern und äußeren Angelegenheiten der Gemeinde besprochen werden. Hierauf werden etwaige Taufbewerber in Anwesenheit der Kirchenältesten einzeln geprüft. Das Ergebnis der Prüfung wird sorgfältig in ein Buch eingetragen, das auf der Station verbleibt und dem nächsten visitierenden Missionar die nötigen Anhaltspunkte giebt. Ebenso werden alle Fälle der Kirchenzucht und sonstige Vorkommnisse in der Gemeinde in ein Buch niedergeschrieben. Für die Aufnahme von Taufbewerbern oder Wiederaufnahme von Ausgeschlossenen ist kein bestimmter Zeitpunkt vorgesehen, sondern man richtet sich jedesmal nach dem einzelnen Fall. Am folgenden

Sonntagmorgen findet dann die Taufe der Katechumenen statt; am Nachmittag wird gewöhnlich das heilige Abendmahl gefeiert. Während der nächsten Woche wird eine andere Gemeinde besucht, und der visitierende Missionar bringt so meist zwei oder drei Sonntage auf den Außenstationen zu, ehe er auf die Hauptstation zurückkehrt. Zuweilen ist er jedoch auch mehrere Monate von dieser abwesend.

Die Mehrung der Gemeinden, sowie die Ausdehnung des Werks hängt zum größten Teil von den Christen und ihrem Missionseifer ab. Denn die Predigtreisen der Missionare, die zunächst auch nur dem Besuch der Außengemeinden gelten, sind viel zu kurz und vorübergehend, als daß von ihnen eine nachhaltige Wirkung erwartet werden könnte. Zwar werden die eingebornen Prediger beständig angehalten, in der Umgebung ihrer Stationen Reisepredigt unter der heidnischen Bevölkerung zu treiben, aber da sie hierin nicht beaufsichtigt werden können, ist es ganz und gar der Gewissenhaftigkeit und Treue des Einzelnen überlassen, inwieweit er seiner Pflicht nachkommt.

Soweit sich die Mission mit dem Schul- und Erziehungswesen abgiebt — und das ist nicht eben viel — hat sie mit demselben nur die christliche Jugend im Auge. Doch besuchen auch einige wenige Heidenkinder die Ortsschulen. In allen diesen Missionsschulen wird grundsätzlich kein Wort Englisch gelehrt. Große Aufmerksamkeit wird dem Predigerseminar und der Ausbildung von Missionsgehilfen gewidmet. Das gegenwärtige Seminargebäude wurde 1880 errichtet und ist für die Aufnahme von 13 Zöglingen berechnet.*) Der Lehrplan ist sehr einfach und beschränkt sich nur auf die allernötigsten Unterrichtsfächer, da die meisten Zöglinge zu wenig Vorbildung mitbringen. Es wird vor allem das alte und neue Testament gelesen und erklärt; außerdem werden einige Lektionen in Arithmetik, Astronomie und in der Ausarbeitung von Predigten erteilt. Am Nachmittag liest man mit ihnen die Bibel in chinesischer Schrift, die chinesischen Klassiker und etwas Kirchengeschichte. Auch wird etwas Gesang

*) Diese Zahl scheint aber bis jetzt nicht erreicht worden zu sein. Im vorletzten Jahre wurden nur 8 Zöglinge aufgeführt.

getrieben. Der Unterhalt der Seminaristen wird von der Mission bestritten.

Seit 1885 besteht in Tai-wan-fu auch eine Knabenanstalt für Schüler, die das 12. Lebensjahr und darüber erreicht haben. An dieser Anstalt steht ein Lehrer, der zu diesem Zweck von England ausgesandt wurde. Da die Mission nur sehr wenige regelrechte Gemeindeschulen besitzt, so sind auch die Forderungen für die Aufnahme in dieser Anstalt in Bezug auf den Kenntnisstand sehr gering. Es genügt, wenn ein Schüler das Chinesische in romanisierter Schrift lesen und schreiben kann. Die Anstalt ist für 40 Schüler berechnet, die ein jährliches Schulgeld von je 10 Dollars zu entrichten haben. Der Lehrplan umfaßt Bibelkunde, Lesen, Schreiben, Arithmetik und Geographie. — Von sonstigen Schulen ist eine Mädchenanstalt (seit 1886) und eine von Miss. Campbell eröffnete Blindenschule, sowie ein kleines Waisenheim zu nennen.

Sehr viel Gewicht wurde von Anfang an auf die missionsärztliche Thätigkeit gelegt. Außer den beiden Hospitälern in Ta-kau und Tai-wan-fu wurde auch ein solches vorübergehend (von 1890 bis 1892) in der Stadt Toa-sia, fünf Tagreisen nördlich von der Hauptstadt unterhalten. Da aber der dortige Missionsarzt Dr. Russel 1892 starb und sein Nachfolger Dr. Cairns gesundheitshalber zur Heimkehr genötigt wurde, scheint es seitdem aufgegeben worden zu sein. Die missionsärztliche Wirksamkeit ist bis jetzt von großem Segen begleitet gewesen. Mancher Patient, der im Krankenhaus Aufnahme gefunden, ist hier für das Christentum gewonnen worden. Im Hospital werden auch Opiumraucher aufgenommen und behandelt. Doch gebraucht man die Vorsicht, jeden, der sich der Kur unterziehen will, einen Dollar hinterlegen zu lassen, der in dem Fall verfällt, wenn der betreffende die für die Kur nötige Zeit nicht aushält. Manche Kuren sind an Opiumrauchern gelungen, aber wenn die Geheilten nicht auch zugleich Christen werden, ist wenig damit gewonnen. Denn die Erfahrung lehrt, daß sie im andern Fall doch wieder dem alten Laster verfallen. Dem Missionsarzt stehen gewöhnlich drei eingeborne Gehilfen, die er sich selbst herangezogen hat, zur Seite. Ihre Ausbildung erhalten sie weniger durch Unterricht in der Medizin, als vielmehr durch praktische Anleitung. Die meisten dieser Gehilfen

machen sich nach mehrjähriger Lehrzeit selbständig, eröffnen einen kleinen Laden mit Medikamenten und erteilen ärztlichen Rat. Auf diese Weise hat sich schon mancher ein beträchtliches Vermögen erworben. Für die Mission jedoch sind diese Leute meist verloren, wiewohl sie ihr die Ausbildung verdanken. Indes der ärztliche Beruf in Formosa ist so lohnend, daß sich auch manche auf ihre eigenen Kosten ausbilden lassen.

Auf litterarischem Gebiet hat die presbyterianische Mission auf Formosa bis jetzt wenig gethan, außer daß sie einige Traktate in die Landessprache übersetzt hat. Doch wird von ihr ein monatlich erscheinendes Gemeindeblatt (in romanisierter Schrift) herausgegeben, das in 500 bis 600 Exemplaren umgesetzt wird. Der Druck geschieht auf einer Handpresse, an der zwei oder drei Arbeiter ständig beschäftigt sind. Jährlich werden etwa für 200 Dollars Bücher verkauft, meistens an Christen.

Daß die presbyterianische Mission ihre auf Formosa gesammelten Gemeinden zu thatkräftiger Mithilfe am Werk heranzuziehen weiß, ist nur anzuerkennen. Dagegen ist es sehr zu bedauern, daß sie ihr hoffnungsvolles Arbeitsfeld viel zu schwach besetzt hat und darum den Bedürfnissen desselben unmöglich entsprechen kann. Und vollends ist es zu beklagen, daß bei der Konzentrierung der Missionare am Küstenplatz Tai-wan-fu jede nachdrückliche Bearbeitung der großen heidnischen Gebiete im Inland wie an der Küste entlang unmöglich ist und sich ihre Arbeit nur auf die Visitationen der Außenstationen beschränken muß. Wie viel Zeit und Kraft kostet es doch den einzelnen, bis er die weit entlegenen Gebiete derselben nur erreicht und von da wieder ins Hauptquartier zurückgekehrt ist. Wie mangelhaft ist auch unter diesen Umständen die Beaufsichtigung dieser Filialgemeinden, die dadurch fast ganz der Pflege von Nationalgehilfen überlassen bleiben müssen. Wie ganz anders würde sich das Werk nach allen Seiten hin entfalten, wenn mehr Hauptstationen angelegt wären, von wo aus eine systematische Arbeit unter Christen und Heiden gethan werden könnte. Auch scheint uns das Schulwesen noch ganz in den Windeln zu liegen und dem Predigerseminar der unerläßliche Unterbau von Gemeinde- und Volksschulen zu fehlen.

Doch wir kennen die näheren Gründe davon nicht, und es steht uns nicht an, die Arbeit unserer englischen Brüder zu be-

mängeln. Wir wollen uns vielmehr darüber freuen, daß ihnen auf der Insel Formosa ein so fruchtbares Arbeitsfeld geschenkt ist, auf dem sich das Werk so erfreulich entwickelt, daß die Mission mit seiner fortschreitenden Entwicklung gar nicht Schritt halten kann.

Läbi und sein Fetisch.

Ein Nachtstück aus dem westafrikanischen Heidentum.

Von Miss. W. Rottmann.

(Mit Bild.)

Die falschen Götzen macht zu Spott.
Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!

1. Des Fetischs Flucht.

Es war im Jahr 1876, daß Amma Asong, eine Wahrsagerin des mächtigen Fetischs Otsche in Late,*) vom Worte Gottes getroffen, ihren alten Gott der Lüge verließ, den wahrhaftigen Gott kennen lernte und die Hoffnung des ewigen Lebens gewann. Sie zog mit ihrem Manne in die Christenstadt; den Götzen mit allem Zubehör ließ sie hinter sich.

Der Besitzer des verlassenen priesterlosen Gottes sollte seines Besitztums nicht froh werden. Bei einem Stadtbrande konnte der aus Erde hergestellte Götze weder seines Besitzers Hütte schützen, noch die sengende Flamme sich vom Leibe halten. Was nicht feuerfest an ihm war, das fraß die gierige Flamme. Sie versengte die Perlenschnüre, daß sein Schmuck zu Boden fiel und sich verlor; die an ihn gehängten Amulette, sowie die mit rotbemalten Lumpen umhüllten Besen, samt dem Roßschweif mit den kleinen Glöckchen zu seinen Füßen, alles ging in Rauch auf. Zwar Kwaku Gema — so hieß der Eigentümer des Fetischs — als er sein Häuschen wieder baute, erstellte auch eine neue Hütte für seinen armen Gott. Doch was half diesem die Decke gegen Regengüsse und Sonnenstrahlen? Lag er doch da rauchgeschwärzt, vernachlässigt, entehrt. Darob ergrimmte

*) Late oder Date ist eine große Ortschaft auf der Goldküste, die unsern der Basler Hauptstation Akropong auf einem Höhenzug des Akuapemgebirges liegt und woselbst sich eine blühende Christengemeinde befindet. — Vgl. Miss.-Mag. 1894, S. 367 ff.

er sehr. Es war wahrlich genug, daß er so lange geduldig ertragen die magere, priesterlose Zeit, da kein Orakel aus seinem Munde die Leute geschreckt, da niemand gekommen ihn zu fragen, mit Geschenken zu erbitten, mit reicher Spende zu versöhnen, da niemand Opfer des Dankes gebracht; nicht zu gedenken jener Nacht, da im Schrecken der Feuersnot niemand sich seiner erbarmt und ihn vor dem wütenden Element in Sicherheit gebracht hatte. Er will sich bei seinem Diener in Erinnerung bringen und benützt hiezu seinen Brudergötzen Otutu als Orakel.

Eines Abends, als Kwaku Gima von der Feldarbeit nach Haus gekommen in der Abendkühle vor seinem Häuschen saß, kam Akotè, der Wahrsager des Götzen Otutu, zu ihm in wichtigem Auftrag. Was er zu melden hatte war folgendes: Der Götze Otsche hat einen großen Zorn, daher die vielen Unglücksfälle der letzten Zeit in der Stadt; er muß unter allen Umständen versöhnt, seine Ehre ihm gegeben und eine Wahrsagerin für ihn gesucht werden, die seinen Verkehr mit dem Volk vermittle, die Fragen und Anliegen der Leute ihm mitteile und seine Antwort zurückbringe. Armer Kwaku! Die Sache wäre schon schön gewesen, einen wirkungsvollen Fetisch zu besitzen mit einer Wahrsagerin, durch deren Dienst auch etwas hätte verdient werden können; aber ach! die ganze Geschichte war teuer, sehr teuer. Wie viel Töpfe Palmwein und wie viel Flaschen Schnaps würden draufgehen, wie viel runde harte Dollars und wie viel Ellen Baumwollstoff würden in die Hände der Wahrsagersippe wandern, bis sie für seinen Götzen eine Wahrsagerin gefunden; und dann, bis diese gelernt den Fetisch „einträglich" zu machen, gingen zwei volle Jahre herum, zwei lange ausgabenreiche Jahre. Wie sollte er der arme, alte Mann die Kosten erschwingen? Darum lieber sich den unbequemen, teuern Götzen vom Halse schaffen!

Er läßt daher Amma Asong — die nun Dora heißt und als wackere Christin ihre Pflichten als Gattin und Mutter erfüllt — sagen: sie sei früher Wahrsagerin des Otsche gewesen, sie möge kommen und holen was sie dahinten gelassen. Sie läßt ihm antworten: „Was dahinten, das mag schwinden; ich will nichts davon." Kwaku ruft nun zwei junge Christen und bittet sie, den Götzen mit allem was drum und dran ist zu holen und seiner früheren Wahrsagerin zu bringen. Er selbst wagt es nicht zu thun, wer weiß, was ihm dabei passieren möchte; aber die Christen, die nicht mehr unter dem Götzen stehen und gegen solchen Teufelsspuk gefeit sind, sie können ohne Gefahr den Fetisch holen. Die zwei jungen Männer kommen seiner Aufforderung nach, bemächtigen sich des Götzen und seiner Habseligkeiten und gehen davon. Unterwegs sehen sie sich die

heiligen Sachen näher an. Der Fetisch selbst ist ein rundlich geformter, mit Kalk bestrichener Lehmballen. Sie zerschlagen ihn; denn wer weiß, vielleicht ist Gold darin verborgen.*) Sie finden jedoch nichts; der Götze ist Erde, durch und durch. Von Erde ist er genommen, zu Erde soll er wieder werden; er wird ins Gebüsch geworfen. Die Fetischglocke — zwei gewölbte, auf den Seiten und oben zusammengeschweißte Eisen, die geschlagen einen weithin hörbaren Ton geben — bringen sie zum Schmied und machen sie, zu einer Haue umgearbeitet, ehrlicher Hantierung dienstbar. Nicht lange hernach starb Kwaku Gima. Aber nicht nur er allein; andere plötzliche Todesfälle in seinem Quartier lassen keinen Zweifel mehr obwalten, daß ein schreckliches Verhängnis über der Stadt waltet.

Der Erbe Kwaku Gima's, ein junger Mann Namens Läbi, hatte noch nicht lange seine Erbschaft angetreten, als derselbe Wahrsager Akotó des Götzen Otutu ihm seine Aufwartung macht.**) Was er im Auftrag des Götzen Otsche zu sagen hat, ist so ziemlich dasselbe wie früher bei Kwaku; aber diesmal spricht er ernster und drohender. Nicht genug, daß er so lange vernachlässigt dagelegen, auch seine Behausung ist in die Hände der Christen gegeben worden; ist es daher ein Wunder, daß der heimatlose Götze, der nichts zu essen und zu trinken bekommt, ob solcher Schmach ergrimmt, die zarten Kindlein schlägt und auch das Alter nicht schont? Es ist hohe Zeit, daß etwas geschieht; die Wahrsager hören ihn schon etliche Zeit kläglich in den Lüften schreien.

---

2. Auf der Suche nach dem Fetisch.

Am 18. Juli 1886 befand ich mich im Pastorat zu Late. Es war ein Sonntag. Schon hatte mit dem Grauen des Morgens das Glöcklein vom Turm der Kirche seine einladenden Klänge erschallen lassen und nun brachen auch die ersten Strahlen der Sonne glorreich durch das Morgengewölk. Da unterbricht ein dumpfes Ge-

---

*) Was in und um den Fetisch ist, kann und darf niemand stehlen, denn es ist unantastbar; daher es etwa vorkommt, daß Gold im Fetisch verborgen ist.

**) Bei den Negern erbt der Erbe alles was der Verstorbene hinterlassen: Häuser, Ländereien, Vieh, bares Geld, seine Frauen und Kinder, seine Götzen — und seine Schulden. Das Erben ist daher öfters eine recht unangenehme, von der Pietät dem Verstorbenen gegenüber gebotene Pflicht.

murmel verschiedener Stimmen, die sich dem Pastorat nähern, die erquickliche Stille des Sonntagmorgens. Der Lärm kommt näher, sie fassen auf der Veranda des Hauses Posto. Wer da draußen stand, das wußte ich nicht; ich hatte mich noch nicht fertig gemacht, um hinausgehen und die Leute mir ansehen zu können. Aber jetzt, da sie nur noch durch die Thüre von mir getrennt waren, konnte ich die einzelnen Stimmen unterscheiden: lärmendes Rufen, rauhes Gekrächze aus heiserer Schnapsgurgel, widerliches Räuspern, unflätiges Auswerfen des Speichels; nein, das konnten keine Christen sein, solch Gebaren war heidnisch.

Wie ich hinaustrat, sah ich vier jüngere Männer auf der Bank vor dem Hause sitzen und neben ihnen einen alten, sonderbar verlegen dreinschauenden Mann. Bald darauf kam auch der ehrwürdige Gemeindeälteste Samuel Gyebi mit einem jungen Mann aus der Christengemeinde. Der eingeborne Pfarrer wurde gerufen und dem Gemeindeältesten ein Stuhl gebracht; der junge Christ kauerte auf der Thürschwelle nieder. Nun erhob sich einer der vier, ein großer schlankgebauter Mann, um zu berichten, was sie hergeführt. Es war Läbi auf der Suche nach seinem Fetisch, und der alte Mann neben ihm war ein Wahrsager des Götzen Akote. Der junge Christ, einer der zwei, die den Fetisch fortgetragen, erzählte ganz offen, was sie mit demselben gemacht; aber es half alles nichts. Was Läbi immer wieder vorbrachte, war: die Wahrsager hätten den Götzen in der Richtung vom Christendorf her schreien hören; dort sei er also zu suchen und zwar befinde er sich, der Aussage der Wahrsager nach, auf dem Dach des von Lehrer Friedrich Kwame bewohnten Hauses. Man möge ihnen nun die Erlaubnis geben, dort nachzusehen und den Fetisch zu holen. Man könnte vielleicht fragen: warum gingen sie den alten Fetisch zu suchen, da es doch den Wahrsagern nicht schwer gefallen wäre, einen neuen zu fabrizieren? Aber einen neuen zu machen ist doch nicht so ganz einfach; der Götze möchte vielleicht es verschmähen, im neuen Erdenkloß seine Behausung zu nehmen, hat man aber den alten oder nur ein Stück davon, so wird der Götze gewiß wieder in der alten Behausung Wohnung nehmen.

Der Pfarrer antwortete Läbi und seinen Genossen folgendes:

1. Ihr Fetischsucher seid alle Narren. So laßt ihr euch also am Gängelband herumführen? Ja, wir haben schon viele Fetische auf unsern Dächern gehabt. Wenn einer ein Christ wurde und sich bekehrte, brachte er uns meist seine Fetische; die haben wir dann auf dem Dachboden unter das alte Gerümpel geworfen. Gegenwärtig ist wieder so ein Stück bei uns; hinterm Haus in der Ecke der Veranda steht der Greuel; könnt ihn euch nachher ansehen.

2. Ich könnte euch eure Bitte, das Dach des Lehrerhauses nach dem verloren gegangenen Fetisch abzusuchen, rundweg abschlagen; aber ich will so freundlich sein und euch die Nachsuche gestatten. Hingegen hat die Sache noch eine ernste Seite. Ich weiß, daß ihr auf Lehrer Kwame's Dachboden den Götzen nicht finden werdet; eure Wahrsager aber sagen, er sei dort. Findet ihr ihn nun nicht dort, so bin ich damit heimlich beschuldigt und es kommt heraus, als ob ich denselben auf die Seite geschafft hätte, und das ist eine Rechtssache. Doch davon wollen wir weiter reden, wenn ihr zurückgekommen.

Bei dieser Verhandlung war es für mich im höchsten Grad interessant, die Gesichter der Anwesenden zu betrachten. Unter den Ausführungen des Pfarrers mit ihrer zermalmenden Kritik des Götzendienstes und vernichtenden Ironie ob ihrer entsetzlichen Dummheit, hatten die Gesichter der Heiden einen überaus einfältigen Ausdruck angenommen. Ich habe noch nie Leute gesehen, deren Gesichtsausdruck schlagender den Beweis geliefert, daß ihre Sache verloren ist. Wie der Pfarrer aber auf das Rechtsgebiet überspielte, sahen sie, sonderlich der Wahrsager, ängstlich und verlegen drein, etwa wie Buben, die über einem bösen Streich ertappt worden sind. Da bot der Gemeindeälteste Samuel Gyebi einen anderen Anblick dar. Eine wollene Decke malerisch um sich geworfen, eine rote Mütze auf dem grauen Haupt und rote Hausa-Pantoffeln an den Füßen, war er während der ganzen Verhandlung stillvergnügt vor sich lächelnd dagesessen, als dächt' er vergangener Zeiten, als wollte er sagen: „Ja, ja, so ists, ich weiß es aus Erfahrung, zu solchen Narren macht Satan die Leute." (1 Kor. 12, 2). Das triumphierende Lächeln, das wie ein lichtes Abendrot des alten Mannes Züge verklärte, bezeugte lauter, als viele Worte: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben durch Jesum Christ."

Die ganze Scene war für mich von schönster Vorbedeutung. Was war es anders, denn ein lebendiger Beweis von dem Sieg des Christentums über das Heidentum. Hier hatte ich es klar vor Augen, was die Heiden selbst bekennen: „Ueber den Christen ist es Tag geworden; wir aber tappen in dicker Finsternis und wissen nicht wohin wir gehen."

Läbi und seine Begleiter erhoben sich nun, um den Dachboden des Lehrerhauses abzusuchen. Doch bevor sie gingen, winkte ihnen der Aelteste und sagte: er wolle ihnen doch den Fetisch zeigen, von dem unser Pfarrer gesprochen, führte sie ums Haus herum, und mit dem ganzen Gesicht lächelnd, deutete er auf den Greuel in der Ecke und sagte: „Seht ihr ihn dort, den Götzen?" Ich unters

her das Ding; es waren zusammengebundene Reiser, Vogelfedern, alte verrostete Messer, ein Roßschweif, alles mit einem schmierigen roten Tuch umwickelt.

Nach wenigen Minuten kehrten sie zurück; sie hatten nichts gefunden. Der Pfarrer sagte nun, die Sache sei damit für sie nicht zu Ende. Er sei durch ihr Vorgehen dem Verdacht ausgesetzt worden, als habe er heimlich den Götzen auf die Seite geschafft; er müsse daher die Namen der Wahrsager wissen, damit er sie gerichtlich belangen könne. Er sagte dies alles, um ihnen einen heilsamen Schrecken einzujagen, ging sein Taschenbuch zu holen und notierte die Namen der beiden, deren einer der anwesende alte Wahrsager war. Für die Heiden, die nie eine Schule besucht haben, hat das Geschriebene, namentlich die Notierung ihres Namens, fast die Bedeutung eines Zauberstückleins, wovor sie sich fürchten. So wurde es dem alten Wahrsager siedend heiß zu Mut, als er sah, wie sein Name auf das Papier gesetzt wurde, und er wünschte nie etwas mit der ganzen Geschichte zu thun gehabt zu haben.

Läbi fing nun an zu jammern: er habe den Wahrsagern 3 Schafe, 3 Hühner, 3 Eier und daneben noch Rum geben müssen, nur um zu erfahren, daß der Fetisch auf Lehrer Kwame's Dachboden sei, und nun sei er schändlich betrogen worden; ja, er sehe jetzt die Nichtigkeit des Götzendienstes ein und es werde wohl das beste sein, er werde Christ. Auf die Frage des Pfarrers, ob er seinen Namen auf die Liste der Taufbewerber setzen solle, ging er jedoch nicht ein; das war ihm doch zu schnell. Nein, sagte er, er müsse vorher nach Haus und sich hiezu vorbereiten; wenn er genügend gerüstet sei, wolle er wieder kommen. Sie gingen und Läbi kam nicht wieder.

Einige Tage nachher kehrte ich zu meiner gewohnten Arbeit nach Akropong zurück. Das folgende ist die Fortsetzung der Geschichte, wie ich sie bei späteren Besuchen in Erfahrung gebracht.

---

3. Der Fetisch wird eingefangen.

Wer etwa gedacht, Läbi habe zurückgekehrt, die Wahrsager, die ihn so jämmerlich betrogen, Schurken geheißen und sein Geld zurückgefordert, der hätte sich sehr geirrt. Wie sie unverrichteter Sache zurückkehrten, waren die Wahrsager durchaus nicht um eine Ausrede verlegen; hatten sie es ja doch im voraus gewußt, daß man im Christendorf nichts finden werde, und absichtlich Läbi dorthin ge-

[illegible] sein Vater den Fetisch den Christen ausgeliefert. „Nein,

sagten sie, der Götze ist in die Luft gegangen, von dort müssen wir sehen, ihn herunterzukriegen; es ist zwar ein saures Stück Arbeit, aber für Geld, Läbi, für Geld ist auch das möglich." So wird zuerst der Tag für den Fetischfang bestimmt; es ist der Samstag vor dem nächsten Adae.*) Es wird den Wahrsagern der verschiedenen Götzen mitgeteilt, auch unter dem Volk wird es allmählich bekannt, daß es nächsten Samstag Palmwein giebt mit Sang und Tanz.

Am Morgen des festgesetzten Tages gegen 8 Uhr erschallt Trommelwirbel vom Marktplatz her. Das Volk strömt zusammen; verstohlen unter der Menge kommen auch die Wahrsager, kenntlich an der Art, wie sie ihr Haar tragen. Ihr Haupt ist geweiht, daher kein Schermesser, noch irgend eine Last auf dasselbe kommen darf. Die Wahrsagerinnen tragen ein langes, weißes hemdartiges Gewand; darüber noch eine Perlenschnur um den Hals geschlungen und zwei oder drei große Perlen am Handgelenk. Sie setzen sich mit der Menge in weitem Kreis, in der Mitte einen freien Raum lassend. Die leitenden Weiber intonieren einen Fetischsang und gellend fallen die übrigen ein:

Am Opampamholz**) liege ich, am Opampamholz lang und groß, o!
Am Opampamholzfeuer liege ich, und dennoch ohne Feuer liege ich, o!
Ja ohne Feuer liege ich, o!

Während dieser Sang ertönt, beginnt Adscho, die Wahrsagerin des Götzen Akonedi, zu zittern; sie erbebt am ganzen Leib, dann greift sie in eine Kürbisschale mit weißer Erde neben ihr und reibt sich ein von oben bis unten, unter fortwährendem Erzittern; plötzlich fährt sie auf, der Geist ist über sie gekommen, sie springt in die Mitte und kreischend fällt sie ein:

Am Opampamholz liege ich; doch ohne Feuer liege ich, o!

Singend wirbelt sie im Kreis herum und tanzt auf und nieder, immer begleitet vom Trommelschlag. Plötzlich intoniert sie einen neuen Sang:

„Ein Priester bin ich von alter Zeit"

*) Jeder 43te Tag ist ein Festtag, Adae genannt; großer Adae am Sonntag und 24 Tage später am Mittwoch ist kleiner Adae. Der König empfängt an diesem Tag seine Aeltesten und Gäste und giebt Geschenke.

**) In dem Hofe einer jeden Negerwohnung finden sich kleine Stämmchen als Brennholz; zwei oder drei solcher Stücke mit den brennenden Enden zusammengeschoben bilden oft den Herd, darüber gekocht wird; wenn es kühl wird, sitzt man daran und wärmt sich. Alte Leute, wenn sie schlafen gehen, nehmen oft ein solches brennendes Scheit mit in die Halle, um sich daran zu wärmen. Das Opampamholz ist ein schwer brennendes Holz, das darum auch bald erlischt.

und die ganze Schar fällt ein:

„Des Priesters Amt, das war mein Los seit vielen Jahren.
Ein Priester bin ich von alter Zeit;
nicht heute erst, nicht heute erst, bin ich es worden;
nicht wie das heutige Geschlecht thu' ich den Dienst.
Ich bin ein Priester seit langen Jahren."

Während des Singens springt unter ähnlichen Erscheinungen, wie Erzittern des Leibes ꝛc. der Wahrsager Odenku des Götzen Odente hervor; sein Obergewand zurücklassend, tanzt er, nur mit dem Schamtuch angethan, den Sang wiederholend:

„Ein Priester bin ich von grauer Zeit,
des Priesters Amt pfleg ich seit langen Jahren;
nicht heute erst, nicht heute erst bin ich es worden;
ich bin ein Priester seit langen Jahren."

Wenn ein Sang lang genug traktiert worden, stimmen die Wahrsager einen neuen an, und mit jedem neuen Sang kommt der Geist über einen der noch übrigen Wahrsager, bis endlich die ganze Sippe beisammen ist. In wildem Reigen stürzen sie an einander vorüber, umarmen sich auch etwa, schütteln sich hie und da die Hände. In die Augen wagen sie sich nicht zu sehen, weil sie sonst das Lachen nicht verhalten könnten; dennoch kann man, wenn gerade der ärgste Lärm für einen Augenblick schweigt, ein heimliches Kichern ha, ha, ha, ha! hören. In Schweiß gebadet, tritt der eine oder andere aus dem Kreis, nimmt aus einer Kürbisschale, die einer der Umstehenden bereit hält, weiße Erde, reibt sich ein und wirft den Rest in die Luft; ein anderer läßt sich ein Ei geben und trinkt es aus oder verreibt es auf dem Kopf; ein dritter läßt sich Palmwein reichen und schüttet ihn dem Götzen aus; ein vierter verläßt den Platz, wie in der Absicht, den Götzen etwas zu fragen, aber nur um heimlich Palmwein zu trinken; denn öffentlich während des religiösen Aktes darf er es nicht thun. Ein fünfter hat einen Stab in der Hand, und wenn er sich der Menge nähert, schlägt er nach den ihm am nächsten Stehenden. Diesmal läuft es noch gut ab, aber bisweilen hat der Wahrsager des Otutu, des „verrückten Götzen", ein Schwert, und wehe dem, der in seinen Bereich kommt; da hilft nur schleunige Flucht. Wer von ihm blutig geschlagen wird, darf nicht klagen, „der Götze hat ihn geschlagen". Eine ihrer Künste ist auch, mit ausgestreckten Händen in rasender Eile im Kreis herumzuwirbeln und dann plötzlich still zu stehen, ohne eine Spur von Schwindel zu zeigen.

Nachdem man einige Stunden gesungen, geschrieen, getanzt, getrommelt, finden die erschöpften Wahrsager eine Pause ratsam. In

der Pause, da alles, Gesang wie Trommelschlag, schweigt, gehen die Wahrsager gemessenen Schrittes auf und ab und fangen an zu prophezeien. Koko, die Wahrsagerin des Götzen Fosie, fängt an in traurigen, klagenden Tönen ihren Gott anzuschreien und dem in bangem Schweigen harrenden Volk zu orakeln. „Wehe, wehe der Stadt! Ein Unglück seh ich kommen, ein großes, schweres Unglück, wehe, wehe!“ Die Stadt-Aeltesten bitten nun im Namen des ganzen Volkes: „Ach, könnt ihr es nicht abwenden? Seid ihr wirklich nicht imstande es aufzuhalten?“ „Nein, nein! antwortet Koko, ich kann's nicht wenden, es kommt unabwendbar, unaufhaltsam. Wer möchte den Göttern trotzen?“ Die Aeltesten bitten wieder flehentlich, die Wahrsager möchten doch alles thun, was in ihren Kräften stehe, um das Verderben aufzuhalten; alles was sie haben steht ihnen zur Verfügung. Endlich hat Koko ein Mittel gefunden, das helfen muß. Vor allem sollen 30 Dollars dem Götzen, d. h. seinen Dienern gebracht und 20 Flaschen Rum eingeliefert werden; dann: „hauet ein Stück Samarabengholz, bindet ein junges Lamm daran und leget es nieder beim Eingang der Stadt, und die Plage wird sich der Stadt nicht nähern dürfen.

Man hat sich mittlerweile etwas erholt, der Stand der Sonne zeigt die Mittagsstunde. Die alte Wahrsagerin Adscho setzt sich in Positur und stimmt an:

„Nicht von mir selbst; nicht von mir selbst,
in meinem Innern schreit der Geist;“

und die Bande setzt ein mit neuer Energie:

„Nicht von mir selbst, nicht von mir selbst,
in meinem Innern schreit der Geist,
und ihm zu dienen zwingt er mich,
mich Sohn, den Sproß ehrwürd'ger Priesterahnen.
Nicht von mir selbst, nicht von mir selbst,
in meinem Innern tobt der Geist
und fort zu seinem Dienst mich reißt.“

Dann folgt ein anderes:

„Der große Obireku, so gut wie er
vermag auch ich des Priesteramts zu warten.
Ich werd es thun vor aller Augen;
die ganze Stadt soll sehn mein Amten.
Der große Obireku, so gut wie er, so gut wie er!“

Dann wird der bekannte Fetischsang: „Starker Widder“ angestimmt und von der Menge mit Begeisterung gebrüllt:

„Starker Widder, stoßen! stoßen!
Mächtger Schafbock, stoßen! stoßen!“

Die Trommeln werden dröhnend geschlagen und immer wilder gellt es in den Lüften:

Starker Widder! stoßen! stoßen o!
Starker Schafbock, starker Widder! o! *)

Es ist schon 2 Uhr vorüber. Eine zweite Pause tritt ein, wieder ausgefüllt mit Weissagen von kommendem Unheil, diesmal über einzelne Personen, endigend mit schändlichen Erpressungen. Keteku, der Wahrsager des Feuergottes Agyamkode, bleibt vor einem jungen Manne Namens Akoto stehen; er hatte seit lange einen geheimen Haß gegen ihn und hätte schon längst gerne ihm einen Denkzettel gegeben. Er grinst ihn schadenfroh an: „Akoto, dir gilts, ha, ha! Wenn du wüßtest, was deiner wartet, Akoto! ha, ha!" Erschreckt bis ins innerste Mark fleht Akoto inständig, er möge ihm doch helfen und zeigen, wie der Zorn der Götter zu wenden sei. Der arme Mensch muß 10 Dollars und 8 Flaschen Rum herbeischaffen, ein Stück Akwannoholz suchen, ein Huhn daran binden und vor sein Haus legen; dann wird, wie ihm der Wahrsager verheißt, keine Plage sich seiner Hütte nahen.

Nach dieser Pause geht die alte Geschichte wieder los: das Tanzen der Wahrsager und das Singen der Menge zum Schall der Trommel. Es ist darüber 3 Uhr geworden und schon beginnt die Sonne sich gegen Westen zu neigen, aber Otsche hat sich noch nicht gezeigt und die Bitten seiner Kinder sind unerhört geblieben. Darum werden sie dringlicher und Otsche selbst wird nun angeschrieen:

Vom Himmel kommt er, vom Himmel her,
von Gott her kommt er, ja von Gott.
Otsche Amoawa kommt vom Himmel,
von Gott her kommt er, ja von Gott:**)
Bosomotsche Amoawa!***)

*) Der Gedanke, diese Gesänge dem Original einigermaßen ähnlich zu geben, muß ganz aufgegeben werden; schon die poetische Kürze veranlaßt einzelne Wörter in der Uebersetzung durch einen ganzen Satz zu geben. Auch ist das Tschi ungemein klangvoll, alle Verse endigen in klingende Vokale, an die sehr wirkungsvoll o! o! angehängt wird. Ein Fremder, der länger diesem Gesang zuhört, wird dessen aufregende Wirkung bald merken. Oft endigen einzelne Gesänge in tiefem unendlich traurigem Moll. Der Sinn der zwei letzten Gesänge oben ist dunkel. Der Vogel Obireku ist ein bekannter Fetischvogel mit roten Flügelenden, roten Augen und glänzend schwarzem Schnabel. Der starke Widder soll wohl den mächtigen Geist im Fetisch andeuten.

**) Es ist zu beachten, daß die Neger in ihren sogenannten Fetischen keine eigentlichen Gottheiten, sondern nur geistige Mittelwesen erblicken, über denen Gott als Schöpfer und Träger aller Dinge gedacht wird. Sie wenden sich deshalb auch in gewissen Fällen an diesen Gott als ihren Vater.

***) Bosomotsche ist ein großer See in Asante und zugleich ein großer Fetisch; der Late-Fetisch Otsche ist vermutlich ein Sohn von ihm.

Das Rufen und Singen wird beweglicher, klagender. Die leitende Stimme singt:

„Ach Vater! sieh, am Sterben liege ich!"
alle: Ja Vater! sieh, am Sterben liege ich!
Einzelne Stimme: Und weinend ruf ich dich, o Vater!
alle: Und weinend ruf ich dich, o Vater!
Einzelne Stimme: Es ruft dich deine Priesterin, o Vater, Vater!
alle: Jahrzehnte, ja Jahrhunderte schon rief ich dich, o Vater!
Mit Weinen ruf ich dich, o Vater, Vater, Vater!

Immer dringlicher erschallt das: mit Weinen ruf ich dich, o Vater! Da plötzlich steht die Wahrsagerin Adscho still, streckt die Arme empor, die Augen unverwandt gen Himmel gerichtet; die andern Wahrsager alle fahren zusammen in einen engen Kreis um sie, starren in die Höhe mit aufgehobenen Händen und rufen: „Er kommt, er kommt! singet, singet! schlagt die Trommel stärker! singet, singet!" Eine große Aufregung bemächtigt sich der Menge, die Trommel wird wütend geschlagen, das Singen wird zum betäubenden Brüllen. Die Fetischbande stürmt plötzlich von der Mitte des Platzes in eine Ecke, mit aufgehobenen Händen starr gen Himmel blickend, stehen dort eine Weile still, dann stürzt die Rotte in die entgegengesetzte Ecke. Der Götze macht nämlich noch die letzten verzweifelten Fluchtversuche in der Luft, bevor er sich ergiebt. Die Wahrsager aber folgen ihm und lassen ihn nicht mehr davon. Endlich als der Lärm den höchsten Grad erreicht hat, schlägt Adscho die Hände zusammen und schreit mit gellender Stimme: „Ich hab ihn, o wie heiß er ist, o ich hab ihn, ho, ho!" Schnell reichen „die Brüder" ihr ein Tuch und umwickeln ihre Hände; sie läßt den heißen Gott hineingleiten, ergreift die kostbare Bürde und dicht umdrängt von der Schar der Wahrsager wandert sie nach der Hütte des Fetischs. Ein unbeschreiblicher Tumult erhebt sich unter der Menge, die brüllend und johlend hinterher kommt: „Ho, ho! wir haben ihn, ho, ho!"

Im Fetischhäuschen wird der brühwarme Götze auf den Boden gelegt, Erde auf ihn gesprengt, ein Schaf geschlachtet und das Blut darüber gegossen. Ferner wird ein Ei über ihm ausgeschlagen und endlich Schnaps darüber geschüttet. Gewisse Kräuter werden zerstoßen, mit Wasser angebrüht und in kleinen Töpfen herumgestellt. Dieselben Kräuter werden mit weißer Erde gemischt, das Tuch wird mit hineingeknetet, damit auch ja gewiß der eingefangene Götze darin seine Behausung nehme, und der Fetisch ist fertig. In der ganzen Zeit des Entstehens des Fetischs darf kein gewöhnlicher Sterblicher sich der Hütte nahen, nur die in die Geheimnisse eingeweihten Wahrsager sind dabei. Nachdem noch einige andere kleinere Fetische, Erd-

gebilde wie der große, hinzugekommen, ist nach zwei Tagen die Geschichte abgemacht. Jetzt kann jedermann kommen und dem Götzen seine Ehrerbietung bezeugen. Er ist jetzt kalt geworden.

---

4. Des Fetischs Segen.

Läbi hatte also nun seinen Fetisch glücklich erhalten; er war „Fetischbesitzer". Aber o weh! Ein bitterer Tropfen, bitterer als Wermut in seinem Freudenbecher war die lange Rechnung, die auch ohne Papier und Tinte zu präsentieren nicht unterlassen wurde. Das Wahrsagerkollegium hatte schon ein Schaf, Branntwein und Geld erhalten. Wie hätte Läbi auch so viel Geld können flüssig machen? Er hatte natürlich alles geborgt. Dazu kam all der Schnaps und die vielen Töpfe Palmwein, die von der singenden Menge in den 7—8 Stunden waren ausgetrunken worden. Endlich sollte er noch jedem einzelnen der Wahrsager ein ansehnliches Geschenk machen. Ach, die Schulden wuchsen riesig an! Und zu alle dem war der Besitz des Fetischs an und für sich noch kein großer Gewinn. Der Götze war freilich eine Kuh, aber eine Kuh, die keine Milch gab. Denn er trug ihm vorerst noch nichts ein; im Gegenteil jeden Adae mußte er ihm noch Opfer bringen. Die Hauptperson, des Götzen eigene Wahrsagerin, fehlte noch. Hatte er diese, dann konnte die Erntezeit beginnen. Sie würde des Götzen Segen und Fluch vermitteln, den geängsteten Seelen für reiche Spende Trost zusprechen, Hilfsbedürftige aller Art empfangen, um sie mit leerem Beutel und leeren Versprechungen wieder zu entlassen.

Doch für eine Wahrsagerin, für diesen seinen „Mund" will der Götze selbst sorgen: er wird es mit der Zeit schon anzeigen, wen er sich zum Werkzeug erkoren. So sagten die Wahrsager und sorgten dafür, daß nicht lange hernach der Götze seinen Willen unmißverständlich kundgab.

Eines schönen Tages fängt Amma, die 18jährige Tochter des Kwame Oduro an auf der Straße zu singen und zu tanzen. Sie spricht kein Wort mehr zu Hause, sie will auch nicht mehr essen. Was ist mit ihr? Ist sie krank? oder ist sie gar verrückt?

Man geht zum Wahrsager und frägt, was das bedeuten soll. Dieser weiß von alle dem natürlich nichts; er muß gehen und den Götzen um Auskunft bitten. Nachdem die nötigen Geschenke eingeliefert sind, verkündigt er feierlich die göttliche Antwort: „Sie ists, auf die sich der Geist des Otsche niedergelassen hat; sie hat er sich zur Wahrsagerin erkoren." Doch bevor sie ihr Amt antreten

kann, muß sie zu einem alten Wahrsager in die Schule, „einen Kursus“ im Wahrsagen durchmachen, und dies zwei Jahre lang. Sie muß sich in dieser Zeit von gewissen Speisen enthalten, darf keinen Wein trinken, auch darf kein Schermesser auf ihr Haupt kommen; aber die Hauptsache ist Einweihung in alle Praktiken und Schändlichkeiten des Fetischdienstes. In dieser langen Zeit hat Läbi zum Teil für ihren Unterhalt zu sorgen, von Zeit zu Zeit durch allerlei Geschenke den Lehrer gnädig zu erhalten. Doch bevor diese teure Schulzeit zu Ende ging, ereignete sich ein Zwischenfall, bei dem Läbi wieder in den Vordergrund trat.

Ein junger Mann von Ahenase*) hatte sich allzugroße Vertraulichkeit einem Weibe von Kubase gegenüber erlaubt. Dafür schlugen ihn ihre zwei Brüder, bis Blut floß. Als er blutig geschlagen nach Ahenase kam, geriet seines Vaters ganzes Haus in Aufregung, und rachedürstend eilten die jungen Leute aus seiner Verwandtschaft nach Kubase, die Uebelthäter zu züchtigen. Aber die junge Mannschaft von Kubase kam den beiden zu Hilfe und warf die Ahenaser zur Stadt hinaus.

Wie ein Lauffeuer hatte sich in Ahenase die Nachricht von dem Straßenkampf verbreitet und in Scharen kam Nachzug und Verstärkung. Doch es war nicht leicht heranzukommen. Der Weg war enge, auf beiden Seiten von dichtem Gebüsch eingefaßt. In dem engen Wege stand nun die Menge der Ahenaser; der furchtbare Steinregen von Kubase her ließ sie nicht vorwärts kommen, während jeder Wurf in ihrer Mitte einschlug. Die Erbitterung wuchs mehr und mehr und der Ruf nach Flinten wurde laut. Es ging nicht lange und schon hatten die vordersten Angreifer die gefährliche Waffe in den Händen. Einzelne schlugen nun auch einen Nebenweg ein und stürmten von der nördlichen Seite, woher kein Angreifer erwartet wurde, nach Kubase hinein und fingen an, die Häuser anzuzünden und zu plündern. Die Nachricht von dem Auflauf hatte sich auch im Christendorf verbreitet. Wie die Christen die Ahenaser mit den Flinten durchs Dorf stürmen sahen, wußten sie, daß es nun Ernst gelte. Der eingeborne Pfarrer eilte daher mit den Gemeindeältesten, Friedensrichtern und andern Christen nach dem Kampfplatz. Es ist keine leichte Sache, zwischen zwei kämpfenden Parteien Friede zu stiften, und wer zwischen zwei Feuer kommt, weiß was seiner

*) Late zerfällt in drei Teile: die große Heidenstadt Ahenase, die kleine Heidenstadt Kubase und zwischen beiden das Christendorf, einfach Late oder Date genannt, das unser Titelbild zeigt, auf dem aber leider die stattliche Kirche nicht zu sehen ist.

wartet; daher auch die Tschier das Sprüchwort haben: „Der Friedensstifter bekommt Prügel.“ Bei einem solchen Anlaß müssen die Vermittler entweder einen Keil bildend, die eine Reihe durchbrechen und in die Mitte zu gelangen suchen; oder sie müssen auf einem Seitenweg die einen umgehen, um dann zwischen beide Parteien treten zu können. Diesen letzteren Weg einschlagend, kamen die Christen richtig in die Mitte und teilten sich in zwei Flügel. Der eine warf sich auf die Ahenaser, der andere auf die Kubaser. Wenn der Friedensstifter über Wunden, die ihm Steine und Stöcke der Kämpfenden verursachen, nicht klagen darf, so hat er hinwiederum das Recht, die Kämpfenden durch jegliches Mittel zu trennen und darf dabei auch den Stock brauchen. Mit dem Rufe: „Höret nun auf! es ist nun genug!“ warfen sie sich auf die Kämpfenden, entrissen ihnen die Flinten und Stöcke und schlugen den Steinwerfern die Steine aus den Händen. Einer der Christen hatte die große Handglocke, die gewöhnlich zur Straßenpredigt ruft, in den Händen und ließ energisch das friedliche Geläute ertönen, fortwährend rufend: „Höret nun auf, es ist nun genug!“ Dieser Glockenläuter mußte Läbi's Zorn erregt haben. Unter den vordersten Kämpfern von Kubase stehend, stürmt er auf den Glockenläuter ein und schlägt ihn dergestalt auf den Kopf, daß er blutend zu Boden sinkt.

Endlich gelingt es die streitenden Parteien zu trennen. Aber das Feuer gegenseitigen Hasses glimmt fort. Die Kubaser sperren nun den durch ihre Stadt führenden Weg durch eine Barrikade, so daß kein Einwohner von Ahenase dort passieren und auf seine in jener Richtung gelegenen Pflanzungen gehen kann. Die Ahenaser kommen daher zum Pfarrer und bitten ihn zu vermitteln und Friede zu stiften. Er willigt ein und stellt als erste Bedingung: Zurückgabe aller in Kubase geraubten Gegenstände. Der König von Late, der seinen Sitz in Ahenase hat und dem auch der Häuptling von Kubase unterstellt ist, läßt dies ausrufen. Die geraubten Sachen werden nun ins Pastorat gebracht und der erste Schritt zum Frieden ist gethan. Abends sandte der Pfarrer die christlichen Gemeindeältesten, welche die Barrikade zerstörten und die Wegsperre aufhoben. Von den Ahenasern hätte niemand dies wagen dürfen. Alle ihre Drohungen: die Kubaser möchten die Wegsperre aufheben, sonst kämen sie wieder um zu fechten, waren vergebens gewesen. Doch waren dies nur die Friedenspräliminarien. Bevor Friede gemacht werden konnte, mußte eine feierliche große Sitzung der Aeltesten von Ahenase und Kubase, sowie der christlichen Gemeindeältesten abgehalten werden, was denn auch einige Tage nachher geschah. Zwei lange Tage saßen sie darüber und schlichteten das große Palaver. Das Schlußresultat

war, daß jene zwei Kubaser, die den Streit begonnen hatten, schuldig gesprochen wurden; aber nicht deshalb, weil sie Unrecht gethan, daß sie jenen überhaupt geschlagen, sondern nur weil sie zu zwei über einen hergefallen. Der Tschier sagt ganz richtig: „Fällt mich ein einzelner an, so stehen wir Mann gegen Mann, greifen mich aber zwei zugleich an, dann bin ich verloren und in Gefahr des Todes.“ So wurden sie denn verurteilt, 18 Dollars Sühnegeld zu zahlen. Bei dieser Gelegenheit hätte der Pfarrer gern auch Läbi gefaßt und ihn für die Verwundung des Glockenläuters büßen lassen. Nur auf die Bitten des letzteren hin ließ er die Sache fallen. Damit war die Sache erledigt und wieder Friede im Land.

Aber Läbi hatte darum doch keine Ruhe. Seine Schuldherren setzten ihm beständig zu, so daß er öfters zu seiner Schwester Dora kam und bitter klagte, wie er ein gequälter Mann sei und seine Schulden ihn plagen Tag und Nacht. In jener Zeit begegnete ihm einmal auch der Pfarrer und mahnte ihn an das ihm gegebene Versprechen, Christ werden zu wollen. Aber Läbi lachte darob und meinte: das habe er nur im Scherz gegeben.

Bald darauf, als Läbi eines Nachmittags von der Feldarbeit nach Hause kam, fühlte er heftige Schmerzen im rechten Schienbein. Die Schmerzen steigerten sich so, daß er nicht mehr aufstehen konnte. Das Bein schwoll dick an und wurde steif und hart. Es war eine Art Gicht, die dort hie und da vorkommt und meist tödlich verläuft. Die Schmerzen waren fürchterlich, und die vielen Aerzte, die gerufen wurden, konnten nicht helfen; er wälzte sich oft vor Schmerz auf dem Boden und brüllte wie ein Stier. Seiner Schwester Zuspruch und Hinweis auf den Erlöser nahm er nicht mehr an; er hörte gar nicht mehr darauf, sondern stöhnte nur; der Schmerz war zu groß. Wenn man sich nach seinem Befinden erkundigte, hieß es: „Ja, der liegt auf einem bösen Lager“ (wörtlich: da wo er liegt, ists nicht gut). Läbi war bekannt als Säufer; er liebte das europäische Feuerwasser allzusehr. Wenn unter den Heiden auf der Goldküste jemand im Sterben liegt, und die Umstehenden sehen, daß er in den letzten Zügen liegt, so tritt einer der Freunde hinter den Sterbenden, richtet ihn auf in sitzende Stellung und gießt ihm Wasser in den Mund, worauf sofort der Tod eintritt. Läbi hatte nun in guten Tagen unter seinen Schnapsbrüdern den Wunsch ausgesprochen: wenn es mit ihm einmal so weit gekommen sei, möge man ihm nicht Wasser, sondern noch ein letztesmal den geliebten Schnaps eingießen. Wie nun nach einer Reihe qualvoller Tage des Kranken dumpfes Stöhnen und schwerer Atem anzeigte, daß die Stunde seiner Auflösung herannahe, kniete einer seiner Brüder zu seinen Häupten,

richtete ihn auf zu sitzender Stellung, ergriff mit der Rechten die Schnapsflasche und goß den Inhalt in den Schlund des Sterbenden. Ein Gurgeln — dumpfes Röcheln — die Seele war an ihren Ort gegangen.

Gott redet wohl einmal, und zum zweitenmal, aber man achtet nicht darauf. (Hiob 33, 14.)

Die Mission der schwedischen Kirche in Südafrika.

Von Pastor Berlin.

Die Mission der schwedischen Kirche, die seit 1876 in Südafrika unter den Kaffern wirkt, scheint nach ihrer ersten langsamen Einwurzelung in eine neue, schnellere und kräftigere Entwicklung eingetreten zu sein. Die Zahl ihrer Missionare ist seit 1893 von 4 auf 8, die ihrer weiblichen Gehilfinnen (außer Missionarsfrauen) von 5 auf 7 gestiegen. Auch die Zahl der Stationen ist gewachsen, nicht minder die der eingebornen Evangelisten und Lehrer, deren es jetzt 18 giebt, während die Zahl der Gemeindeglieder sich von 230 (Ende 1893) auf 461 (Ende 1896), jetzt gewiß auf 500, gehoben hat.

Die Sulu bilden einen harten Boden. Sie sind ein kraftvoller Volksstamm, darum schwer zu überwinden, wie politisch, so auch religiös; aber sind sie gewonnen, so werden sie, durch den Geist des Herrn erneuert, ohne Zweifel kraftvolle Persönlichkeiten in den Dienst des Herrn stellen. Es scheint, als ob in diesem so vielfach widerstrebenden Volke allmählich eine Umwandlung sich vorbereite, die der Wirkung des Evangeliums nur förderlich sein kann. Nach den langen Kämpfen früherer Jahre, die der Missionsarbeit hinderlich waren, hat eine Zeit größern Friedens folgen können. Die lange vorbereitende Arbeit der Boten des Evangeliums hat im Laufe der Zeit auf die Anschauungen des Volks verändernd eingewirkt, der Glaube an die Geister der Vorfahren ist ins Wanken gekommen, der Christengott ist als der mächtigere erkannt worden. Ist es doch vorgekommen, daß Heiden mit Gebet zum Christengott in den Kampf gezogen sind. In mancherlei Weise tritt eine große Empfänglichkeit der Völker für das Christentum hervor: man bittet um Lehrer; man ist bereit, nicht bloß am dritten oder vierten Sonntag, sondern alle Sonntage Gottes Wort zu hören, und von Umwoti (in Natal) schreibt ein Heide an den Missionar: „Lehrer, beschleunige die gute Zeit. Baue hier eine

gottesdienstliche Stätte. Bei Umwoti befinden sich viele Leute, die sitzen in Finsternis, sie hören dies Wort nicht. Beschleunige die gute Zeit, daß die Leute Gottes Wort hören können." Im Laufe der Jahre sind viele Kaffern mit Missionaren und Stationen in Berührung gekommen, haben mehr oder minder tiefe Eindrücke und Anregungen empfangen und festgehalten und sind damit in neuen Umgebungen zu einem Mittel der Vorbereitung geworden, die später der Missionsarbeit zu statten gekommen ist. Ganz besonders scheint im weiblichen Geschlecht ein Verlangen nach Wahrheit und Erkenntnis vorhanden zu sein, das die Mädchen überall dahin treibt, wo sich Befriedigung für ihr Verlangen findet, — das freilich auch seine Gefahren mit sich bringt. Aber eine tiefere Regung im weiblichen Geschlechte muß der nächsten Generation zu gute kommen und ein Wachstum in neuen Progressionen hervorrufen.

Die schwedischen Stationen liegen in Natal, eine auch im Sululande. Die älteste ist das 1876 angelegte Oskarsberg (Rorkes Drift), unter Leitung des Missionars Walberg, mit dem als Nebenstation dazu gehörigen Amoibie (am Buffalo-Fluß, gegründet 1880), das von dem treuen eingebornen Evangelisten Johannes Mamoza Umtetwa versorgt wird, der dadurch für den Glauben gewonnen worden war, daß er von drei verschiedenen Missionaren an drei verschiedenen Orten dasselbe Wort von der Bekehrung gehört hatte. Die Gemeinde zählt 148 Mitglieder (mit 77 Kommunikanten). In dem 1884 gegründeten, von Frl. Posse geleiteten Mädchenheim sind 32 Mädchen, die in einer ihrer nationalen Eigenart entsprechenden, aber durch christlichen Einfluß geheiligten Weise erzogen werden. Mit ihrer ungebändigten Naturkraft stellen sie der Erziehung keine geringen Aufgaben, aber ihrer viele haben auch im Leben und im Sterben ihren Erzieherinnen viel Freude bereitet. Die Lehrerin Esther Goës ist 1896 nach vierjähriger Arbeit in Durban gestorben. Eine Missionsschule mit 50 Kindern steht unter Leitung von Frl. J. Jonatansson. Die 1882 eingeweihte Steinkirche ist allmählich zu klein geworden und wird zur Zeit vergrößert.

Oskarsberg ist zwar die älteste Station der schwedischen Kirchenmission, ist aber in seiner Entwicklung von der 1886 von Missionar Ljungquist gegründeten und seitdem geleiteten Station Appelsbosch mit den Nebenstationen Isaye (Umwoti), seit 1890, und Emtulwa, seit 1897, überholt worden. Appelsbosch zählt 200 Gemeindeglieder (98 Kommun.), 69 Schüler und 34 Kinder im Kinderheim (meist Mädchen), wozu für Isaye noch 25 Gemeindeglieder mit 12 Kommunikanten und 25 Schüler kommen. Die Entwicklung der Station hat allerlei Bauten notwendig gemacht, doch ist leider eine besondere

Kirche noch nicht erbaut worden; die Gottesdienste werden in dem neuen geräumigen Schulhause gehalten. Seit 1892 sammelt die Gemeinde Mittel zu einem Kirchenbau und legt dabei, wie auch sonst, eine erfreuliche Opferwilligkeit an den Tag. Kürzlich ist durch Einsetzung eines aus dem leitenden Missionar und sechs eingebornen Mitgliedern bestehenden Kirchenrats ein wichtiger Schritt vorwärts gethan, während die eingeführten Gemeindeversammlungen, bei denen vierteljährlich alle Mitglieder, auch die auf den Außenstationen wohnhaften, mit allen Evangelisten zu gemeinsamer Erbauung und Abendmahlsfeier sich zusammenfinden, der geistlichen Förderung der Gemeinde dienen. Der Grund für die günstigere Entwicklung dieser Station ist darin zu finden, daß sie in der Nähe großer Lokationen liegt, d. h. Flächen, die ausschließlich für die Eingebornen vorbehalten sind, wodurch mancher verderbliche europäische Einfluß ferngehalten werden kann. Infolgedessen konnten denn auch in der Umgegend besondere Predigtplätze eingerichtet werden, an denen eingeborene Evangelisten das Wort Gottes regelmäßig verkündigen. Acht solcher eingeborener Gehilfen gehören dieser Station an, von denen namentlich Eliofase in Ozwatini (Predigtplatz) und Joseph Ka Mataka in Jfaye erwähnt seien. Letzterer ist seiner Zeit mit dem ersten Missionar der schwedischen Kirche, Witt, nach Schweden gekommen und dort auf der Missionsschule der Vaterlands-Stiftung ausgebildet worden. Voll Freude, daß er seinen Brüdern den Namen des Herrn predigen konnte (Ps. 22, 23), kehrte er nach Afrika zurück und bewährte sich zuerst in der Schule, in Kraalbesuchen und im Predigen, bis ihm 1891 die neue Außenstation Jfaye übertragen wurde. Seiner treuen und geschickten Arbeit war es zu danken, daß 1894 die Erstlinge getauft werden konnten. Sind die Verhältnisse dort auch durch die Feindschaft einzelner Häuptlinge nicht immer leicht gewesen, so hat Joseph doch durch Schlagfertigkeit im Wort und christlichen Wandel sich eine geachtete Stellung erworben und die kleine, allmählich wachsende Gemeinde treulich gepflegt. Wie er in der Demut steht, zeigt die Bitte, mit der er die Station übernahm, daß Gott ihn klein machen möge.

Eine anders geartete Persönlichkeit ist der Lehrer in Ozwatini, Eliofase. In seiner Jugend begleitete er einst einen gottesfürchtigen Bauern als Ochsentreiber. In dem kalten Nebel und Regen, den die Jahreszeit mit sich brachte, litt er, nackt wie er war, so sehr von Kälte, daß der Bauer ihn in seinen Wagen nahm und mit Decken zudeckte, um ihn zu erwärmen. Aber es war alles vergebens, und sein Leben schien im Schwinden zu sein. Da legte sich der Bauer über ihn, öffnete seinen Rock, umfaßte ihn mit seinen Armen und erwärmte ihn so an seinem Herzen, bis das Leben zurückkehrte.

Einige Jahre nachher fragte der Sulujüngling den Bauern: Herr, sage mir, was dein Herz so warm gegen mich machte, daß du mich wieder zum Leben brachtest? Da erzählte der Bauer ihm von Jesu Liebe, und diese Liebe erwärmte das Heidenherz; der Jüngling lernte den Heiland kennen und kam zum Glauben. Es würde zu weit führen, seine Lebensschicksale hier zu verfolgen, genug, er kam in späteren Jahren (1886) zu den Schweden und wurde 1890 Lehrer an demselben Platze, wo ihm einst das Leben gerettet war, in Ozwatini. Hier ist es durch Eliosases stille geduldige Arbeit gut vorwärts gegangen; und „wo wir vor einigen Jahren nicht einmal eine Nachtherberge erhalten konnten, werden wir jetzt mit Freuden begrüßt." Hier zeigte sich an dem Hause eines Heiden, Oanana, dessen Kinder, Söhne und Töchter, eins nach dem anderen nach Appelsbosch in das Kinderheim gekommen waren, trotz aller Schläge und Mißhandlungen ihres verhärteten Vaters, so recht der Gegensatz zwischen dem alten in heidnischem Treiben groß gewordenen und dem jungen, von christlichen Einflüssen und Mächten berührten Geschlechte, — eine Hoffnung für die Zukunft!

Die neu aufgenommene Außenstation Emtalwa wird voraussichtlich bald durch Stationierung eines schwedischen Missionars Hauptstation werden.

Im nördlichen Natal liegen, nordwestlich von Oskarsberg, noch die beiden Stationen Dundee Coalfield (Kohlengruben), 1891 gegründet, und Dundee Proper, 1895 gegründet. Die Veranlassung zur Gründung der älteren Station gab die Anhäufung vieler Kaffern in den dortigen Kohlengruben mit ihren gefährlichen Einflüssen für die von den ältern Stationen dorthin des Erwerbs wegen gehenden Kafferchristen. Der Missionar Norenius (L. P., der ältere, unordiniert) übernahm hier die Arbeit und predigte zuerst unter Schuppen, später in einem neuerbauten Kirchlein. Die begonnene Arbeit nötigte zur Erweiterung. Norenius mußte auch in dem Flecken Dundee Proper die Kaffern mit dem Worte bedienen, ein eingeborner Gehilfe mußte ihm zur Seite gestellt werden, und nun hat sich die Notwendigkeit gezeigt, Dundee Proper zur Hauptstation zu machen und die ältere als Nebenstation der Fürsorge eines eingebornen Evangelisten zu überlassen. Eine neue Kirche soll nun auf der Hauptstation gebaut werden. Die weite Ausdehnung der Gruben machte es nötig, Predigtplätze an mehreren Stellen einzurichten, so daß dort nun fünf Evangelisten ihre Arbeit haben. An erfreulichen Erfahrungen von Empfänglichkeit für Gottes Wort und von Opferwilligkeit hat es nicht gefehlt. Namentlich hat sich eine große Lernlust herausgestellt, so daß außer 18 Knaben, welche die Tagesschule besuchen, noch 35

junge und ältere Leute in einer Abendschule Unterricht empfangen. Die Zahl der Gemeindeglieder beträgt 42 (36 Komm.).

Wir gehen jetzt über den Tugela- bezw. Buffalo-Fluß in das Sululand. Von Anfang an war es das Bestreben der Schweden gewesen, hier eindringen und festen Fuß fassen zu können, aber es wollte nicht gelingen. Auch Ketschwayo's Nachfolger Dinizulu setzte dem Evangelium Widerstand entgegen. Als 1886 der damalige Sekretär der Kirchenmission, Tottie (jetzt Professor in Upsala), die Stationen in Natal visitierte, unternahm er auch eine Reise zu Dinizulu, um von ihm die Erlaubnis zur Anlage einer Station zu erhalten. Dinizulu, obwohl persönlich für Gottes Wort unzugänglich, versprach einen Missionar aufzunehmen, und so wurde 1887 eine Bauernfarm gekauft und dort die Station Ekutuleni (Friedheim) durch Missionar Fristedt gegründet. Von Friede war freilich zuerst noch nicht viel zu merken. Fristedt, wiederholt durch Spieß und Axt bedroht, mußte sogar die Station wieder verlassen und in der norwegischen Station Entumeni Zuflucht suchen. Nach 1889 trat Ruhe ein und die Arbeit konnte aufgenommen und durch Errichtung einer Schule und eines Kinderheims unter Frl. Ingeborg von Düben weiter ausgedehnt werden. Allerdings traten ihr mancherlei Schwierigkeiten entgegen, namentlich durch das Verhalten einiger Häuptlinge, welche bald ihre Erlaubnis zum Schulehalten gaben und bald wieder zurückzogen. Aber es ging doch vorwärts, 1892 konnten die Erstlinge, zwei junge Männer, getauft werden, 1893 das erste Mädchen, 1894 die erste Familie. Eingeborne Evangelisten traten in die Arbeit und sogar von der Familie Ketschwayo's näherten sich Glieder der jungen Gemeinde. Ketschwayo's Witwe und Tochter sind zum Gottesdienst gekommen und wollen „lernen", und Umzingeli, ein Häuptlingssohn aus seinem Geschlecht, begehrte die Taufe, zeigte seinen Ernst durch Scheidung von seiner zweiten Frau und wurde 1895 als Evangelist auf der neuangekauften Außenstation Empini angestellt. So hatte diese Gemeinde Ende 1896 46 Glieder (24 Komm.), 34 Schüler, 40 Kinder im Kinderhause und 28 Katechumenen, ein Zeichen, daß die Arbeit auf dem harten Boden doch nicht vergeblich geblieben ist.

So wird die Arbeit durch Sonntags- und Wochenpredigt, Katechisation, Schul- und Katechumenenunterricht, durch Besuche in den Kraalen und durch die Kinderhäuser getrieben mit wechselnden Erfahrungen und ungleichen Erfolgen, aber im ganzen mit erfreulichen Fortschritten und in dem Gedanken an weiteres Fortschreiten. Die Verhältnisse sind ja freilich in Südafrika in den letzten Jahren recht schwierig gewesen. „Armes Südafrika!" soll ein stehender Titel in

den englisch-afrikanischen Zeitungen sein. Seit 1893 haben die Heuschrecken unsägliches Elend gebracht. Drei Jahre hindurch sind ihre Schwärme über Ekutuleni hingezogen und haben alles verzehrt. Große Dürre hat dazu geherrscht und eine Hungersnot im Gefolge gehabt, von der alle Berichte aus südafrikanischen Missionsgebieten voll gewesen sind. Dazu ist endlich auch die Rinderpest in Natal eingedrungen und hat das Vieh „wie die Fliegen" sterben lassen. Von der Eisenbahn von Ladysmith nach New Castle aus sah man sonst Tausende von wohlgenährten Rindern, heute kaum eins. Jetzt liegen ihre Leichen zu Tausenden herum, und ihre Verwesung verpestet Luft und Wasser, so daß man das Eintreten von bösartigen ansteckenden Krankheiten für die Menschen befürchtet. Möchte doch des Herrn Hand dem unglücklichen Lande wieder Segen und Gedeihen schenken!

Gleichwohl haben die schwedischen Missionare ihre Augen auf eine Erweiterung ihrer Arbeit und ihres Arbeitsfeldes gerichtet. Die Mission muß den Zuständen Aufmerksamkeit schenken, welche die Entwicklung der Länder mit sich bringt, und die Aufgaben erkennen, welche daraus für sie entstehen. Wie der Strom der Arbeiter nach den Kohlenfeldern von Dundee seine Einwirkung auf die schwedische Mission gehabt hat, so wird möglicherweise auch das Hinströmen nach den Goldfeldern bei Johannisburg neue Schritte veranlassen, wenigstens haben die Missionare Ljungquist und Fristedt bereits eine Untersuchungsreise nach Johannisburg vorgenommen, wohin auch aus den schwedischen Stationen Kaffern als Arbeiter gegangen sind. Auch in den Städten Durban und Pietermaritzburg macht sich das Bedürfnis nach schwedischen Missionaren geltend. Durban ist die Hafenstadt Natals und Ausgangspunkt der Eisenbahn, die in nördlicher Richtung sich in das Innere erstreckt. Die schwedischen Missionare haben dort bei gelegentlichen Besuchen auch unter den Seeleuten ihrer Heimat gewirkt. Pietermaritzburg ist die Hauptstadt des Landes und daher von besonderer Wichtigkeit; auch hierher sind viele Kaffern von den schwedischen Stationen gegangen. Ja, sogar nach dem in letzter Zeit so viel genannten Matabelelande haben die Blicke der schwedischen Mission sich gerichtet, weil die Matabele den Sulu verwandt sind, und so dürfte denn die Zukunft, nach dem Maße der zur Verfügung kommenden persönlichen Kräfte und Mittel, eine größere Erweiterung der schwedischen Kirchen-Mission mit sich bringen.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Deutsch-Südwestafrika.

Südlich vom Kunene-Fluß erstreckt sich bis zum Oranje-Strom in einer Länge von ca. 260 geographischen Meilen das deutsche Schutzgebiet von Südwestafrika. Trotz seines Flächeninhalts von ca. 835 100 qkm weist es aber nur eine Bevölkerung von höchstens 200 000 Seelen auf. Seine Bewohner gehören fünf verschiedenen Völkern an, unter denen die rheinische Mission nun seit mehr als 50 Jahren arbeitet, und die ein fast lückenloses Netz von Stationen über das weite, aber dünnbevölkerte Gebiet gespannt hat. Diese Missionsstätten sind zugleich, wie dies schon mehrfach rühmend anerkannt worden ist, wichtige Posten für die christliche Kultur unter den Nama, Herero und Bergdamra.

Die deutsche Herrschaft scheint nun auch nach den langjährigen Kämpfen mit dem Nama-Häuptling Hendrik Witbooi, der sich seit seiner Unterwerfung als ein loyaler Unterthan erwiesen hat, in einer Weise befestigt zu sein, daß ihr selbst durch einen gelegentlichen kleinen Aufstand keine ernstliche Gefahr mehr droht. Ein solcher fand erst im März letzten Jahres statt, indem sich die sogenannten Khauas Hottentotten von Gobabis im Osten des Hererolandes erhoben. An ihm beteiligten sich auch einige Herero unter Führung zweier Häuptlinge. Die Regierung griff aber sogleich energisch ein und schlug den Aufstand alsbald nieder. Bei dieser Gelegenheit stand Hendrik Witbooi, sowie die übrigen Nama und Herero der Regierung treu zur Seite. Auch in diesem Fall bewies der Landeshauptmann, Major Leutwein, eine weise Mäßigung, indem er nach der Niederwerfung es bei der Bestrafung der aufständischen Häuptlinge bewenden ließ und nicht durch eine allgemeine Entwaffnung das Hererovolk herausforderte. Denn daß eine solche eine Erhebung desselben zur Folge gehabt haben würde, ist ziemlich sicher anzunehmen. Ein Krieg mit diesem Volke aber hätte voraussichtlich den Frieden des Landes auf lange hinaus gestört und der Regierung die größten Schwierigkeiten bereitet. Seitdem hat auch ein kleiner Zusammenstoß zwischen den deutschen Truppen und einer Hottentottenbande im südlichen Teil von Groß-Namaland bei Warmbad und neuerdings mit den Zwartbooïs bei Franzfontein stattgefunden. Man ersieht daraus, daß ge-

legentliche Reibereien nicht ausbleiben. Von Wichtigkeit für eine geordnete Verwaltung und Sicherung von friedlichen Zuständen für die Zukunft ist jedenfalls die Festlegung der einzelnen Stammesgrenzen, die sich die Regierung angelegen sein läßt, sowie die Einsetzung von anerkannten Oberhäuptlingen über größere Landesteile. Diese Neuordnung der Verhältnisse ist der friedlichen Entwicklung des Schutzgebiets förderlicher, als wenn eine Reihe von kleineren und größeren Häuptlingen nebeneinander über einzelne Stammesteile regieren. Das kommt auch der Mission zugute, die sonst nur allzusehr von der Willkür der einzelnen Häuptlinge abhängig ist.

Schwere Heimsuchungen haben das Land in den letzten Jahren betroffen. Zuerst war es eine anhaltende Dürre, die im Süden, im sogenannten Groß-Namalande, eine vollständige Hungersnot zur Folge hatte. Viele Leute wurden durch die bitterste Not in ihrer Verzweiflung zu Diebstahl und Raub getrieben, um mit dem erbeuteten Vieh den Hunger zu stillen. Als dann der langersehnte Regen in ungewöhnlicher Stärke fiel, kam er für viele Bewohner leider zu spät, da sie bereits durch die Dürre ihr gesamtes Vieh verloren hatten. Deutsche Christen in der Heimat haben so viel als möglich der allergrößten Not zu steuern gesucht.

Der Dürre folgte als zweite Plage die furchtbare Geißel der Rinderpest, nachdem sie ganz Südafrika verheert hatte. Sie trat im Hererolande gleich an mehreren Stellen und zwar mit großer Heftigkeit auf. Die deutsche Regierung hatte zwar nach Kräften alles gethan, um durch eine streng gehandhabte Grenzsperre die Seuche ferne zu halten; aber es ist ihr das ebensowenig gelungen wie der englischen Regierung in der Kapkolonie. Selbst das Impfen mit Heilserum hat der Pest nicht Einhalt thun können. Unbehindert hat sie ihren Gang durch das Land angetreten und den ganzen Wohlstand des Volkes, der in Viehherden besteht, zerstört. Im Norden des Hererolandes ist die verheerende Wirkung so groß gewesen, daß Posten, auf denen früher 10 bis 15 000 Tiere standen, fast ganz ausgestorben sind. Die Menschen sitzen vor ihren Hütten und wissen nicht, wovon sie leben sollen. Auch die Verteuerung der Lebensmittel gehört mit zu den Folgen der Rinderpest, besonders da die Frachtpreise bei dem zeitweiligen Stocken des Verkehrs ins Unglaubliche gestiegen sind. So kostete eine Frachtsendung von Swakopmund (an der Küste) bis zur Station Gaub nicht weniger als 1798 Mark. Wie es aber auf einzelnen Stationen nach dieser Heimsuchung steht, ersieht man aus einem Bericht der Missionare Meyer und Olpp aus Otjimbingue. Dort heißt es:

„Wie ein Sturm ist die Rinderpest über unser Land dahin-

gegangen. Schneller als wir es dachten, hatte sie ihr Zerstörungswerk vollendet. Hätten wir nicht eine thatkräftige Regierung gehabt, und wäre nicht auch hier so viel gebetet worden, so hätte die Pest wohl alles verschlungen. So ist doch wenigstens so viel Vieh erhalten geblieben, daß ein ganz schwacher und matter Ochsenwagenverkehr zur Küste wieder aufgenommen werden konnte. Demselben kommt es zugute, daß im Monat November die erste Strecke der Eisenbahn bis Nonidas (ca. eine deutsche Meile über die ersten Dünen hinaus) fertig gestellt und in Betrieb gesetzt werden konnte. Der Bau der Eisenbahn bietet vielen Farbigen Gelegenheit, den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben, der am Platze doch recht knapp geworden ist. Die Gewerke stehen fast völlig still, die Läden gähnen vor Langeweile, viele Arbeiter finden keine Beschäftigung mehr, die Fleischpreise und Frachtsätze ꝛc. sind sehr gestiegen. Der Pest ist der Hunger gefolgt; namentlich ist die Not unter den armen Bergdamra groß. Täglich haben wir die Hungernden vor der Thür stehen. Sie bringen Holz und empfangen dafür Reis oder Mehl. Besonders die alten Leute leiden großen Mangel. Wir helfen soweit es in unserer Macht steht, können aber damit auf die Dauer nicht so fortfahren, da wir uns selbst sehr nach der Decke strecken müssen. Hoffentlich werden die zahlreich angelegten Gärten eine gute Ernte bringen und unsere Schultern etwas entlasten. . . . Die Leute ziehen zahlreich aus dem Felde wieder zur Station, weil sie da am ehesten noch auf einen Bissen Brot hoffen dürfen. Eine ganze Reihe neuer Pontoks (Mattenhütten) ist in kurzer Zeit auf dem Platz entstanden. Aber es sind nicht einmal so viel Kühe am Platz, daß die Leute Mist genug haben, um ihre Hütten gegen den kommenden Regen dicht zu machen. Nachts beim ersten Hahnenschrei stehen manche auf und holen sich gegenseitig den Mist aus den Kraalen weg. Auch wir Missionsgeschwister haben schon Monate lang keine einzige Kuh mehr am Platze, da unter unseren durch die Pest hindurch geretteten Tieren die Lungenseuche ausbrach und gründlich aufräumte." (Rhein. Ber. 1898, S. 80.)

Neuerdings sind nun der Rinderpest und Lungenseuche im Osten des Landes auch noch die Heuschrecken gefolgt. Dadurch ist die Not aufs höchste gestiegen, da jetzt auch die Ernte vernichtet ist. Viele Leute leben nur noch von Baumharz, Gras und Wurzeln. Das furchtbare Gericht scheint aber auch nicht ohne Segensfrucht für das heimgesuchte Volk zu sein. Aus verschiedenen Teilen des Hererolandes wird berichtet, wie die Herero, nachdem ihnen Gott ihre Götzen, die Ochsen, genommen hat, sich in großer Zahl dem Evangelium zuwenden. So wird von der Station Omaruru gemeldet, daß von

einer ganzen Anzahl von Plätzen Bitten um Evangelisten einliefen und daß die Christen anfingen, aus freien Stücken hin und her im Lande das Evangelium zu verkünden. Selbst an Orten, wo sonst der Boden sehr hart ist, beginnt es sich zu regen, und der Kirchenbesuch ist besser als zuvor. Es drängt sich deshalb auch der Wunsch auf, unter diesen Umständen die Zahl der Missionare im Hererolande zu vermehren. Die Hoffnung jedoch, daß sich nun das gesamte Hererovolk dem Christentum zuwenden werde, ist wohl etwas verfrüht. Dessen sind sich auch die Missionare, die das Volk näher kennen, wohl bewußt. Sie haben schon zu oft die Erfahrung machen müssen, daß sobald die Zeiten der drückendsten Not vorüber sind, auch das Heilsverlangen wieder in den Hintergrund tritt. Immerhin ist zu hoffen, daß die Heimsuchung, die zugleich eine tiefe Demütigung des Volkes ist, nicht ohne segensreiche Nachwirkung bleiben werde.

Zu den bisherigen elf rheinischen Stationen im Hererolande ist neuerdings im Nordosten eine weitere, Gaub, hinzugekommen. Sie soll in erster Linie der Arbeit unter den verachteten und unterdrückten Bergdamra dienen, die auch sonst zwischen den Herero zerstreut wohnen. Die Regierung sucht sie jetzt in besonderen Reservationen anzusiedeln. Von Gaub aus hat man auch Gelegenheit an den verkommenen Buschmännern im Otavigebiet zu arbeiten, wenn auch bis jetzt ohne sichtbaren Erfolg. Die Arbeit unter ihnen ist um so schwieriger, als sie unstät und flüchtig nicht leicht ansässig werden. Zudem sind sie außerordentlich diebisch, verschlagen und stumpf gegen alle höheren Eindrücke. — Windhuk, der Mittelpunkt der deutschen Verwaltung, etwa 350 km von der Küste entfernt, das früher schon zweimal als Station aufgegeben werden mußte, ist jetzt wieder besetzt worden. Miss. Siebe hat hier den Posten eines Pastors an der deutschen Gemeinde und den eines Missionars unter den Farbigen zu versehen. Die deutsche Gemeinde mag ca. 170 bis 180 Seelen zählen. Seine farbige Gemeinde, die er aus Bastards, Nama und Bergdamra um sich sammelt, ist bis jetzt noch klein. — Auch in Otjimbingue, wo sich eine größere Gemeinde von Herero, Bastards und Bergdamra befindet, nimmt man sich der Deutschen seelsorgerlich an und hat für die deutschen Kinder eine Schule eröffnet. Leider muß hier sehr über die Verheerungen des Branntweins geklagt werden, die derselbe unter den Eingebornen anrichtet. Doch scheint die Regierung den Missionar in der Bekämpfung dieses Giftes in wohlwollender Weise zu unterstützen. Die am Ort befindliche Bergdamra-Gemeinde setzt sich hauptsächlich aus Leuten zusammen, die als Arbeiter in den zahlreichen Werkstätten und Waren-

häusern, oder als Hirten und beim Transport der Frachtgüter beschäftigt sind, die aber lieber als freie Leute und in möglichster Ferne von den Weißen in ihren Bergen leben würden. — In Okahandja, dem Sitz des Oberhäuptlings Samuel Maharero, befindet sich das für die Christianisierung des Landes höchst wichtige Seminar zur Ausbildung von Nationalhelfern. Es verdankt seine Entstehung und Erhaltung wesentlich dem Interesse und der Freigiebigkeit der verwitweten Fürstin Elisabeth von Lippe-Detmold, die nun aber heimgegangen ist. — In dem sonst so unfruchtbaren Nosobgebiet mit der Station Otjihaënena macht sich seit einiger Zeit eine erfreuliche Bewegung bemerkbar. Bei manchen scheint das Gewissen aufzuwachen und viele melden sich zum Taufunterricht. Die Frauen fangen vielfach an, ihre Nationaltracht wegzuwerfen und andere Kleider zu tragen zum Zeichen, daß sie Christen werden wollen. Ein heilsamer Schrecken mag auch dadurch den Leuten eingejagt worden sein, daß die beiden Häuptlinge dieses Gebiets, der abgesetzte Kahememua und der neuernannte Nikodemus als Führer eines Aufstandes von den Deutschen erschossen wurden. Dadurch gerieten die Herero in einige Erregung. Umsomehr begrüßten die Bergdamra von Okombahe den Sieg der deutschen Waffen, da sie im andern Fall als loyale Unterthanen der deutschen Regierung bei der zwischen ihnen und den Herero herrschenden Feindschaft befürchteten, von diesen erschlagen zu werden.

Seit 1896 hat sich auch die katholische Mission im Hererolande eingestellt und die Station Windhuk bezogen, um, wie es heißt, die wenigen römisch-katholischen Soldaten der deutschen Schutztruppe kirchlich zu bedienen. Sie suchen sich aber auch im Süden des Landes in das Gebiet der rheinischen Mission einzudrängen, obschon sie seiner Zeit das Versprechen gegeben haben, nur im Nordosten außerhalb der evang. Arbeitsfelder sich niederlassen zu wollen. Zur Ausbildung von katholischen Missionaren für Deutsch-Südwestafrika ist in Hünfeld bei Fulda ein Missionshaus (St. Bonifatius) gegründet worden, das für 200 Studierende berechnet ist und schon im letzten Jahre mit dem Lehrerpersonal 113 Personen zählte. Man sieht, in wie außerordentlich rühriger Weise die katholische Mission vorgeht, um die deutschen Schutzgebiete mit ihren Sendboten zu besetzen. Nur schade, daß sie dabei auf die evangelische Mission nicht die geringste Rücksicht nimmt und ihr geflissentlich entgegenzuwirken sucht. Sie ist dabei auch nicht wählerisch in ihren Mitteln.

Groß-Namaland, der südliche Teil des deutschen Schutzgebiets, ist durch die Dürre und die infolgedessen eingetretene allgemeine Hungersnot besonders stark heimgesucht worden, was natürlich auch

die Missionsarbeit in den Gemeinden sehr erschwerte. Doch haben letztere zum Teil erfreulichen Zuwachs durch Taufen gehabt. Dagegen droht den Stationen die Gefahr, daß die Farbigen teils aus Leichtsinn, teils aus Not sich dazu verleiten lassen, nach und nach ihren gesamten Landbesitz an Weiße zu verkaufen. Zwar dient es zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse, wenn ein Teil des Landes in die Hände der Weißen gelangt, aber anderseits liegt es doch im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung der Kolonie wie der Mission, daß den Farbigen ein ausreichender Landbesitz erhalten bleibt, damit dieselben nicht zu einem besitzlosen Proletariat herabsinken und vor dem Verkommen bewahrt bleiben. Es ist deshalb Aufgabe der Mission, den Farbigen den nötigen Besitz an Land zu sichern. Bis jetzt sind auch die Bemühungen der rheinischen Mission in dieser Richtung nicht vergeblich gewesen, und es ist erfreulich, daß auch die deutsche Reichsregierung ein Verständnis dafür an den Tag legt. Damit hängt aber auch zusammen, daß die Mission daran denken muß, den Landbesitz für die Farbigen nutzbar zu machen, d. h. sie wird dafür sorgen müssen, die Wasserverhältnisse zu regeln, Brunnen zu bohren, Dämme anzulegen und die Leute beim Ackerbau anzuleiten. Diese technischen Aufgaben erfordern natürlich auch einen Fachmann, einen Ingenieur, der diese Arbeiten zu leiten versteht. Ein solcher hat sich denn auch bereits ganz ungesucht der Mission zur Verfügung gestellt. Zu der schon bestehenden Not im Namaland hat sich nun noch die drohende Rinderpest eingestellt und es haben sich dadurch die Verhältnisse außerordentlich trüb gestaltet. Von den Stationen fügen wir hier nur einige auf.

Auf der südlichsten Namastation Warmbad rief die anhaltende Dürre den größten Notstand hervor. Dazu kamen noch die Kriegsunruhen, die im Gebiet ausbrachen und der Missionsarbeit nichts weniger als förderlich waren. Die Not machte die Leute vielfach stumpf, trieb aber auch manche ins Gebet. Anzuerkennen ist, daß der dortige Häuptling die Summe von 4000 Mark, die er für eine Landkonzession erhielt, als Beitrag für den Bau einer Schule bestimmte. Leider haben sich in der Nähe von Warmbad, in Heirachabis, die Katholiken festgesetzt. — In Bethanien war die Hungersnot so groß, daß viele Leute buchstäblich verhungert sind. Doch erholt sich der Platz wieder allmählich, da der dortige Missionar seit Jahren bemüht gewesen ist, durch Anlagen von Gärten und Brunnen die Ertragsfähigkeit des Landes zu heben. Die allgemeine Not hat hier viele näher zu Gott geführt. — In Keetmanshoop hatte der Notstand die Folge, daß die Gemeinde fast ganz auseinanderlief und nur mit Mühe wieder zusammengebracht werden konnte. —

Auch von der Bastardstation Rietfontein, die auf englischem Gebiet liegt, ging die Gemeinde dadurch zurück, daß ein Teil derselben anderswohin übersiedelte. Dazu war die Station durch die Grenzsperre, die der drohenden Rinderpest wegen notwendig wurde, monatelang von allem Verkehr abgeschnitten. Totenstille herrschte auf dem verödeten Platz und die Missionsarbeit konnte nur noch notdürftig fortgeführt werden. — Gibeon, der Sitz des Oberhäuptlings Hendrik Witbooi, ist erst neuerdings wieder von der Mission besetzt worden, doch dachte man daran, einen großen Teil der Gemeinde nach dem nahen Rietmond zu verpflanzen. Man scheint indes wieder davon abgesehen zu haben; denn man ist nun daran, das von früherher Zerfallene wieder aufzubauen, Gärten anzulegen, Häuser aufzurichten und auch die durch das jahrelange Kriegsleben verwilderten Gemeindeverhältnisse zu ordnen. Als gesammelte Gemeindeglieder werden jetzt 595 gezählt. Doch finden aus andern Bezirken immer noch starke Zuzüge statt, teils aus Heiden, teils aus Christen bestehend. — In Hoachanas, wo sich die zersprengten Namas wieder zu sammeln angefangen haben, sucht Miss. Judt durch Garten-, Damm- und Brunnenanlagen die Ertragsfähigkeit des Bodens zu heben. Er hat auch damit schöne Erfolge erzielt, während in Rehoboth (das schon zum Konferenzbezirk des Hererolandes gehört) die Leute genötigt waren, wegen der Dürre, die ihre Brunnen austrocknete, mit ihrem Vieh von einem Platz zum andern zu ziehen. Durch die Beschäftigung der Rehobother, Frachtdienste zu thun, sind die Leute leider sehr der Versuchung zur Trunksucht ausgesetzt, wogegen auf der Station selbst keine Spirituosen ausgeschenkt werden dürfen.

Die Zahl der gesamten Christen auf den 21 Stationen des Herero- und Groß-Namalandes wird nach dem letztjährigen Jahresbericht auf über 9000 angegeben. In der Arbeit stehen 25 Missionare, 24 eingeborne Lehrer und 6 Evangelisten.

Im äußersten Norden, im Grenzgebiet des deutschen Schutzlandes — im Ovamboland — hat die rheinische Mission bis jetzt auf ihren zwei Stationen Ondjiva und Omupanda nach mehrjähriger Arbeit ihre ersten Früchte heranreifen sehen. Aber die Lage der dortigen drei Missionare, von denen zwei verheiratet sind, ist in mehrfacher Beziehung eine äußerst schwierige und erfordert viel Weisheit, Takt und Mannesmut. Denn nicht nur ist das Gebiet wegen des vorkommenden Fiebers ziemlich ungesund, es ist besonders auch die schutzlose Lage, in der sich die Europäer dort befinden. Das Gebiet liegt zwar noch in der von den Portugiesen und Deutschen beanspruchten Machtsphäre, aber in Wirklichkeit hat

doch weder die eine noch die andere europäische Macht dort etwas zu sagen, und das finsterste Heidentum mit seinem unheimlichen Aberglauben übt seine Gewalt aus. Dieser Aberglaube und der unberechenbare Charakter der davon beeinflußten Heiden kann den schutzlosen Missionaren je nach Umständen recht gefährlich werden. So sollten dieselben beim Ausbruch der Rinderpest an dieser schuld sein und es hieß bei den heidnischen Ovambo: „Es weht ein böser Wind, seit diese weißen Lehrer ins Land gekommen sind. Laßt uns sie töten, damit das Unheil aufhöre!" Das scheint ihnen auch wirklich ernst gewesen zu sein, denn es war ein Ueberfall der beiden Stationen geplant. Aus einem ähnlichen abergläubischen Anlaß wurden schon einmal vor Jahren einige römische Missionare von denselben Eingebornen ermordet. Diese von der heidnischen Partei ausgestreuten Reden sind indes bald wieder verstummt; denn die Rinderpest brach zuerst unter einem Stamm aus, wo keine Missionare sind. Aber auch plötzliche Todesfälle werden leicht vom abergläubischen Volk der Machtwirkung der Fremdlinge zugeschrieben.

Die älteste Station Ondjiva, wo der Oberhäuptling Uejulu residiert und im letzten Jahr die Erstlinge getauft werden konnten, ist neuerdings auf einen besseren und gesunderen Platz verlegt worden. Daß die Missionare einigen Einfluß auf Uejulu gewonnen haben, hat ihre Stellung unter dem Volk ziemlich befestigt. Er läßt sich in manchem raten und besucht auch ab und zu die Gottesdienste.

Auf der Station Omupanda, wo bereits eine kleine Christengemeinde gesammelt ist, scheint sich das Werk günstig zu entwickeln. Die Mission ist inzwischen von zwei Seiten her eingeladen worden, sich auch bei andern Stämmen des Landes niederzulassen. So lief eine Bitte ein von den Uakalusi im Süden und von dem im deutschen Gebiet gelegenen Ongandjera. Letzteres wollen nun die finnischen Missionare besetzen. Mittlerweile sind aber auch römisch-katholische Missionare von Windhuk aus im Ovamboland eingerückt und haben sich in Ongandjera niedergelassen. Zugleich waren auch solche vom Norden her aus dem portugiesischen Gebiet erwartet. Wenigstens wurde der Oberhäuptling Uejulu durch die dortige Regierung angefragt, ob er gewillt sei, Priester bei sich aufzunehmen. Er hat jedoch den Brief gar nicht beantwortet. Aller Wahrscheinlichkeit sollten die Priester die Vorläufer der portugiesischen Machthaber in Uejulus Gebiet sein. Denn diesen liegt daran, sich das Grenzgebiet zu sichern, da bis jetzt die dortigen Grenzverhältnisse immer noch nicht ganz klar sind. Unter Umständen kann das noch zu manchen Verwicklungen führen. Uejulu würde natürlich am

liebsten sowohl von den Portugiesen als von den Deutschen unabhängig sein.

Von Wichtigkeit für die rheinische Mission im Ovambolande ist, daß man die ersten Sprachschwierigkeiten hinter sich hat. Es sind auch bereits die vier Evangelien und ein Wörterbuch im Oschikuanjama gedruckt. Jetzt soll die biblische Geschichte an die Reihe kommen. (Ber. der Rhein. Mission 1897/98. Jahresbericht 1897.)

Die benachbarte Finnische Mission hatte auf ihren drei Stationen Olukanda, Onipa und Ondangua im vorigen Jahr fünf Missionare stehen. An Gemeindegliedern werden 730 aufgeführt.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

China. Nachdem das deutsche Reich durch Vertrag mit dem Kaiser von China den Hafen von Kiautschau und dessen angrenzendes Gebiet erworben hat, ist von dem Komitee der Berliner Missionsgesellschaft (I), deren Sendboten schon seit Jahren in der Provinz Kanton arbeiten, der Beschluß gefaßt worden, auch Kiautschau mit Missionaren zu besetzen. Es sind deshalb zunächst die Missionare Kolleker und Kunze angewiesen worden, mit einem der dortigen Sprache kundigen Nationalgehilfen eine Untersuchungsreise dahin zu unternehmen und die Vorbereitungen für die Gründung einer Missionsstation daselbst zu treffen. Ebenso gedenkt der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein seinen bisher in Shanghai stationierten Missionar Dr. Faber dahin zu senden. Kiautschau liegt in der Provinz Schantung, das bekanntlich das Geburtsland von Konfucius, Laotse, Mencius und anderen Geisteshelden ist. Unter seinen cirka 25 Millionen Einwohnern arbeiteten aber bis jetzt, wie häufig die Presse der Tagesblätter anzunehmen scheint, nicht bloß römisch-katholische Missionare, sondern es stehen dort seit Jahren auch mehrere amerikanische und englische Missionen evangelischer Konfession in der Arbeit, die bereits über 20 000 Chinesen in ihren Gemeinden um sich gesammelt haben. Daß nun auch zwei deutsche Missionsgesellschaften dort in die Arbeit eintreten wollen, geschieht indes nicht um des deutschen Schutzes willen, den sie etwa in Anspruch nehmen könnten, sondern nur in dem Bewußtsein, daß es Pflicht des deutschen Volkes ist, in den überseeischen Landen, wo die deutsche Flagge weht, den Heiden das Evangelium zu verkündigen. In welcher Weise dagegen die römisch-katholische Mission sich des weltlichen Arms bedient, um jede an ihr von den Heiden begangene Unbill zu rächen, hat das

Vorgehen von Biſchof Anzer, dem das katholiſche Miſſionswerk in der Schantung-Provinz unterſtellt iſt, bei Gelegenheit der Ermordung ſeiner beiden Miſſionare gezeigt. Denn bekanntlich iſt auf ſeine Veranlaſſung hin und unter dem Druck der deutſchen Regierung jene Ermordung ſchwer gerächt worden. Man iſt nicht damit zufrieden geweſen, die Mörder zur Strafe zu ziehen, ſondern es iſt auch der Gouverneur der Provinz abgeſetzt und ſeiner Würde für immer beraubt worden. Außerdem haben auch noch ſechs andere Beamte ihre Stellen verloren und die Miſſion erhält über anderthalb Millionen Mark zum Bau von drei Kirchen und ſechs Miſſionshäuſern. Wo bleibt da das Wort des Herrn: „Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel.“

Aus **Futſchau** in der Fukien-Provinz berichten die Miſſionare der amerikaniſchen Kongregationaliſten (Boston Board) von fröhlichem Wachstum ihres Werkes. Während ſie vor zwei Jahren nur 926 Chriſten, 35 Predigtplätze und 81 Nationalgehilfen zählten, hat ſich ſeitdem die Zahl ihrer Chriſten auf 1440, die ihrer Predigtplätze auf 62 und die der Nationalgehilfen auf 117 gemehrt. Dagegen ſtanden 1897 nur 16 Miſſionare daſelbſt in der Arbeit, wogegen zwei Jahre früher ihre Zahl ſich auf 27 belief. (Miſſ. Herald Nr. 4.)

Korea. Auch in dem früher für die Miſſion ſo verſchloſſenen Korea ſcheint nun eine Erntezeit anbrechen zu wollen. Der presbyterianiſche Miſſionar G. Lee ſchreibt von ſeiner Station Pyeng Yang, daß er auf zwei Rundreiſen auf dem Lande 45 Ortſchaften beſucht habe, wo ſich die Chriſten am Sonntag zum Gottesdienſt verſammeln und ſich miteinander erbauen. Auf 20 dieſer Plätze haben die Leute ſich ſelbſt ein Gotteshaus erbaut oder aus ihren eigenen Mitteln gekauft. Zugleich konnte er 151 Perſonen taufen und 455 als Taufbewerber aufnehmen. Er fügt dieſem Bericht hinzu: Gott hat uns in wunderbarer Weiſe überall in Korea die Thüren aufgethan. Die evangeliſche Kirche ſollte deshalb nicht zögern, ſondern ungeſäumt dieſes hoffnungsvolle Arbeitsfeld beſetzen, ehe der zunehmende Einfluß der ruſſiſchen Staatsgewalt und die Unduldſamkeit der griechiſch-katholiſchen Kirche dieſe offenen Thüren wieder ſchließt. (Missionary Nr. 4.)

Indien. Die großſprecheriſche Art und Weiſe, womit der bekannte „Hinduapoſtel und Weltbekehrer“ Wiwekananda (vgl. Miſſ.-Mag. 1897, S. 371 ff.) in Amerika und Indien von ſich und

seinen Erfolgen zu reden wußte, ist seitdem gründlich zu schanden geworden. Ein christlicher Bücherverein in Indien hat 45 Briefe von angesehenen und tonangebenden Amerikanern veröffentlicht, in denen diese besonders über die von Wivekananda angeführten vielen „Bekehrungen von Amerikanern zum Hinduismus" sich aussprechen. Einer schreibt: „Man hat ihn hier nur aus Neugierde gehört. Eindruck hat er nicht gemacht. Wenn man von ihm redet, so geschieht es nur mit Spott. Er wird bald vergessen sein. Der Hinduismus bedeutet für uns so wenig eine Gefahr, als die Eisberge des Nordens für die afrikanische Küste. Der Mann, den man in Chicago zum Löwen des Tages gemacht hat, ist in Indien zum Lügner geworden. (Leipziger Miss.-Bl.)

Westafrika. Das großartige Kulturwerk der Kongo-Eisenbahn, auf dem alle Hoffnungen des Kongofreistaates beruhen und wodurch auch der Betrieb der dortigen Missionen sehr bedeutend erleichtert werden wird, darf nun als vollendet angesehen werden; denn am 16. März hat ihre erste Lokomotive die Station Dolo-Stanley-Pool erreicht. Tags darauf wurde dann auch der Verkehr für den Handel auf der ganzen Bahnstrecke von Matadi bis Leopoldville (am Stanley-Pool) eröffnet. Die feierliche offizielle Eröffnung der Bahn dagegen, deren Bau noch vor zehn Jahren für kaum möglich gehalten wurde, soll erst anfangs Mai stattfinden.

Bücheranzeige.

Dalton, H. Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts. Dritte vermehrte Aufl. 533 S. Friedenau-Berlin, 1898. Buchhandlung der Goßnerschen Mission. broch. Mk. 3. | geb. Mk. 4.

Diese Biographie, die nun zum dritten Mal im Druck erscheint und gewiß noch jetzt, nachdem 40 Jahre seit dem Heimgang Goßners verflossen sind, dankbare Leser finden wird, ist aus einem überaus reichen Material trefflich herausgearbeitet, und zwar zeigt sie uns nicht allein das Einzelbild jenes Glaubensmannes, sondern auch zugleich ein Gesamtbild seiner Zeit. Wie viel Persönlichkeiten, mit denen Goßner in seinem vielbewegten Leben in Beziehungen trat, treten doch aus diesem Rahmen in unsern Gesichtskreis! Eine Erweiterung hat die vorliegende Auflage durch ein Schlußkapitel: „Nach 40 Jahren" (1898) erfahren, worin der Verfasser aus eigenem Augenschein einen Rück- und Ueberblick über den gegenwärtigen Bestand der von Goßner begründeten Anstalten

und Liebeswerke auf dem Gebiet der inneren und äußeren Mission giebt, ohne indes der Thatsache Ausdruck zu geben, daß Goßners Grundsätze in Bezug auf Ausbildung und Aussendung der Missionare inzwischen auch in der Goßnerschen Mission mit Recht eine Modifikation erfahren haben.

Eppler, P. Ein Gang durch die deutsche Missionslitteratur. 44 S. St. Gallen. Buchhandlnng der evang. Gesellschaft. 50 Cts.

— **Wie wecken und pflegen wir das Missionsinteresse in unseren Gemeinden?** 35 S. Ebendas. 50 Cts.

Beide Schriftchen sind ursprünglich Referate, die der Verfasser auf dem Missionskursus in Heinrichsbad (Oktober 1897) erstattet hat. Sie verdienen aber auch in weiteren Kreisen bekannt und beachtet zu werden.

Nr. 1 hat nichts Katalogartiges an sich, sondern es ist eine feine Charakteristik einer großen Auswahl von Erzeugnissen der deutschen Missionslitteratur, soweit sie für das Studium der Mission in Betracht kommen. Die Besprechung erstreckt sich auf: I. Allgemeine Missionsgeschichte, Missionskunde und Missionstheorie; II. Geschichte und Organe einzelner Missionsgesellschaften; III. Monographien über bestimmte Missionsgebiete und Missionszweige; IV. Biographien hervorragender Missionsarbeiter; V. Missionsstunden und Traktatlitteratur.

Nr. 2 erteilt wertvolle Winke, wie das Missionsinteresse in den heimatlichen Gemeinden zu wecken sei und giebt zugleich praktische Anleitung für die Behandlung der in Frage kommenden Missionsmittel in Kirche, Schule und Haus. Geistliche werden in dem anspruchslosen Schriftchen einen trefflichen Führer auf diesem Gebiet finden.

Barnes, J. H. Behind the Pardah. The Story of C. E. Z. M. S. Work in India. London: Marshall Brothers. 3 sh. 6 d.

Das Buch, das mit einigen sehr hübschen Bildern ausgestattet ist, schildert Scenen aus den verschiedenen Zweigen der Senana-Mission und lüftet den Vorhang (Pardah), hinter dem sich das Leben der indischen Frau mit ihrem jammervollen Dasein bewegt. Es zeigt aber auch, wie die Mission in diese Krejse eintritt und mit dem Troste des Evangeliums jenen Unglücklichen in Stadt und Land naht.

Weckstimmen. Erzählungen für die Jugend. Heft 3. Mapoon, oder wie man den Grund zu einer Mission legt. Von H. G. Schneider. Missionsverwaltung, Herrnhut. 30 Pfg.

Die schwierigen Anfänge der Brudermission unter den Papua von Queensland sind hier der Jugend in ansprechender und packender Weise erzählt. Eingestreute Schilderungen über die Lebensgewohnheiten der australischen Schwarzen und über das Treiben der Perlfischer, sowie beigegebene hübsche Illustrationen gestalten das Schriftchen zu einer lehrreichen Lektüre für jung und alt.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Das Geistesleben der Chinesen
im Spiegel ihrer drei Religionen.

Von Miss. M. Schaub.

Als ich vor einigen Jahren einen der angesehensten chinesischen Gelehrten unserer Gegend besuchte und mit ihm vom Heil in Christo sprach, streckte er mir seine Hand mit den typischen langen Fingernägeln entgegen, und sagte: „Siehe da, geehrter Fremde, wie die Hand fünf Finger hat und dadurch vollständig ist, so haben wir in China unsere drei Religionen. Der Konfucianismus mit seiner allseitigen Moral gleicht dem alles überragenden Mittelfinger. Wie nun dieser links und rechts je zwei weitere Finger zur Seite hat, so haben wir den Buddhismus und Taoismus mit ihren esoterischen und exoterischen Zweigen. Für eure Jesuslehre ist also kein Raum mehr vorhanden. Laßt dieselbe nur ruhig in eurem Westen. Wir Ostländer sind mit unseren drei Religionen zufrieden, da ja durch sie für alle aufs vortrefflichste gesorgt ist. Der Konfucianismus ist die Weisheit fürs Leben. Er lehrt die Menschen die fünf Gesellschaftsformen in ihrer Vollkommenheit kennen und entwickeln. Der Taoismus offenbart uns die geheimnisvollen Kräfte der Natur, während der Buddhismus die Beziehungen zum Jenseits besorgt. So haben wir Ethik, Physik und Metaphysik. Was bedürfen wir noch weiteres?"

Der Konfucianismus, Buddhismus und Taoismus sind bekanntlich die seit Jahrhunderten staatlich anerkannten Religionen der Chinesen, welche tief im Volksleben wurzeln; aber es ist nicht so, als ob man im Reich der Mitte von Konfucianisten, Taoisten und Buddhisten als getrennten Religionsparteien reden könnte, sondern die drei Systeme bestehen friedlich nebeneinander. Jeder Chinese ist mehr oder weniger ein Anhänger von allen drei Religionen.

I.

Es wird nun freilich öfters gesagt, der Konfucianismus sei gar keine Religion, sondern nur eine religionslose Moral. Allerdings ist Konfucius kein Religionsstifter gewesen und man kann die von seinen Schülern gesammelten Aussprüche desselben am besten als Regeln der Moral bezeichnen. Wie nun aber keine Ethik der Religion ganz entraten kann, so findet sich auch im Konfucianismus eine religiöse Basis. Konfucius pflegte zu seinen Schülern zu sagen: „ich habe nichts Eigenes geschaffen, sondern bin nur der Vermittler dessen, was wir von den Alten ererbt haben." Er hat die alten Geschichtsquellen und Liedersammlungen gesichtet, eine Erklärung der geheimnisvollen Diagramme des Yi kin (Klassiker der Veränderungen) gegeben und die knapp gehaltenen Annalen des kleinen Lu-Staates in lakonischem Stile bearbeitet. Das, was sich nun in diesen konfucianistischen Schriften von Religion findet, läßt sich in die zwei Momente, den Schangti-Kult und die Ahnenverehrung zusammenfassen.

Im Schu- und Shi king, dem ältesten Geschichtswerke und den Liedersammlungen, begegnen wir vielen Spuren einer wenn auch abgeblaßten Idee des einen, lebendigen Gottes. Er heißt Schangti, der obere Herrscher. Er hat den Menschen ihr Sin, d. h. ihre Wesensnatur gegeben, sie mit allerlei Seelenvermögen ausgerüstet, um diese Wesensnatur zur Entfaltung zu bringen. Schangti regiert auch den Verlauf der Geschichte, setzt Fürsten ein und stürzt Tyrannen von ihren Thronen. In den vielen Aussagen über Schangti, die sich in den fünf alten Klassikern und den vier Büchern des Konfucius und seiner Schüler Tsencius und Mencius befinden, tritt die ethische Seite des Gottesbegriffs in den Vordergrund, so daß ich oft dachte, die alten Chinesen haben mehr nach Art von Röm. 2, 14 vom Gewissensgesetze ausgehend, die von der Urzeit übermittelte Gottesidee festgehalten, und weniger über die Werke der Natur sinnend, nach Art von Röm. 1, 19. 20 sich ihren Gottesbegriff gebildet. Konfucius und seine Schüler vermeiden es nun allerdings, das höchste Wesen Schangti zu nennen; sie pflegen gewöhnlich Gott mit Then (Himmel) zu bezeichnen, und haben dadurch viel dazu beigetragen, daß den Chinesen die ursprüngliche Idee eines lebendigen, persönlichen Gottes nach und nach verloren ging. Der festgeordnete Lauf der Gestirne und der alles bedeckende

und segnende Himmel war Konfucius das Höchste, das eine Große, wie ja auch das chinesische Zeichen für Himmel aus eins und groß zusammengesetzt ist. Wie die fünf Idealkaiser, Nyau, Schun, Yi, Thong, Wun, den höchsten Herrscher Schangti verehrten, das schildern die konfucianistischen Schriften in all ihren Einzelheiten. Man glaubt einen Abschnitt des Levitikus (III. Buch Mosis) zu lesen, wenn uns das Li ki (das Buch der Ceremonien) die Regeln dieses kaiserlichen Opferdienstes darstellt; hier ist keine Spur von Fleischlichkeit, Verehrung sexueller Verhältnisse, die die alten westasiatischen Kulte verunreinigten. Es geht ein tief ethischer Zug durch diesen alten Schangti-Kult und man kann den Engländer Dr. Legge wohl verstehen, wenn er die Stätte dieser Gottesverehrung in Peking mit tiefer Ehrfurcht betrat.

Neben Schangti finden wir nun freilich schon in den ältesten Zeiten eine Reihe von Berg- und Flußgeistern ꝛc., die, wenn auch verehrt, doch nicht neben Gott als selbständige Gottheiten angesehen werden. Alle diese Untergeister haben ihre Stellung und Machtgebiete dem höchsten Herrscher zu verdanken. Der Begriff Schangti hat sich nicht etwa evolutionistisch aus der Personifizierung von Naturkräften herausgebildet, dieselben zusammengefaßt und zu einem persönlichen Wesen verdichtet. In der ältesten Stelle der Litteratur, in der uns Schangti zum ersten Male begegnet, ist er allein Ti, Gott. Die Naturkräfte Wind, Wasser, Feuer u. s. w. sind nur Schin, Geister. Eine spätere Zeit rückte sodann Schangti immer mehr in eine transcendente Form, sie vergaß ihn zu ehren und ihm zu danken, und so kam die ursprüngliche Idee des einen persönlichen Gottes immer mehr abhanden. Der Weg, den das chinesische Heidentum einschlug, ist derselbe wie der der übrigen Heiden, den der Heidenapostel in Röm. 1 so zutreffend schildert. Die Philosophenschule der Sung-Dynastie (1200 n. Chr.), mit einem Tschufucius an der Spitze, hat dann erst in pantheistischer Weise die Summe von Naturkräften, die der degenerierte Konfucianismus immer mehr vergöttlichte, in den einen Begriff Schangti wieder zusammengefaßt. Hier heißt es: „wan Schin tschi tsung myang nai Schangti", aller Geister Zusammenfassung ist der Kollektivbegriff Schangti. Das ist nun aber nicht mehr der alte, klassische Schangti von 2000—1000 Jahre vor Christo. Das ist der Philosophen Schangti, ein abstrakter Begriffsgott, ein Begriffs-Idol.

Die römischen Sendboten des 16. und 17. Jahrhunderts haben schon viel darüber gestritten, ob der sprachliche Ausdruck Schangti zur Bezeichnung des wahren Gottes gebraucht werden könne. Papst Innocenz X., der von den europäischen Universitäten sich ein Gutachten in dieser Frage geben ließ, wollte den Ausdruck Schangti nicht gelten lassen. Alexander XII. gab aber ausdrücklich den gelehrten Jesuiten recht, daß sie in dem klassischen Schangti den wahren Gott erkennen. Schließlich hat dann doch Clemens XI. entschieden, daß Schangti ein Götze sei und die Bezeichnung für Gott mit Then tschu, Himmelsherr, wiederzugeben sei. In den evangelischen Missionarskreisen kam diese alte Streitfrage auch zur Sprache und es entstand mit der Zeit eine reichhaltige Streitlitteratur. Bis in die neueste Zeit sind wir immer noch in zwei Lager gespalten. Aus religiösen Gründen wollen einige alte, tüchtige Missionare Chinas die Einführung des Begriffs Schangti in unsere Bibel nicht gelten lassen. „Lieber lasse ich mich verbrennen, als daß ich hierin nachgebe," sagte der alte Amerikaner Dr. Blodget. Dr. Legge dagegen sang mit großer Andacht die englische Doxologie, als er den Schangti-Altar in Peking besuchte. Andere Missionare haben nur ihre philologischen Bedenken. Sie sagen: Schangti ist ein nomen proprium (ein Eigenname), das nicht generell (im allgemeinen) gebraucht werden könne. Wir müssen aber für Elohim und Theos einen Sprachausdruck haben, der auch in Pluralform verwendet werden kann. Hier ist nun aber leicht zu helfen. Die Buddhisten und namentlich die Taoisten haben schon vorgearbeitet, das Ti generell zu gebrauchen. Taoistische Werke reden von Tshen Ti und Wan Ti, 1000 und 10 000 Göttern. In unserer neuen Bibelübersetzung geben Dr. Chalmers und ich das artikellose θεος mit Ti, und ὁ θεος mit Schangti. Wer ohne Vorurteil die alten Klassiker studiert, der kann nicht umhin, in Schangti eine Aehnlichkeit mit El eljon (höchster Gott) zu erkennen, mit welcher Bezeichnung der wohl semitische König Melchisedek inmitten einer polytheistischen Umgebung den ursprünglichen monotheistischen Gottesbegriff in seiner ethischen Transcendenz festhielt.*) Wenn nun aber Missionare, wie Dr. Legge und andere, auch noch im heutigen Schangti-Kult die reine, monotheistische Gottesidee finden wollen, ja Schangti sogar mit Jehovah identifizieren, so gehen sie sicherlich zu weit. Durch die Religionsmengerei, die mit dem Herrschendwerden des Buddhismus und Taoismus das Volksleben durchseuchte, und durch die staatlich anerkannte pantheistische Philosophie des Tschufucius ist die ursprüngliche monotheistische Gottesidee vollends verloren gegangen.

*) El eljon, Gott der Höchste, (I. Mos. 14, 18—20), ist ja wie Schangti aus den zwei Wörtern Gott (El) und hoch (Eljon) gebildet; Schang heißt oberer, höchster, Ti Gott, Herrscher.

Von altersher ist der Schangti-Kult eigentlich nur Sache des Kaisers, der gleichsam als Hoheprieſter seines Volkes seine Sommer- und Winterbrandopfer dem höchsten Herrscher darbringt. Beim gewöhnlichen Volke kam das zweite Moment der altkonfucianistischen Religion, die Ahnenverehrung, immer mehr zur Herrschaft. Vielleicht war dieser Kult ursprünglich im wesentlichen nur eine Bezeugung der fortwährenden liebevollen Erinnerung an die Verstorbenen, der der Chinese nach seiner Weise mit Schweinefleisch, Reis und Weinopfern Ausdruck gab. Ein früherer Missionar, Dr. Martin, wollte deshalb auf der letzten allgemeinen Missionskonferenz in Schanghai (1890) in einem Vortrag der Zulassung des Ahnenkults in der christlichen Kirche das Wort reden. Er meinte, wie der Westländer durch Blumenspenden, Kränzeaufflegen an den Gräbern die Erinnerung an seine lieben Verstorbenen auffrische, so pflege der Chinese mit seinen Speisespendungen diese Erinnerung. Damit treten aber Martin und einige andere Missionare zu sehr in die Fußstapfen der Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts, die, um den höherstehenden Konfucianisten den Eintritt in die Kirche zu erleichtern, den alten Ahnenkult idealisierten. Nicht nur ist die moderne Ahnenverehrung mit ihrer Geomantie und sonstigem Aberglauben eine heidnische Verirrung, schon der ursprüngliche Ahnenkult ist eine ungöttliche Verirrung des ethischen Triebes, seine Eltern zu lieben und zu ehren. In einem der ältesten Kommentare zum Schu king (Klassiker der Geschichte) lesen wir: „Schangti (Gott) ist so hoch erhaben über den Menschenkindern und steht dem Einzelnen so ferne, daß der Mensch notwendig einer Vermittlung zwischen sich und der obern Welt bedarf. Die Ahnen stehen uns nun am nächsten. Sie kennen unsere Bedürfnisse und haben auch das nötige Mitgefühl. So sind sie die natürlich gegebenen Vermittler zwischen jenseits und diesseits." Damit nun die Verstorbenen nicht als herumirrende, hungrige Geister Unheil über ihre Nachkommen bringen, müssen sie stets mit den nötigen Opferspenden versehen werden. Das ist eigentlich die Hauptsache des so berühmten chinesischen Ahnenkultus.*)

* Die Ahnenhalle und die Gräber sind die Hauptkultusstätten der Chinesen. Besonders an den Gräbern finden jährlich im Frühling und Herbst Totenopfer statt. Hat ein Chinese (besonders in den südlichen fünf Provinzen) seinen Vater oder seine Mutter einstweilen provisorisch beerdigt, so werden nach drei

Der Konfucianismus überläßt nun allerdings diese Vermittlung mit der Unterwelt den andern Religionen. Sein Hauptgebiet ist die Pflege der allgemeinen Moral und der Gelehrtenbildung.

Für die Schulbildung haben die Konfucianisten von jeher verhältnismäßig viel gethan. Man klagt öfters darüber, daß in Ostindien die höhern Kasten immer noch suchen die Schule zu monopolisieren und nicht zulassen wollen, daß die niedern Kasten sich intellektuell heben. So etwas kennt man in China nicht. Ueberhaupt giebt es hier keine Kasten, nicht einmal einen Erbadel*) oder Klassenunterschiede wie in Europa. Die Konfucianisten haben von jeher gesucht, durch Stipendien ꝛc. die Armen, die Niedrigstehenden zum Studium zu ermuntern. Interessant sind auch eine Reihe von Erzählungen, welche schildern, wie arme Knaben durch fleißiges Studieren etwas Tüchtiges geworden sind. Diese Geschichten werden von den Gebildeten in einer gut geschriebenen Traktatlitteratur dem Volke als ein Sporn zum fleißigen Studium in die Hand gegeben. So wird z. B. erzählt, daß ein armer Jüngling, der täglich einen Ochsenkarren mit Brennholz in die Stadt führen mußte, sein Buch auf die Hörner des Ochsen band, um neben ihm hergehend lesen zu können. Von einigen Chinesen wird berichtet, daß ihre Familien so arm waren, daß sie sich nachts kein Licht verschaffen konnten, um zu lesen. Um nun aber nach des Tages Arbeit daheim studieren zu können, brach

---

bis fünf Jahren die Gebeine wieder herausgegraben, was hi kim — Gold heben — heißt. Diese Ueberreste werden sodann sorgfältig in einem irdenen Topf (Goldtopf genannt) aufbewahrt und erst, wenn der Geomant (Erdwahrsager) einen glückbringenden Platz für das definitive Grab gefunden hat, zur letzten Ruhe gebracht. Dem Grabe wird die Form eines Lehnstuhles gegeben. Diese Gräber sind nun eigentlich die Hauptgötzen Chinas. Von dorther erwartet man alles Glück. Kommt der erhoffte Segen nicht in dem gewünschten Maße, so werden die Gebeine wieder herausgenommen und es wird eine andere, mehr Glück bringende Ruhestätte gesucht. Oft sieht man Hunderte von solchen Goldtöpfen mit den Gebeinen der Vorfahren hinter den Dörfern auf den Hügeln stehen. Jedes Jahr im achten chinesischen Monat am ersten Tag werden die Gebeine herausgenommen, gereinigt und getrocknet. Das ist immer ein wahres Volksfest in Südchina.

*) Der einzige Erbadel in China ist der der Nachkommen des berühmten Konfucius. Wird im Reich der Mitte einer ausgezeichnet, so werden öfters seine Ahnen drei Generationen zurück geadelt. Das hängt mit der Ahnenverehrung zusammen. Die Chinesen denken hiebei aber auch ganz logisch, wenn sie sagen: die Nachkommen können ja nichts dafür, wenn einer ein tüchtiger Mann ist, dagegen haben Eltern und Großeltern öfter dazu beigetragen, wenn einer etwas Rechtes wird.

sich einer von seiner Kammer aus ein Loch in die Wand des Nachbarhauses, um dessen Licht zu benützen. Ein anderer Knabe soll jeden Abend einige Leuchtwürmchen gefangen haben, die er auf sein Buch setzte, um in ihrem Lichte lesen zu können. Alle diese strebsamen „Bücherleser" sind berühmte Staatsmänner Chinas geworden. Was nun seit bald 2000 Jahren in China gelesen wird, sind die fünf king d. h. Klassiker (Geschichte, Ceremonien, Lieder, Buch der Veränderungen und die Annalen des kleinen Lu-Staates) und die vier schu d. h. vier Bücher des Konfucius und seiner Schüler Tsencius und Mencius. Die paar ersten Schuljahre werden diese alten klassischen Werke nur mechanisch auswendig gelernt und Zeichenschriftübungen gemacht. Später werden dann die einzelnen Werke genau erklärt und die Schüler haben allerlei Stilübungen zu machen. Schließlich leitet dann ein Litteraturprofessor seine Zöglinge an, längere Aufsätze auszuarbeiten. Das Staatsexamen findet jährlich in den Distriktsstädten für den ersten Grad Syu tshoi (blühendes Talent), alle drei Jahre in den Provinzialstädten für den zweiten Grad Ki nyin (der herausgehobene Mann) und sodann alle drei Jahre in Peking für den dritten Grad Tsin s (der fürs Amt tüchtige Mann) statt. Bei allen diesen Staatsprüfungen werden Themata aus den Klassikern der Konfucianisten gegeben, über welche der Examinant einen Aufsatz arbeiten muß, stilistisch ein wahres Kunstwerk, das in acht Teilen, sowohl im Parallelismus der hiezu verwendeten Zeichen, als auch im Parallelismus der Gedankenentwicklung das Thema behandelt. Es ist eine rein formalistische Bildung, bei der sich der Chinese kein weiteres allgemeines Wissen erwirbt, als genaue Kenntnis einzelner Partieen der ältesten chinesischen Geschichte und der verschiedenen Sitten und Gebräuche des Altertums. In neuerer Zeit werden nun allerdings auch einige Kenntnisse der westlichen allgemeinen Bildung verlangt; doch sind immer noch die achtgliedrigen chinesischen Aufsätze bei den Prüfungen maßgebend.

Was der Meister Konfucius und alle seine Jünger über die fünf Gesellschaftsformen: Obrigkeit und Unterthan, Mann und Frau, Vater und Sohn, älterer Bruder und jüngerer Bruder, Freund und Freund, und über die fünf Tugenden: Humanität, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit und Treue alles gelehrt haben, ist neben den Klassikern in einer reichen Litteratur gesammelt, die manche köstliche Goldkörner enthält. Viele der konfucianistischen Moralmaximen und Weisheitssprüche, in feiner klassischer Sprache gegeben, sind im Munde fast aller Chinesen, ja selbst den Frauen

bekannt, und dies hat wohl viel dazu beigetragen, zwischen der alten, knapp gehaltenen Schriftsprache und den vielen Dialekten eine Brücke zu erhalten. Was Konfucius und seine Schüler über die fünf gesellschaftlichen Stellungen sagen, zeugt von einem kräftigen sittlichen Streben dieser Weisen. Weil aber den „ng lun", den fünf Verhältnisstellungen, die feste Basis, die Beziehung der Menschen zu Gott fehlt, mangelt all dem Guten, was Konfucius lehrt, die Lebenssaft spendende Wurzel, die durchdringende Bildungskraft. Es fehlt auch die gehörige Harmonie. Einzelnes ist ungesund übertrieben, ja zur Karikatur entwickelt, wie die Liebe und Ehrfurcht der Eltern, währenddem andere Verhältnisse beinahe ganz vernachlässigt werden, wie die Ehe und die Pflicht der Eltern gegen die Kinder, überhaupt des Höhern zum Niederstehenden.*)

Auch über die fünf Tugenden finden sich in den Klassikern

---

*) Wohl nur auf ein chinesisches Gemüt werden die viel gelesenen 100 Beispiele (pak hau) „kindliche Pietät gegen die Eltern" einen tiefern Eindruck machen. So wird z. B. erzählt, daß eine Mutter, und zwar eine anspruchsvolle Stiefmutter, im kalten Winter ihrem Stiefsohne den Wunsch äußerte: „Ach, wenn ich doch nur auch wieder einmal frische Fische essen könnte!" Sogleich geht der gehorsame Sohn an den nächstgelegenen, zugefrorenen Teich und legt sich auf das dicke Eis, bis es durch seine Körperwärme geschmolzen bricht, und siehe, auf der Stelle kann er einen Karpfen fangen und seine Mutter ihr Gelüste stillen lassen. Rührend sind dagegen einige andere Erzählungen. So wird z. B. berichtet, daß die nervöse Mutter eines Knaben sich entsetzlich vor Gewittern fürchtete, so daß sie sich, so oft es donnerte, unter das Bett verkroch. Ihr Knabe tröstete sie immer, doch nur ruhig zu sein. Ja, nach ihrem Tode soll er Jahrzehnte lang bei Gewittern immer auf ihr Grab gegangen sein und bei jedem Blitzstrahl und Donnerschlag gerufen haben: „Lieb Mütterlein, fürchte dich ja nicht; ich bin in deiner Nähe." — Ein andrer Knabe soll öfters von seiner gestrengen Mutter geschlagen worden sein. Er weinte aber nie; nur als die Mutter alt wurde und er wieder einmal Schläge bekam, schrie er jämmerlich. Seine Mutter sagte ihm: „Mein Sohn, ich habe dich ja schon oft geschlagen, du hast aber noch nie geweint; warum schreist du denn jetzt so entsetzlich?" „Ja, meine liebe Mutter," erwiderte der Jüngling, „früher, wenn du mich schlugst, hat es mir wehe gethan, jetzt aber thut es mir nicht mehr weh, weil du so alt und kränklich bist und keine Kraft mehr zum Schlagen hast; das rührt mich zu Thränen." — Charakteristisch ist es auch, daß den Chinesen ein alter Weiser als Ideal kindlicher Pietät hingestellt wird, der seiner Frau den Scheidebrief gab, weil sie einmal, als sie der alten Mutter ihr Lieblingsgericht, Birnen, kochte, dieselben etwas anbrennen ließ.

sehr schöne Sentenzen, bilden aber natürlich kein ineinandergreifendes Ganzes der Wahrheit und es bewegt sich doch alles sehr auf der Oberfläche. Charakteristisch ist der Titel eines konfucianistischen Klassikers, des Tschung yung, „Buch der ebenmäßigen Mitte". Sich vor Extremen zu bewahren, Freud und Leid nicht zu sehr zum Ausdruck kommen zu lassen, sondern sich stets kühl, reserviert zu verhalten, um sich ja nicht zu kompromittieren und so möglichst glatt durch die Welt hindurchzukommen, das ist die Hauptsache konfuzianistischer Moral. Bei den Chinesen findet sich denn auch meistens eine Gemessenheit, ja Reserviertheit, die etwas Imponierendes hat, so daß man öfters denken muß, die Chinesen sind uns Europäern in der Selbstbeherrschung weit überlegen. Näher besehen ist aber das chinesische Tschung yung (ebenmäßige Mitte) doch ganz etwas anderes als die christliche σωφροσύνη (gesunder Sinn). In Betreff der einen konfucianistischen Tugend, Sin (Glaube, Treue), werden der Meister und seine Schüler mit Recht nicht nur der Oberflächlichkeit, sondern auch der Unwahrhaftigkeit beschuldigt. Weniger Gewicht wird wohl darauf zu legen sein, daß Konfucius und sein Schüler Mencius einige Male, als sie unliebsame Besucher nicht an sich kommen lassen wollten, solchen sagen ließen, sie seien nicht zu Hause oder seien unpäßlich, was manche Missionare zuweilen zu sehr betonen wollen. Das waren in jenen Zeiten, wie wir aus dem Li ki (dem Buch der Ceremonien) wissen, konventionelle Gesellschaftsformen. Die Hauptanklage der Unaufrichtigkeit trifft wohl Konfucius' Geschichtswerk, die Annalen seines Heimatstaates Lu, genannt Tschun tshyu (Frühling und Herbst). In diesem Werk hat Konfucius absichtlich vieles ignoriert, ja verdreht und in ein falsches Licht gestellt, um, wie sein Kommentator Kung yong sagt, Personen in hohen Stellungen nicht zu kompromittieren. Dieses Ignorieren, Verdrehen und in ein falsches Licht stellen der Wahrheit ist nun bei den Chinesen stark entwickelt und hat ihnen den bekannten Ruf der Unaufrichtigkeit und Schlauheit eingebracht und den Europäern in ihren diplomatischen Verhandlungen mit China so viele Schwierigkeiten bereitet. Nun ist die oberflächliche konfucianistische Moral gleichsam der Firnis geworden, der dem Gesellschaftsleben in China einen schönen Anstrich gegeben hat und auf manchen Europäer den Eindruck der schönen glatten chinesischen Lackwaren macht.

II.

Hier hat nun aber der tiefsinnige Laotse, der Vater des Taoismus, schon mit seiner Kritik eingesetzt und Konfucius scharf gegeißelt. Mit Laotse nun tritt die zweite Religion in das chinesische Pantheon ein. Nicht mit Unrecht wird Laotse (übersetzt: „alter Philosoph") von manchen seiner Kenner als der Philosoph Chinas κατ' ἐξοχήν bezeichnet. Konfucius übertrifft ihn wohl als Kasuist und Ritualist, aber an Tiefsinn und Unabhängigkeit des Denkens steht er seinem ältern Zeitgenossen weit nach. Laotse's Gedankenflug bewegt sich in Regionen und Höhen, wohin ein andrer ihm nicht leicht folgen kann; und wenn er sich auch oft in mystische Nebel verliert, so hat er doch von seinem philosophischen Höhenflug manch köstliche Perle zurückgebracht, wie er denn auch selbst einmal sagte: er berge einen Edelstein in seinem Busen. Der große Geschichtsschreiber S ma tshen erzählt uns, wie Konfucius auf seinen Wanderungen einmal Laotse, der am Hofe der berühmten Tschu-Dynastie Schatzmeister war, besuchte und sich bei ihm über die Maximen und Ceremonien dieser Glanz-Dynastie Alt-China's erkundigen wollte. Lächelnd sagte ihm Laotse: „Alle die, von denen du sprichst, sind tot und ihre Gebeine vermodert; nur ihre Worte sind uns erhalten. Wenn ein Weiser Gelegenheit hat, sein Talent dem Staate nützlich zu machen, so steigt er in die Höhe; sind aber die Zeitverhältnisse gegen ihn, so bewegt er sich, als ob sein Fuß in einem Netze wäre. Ich habe gehört, daß ein guter Kaufmann, obgleich er seine Schätze bei sich birgt, wie ein armer Mann auftritt, und daß ein Weiser, obschon seine Tugend vollkommen ist, nach außen wie ein Thor erscheint. Lege deine stolze Miene ab, verleugne deine vielfältigen Wünsche und deinen ausschweifenden Willen. Dies wäre zu deinem Vorteil. Weiters habe ich dir nicht zu sagen." Seufzend sagte Konfucius auf seiner Heimreise zu seinen Schülern: „Ich kenne den Flug der Vögel und verstehe das Schwimmen der Fische. Der schwimmende Fisch kann mit dem Haken gefangen und der fliegende Vogel mit dem Pfeile geschossen werden. Aber es giebt einen Drachen; ich kann nicht sagen, wie er auf Windesflügeln durch die Wolken steigt und sich zum Himmel erhebt. Heute habe ich Laotse gesehen und ich kann ihn nur mit dem Drachen vergleichen." Bis zum

heutigen Tag hat der praktisch und weltlich gesinnte Konfucianist kein Verständnis für des Taoisten Gedankenflug. Laotse's Tao tet king wird in China selten gelesen. Seiner Schüler Tsongcius und Licius (Hauptvertreter der spekulativen Periode des Taoismus) träumerische Philosophie wird nur noch von philosophisch gerichteten Westländern studiert, übersetzt und kommentiert. Nur eine Anthologie aus taoistischen Werken wird in den chinesischen Schulen des ausgezeichneten feinen Stiles wegen gelesen. Uns Europäern bieten die taoistischen Klassiker in der That einen philologischen und philosophischen Genuß. In China hat sich dieser esoterische Taoismus in die stillen Zellen der Gebirgsklöster zurückgezogen. Hier kann man, wenn auch selten, weltflüchtige Gelehrte finden, die ihren Geist in den Werken dieses Altmeisters erfrischen.

Was Laotse und seine Schule unter Tao verstehen, ist schwer mit einem Worte wiederzugeben. Tao heißt sowohl Weg als Vernunft und Wort, und wurde deshalb auch in unsrer Bibel zur Wiedergabe des Begriffs λόγος (z. B. Joh. 1, 1) aufgenommen. Gleich im ersten Kapitel seines Tao tet king versucht Laotse eine Definition seines Tao zu geben. Er sagt: „Es ist die Einheit von Sein und Nichtsein, der Abgrund der Abgründe, die Pforte aller Mysterien. Er ergeht sich dann in einer Reihe von Antithesen, um dasselbe noch näher zu umschreiben, läßt uns aber bis zuletzt in einer Nebelhülle, wie solche ja den Mystikern aller Zeiten gefällt. Zu einer persönlichen Fassung des Tao kommt er nie, obgleich er dasselbe zuweilen mit Mutter oder wohl besser mit Muttergrund bezeichnet. Ti, Gott, findet sich nur in einer Stelle seines Werkes. Er sagt im 4. Kapitel, Tao sei vor Gott gewesen. Tao sei die schlummernde Möglichkeit von Sein und Nichtsein. In seiner Erscheinung ist es sowohl Bewegung als Ruhe, Expansion und Kontraktion. Gleichwie aus der Schellingschen natura naturans durch Ausdehnung die mannigfaltige sichtbare natura naturata entsteht, so ist auch Tao in seiner Centrifugal- und Centripetalbewegung die Urkraft alles Seins. Kein Wunder, daß einige Kenner des Laotse in Schellings Philosophie den alten Taoismus wieder erkennen wollen.

Für seine Regeln der Moral benützt Laotse vielfach die Natur. Gleich dem Wasser, das sich in alle Formen findet, soll der Mensch niedrig und geschmeidig sein. Wie das Wasser die

niedrigste Stelle liebt, so soll der Mensch sich auch bescheiden zum Niedrigen halten. Die starken und harten Teile des Baumes sind die Träger und Stützen der weichen, schwächern Teile. So sei es auch bei uns Menschen. Die Kraft, welche die Natur formt, zeigt sich nicht; sie liegt im Verborgenen. Ein heftiger Wind und ein strömender Regen halten nie lange an. Konfucius konnte Laotses Maxime: „Vergilt Ungerechtigkeit mit Güte" nicht verstehen, und trat ihm mit seinem Satze: „Vergilt Ungerechtigkeit mit Gerechtigkeit und Güte mit Güte" entgegen."

Obschon sich bei den Gründern des Taoismus ein stark ausgeprägter Pessimismus findet und in der spekulativen Periode desselben sich manche Anhänger Laotses von den Staatsgeschäften in die Waldeseinsamkeit zurückzogen, hat diese Schule doch die Staatsmänner hervorgebracht, die am Hofe des mächtigen Tshin-Reiches die Könige leiteten und diesen Staat zu einer solchen Höhe brachten, daß er das alte Feudalstaaten-China stürzte und mit dem Taoistenkaiser Tshin Tschifong in der chinesischen Geschichte eine neue Aera beginnt. Mit diesem Kaiser (220 v. Chr.) tritt nun aber der Taoismus in seine Abenteurerperiode ein und entwickelt sich immer mehr zum modernen exoterischen Taoismus der Quacksalber und Geomanten. Dieser große Kaiser, der Gründer des centralisierten, absolutistischen Chinas, suchte in verschiedenen unglücklichen Expeditionen die Inseln der Genien im weiten Weltmeere, von wo er die Arznei der Unsterblichkeit erwartete. In dieser Zeit des Suchens, des sich Sehnens nach etwas Neuem, zogen verschmitzte Taoistenmönche scharenweise als Alchemisten im Lande herum; sie gaben dem Volke vor, den Stein der Weisen gefunden zu haben und unedle Metalle in Gold verwandeln zu können.

Mit dem Sturze der kurzlebigen Tshin-Dynastie kam das berühmte Haus der Hon zur Herrschaft. Der Konfucianismus, den der Kaiser Tschi fong durch blutige Verfolgung mit Stumpf und Stil ausrotten wollte, kam wieder zu Ehren. Interessant sind die Gelehrtenkämpfe jener Zeit, die am kaiserlichen Hofe zwischen Konfucianisten und Taoisten (auch Buddhisten) geführt wurden. Nach vielen Kämpfen wurde der Taoismus staatlich anerkannt, ja erhielt in den Nachkommen eines Hauptadepten der verschiedenen Schwarzkünste dieser Schule, Tschong Tao lin, das kaiserlich anerkannte Haupt. Dieser Taoistenpapst hat auf dem romantischen Lyung fu san (Drachen- und Tigerberg) in der Provinz Kong si seinen Sitz. Die wirkungsvollsten Amulette, mit dem geheimnisvollen Zeichen dieses Oberzauberpriesters versehen, werden durchs ganze Land verkauft.

So sind denn die heutigen Taoisten vor allem die Zauberer, Geomanten und namentlich auch die Aerzte und Apotheker des himmlischen Reiches. Vor einem Jahr besuchte ich eines der berühmtesten Gebirge Südchinas, den Lofeuberg, an dessen Abhängen in herrlichen Waldesschluchten ca. 20 Taoisten- und Buddhisten-Klöster und Tempel sind. In jeder Zelle der Taoisten fand ich eine Apotheke. Die geheimnisvollen Kräfte des die Natur durchwirkenden Tao, wie sie namentlich in den Wurzeln der verschiedenen Gebirgspflanzen verborgen liegen, werden von den Mönchen durch neunmaliges Kochen der Wurzeln und neunmaligem Trocknen an der Sonne entbunden, und es werden so die Bergpflanzen zu heilkräftigen Arzneien für die kranke Menschheit präpariert. In einem der Klöster wurde mir der Ofen gezeigt, worin einer der bedeutendsten Taoistenväter, der Physikus Kot sung (330 n. Chr.), seine Experimente machte und woselbst er so tief in die Geheimnisse des Tao eingedrungen sei, daß er das Lebenselixir erlangte und sich in den Stand der Unsterblichkeit verklärte. Noch wird in einem lieblichen Thälchen das Grab gezeigt, wo seine Schüler des Meisters Mantel und Hut begraben haben, die er bei seinem Fluge in die Unsterblichkeit von der Wolkenhöhe zur Erde niederfallen ließ. Vergeblich forschte ich bei den vielen Taoisten jenes Gebirges nach Werken der alten Taoistenväter. Nur ein stattlich aussehender, tiefsinniger Mann mittleren Alters schien mir, mystisch gestimmt und philosophisch beanlagt, mit den Schriften der klassischen Zeit des Taoismus bekannt zu sein.

Neben dem Gebiete der Medizin haben sich die Taoisten vor allem auch der Zauberei angenommen, die ja bei allen Heiden auch im Dienste der Heilkunde steht. Auf meiner letztjährigen Reise fuhr ich einige Tage den Ostfluß hinauf. Eines Abends sah ich eine Frau am Ufer stehen. Mit einem Rechen fischte sie von Zeit zu Zeit im Flusse und rief mit einem herzergreifenden Jammern: „sam kun tshit phak oi tschon“ „ihr drei feinern und sieben gröbern Teile der Seele, kommt doch zurück!“ Neben ihr stand ein Taoistenpriester, der zuweilen in ein Horn blies, ihm schauerliche Töne entlockte und sodann seine Zaubersprüche in den Fluß rief. Ueber einigen Bambusstäben hingen Kinderkleider, eine Bettmatte und eine Schere. Davor brannte ein Feuer. Das war ein Fall, wie man ihn öfters in China sehen kann. Eine um das Leben ihres Kindes besorgte Mutter suchte mit Hilfe des Taoistenzauberers die verloren gegangene Seele des Kindes zurückzurufen. Sie hatte wohl schon vorher einige Abende, beim Einbruch der Nacht, allein an einem Kreuzwege vor ihrem Dorfe nach der Seele ihres Kindes gerufen. Weil nun die Krankheit immer schwerer wurde und nach ihrer Meinung nicht nur vier bis fünf

gröbere Seelenteile von den sieben, sondern wohl auch schon zwei von den drei feinern Teilen dem Kinde entwichen waren, mußte ein in die Geheimnisse des Tao eingeweihter Priester ihr behilflich sein, die vielleicht im Flusse von den Wassergeistern festgehaltene Seele zurückzubringen.

So besorgen denn die modernen Taoisten hauptsächlich das große Gebiet der Krankheiten und Unglücksfälle.

(Schluß folgt.)

Gebildete Hindu-Christen.

Von O. Flex.

I.

Es war in der kalten Zeit des Jahres 1871, als mich wichtige Geschäfte nach Kalkutta riefen. Es galt eine umfangreiche geschichtliche Darstellung unsrer Mission sofort durch die Presse zu bringen und in Tausenden von Exemplaren in die ganze Welt zu versenden. Es mußte daher eine Buchdruckerei gefunden werden, die bereit war, diese Arbeit ohne Verzug in Angriff zu nehmen und in einigen Tagen zu vollenden.

Die Postverbindung und Verkehrsmittel waren in Indien in jenen Tagen noch nicht so vervollkommnet und weitreichend, wie sie es heute sind. Eine Korrespondenz über diesen Gegenstand mit den Eigentümern der zwei oder drei Druckereien, die Kalkutta damals besaß, würde Wochen in Anspruch genommen haben. Hier konnte nur persönliches Eingreifen von Erfolg sein. Ich bestellte meine Palkiträger, packte mein kostbares Manuskript in die Reisetasche und reiste nach Kalkutta ab.

Es gab damals nur einige Haupteisenbahnlinien, welche die strategisch wichtigsten Punkte des ungeheuren indischen Kontinents mit einander verbanden. Die nächste Station einer dieser Bahnen war immer noch 250 engl. Meilen von uns entfernt und ich brauchte, selbst wenn ich Tag und Nacht reiste und, wie es in Indien üblich, alle vier Stunden neue Träger nahm, 60 Stunden, ehe ich dieselbe erreichen konnte. Am dritten Tage nach meiner Abreise kam ich in Kalkutta an. Ein befreundeter Missionar, Dr. Baumann, welcher

der englischen Kirchenmission angehörte, nahm mich gastlich auf und bot mir bereitwilligst seine Hilfe bei meiner schweren Aufgabe an. Sobald ich mich nach der äußerst anstrengenden Reise ein wenig erquickt und gestärkt hatte, stieg ich in eine Droschke, um den Druckereien meine Besuche zu machen. Glücklicherweise gelang es mir, den Vorsteher der City Preß-Druckerei zu bewegen, mir einen Teil seiner Setzer zur Verfügung zu stellen. Das Manuskript wurde sofort in einzelnen Blättern an dieselben verteilt und am nächsten Morgen erwarteten mich die ersten Korrekturbogen im Office. Ich korrigierte sie daselbst, fand am zweiten Morgen den ersten Abzug und am dritten die fertigen Exemplare, die an demselben Tage geheftet und broschiert und am nächsten Morgen in größeren und kleineren Paketen und einzelnen Exemplaren an ihre Adressen verschickt wurden. Es war ein hartes Stück Arbeit, aber es war gelungen.

„Nun müssen Sie aber wenigstens acht Tage ausruhen," meinte mein freundlicher Wirt, als ich, vollständig erschöpft, am letzten Abend aus der Druckerei in seine Wohnung kam. Ich selbst fühlte, daß mich die unausgesetzte Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte nach der vorhergegangenen ermüdenden Reise so mitgenommen hatte, daß ich einer längeren Erholung bedurfte, ehe ich meine Rückreise antrat. Ich willigte daher gern in seinen Vorschlag ein, mich mit den Einrichtungen seiner Mission und deren Missionsarbeitern näher bekannt zu machen.

„Wir werden dazu gleich die beste Gelegenheit haben, wenn Sie morgen Abend an unsrer allgemeinen Zusammenkunft, die wir monatlich einmal abhalten, teilnehmen wollen. Wir kommen gewöhnlich bei einem unsrer verheirateten Missionare zusammen und laden dann auch den einen oder den andern unsrer gebildeteren und einflußreichen eingebornen Christen ein, unsern familiären Besprechungen beizuwohnen. Es ist absolut notwendig, das Laienelement bei der Missionsleitung heranzuziehen, um das Interesse unsrer Bekehrten an einander und an dem Werk im großen und ganzen zu erwecken. Ich hoffe, Sie werden in dieser Richtung morgen Abend recht interessante Bekanntschaften machen."

„Und bei wem wird die Versammlung stattfinden?" fragte ich. „Bei Bruder B.; Sie kennen ihn gewiß?" „Nicht persönlich; ich habe aber viel von ihm gehört." Das war in der That der Fall, denn der Name dieses alten, verdienstvollen Missionars war früher einmal in aller Munde gewesen. B. war von Geburt ein Deutscher und hatte viele Jahre im Anschluß an die kirchliche Missionsgesellschaft in Bengalen und speziell in Kalkutta in großem Segen gewirkt. Bei seinem vorgerückten Alter hatte er sich von der direkten Missions-

arbeit mehr und mehr zurückziehen müssen; aber seine langjährigen Erfahrungen, sein weiser Rat, seine praktischen Winke waren seinen jüngern Mitarbeitern von unschätzbarem Wert. B. war ein Original; derb, furchtlos, knorrig wie die deutsche Eiche stand er da als unerschütterlicher Zeuge des Christentums in der ihn umwogenden Heidenwelt. Was ihn besonders zum Gegenstand der größten Bewunderung einerseits und abfälliger Kritik andrerseits gemacht hatte, war die Thatsache, daß er eine Bengali-Christin zur Frau genommen. Die Frage der Verheiratung zwischen Europäern und Hindu-Frauen war zu jener Zeit eine viel brennendere und tiefer greifende, als sie es jetzt ist. Die Hindus dürfen ihre Söhne und Töchter nur an Mitglieder der Kaste verheiraten, der sie selbst angehören. Handelte ein Hindu gegen dies aus grauer Vorzeit von den Vätern ererbte Gesetz, so würde das mit einem Angehörigen einer andern Kaste verheiratete Kind selbst die Kaste verlieren, damit aller Familienrechte verlustig gehen und als Ausgestoßener dastehen. Trat nun die Aufforderung, Christ zu werden, an einen Hindu-Familienvater heran, so war die wichtigste Frage, die sich demselben sogleich aufdrängte: „Mit wem verheirate ich meine Kinder?"

Es gilt dem Hindu als eine Schande, als ein unauslöschlicher Fleck auf seiner häuslichen Ehre und seiner gesellschaftlichen Stellung, ein unverheiratetes Kind im Hause zu haben. Daher die Sitte der Kinderheiraten, daher die früher besonders unter den Radschputen*), allgemein verbreitete Sitte, neugeborene Mädchen auszusetzen oder sofort umzubringen, weil man keine Möglichkeit sah, für sie alle Männer aus derselben Kaste zu bekommen oder die enormen Kosten der Hochzeit zu erschwingen, die gerade bei den Radschputen immense Summen betragen. Ich entsinne mich aus meiner eigenen Missionsthätigkeit vor 30—35 Jahren, daß mir beim Predigen des Evangeliums und den Religionsgesprächen mit gebildeten und vornehmen Hindus, die natürlich alle in der Ermahnung gipfelten, Christ zu werden, sofort die Frage gestellt wurde: „Wenn wir Christen werden, wer heiratet dann unsre Töchter; werdet Ihr sie heiraten?"

B. hatte den Mut gehabt, auf diese Frage mit „Ja" zu antworten. Es widerstand seinem offenen Charakter, seinem strengen Wahrheitsgefühl, die ideale Gleichheit, die das Christentum predigt, durch die konventionellen Schranken hergebrachter europäischer Sitte zu beschränken. Wenn das Evangelium weder Freie noch Sklaven, weder Jude noch Grieche (Kol. 3, 11) kennt, und alle Menschen vor dem Throne Gottes gleich macht, so muß auch die Kaste vor dem-

*) Mitglieder königlicher Häuser.

selben fallen und der Hindu-Christ in jeder Weise mit dem europäischen Christen gleich und voll berechtigt sein. Es schien B. nichts als eine feige Heuchelei, dem gebildeten Hindu zu sagen: in Christo sollt ihr unsre Brüder sein, aber gesellschaftlich steht ihr tief unter uns; eure Töchter können wir nicht heiraten. Wie ein zweiter Luther zog er die letzten Konsequenzen seines Glaubens und zeigte den indischen Christen durch die That, daß, wenn er christliche Freiheit und Gleichheit lehre, er auch bereit sei, beide zu bethätigen.

Diese große Frage hat jetzt fast ihre ganze Wichtigkeit verloren. Der schnelle und geordnete Verkehr mit Europa, die immer mehr fortschreitende Entwicklung europäischer Kultur und europäischen Lebens hat es den Europäerinnen möglich gemacht, auch in Indien ein Heim zu finden, und andrerseits hat das Christentum unter allen Kasten schon so viele Anhänger gefunden, daß die Schwierigkeit, ihre Kinder ebenbürtig zu verheiraten, für die eingeborenen Bekehrten kaum noch existiert. Damals, wie gesagt, war es eine Lebensfrage, und ich freute mich aufrichtig, jetzt Gelegenheit zu haben, den mutigen Vorkämpfer christlicher Gleichheit kennen zu lernen.

Wir trafen am nächsten Abend mehrere Missionare, zwei Senana-Missionarinnen und einen eingebornen Christen, der mir als Babu Mohendroji vorgestellt wurde. Es war nicht eine formelle Konferenz, der ich beiwohnte, sondern eine zwanglose Vereinigung, in der man sich über die Ereignisse auf dem Missionsgebiet in dem vergangenen Monat unterhielt, wichtige Erfahrungen austauschte, neue Pläne besprach und neben praktischen Winken geistige Anregung im Verkehr mit seinen Mitarbeitern suchte und fand. Mich interessierte es vor allem, nähere Einblicke in die Arbeit der beiden Senana-Missionarinnen zu thun und, wenn möglich, mit dem Bengalichristen bekannt zu werden.

Die Senana-Mission war damals noch in ihren Anfängen. Die Erkenntnis, daß man das Frauen- und Familienleben der Hindus und Mohammedaner ohne weibliche Hilfe nicht beeinflussen könne, drängte sich den Missionaren mehr und mehr auf, je tiefer sie in die Volksschichten hineindrangen. Sie fanden williges Gehör für ihre Botschaft in der Oeffentlichkeit, im Geschäftsverkehr, in den Schulen; die Familie aber, besonders der weibliche Teil derselben, blieb ihnen verschlossen. Jede große Idee braucht Zeit zur Entwicklung, zur Reife und thatsächlichen Ausführung. So dauerte es auch eine Zeit, ehe man sich mit der Notwendigkeit, nicht nur verheiratete Missionarsfrauen, sondern gerade unverheiratete, durch keinerlei Rücksichten und Bande gefesselte Damen, für den speziellen Dienst unter den eingeborenen Frauen der besseren Stände zu verwenden. Man mußte natürlich an die Frauen und Jungfrauen der Heimat appellieren,

und allmählich fanden sich gebildete Damen, die sich in glaubensstarkem Mut dieser Arbeit weihten.

Wenn es schon für den Missionar schwer und mühevoll ist, die Heiden in ihren abgelegenen Straßen aufzusuchen, wie viel mehr für Damen, die an alle Bequemlichkeit der Heimat gewöhnt, hier in einem heißen Klima, ohne Schutz, die schmutzigen Straßen durchwandern, die übelriechenden, von Luft und der Außenwelt gänzlich abgesperrten Wohnungen, zu denen man oft nur durch lange dunkle Gänge und unsaubere Höfe gelangen kann, zu besuchen, um Einlaß zu bitten, und in einer erst mit Mühe zu erlernenden Sprache die fremde unbekannte Welt des Christentums den in ihrer Häuslichkeit, wie in einem Gefängnis eingeschlossenen Frauen und Mädchen zu bringen! Wahrlich, wenn die Lehrer leuchten sollen wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich (Dan. 12, 3) — wie groß wird dann die Herrlichkeit der Frauenseelen sein, welche sich in diesem Dienst aufgeopfert haben!

Auch in diesem Zweige der Missionsthätigkeit ist heutzutage ein großer Fortschritt zu verzeichnen. In England, in Amerika und Deutschland haben sich Vereine gegründet, die es sich zu ihrer speziellen Aufgabe machen, gebildete Damen nach Indien zu senden, um entweder im Anschluß an bestehende Missionen oder unabhängig von denselben unter den Frauen des Landes das Evangelium zu verkündigen und die Segnungen einer christlichen Civilisation zu verbreiten. Dabei hat sich herausgestellt, daß sich die Thüren und Herzen heidnischer Familien der Missionarin bereitwilliger und schneller erschließen, wenn dieselbe nicht nur als Arzt der Seele und des Gemüts kommt, sondern auch im stande ist, ihnen Hilfe in ihren mannigfachen Körperleiden zu bringen. Es zeigt sich immer mehr, wie durchaus notwendig es ist, daß die Senana-Missionarin medizinische Kenntnisse besitze und zu deren Erlangung einen praktischen Kursus in einem Hospital oder Krankenhaus für Frauen in der Heimat durchmache, ehe sie nach Indien geht, um befähigt zu sein, in gewöhnlichen Krankheitsfällen die nötige Behandlung und Verpflegung anordnen zu können.

Auch in andrer Hinsicht ist die Arbeit dieser Missionarinnen heutzutage erleichtert worden, indem die größeren Städte Indiens eine nach heimischem Muster eingerichtete Stadtverwaltung erhalten haben, die darauf zu sehen hat, daß auch die abgelegeneren eingeborenen Quartiere reinlich gehalten und mit gesundem Wasser versehen werden und somit zwei der furchtbarsten Krankheitsursachen: Schmutz und schlechtes Wasser, entfernt werden.

Durch die schnellere Verbreitung des Christentums ist es auch möglich geworden, eingeborene Frauen und Mädchen zu Gehilfinnen in der Senanaarbeit auszubilden. Als Bibelfrauen oder Lehrerinnen besuchen dieselben die Wohnungen ihrer heidnischen Mitschwestern, um den guten Samen des Wortes Gottes in Schrift und Rede auszustreuen. Sie begleiten die europäischen Missionarinnen und vermitteln den Verkehr derselben mit den Familienmitgliedern der zu besuchenden Häuser. Doch auch so ist die Arbeit eine ungeheuer anstrengende und Geist und Körper aufreibende, denn es gilt hinabzusteigen in ungeahnte Tiefen heidnischen Elends, und sich auf den Standpunkt häuslicher und gesellschaftlicher Anschauungen zu stellen, die denen einer christlichen Europäerin oft unfaßbar sind.

Miß King, eine von den beiden Missionarinnen, die ich jetzt in B.'s Hause traf, hatte kaum zwei Jahre in ihrem schweren Beruf gearbeitet und mußte jetzt schon in die Heimat zurückkehren, weil ihre Gesundheit zusammengebrochen war. Trotzdem sprach sie mit großem Enthusiasmus und inniger Liebe von der Arbeit in den Hinduhäusern, in denen sie Zutritt gefunden, und war fest entschlossen, sobald sie ihre Gesundheit in der Heimat wieder erlangt, nach Indien zurückzukehren.

„Während meiner Abwesenheit wird Miß Green meine Arbeit fortsetzen," sagte sie, indem sie mich der andern jungen Dame vorstellte. „Und haben Sie wirklich Erfolge zu verzeichnen?" „Gewiß, und nicht geringe. In etwa 30 Häusern vornehmer Bengalis und einiger mohammedanischen Familien habe ich jetzt Zutritt, und die Mädchenschulen, die wir ins Leben gerufen haben, werden gut besucht. Sehen Sie da, unsre gute Wirtin ist ja selbst ein eklatantes Beispiel unserer Erfolge."

Frau B. trat in diesem Augenblick zu unsrer kleinen Gruppe, und ich hatte das Vergnügen, die nähere Bekanntschaft der Frau zu machen, die so lange der Gegenstand des größten Interesses gewesen war.

„Auch in Babu Mohendros Hause arbeiten wir," fuhr Miß King fort. Er selbst und seine Frau sind schon längst Christen, aber seine Schwester ist noch Heidin; ich hoffe jedoch, daß auch sie das Christentum annehmen wird, wenn es ihr und uns gelingt, die Vorurteile ihres Mannes gegen dasselbe zu überwinden. Sie müssen Mohendro kennen lernen. Er ist einer der reichsten Kaufleute der Stadt, höchst intelligent und begabt, und seitdem er Christ geworden, wirkt er mit unermüdlichem Eifer unter seinen zahlreichen Anverwandten und Geschäftsfreunden für die gute Sache."

Ich hatte im Lauf des Abends Gelegenheit, mit dem Babu eine

Unterhaltung anzuknüpfen, und als ihm Dr. Baumann sagte, daß ich noch einige Tage in Kalkutta zu meiner Erholung bleiben würde, so lud er mich in liebenswürdigster Weise ein, den nächsten Abend bei ihm zu speisen, was ich mit aufrichtiger Dankbarkeit annahm. Die Verhandlungen des Abends nahmen gegen 10 Uhr ihr Ende. B. schloß dieselben mit Gebet und Segen, und erquickt und angeregt von allem, was ich gesehen und gehört, begleitete ich Dr. Baumann in seine Wohnung.

Unterwegs brachte ich das Gespräch noch einmal auf Mohendro, um mich so viel wie möglich über ihn zu orientieren, ehe ich am nächsten Tage sein Haus betrat, und ich hörte von meinem Begleiter, daß Mohendro eine ausgezeichnete Erziehung in den besten Schulen Kalkuttas genossen. Er hatte dabei und in seinem Verkehr mit den Europäern die Vorteile einer gesunden Civilisation, die hohe Intelligenz der Europäer und die zweckmäßigen Einrichtungen unsrer Gesellschaft kennen und schätzen gelernt. Das Abgeschmackte und Sinnliche des Götzendienstes auf der einen, und die Wahrheiten des christlichen Kultus auf der andern Seite waren seiner scharfen Beobachtung nicht entgangen, und die Thatsache, daß der Hinduismus jeglichen geistigen Lebens ermangle, drängte sich ihm je mehr und mehr auf. Er besuchte die Versammlungen der Missionare der kirchlichen Missionsgesellschaft, wurde mit Missionar B. bekannt und durch dessen klare und machtvolle Darstellung des christlichen Glaubens so erschüttert, daß er den kühnsten Schritt, den ein Hindu thun kann, wagte und Christ wurde. Er setzte alles, sein großes Vermögen, die Achtung seiner angesehenen und einflußreichen Familie, seine Handelsverbindungen auf das Spiel und ließ sich taufen. Seine Kaste gab ihn auf, seine Familie verstieß ihn, seine Frau aber folgte ihm. Mit ihr vereint nahm er den Kampf des Lebens aufs neue auf und arbeitete mit unermüdlicher Energie an der Sicherstellung seiner Existenz. Er widmete sich ganz und gar dem überseeischen Handel, studierte eifrig europäische Litteratur, trat mit den großen englischen und amerikanischen Kaufhäusern in Verbindung und gebot bald über größere Mittel, als er je gehabt hatte. Jetzt ist der Babu Millionär und lebt mit seiner treuen, kindlich gläubigen Gattin in nie geahnter Glückseligkeit. Der größte Teil seiner weitverzweigten Familie ist auch zum Christentum übergetreten und seine früheren Kastengenossen sind froh, wenn sie die Ehre haben dürfen, mit ihm ein Geschäft zu machen. Die Europäer achten in ihm einen gediegenen Geschäftsmann und aufrichtigen Christen; er unterstützt die Mission aufs freigebigste, und die Armen Kalkuttas, welcher Religion sie auch angehören, verehren in ihm ihren Wohlthäter.

II.

Etwas vor 7 Uhr am folgenden Abend hielt meine Droschke in einer spärlich erleuchteten Straße in der Nähe des College-square, einem Stadtviertel, das von den reicheren Eingeborenen bewohnt wird, vor einem hohen, massiven, schwarz aussehenden Hause, das von der Straße durch einen Garten und die denselben umgebende Mauer getrennt war. Das verschlossene Thor der Einfahrt wurde von dem Darwan (Thürhüter) auf das Klopfen meines Kutschers geöffnet. Er war von meinem Kommen schon unterrichtet und geleitete mich den breiten Gartenweg entlang bis unter den geräumigen Portikus des Hauses. Ein Diener trug meine Karte hinein, und im nächsten Augenblick erschien Mohendro und bewillkommnete mich mit herzlichem Händedruck.

Wir befanden uns in einer verandaartigen Vorhalle, die von dem milden Licht einer Ampel erleuchtet wurde. Mehrere Bambussessel standen in der Mitte derselben, und ein halbes Dutzend Oelgemälde, welche wahrscheinlich Verwandte des Hausherrn darstellten und offenbar von eingebornen Malern porträtiert waren, schmückten die Wände. Feingewebte Palmgrasmatten deckten den Fußboden.

Wir stiegen eine breite, steinerne Treppe hinauf, überschritten einen hellerleuchteten Flur, in welchem mehrere weißgekleidete Diener standen oder auf Grasmatten saßen, und betraten den Gesellschaftssaal, dessen Flügelthüren weit geöffnet waren. Ein geräumiger Salon in europäischem Geschmack ausgestattet, nahm uns auf.

Ich hatte nichts anderes erwartet, war aber vollständig überrascht von der außergewöhnlichen Erscheinung, die mir hier in der Person der Hausfrau entgegentrat. Frau B. hatte bei ihrer Verheiratung die eingeborene Gewandung abgelegt und die europäische Kleidung angenommen. Dasselbe hatte ich auch bei Mohendros Frau vorausgesetzt. Es war aber nicht der Fall. Obgleich das ganze Haus des Babu auf englischem Fuß eingerichtet war und er selbst in Bewegung und Sprache die echte Vornehmheit des gebildeten Mannes zeigte, so hatten sie doch, sowohl er als auch seine Frau, die kleidsame, ja klassische Tracht Bengalens beibehalten.

Vor mir stand also eine Dame von heller Gesichtsfarbe, das glänzend schwarze Haar natürlich gescheitelt und mit einem durchsichtigen Mullschleier bedeckt, der auch den Oberkörper beinahe ganz verhüllte. Eine schwere goldene Doppelschnur schmückte den Hals. Ein kindlich liebliches Gesicht mit dunkeln, freundlichen Augen lächelte mir aus den schneeigen Falten des Schleiers entgegen.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr? Ich bin erfreut, Sie zu

sehen; bitte, nehmen Sie Platz," rief sie mir in fließendem Englisch zu, sobald ich ihr vorgestellt war. Ich folgte ihrer Aufforderung und bald waren wir in einem belebten Gespräch über die Aussichten der Missionsarbeit unter den gebildeten Hinduklassen, welches einige Minuten später von dem Tischdiener unterbrochen wurde, welcher meldete, daß das Essen aufgetragen sei.

Bei Tisch fand ich noch eine Bengali-Dame, die mir als des Babus Schwester vorgestellt wurde. Da sie an unsrer Mahlzeit teilnahm, so setzte ich voraus, daß auch sie Christin sei. Sie nahm an der Unterhaltung wenig teil; es schien überhaupt ein geheimer Kummer auf ihrem Gemüt zu lasten, denn sie sah traurig aus. Ein tiefes seelisches Leiden sprach aus dem kummervollen Blick ihrer Augen, und die überaus rücksichtsvolle und liebreiche Art und Weise, in welcher der Babu und seine Frau mit ihr sprachen, bewies mir, daß sie ihr Leid mit ihr fühlten und trugen.

Ich erwähnte, was mir Miß King gestern Abend über ihre Arbeit im Hause des Babu gesagt hatte und fragte, wen sie hier im Christentum unterrichte.

„Miß King kommt besonders zu meiner Schwester," erwiderte der Babu, indem er derselben freundlich zunickte, „um mit ihr das Neue Testament zu lesen und sie für die Taufe vorzubereiten."

„Ihre Schwester ist also noch nicht getauft?" fragte ich mit Interesse. — „Nein; es liegt jedoch nicht an ihrer Bereitwilligkeit, das Christentum anzunehmen; sie ist zur Erkenntnis der Wahrheit desselben durchgedrungen und wünscht nichts sehnlicher, als ihren Glauben öffentlich zu bekennen," und wieder flog ein liebevoller, tröstender Blick zu seiner Schwester hinüber; „aber ihrem Uebertritt stehen besondere Schwierigkeiten entgegen, die wir jedoch mit des Herrn Hilfe endlich zu überwinden hoffen."

Das Zartgefühl verbot mir, den Gegenstand weiter zu verfolgen, und ich wandte mich mit der Frage an die Frau des Babu, ob Miß King nicht noch andere Schülerinnen in ihrem Hause habe. „Gewiß," erwiderte sie; „ich suche unter meinen weiblichen Anverwandten, besonders die jüngeren für das Christentum zu gewinnen und lade sie jede Woche zweimal ein, um Miß Kings Unterricht zu genießen; ich selbst helfe dabei, indem ich die Mädchen lesen und schreiben lehre. Auch Gesang treiben wir dabei und es finden die Mädchen an den sinnvollen und melodieenreichen christlichen Liedern ganz besonderen Gefallen."

„Bedienen Sie sich bei dem Unterricht der englischen oder der Bengali-Sprache?" — „Nur der letzteren." — „Ach, das ist schön," unterbrach ich sie.

„Ja," meinte der Babu, „ich halte es für durchaus notwendig, daß man unsrer Jugend die christlichen Lehren in ihrer Muttersprache nahebringt. Unsre Sprache ist so reich und schön, daß sie die christlichen Ideen und Anschauungen mit vollkommenster Genauigkeit zum Ausdruck bringen kann. Ich selbst liebe das Englisch; wir sprechen es und meine Kinder lernen es. Die großen lebendigen Wahrheiten des Christentums jedoch dürfen unsern Kindern nur in der Sprache gegeben werden, die einen Teil ihres geistigen Lebens ausmacht, in der allein sie richtig zu denken und die ihnen dargebotenen Lehren vollständig zu verstehen vermögen. Kenntnis des Englischen ist in unsrer Lage als Verkehrsmittel und zur Aneignung europäischen Wissens durchaus notwendig, aber es muß als Sprachstudium getrieben werden, als Verstandessache; die Religion appelliert an das Herz, und Herzenssprache kann nur die Muttersprache sein."

„Ich freue mich außerordentlich, diese Ansichten von Ihnen ausgesprochen zu hören, denn ehrlich gestanden, mir scheint die Notwendigkeit, die englische Sprache jetzt schon in allen Schulen einzuführen und beim Religionsunterricht zu gebrauchen, nicht vorhanden. Gewiß sind Sie dann auch nicht der Meinung, daß die eingeborenen Christen mit ihrem Uebertritt zum Christentum ihre Nationaltracht ablegen und sich nach europäischer Weise kleiden; jedenfalls sehe ich zu meiner großen Freude, daß Sie und Ihre Frau es nicht gethan haben."

Der Babu und seine Frau konnten nicht umhin, über meine Bemerkung zu lächeln. „Leider greift diese Sitte, oder vielmehr Unsitte immer mehr um sich, und ich bedaure es aufrichtig. Es zeigt einen Mangel an Nationalstolz und Selbstachtung, wenn Hindus mit ihrer Religion auch ihre Tracht ablegen und sich dadurch zu europäisieren vermeinen. Ich bin nicht der Ansicht, daß das Kleid den Christen und den gebildeten Mann macht, sondern das Herz, die Gesinnung und das Wissen. Allerdings ist es ja für viele von uns unvermeidlich, europäische Kleidung anzulegen, wenn wir auf Geschäftsreisen oder, wie es bei vielen der Fall ist, zum Studium auf Universitäten und zum Ablegen von Examina nach England oder Amerika gehen müssen. Indien erschließt sich in der rapidesten Weise dem Handel der ganzen Welt. Die Zeiten, wo wir nicht über den Kala Sagar*) gehen durften, sind längst vorüber; wir müssen in den außerindischen Ländern Zweigniederlassungen unsrer Handelsprodukte errichten und überall Geschäftsverbindungen anknüpfen; und

*) Wörtlich: Schwarzer See, dann das Meer; wer über das Meer ging, verlor die Kaste.

was die Examina betrifft, so werden die Anforderungen der Regierung von Jahr zu Jahr höher geschraubt. Wir wünschen naturgemäß an der Verwaltung und Regierung unseres Vaterlandes thätigen Anteil zu nehmen. Aber alle höheren Aemter, in der Civilverwaltung sowohl als in der Armee, sind, wie Sie ja wissen, uns verschlossen; sie werden nur von Engländern besetzt. Man hält uns nicht für fähig, diese hohen Aemter zu verwalten. Wir müssen es durch die That beweisen, daß wir uns die Fähigkeit dazu erringen können, und das kann nur geschehen, wenn wir unsre Söhne nach England schicken, sie auf englischen Universitäten studieren und dort die erforderlichen Staatsexamina absolvieren lassen. Selbstverständlich können unsre jungen Leute in dem rauhen Klima des Nordens nicht die leichte dünne Kleidung des heißen Indiens beibehalten; sie müssen sich in europäische Kleider stecken, und wenn sie dieselben zwei, drei Jahre lang getragen und dann als junge Doktoren und Rechtsgelehrte in ihre Heimat zurückkehren, dann sind sie, an europäische Sitte und Gesellschaft gewöhnt, den heimatlichen Sitten entfremdet, und so geht ein Stück unsres nationalen Lebens nach dem andern verloren und Indien wird civilisiert."

Ein etwas bittrer Ton hatte sich unvermerkt in den Worten des Babu hörbar gemacht, und ich wollte schon mit einer besänftigenden Erwiderung in ein allgemeines Missionsgespräch einlenken, als Mohendro mir die Hand reichte und mit freundlichem Lächeln sagte: „Wollen Sie mich morgen nach Baniagau begleiten? Es ist eins von meinen Dörfern; ich habe dort verschiedentliche Anordnungen zu treffen und es wird mich freuen, Ihnen die Schule und die Werkstätten, die ich dort für Waisen eingerichtet habe, zu zeigen. Sie werden da Christen und christliches Leben finden, aber nicht europäisches, sondern indisches Christenleben."

Ich erwiderte mit herzlicher Zustimmung den Händedruck des hochgesinnten Babus. „Recht so, Mohendro Babu; seien Sie ein mutiger Verfechter des großen Nationalgedankens einer einigen, alle Völker Indiens umfassenden christlichen Nationalkirche."

III.

Den nächsten Nachmittag um 3 Uhr holte mich Babu Mohendro mit seiner Buggy*) bei Dr. Baumann ab, um mit mir, wie wir verabredet, nach Baniagau zu fahren.

Das Dorf lag jenseits des Ganges in einer Entfernung von

*) Zweirädriger Einspänner.

ungefähr anderthalb Stunden. Nachdem wir die gewaltige Schiffbrücke, die neben vielen Dampfern und unzähligen Booten den Verkehr zwischen der Hauptstadt und der am andern Ufer des Flusses liegenden Vorstadt Howrah vermittelt, passiert und Howrah mit seinen großartigen Eisenbahnanlagen und Fabrikbauten hinter uns hatten, umfing uns endlich die wohlthuende ländliche Stille, welche sich auf die von der Hitze, dem Staube und dem Tag und Nacht hindurch dröhnenden Lärm einer so volkreichen Stadt wie Kalkutta aufgeregten Nerven wie lindernder Balsam legte. Die Wege in der Umgegend der Residenz sind in ausgezeichnetem Zustande. Die Landschaft ist flach und ohne Waldungen. Sie besteht aus sorgfältig angebauten Feldern, die jetzt in der kalten Zeit allerdings fast alle abgeerntet waren und zahlreichen Rinder- und Büffelherden als Weideplatz dienten. Immergrüne Mangohaine erhoben sich mit ihrem dunkeln Laubdach hier und da aus der vom glitzernden Sonnenlicht übergossenen Ebene und zeigten uns die Lage der verschiedenen Ortschaften. Denn jedes Dorf in Indien hat seinen Mangohain, dessen Früchte Gemeingut der Dorfbewohner sind, in dessen Schatten die Kinder spielen, der müde Wanderer vor der heißen Sonne Schutz sucht und die lastbeladene Karawane ihr Nachtlager aufschlagen kann.

Wir erreichten das Dorf nach kaum einstündiger Fahrt. Wie die meisten indischen Dörfer war es von einer Aloehecke umgeben, deren lange stachelige Blattzacken den wirksamsten Schutz gegen Vieh und andere Eindringlinge bilden. Ihre 12 bis 14 Fuß hohen stammartigen Blütenstengel, die sich an der Spitze wie die Arme eines gewaltigen Kronleuchters teilen und dicht mit gelben Blüten bedeckt sind, bilden zugleich den schönsten Schmuck für das im Innern oft recht armselige Dorf. Die letztere Bezeichnung paßte nun allerdings auf Baniagau nicht. Anstatt der elenden, oft halb zerfallenen, mit Gras gedeckten Bambushütten, die man sonst an dergleichen Orten trifft, waren hier die Wände der Häuser fast alle aus Lehm aufgeführt, sauber getüncht und mit Ziegeln gedeckt. Mir fiel natürlich das vorteilhafte Aussehen des Ortes sofort auf, und ich drückte meine Freude darüber dem Babu in anerkennenden Worten aus.

„Ja," erwiderte er lächelnd, „Sie kennen ja das englische Sprichwort: cleanliness next to godliness.*) Sowie das Dorf in meinen Besitz kam, machte ich es mir zur ersten Aufgabe, allen Schmutz aus demselben zu verbannen und es mit gutem Wasser zu versehen. Sehen Sie jenen Grasplatz dort, auf dem die Kinder spielen? Das war ein alter Teich, in dem in der Regenzeit aller

*) Reinlichkeit nächst Gottesfurcht.

Schmutz des Dorfes zusammengespült wurde, an dessen Rande die Leute jeden Morgen ihre Waschungen vornahmen und aus dem sie seit undenklichen Zeiten ihr Trink- und Kochwasser schöpften. War es da ein Wunder, daß wir jedes Jahr die Cholera im Dorfe hatten? Ich ließ diesen Giftpfuhl sofort zuwerfen und einen Brunnen graben, der tief genug ist, die Leute das ganze Jahr mit frischem Wasser zu versorgen."

„Aber stießen Sie dabei nicht auf Schwierigkeiten bei den Leuten? Ich vermute, daß die Einwohner auch hier den verschiedensten Kasten angehören, die nicht gern aus demselben Brunnen schöpfen, besonders wenn er auch von Christen benutzt wird."

„Ich hatte allerdings zuerst gegen die Vorurteile der Leute zu kämpfen, aber da ich Herr der Situation war, so erklärte ich denen, die auf meine vernünftigen Vorstellungen und Erklärungen nicht hören wollten, daß sie nicht gezwungen seien, in meinem Dorfe zu bleiben und nach Erledigung ihrer Geldverbindlichkeiten gegen mich dasselbe jeden Augenblick verlassen könnten. Diese Verbindlichkeiten waren es nun gerade, die es den Trotzköpfen unmöglich machten, das Dorf zu verlassen. Ich hatte nämlich den Leuten zum Neubau ihrer Häuser teils Geldvorschüsse gemacht, teils den Pachtzins für das Land gestundet. Es war ihnen natürlich unmöglich, diese Summen sofort an mich abzutragen, und so waren sie gezwungen zu bleiben."

„Haben Sie noch heidnische Bewohner im Dorfe?" — „Nein, Gott sei Dank, sie sind alle Christen geworden, und zwar ging ihre Bekehrung ganz naturgemäß vor sich. Ich eröffnete zwei Schulen für die Knaben und Mädchen des Ortes, in denen die Kinder neben den Elementarfächern im Christentum unterrichtet wurden. Da der Unterricht den Leuten nichts kostete, so war der Besuch beider Schulen bald ein allgemeiner; nur zwei mohammedanische Familien hielten sich im Anfang zurück. Nun hatten wir, wie Sie wissen, vor ungefähr vier Jahren eine Hungersnot in diesem Teil von Bengalen. Auch die Ernte meiner Dorfleute war infolge des mangelnden Regens sehr dürftig ausgefallen. Ich ließ aber keinen von ihnen notleiden, versorgte sie gegen einen geringen Preis mit dem nötigen Reis zum Leben und neuer Aussaat und errichtete ein Asyl, in dem ich Kinder aus den umliegenden Dörfern, deren Eltern in der Hungersnot umgekommen waren, ohne Rücksicht auf Kaste und Religion aufnahm. In der That, sie wurden mir auf meine Bitte von der Regierung überwiesen und nun in meinem Asyl als Christen erzogen."

Des Babu interessante Erklärungen wurden hier durch eine Schar Kinder, die auf dem oben erwähnten Grasplatz gespielt und uns bemerkt hatten, unterbrochen. Von allen Seiten umschwärmten

sie die Buggy und begrüßten den Babu und mich mit lauter Freude: „Salam Babu, Salam Babu, Salam Sahib!“

Mohendro übergab die Zügel dem Sais*), und wir gingen von der jubelnden Schar begleitet die Dorfstraße entlang. Unsere Ankunft war in wenigen Minuten bekannt und überall erschienen in den Verandas Frauen und Männer, um dem Babu ihren Salam zu machen. Hier und da stehen bleibend und einige Worte mit den Leuten wechselnd, kamen wir endlich vor ein großes, zweistöckiges, massiv gebautes Haus, aus dessen offnen Fenstern uns das Schnurren der Räder, das Pochen der Hämmer, das schrille Kreischen von Sägen entgegentönte.

„Dies sind meine Werkstätten,“ erklärte der Babu. „Alle meine Waisenknaben und die Söhne der Dorfleute, welche Lust dazu haben, lernen hier ein Handwerk, mit deren Ausübung sie später selbstständig ihr Brot verdienen können.“

Es würde zu weit führen, wenn ich die verschiedenen Werkstätten, durch die mich der Babu nun führte, näher beschreiben wollte. Ich sah ein fröhliches Knabenvolk, welches tischlerte, schneiderte, schusterte, Bücher einband, lithographierte und Schmiede- und Blechnerarbeit verrichtete.

„Wie viel Knaben beschäftigen Sie hier?“ — „Zweiundfünfzig; ich beabsichtige aber, einige der besten von ihnen nach Kalkutta hinüberzunehmen, um sie dort in größeren Werkstätten zu beschäftigen, und kam deswegen heute hierher, um eine Auswahl zu treffen; vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, sich unterdessen die Schulen anzusehen.

Selbstverständlich stimmte ich bei und Mohendro rief einen der Aufseher, um mir als Führer zu dienen. Die Schulen lagen an den entgegengesetzten Seiten des großen Grasplatzes, der mit Palmen und Bambusgebüschen umgeben war, unter denen Steinsitze zum Ausruhen einluden. Die Schulen waren sogenannte Boarding-schools, in denen die Schüler und Schülerinnen nicht nur Unterricht, sondern auch Beköstigung und Kleidung erhalten. Auch hier fand ich nicht nur Dorfkinder, sondern auch viele Waisen, welche die Regierung während der Hungersnot dem Babu zugeschickt hatte. Die Regierung zahlt für jede Waise eine bestimmte Summe als Erziehungsgeld; ich wußte aber aus eigener Erfahrung in unsrer Mission, daß dies nicht immer für alle Bedürfnisse ausreicht und daß auch hier Mohendro der guten Sache viele Opfer brachte. So mußte er zum Beispiel die Gehälter der Lehrer und Lehrerinnen, welche in beiden Schulen unterrichteten, sowie des Hausvaters für die Knabenanstalt und der

*) Pferdeknecht, der in Indien stets das Gefährt begleitet.

Waisenmutter in der Mädchenanstalt selbst bezahlen. Alle diese waren Bengali-Christen, Bekehrte der kirchlichen Missionsgesellschaft und in den Anstalten derselben zum Lehrfach ausgebildet.

Die Schulen waren Elementarschulen. Für die gereifteren Schüler, die sich weiter auszubilden wünschten, war auch Unterricht in der englischen Sprache vorgesehen. Die Mädchen wurden im Nähen und Anfertigen ihrer Kleider unterrichtet. Ich traf sie gerade bei der Nähstunde, und die eingeborene Lehrerin zeigte mir mit besonderer Genugthuung ganze Stöße von sauber angefertigten Kurtas und Saris*), die von den Schülerinnen zugeschnitten und genäht worden waren. Während ich mich noch mit der Vorsteherin über ihre Ausbildung und ihre Arbeit unterhielt, erschien der Babu, um mich zur Rückkehr abzuholen.

„Nun, haben Sie eine befriedigende Wahl treffen können?" fragte ich ihn, als wir wieder in der Buggy saßen. — „Ich hoffe, ja; in Beziehung auf einen Schüler wenigstens ganz gewiß. Ich fand nämlich den Sohn einer der mohammedanischen Familien, die, wie ich vorhin erwähnte, bei meinen philanthropischen Bestrebungen starke Opposition machten, reif genug, um auch ihn nach Kalkutta zu nehmen, was seinen Eltern natürlich eine große Freude machen wird."

„Ach ja, wir wurden vorhin gerade von den Kindern unterbrochen, als Sie von diesen beiden Familien sprachen; sie sind also auch Christen geworden?"

„Ja. Unter den aufgenommenen Waisen waren auch mehrere mohammedanische Kinder, die nun hier selbstverständlich als Christen erzogen wurden. Es bildete sich bald ein kameradschaftlicher Umgang zwischen ihnen und den Kindern der beiden mohammedanischen Familien, infolge dessen auch die letzteren zur Schule kamen. Auf diese Weise wurde das Christentum durch die Kinder in das Haus der Eltern getragen, und als die Leute sahen, daß ich wirklich nur ihr Bestes wollte, als sie sahen, daß nach dem Graben der beiden Brunnen und der strikten Durchführung meiner Reinlichkeitsvorschriften im darauffolgenden Jahr kein einziger Cholerafall, ja nicht einmal ein Fall von Malariafieber vorkam, da war ihr Starrsinn überwunden und beide Hausväter fingen an, sich allmählich in den Abendgottesdiensten einzufinden, die jeden Abend in der Kapelle gehalten werden. Mit der Zeit besuchten sie auch die sonntäglichen Gottesdienste, die ein von der Mission angestellter Katechist hier hält (zur Verwaltung der Sakramente kommt alle 14 Tage einer unsrer Missionare von Kalkutta herüber; ich hoffe übrigens, bald die nötigen

*) Jacken und Hüftgewande.

Fonds zusammen zu haben, um hier einen eingeborenen Geistlichen anstellen zu können, so daß die Dorfschaft eine eigene Gemeinde bildet), und endlich waren sie überzeugt, daß ihre bisherige Religion ihnen das nicht gegeben habe und nicht geben konnte, was ihnen hier im Christentum und den damit zusammenhängenden Vorteilen in Bezug auf ihr äußeres Leben und ihre Stellung im Dorf geboten wurde. Vor zwei Jahren meldeten sie sich zum Taufunterricht. Sie sind aufrichtige Christen; in der That werden sie durch ihr zähes Festhalten am Glauben und die aus ihrer früheren Religionspraxis herübergebrachte strenge Beobachtung auch der äußeren kirchlichen Formen ein fester Halt für manche meiner Hinduchristen, welche biegsameren Charakters sind."

Auf der Rückfahrt lud mich der Babu ein, auch diesen Abend bei ihm zuzubringen. Leider hatte ich schon Dr. Baumann versprochen, mit ihm einen Abendgottesdienst in St. Johns zu besuchen, in welchem ein in Missionskreisen viel genannter Missionar der Church Mission, der im Begriff war, zur Wiederherstellnng seiner Gesundheit nach Europa zu reisen, seine Abschiedspredigt halten wollte. Ich mußte daher dankend ablehnen, versprach aber, vor meiner Abreise noch einmal zu ihm zu kommen.

Ich that das zwei Tage später im Lauf des Nachmittags. Nachdem ich dem Babu meinen herzlichsten Dank für seine mir erwiesene Gastfreundschaft ausgesprochen, bat ich um die Erlaubnis, auch seiner Frau Lebewohl sagen zu dürfen.

„Sie kann Sie leider in diesem Augenblick nicht sehen; sie ist bei meiner Schwester, welche seit einiger Zeit leidend ist."

Ich hatte, wie früher erwähnt, schon bei meinem ersten Zusammentreffen mit der Schwester des Babu bemerkt, daß ein geheimer Kummer an ihr zehren müsse. Zartgefühl hatte mich natürlich verhindert, den Babu darüber zu befragen; doch schien es mir jetzt beim Abschied passend, meinem Anteil an dem leidenden Zustand seiner Schwester Ausdruck zu geben und die Hoffnung auszusprechen, daß sich derselbe bald bessern möge.

„Ja, das möge Gott geben; er allein kann uns helfen," erwiderte der Babu mit einem traurigen Blick und Beben der Stimme. — „Darf ich, ohne indiskret zu scheinen, fragen, welcher Kummer Ihre Schwester bedrückt, lieber Babu?"

Mohendro sah mich fragend an und erwiderte endlich: „Ich bin Ihrer Teilnahme gewiß. Sie als Missionar werden es am besten verstehen und fühlen, welche Last meine Schwester auf ihrer Seele trägt. Sie ist an einen reichen Kaufmann aus meiner Kaste verheiratet. Ihr Mann hat besonders im nördlichen Indien weit-

verzweigte Geschäftsverbindungen und ist jetzt schon fast zwei Jahre abwesend, um in Delhi, Peschawar und andern Hauptorten der nordwestlichen Provinzen Filialen zu gründen. Bei der großen Entfernung und der Notwendigkeit, fortwährend auf Reisen zu sein, war es ihm unmöglich, seine Frau mit sich zu nehmen. Er ließ sie daher in unsrer Obhut. Mein Schwager hat mit dem Götzendienst längst gebrochen, konnte sich aber bei seiner streng konservativen Richtung nicht entschließen, meinem Beispiel zu folgen und Christ zu werden; er wandte sich vielmehr der Brahma-Samadsch*) zu, welche, wie Sie ja wissen, Götzendienst, Kinderheiraten, das Verbot der Wiederverheiratung der Wittwen, das abgeschlossene Leben der Hindufrauen und andere religiöse und sociale Schattenseiten des Hinduismus verwirft und die ursprüngliche, reine Religion unsrer arischen Vorväter, wie wir sie in den Wedas finden, aufzurichten bestrebt ist. Mein Schwager hat sich dieser Reformbewegung mit voller Ueberzeugung angeschlossen und wünscht nichts sehnlicher, als daß seine Frau dasselbe thue. Meine Schwester ist nun aber durch ihr inniges Zusammenleben mit uns mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Christentum die wahre, von Gott geoffenbarte Religion sei. Durch die fast täglichen Besuche unsrer lieben Miß King, die das Neue Testament mit ihr gelesen und ihr die eingehendste Belehrung über unsern Glauben gegeben hat, ist diese Ueberzeugung zu einer solchen geistigen und seelischen Gewißheit herangereift, daß meine Schwester entschlossen ist, ihren Glauben offen zu bekennen. Selbstverständlich hat sie ihre geistige Umwandlung ihrem Mann mitgeteilt, bei ihm aber den vollständigsten Widerspruch gefunden. Die Gefahr, in der meine Schwester sich nach der Ansicht ihres Mannes befindet, erscheint demselben so groß, daß er sich entschlossen hat, seine großartigen Geschäftsanlagen in den Nordwest-Provinzen für eine Zeitlang aufzugeben, um nach Kalkutta zurückzukehren und durch sein persönliches Eingreifen meine Schwester von ihrem Abfall zum Christentum, wie er es nennt, zu retten. Wir erwarten ihn in ungefähr 14 Tagen.

„Nun versetzen Sie sich in die Lage meiner Schwester! Sie liebt ihren Mann so treu und innig, wie nur je eine Hindufrau lieben kann, und weiß sich in demselben Maße von ihrem Mann geliebt. Denken Sie sich den Kampf, den meine Schwester nun durchkämpft! Sie fühlt, sie kann das Christentum nicht wieder aufgeben; sie weiß, daß es allein ihre Seele retten kann, und ebenso

*) Eine Vereinigung gebildeter Hindus, die unter der Leitung Babu Keshab Tschander Sen's die religiösen Irrtümer und socialen Schäden des Hinduismus bekämpfen und den reineren ursprünglichen Kultus der Wedas wieder einführen wollen.

gewiß fühlt sie, daß sie ihrer Liebe nicht entsagen, ihren Mann nicht verlassen kann. Mit zerrissenem Herzen bringt sie ihre Tage hin, der Ankunft ihres Mannes einmal mit zitternder Furcht, dann wieder mit siegesgewisser Hoffnung entgegensehend. Sie werden nun verstehen, woher die Kummerwolken auf dem Antlitz meiner Schwester kommen; wie es enden wird, weiß Gott allein."

Tief ergriffen, reichte ich dem Babu die Hand: „Dem Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen; Gott wird Ihre Gebete erhören!"

Am nächsten Tage verließ ich Kalkutta. Zu Ende des Jahres erhielt ich unter andern Missionsberichten auch solche über die Church Missionary Society. Dieselben durchblätternd fiel mein Auge auf folgende Notiz: „Am 27. Juli hatten wir die große Freude, den Schwager unsres geschätzten Gemeinde-Aeltesten Babu Mohendro und seine Frau durch die heil. Taufe in die Gemeinschaft unsrer Kirche aufnehmen zu können."

Die Allgewalt der christlichen Glaubenswahrheiten und die Liebe hatten also doch gesiegt!

König Bell in Kamerun und die Basler Mission.

Der Ende vorigen Jahres erfolgte Tod des Königs Bell in Kamerun hat wieder einmal einer gewissen Presse die erwünschte Veranlassung gegeben, der evangelischen Mission etwas am Zeuge zu flicken, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht. Wir pflegen derartigen Mitteilungen, die darauf berechnet sind, das Missionswerk in unsern deutschen Kolonien zu diskreditieren, gewöhnlich keinerlei Beachtung zu schenken, da sie sich in den meisten Fällen schon durch ihre Form als Entstellungen der Wahrheit, oder doch als schiefe Darstellungen des Sachverhalts von selbst ausweisen. Indes die hämische Art und Weise, wie die Augsburger Abendzeitung in ihrer Nummer vom 6. Februar d. J. gewisse Vorgänge in Kamerun darstellt und dabei der dort arbeitenden Basler Mission Dinge unterzuschieben sucht, die der Wahrheit nicht entsprechen, veranlaßt uns, ein Wort des Protestes gegen ihre Berichterstattung zu sagen. Die genannte Zeitung meldet in der erwähnten Nummer u. a. folgendes:

„Der kürzlich verstorbene Dualla-Häuptling King Bell war ein Christ und ein ganz besonderer Freund der Basler Mission, die sich auf diesen Proselyten nicht wenig zu gute that und ihn feierlich beerdigen ließ. Wie dünn aber der christliche Firnis bei den Duallas ist, beweist die Thatsache, daß für den toten Häuptling der altheidnischen Sitte gemäß zwei Leute im Abo-Gebiet das Leben lassen mußten, indem sie auf Geheiß der Dualla-Notabeln überfallen und getötet wurden."

Darauf haben wir zu erwidern, daß König Bell zwar jeder Mission — nicht bloß der Basler — freundlich gesinnt war und dadurch die Bestrebungen derselben in seiner Umgebung indirekt gefördert hat, daß er aber nie zum Christentum übergetreten ist, sondern als Heide lebte und starb. Er hat demnach niemals der Basler Mission als deren Mitglied angehört und es kann deshalb gar nicht die Rede davon sein, daß die Basler Mission sich auf ihn als ihren Proselyten etwas zu gute thun konnte. Sie hat ihn deswegen auch nicht feierlich beerdigen lassen können, was auf dem christlichen Friedhof von Kamerun hätte geschehen müssen, sondern er ist wie seine Vorfahren in seinem eigenen Hause nach Landessitte beigesetzt worden.

Daß bei diesem Anlasse Totenopfer dargebracht worden sein sollen, ist eine Annahme, die, wie wir von kompetenter Seite aus erfahren, durchaus nicht erwiesen ist. Denn daß zufälliger Weise zwei Leichname in den Fluten des Wurirlusses herabgetrieben kamen, beweist nichts. Es kommt dies häufig genug vor, da die Stämme des Inlands nicht selten Leute in den Fluß werfen, die sie bei ihren Hexenprozessen schuldig gesprochen haben. Und wenn dem auch so wäre, daß der Tod des Königs Bell zwei Menschenopfer durch die heidnischen Notabeln gefordert hätte, so könnte doch die Basler Mission hiefür nicht verantwortlich gemacht werden. Hat sie doch noch nie den Anspruch erhoben, als habe sie während ihrer kurzen Wirksamkeit die gesamte Bevölkerung Kameruns schon unter ihren christlichen Einfluß gebracht und damit das Heidentum im ganzen Lande außer Kurs gesetzt. Es wäre sehr naiv, die religiöse urd sittliche Umwandlung eines ganzen Volkes, das noch nicht einmal von der Mission überall erreicht ist, in so kurzer Zeit erwarten zu wollen. Für Greuelthaten aber, die von seiten der Heiden geschehen, ist eine Mission nicht verantwortlich zu machen. Solche Vorgänge gehören in das Gebiet der Rechtspflege, die denn auch die deutsche Regierung in Kamerun mit aller Kraft ausübt.

Was aber den dünnen christlichen Firnis betrifft, von dem der Berichterstatter spricht, so hat er ihn auf der falschen Seite gesucht. Es ist der Mission nicht darum zu thun, die Stämme der Kamerunbevölkerung bloß mit einem äußerlichen christlichen Firnis zu versehen, sondern das Christentum in seiner wahren Gestalt unter ihnen zu pflanzen. Was aber dazu gehört, darüber wollen wir uns hier mit dem Berichterstatter nicht auseinandersetzen.

Indiſche Dorfſchule nach altem Syſtem.

Der Charakter der Basler Mission
im Licht ihrer Geschichte.*)

Es könnte vielleicht überflüssig scheinen, in diesem Kreis über den Charakter der Basler Mission zu sprechen, zu der wir ja alle gehören und die wir demnach auch kennen werden. Gleichwohl glaube ich, auch hier auf Interesse rechnen zu dürfen, wenn ich ein Bild unserer Mission nach ihrem eigentümlichen Charakter und damit in ihrem Unterschied von andern Missionen zu zeichnen versuche. Je verschiedenartiger die Missionsbestrebungen unserer Zeit nach Grundsätzen und Methode sind, und je verschiedenartigere religiöse Richtungen — es sei Unionismus oder Konfessionalismus oder Liberalismus oder Allianzchristentum — durch sie vertreten werden, desto mehr sind wir aufgefordert, unserer eigenen Art und ihrer Berechtigung uns klar bewußt zu werden. Der Charakter der Basler Mission stand aber nicht von Anfang als ein fertiger fest, sondern er hat sich entwickelt. Er ruht wohl auf einem ihr von Anfang an eigentümlichen Wesen, das ihr angeboren ist, und es ist von Wert, die ihr angeborenen Charakterzüge zu erkennen; aber es haben auch im Lauf ihrer Entwicklung geschichtliche Faktoren auf sie eingewirkt, die ihr ursprüngliches Wesen in einer Weise ausgestalteten, die sich nicht gerade mit innerer Notwendigkeit aus ihrer angeborenen Natur ergiebt. Auch eine Missionsgesellschaft steht unter dem Gesetz: tempora mutantur et nos mutamur in illis (die Zeiten wandeln sich und wir wandeln

*) Rede, gehalten bei der Examensfeier im Basler Missionshaus am 2. März 1898 von Missionsinspektor Th. Oehler. Dieselbe ist mit einigen Aenderungen hier wiedergegeben.

uns in ihnen). Andererseits kommt aber gerade auch in der Geschichte einer Gemeinschaft ihre angeborene Art zur Darstellung. Wir werden darum die Geschichte unserer Mission zu Hilfe nehmen müssen, um sowohl ihre angeborene Eigentümlichkeit als ihre gegenwärtige Art recht zu verstehen, und so will ich es denn versuchen, wenigstens in einigen Hauptzügen den Charakter der Basler Mission im Licht ihrer Geschichte darzustellen.

I.

Wir sehen zuerst auf den kirchlichen und religiösen Charakter. Da ist der erste bedeutsame Zug der Unionscharakter. Er ist ihr angeboren. Die Basler Mission ist uniert von Geburt. Ich betone, daß sie es von Geburt ist, deswegen, weil darin vor allem, wenn auch keineswegs allein, das Recht ihres Unionscharakters liegt. Die Union der preußischen Landeskirche ist künstlich gemacht durch äußerliche Verbindung zweier nicht nur äußerlich, sondern durch ihr inneres Wesen von einander geschiedenen Kirchen. Sie war nicht notwendig und man muß fragen, ob sie nur natürlich war. Aber die Union der Basler Mission ist mit Notwendigkeit und natürlich geworden. Diese Mission konnte gar nicht anders als uniert sein. Denn sie ist entstanden auf dem reformierten Boden Basels, ist aber doch großenteils eine Schöpfung von Männern, die als Württemberger von Haus aus lutherisch waren, und wiederum haben doch auch schon zur Entstehung reformierte Christen mitgewirkt. Aus der Vereinigung reformierter Basler mit lutherischen Württembergern konnte nur eine unierte Mission hervorgehen. Aber auch die Zeit ihrer Entstehung im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts machte die Entstehung einer unierten Mission fast notwendig, und gerade einer Mission von solchem Unionscharakter. Der das kirchliche Leben am Anfang unseres Jahrhunderts beherrschende Gegensatz war nicht der konfessionelle, sondern der zwischen gläubigem Christentum und Rationalismus. Gegenüber dem Rationalismus schlossen sich damals nicht nur lutherische und reformierte Christen innig zusammen, sondern selbst gläubige Katholiken vereinigten sich mit diesen in der Gemeinschaft des Glaubens. Der gemeinsame Glaube an das Evangelium und der gläubige Anschluß an den Herrn Christus

ließ nicht nur den Gegensatz der reformatorischen Kirchen vergessen, sondern überbrückte für den Gläubigen selbst die Kluft zwischen der evangelischen und römischen Kirche. Konnte doch zu Anfang unseres Jahrhunderts in Tübingen eine gemeinsame Unternehmung evangelischer und katholischer Christen zur Verbreitung der Bibel geplant werden. Des Unterschieds zwischen Lutheranern und Reformierten mochte man sich in vielen gläubigen Kreisen kaum bewußt sein, jedenfalls empfand man die Lehrunterschiede als unwesentlich. Was war in solcher Zeit natürlicher, als daß man sich einfach auf Grund des gemeinsamen Glaubens an den Herrn zur Verbreitung seines Evangeliums unter den Heiden verband?

Das führt uns auf die Beschaffenheit der hier zustande gekommenen Union. Es ist nicht eine Union, die auf einer mehr oder weniger künstlichen Ausgleichung des lutherischen oder reformierten Lehrtypus beruhen würde, nicht ein Werk der Theologen und Juristen, nicht Sache eines Kompromisses zwischen beiden reformatorischen Kirchen, eines Kompromisses, der als solcher für beide Teile etwas Unbefriedigendes hätte behalten müssen; sondern der in frischer Lebendigkeit vorhandene evangelische Glaube an den Herrn Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, den König des Reiches Gottes, hat die Herzen verbunden und zu gemeinsamem Wirken für den Herrn begeistert. Man hätte es als eine widernatürliche Störung dieser schönen Gemeinschaft empfunden, wenn man konfessionelle Bedenken gegen diese Verbindung im Geist und im Glauben geltend gemacht hätte.

Auf der Bahn der Union wurde die Basler Mission sodann mit Notwendigkeit festgehalten durch ihre weitere Entwicklung. Denn wie von der Missionsgesellschaft von Anfang an nach allen Richtungen hin, in die verschiedensten Länder hinein Missionsanregungen ausgingen, so suchten die sich bildenden Missionsvereine Anschluß an Basel. Zu den Missionsvereinen im lutherischen Württemberg und der reformierten deutschen Schweiz gesellten sich schon in den ersten Jahren solche in der französischen Schweiz, im südlichen Frankreich, im Elsaß, aber auch in einer Reihe der bedeutendsten Städte Mittel- und Norddeutschlands. Voran ging hier Elberfeld; es folgte Frankfurt, Halle, Berlin, Leipzig, Dresden, Bremen, Hamburg, Nürnberg, selbst Königsberg. Noch zu Anfang der dreißiger Jahre war Basel der Mittelpunkt

der Missionsbestrebungen in Deutschland und der Schweiz und beherrschte das Missionsleben dieser Länder. Wie wäre das möglich gewesen, wenn die Basler Mission nicht uniert gewesen wäre, und wenn ihre Union nicht diesen friedlichen Charakter gehabt hätte, wonach man keiner evangelischen Konfession zu nahe treten, aber alle auf Grund des gemeinsamen Glaubens an den Herrn Christus anerkennen wollte.

Es waren aber nicht nur die geschichtlichen Bedingungen, unter denen sie entstanden ist und sich entwickelt hat, welche der Basler Mission den Unionscharakter mit Notwendigkeit gaben, sondern derselbe entsprach auch dem Verständnis, das ihre Gründer und Leiter von der Aufgabe der Mission hatten. Schon in der Verfassung, die sich die Gesellschaft 1821 gab, wird ausgesprochen, der Standpunkt der Gesellschaft solle bei aller „achtungsvollen Wertschätzung der evangelischen Konfessionsverhältnisse" doch ein nichtkonfessioneller sein, nämlich „der allgemeine Standpunkt des Reiches Gottes," darnach „nur das Wort Gottes, so wie es klar und allgemein verständlich in der heiligen Schrift enthalten ist und die heiligende und seligmachende Erkenntnis dieses Wortes Gottes unter nichtchristlichen Völkern ausgebreitet werden soll." *) Als dann die im Jahr 1835 entstandene Lutherische Mission in Dresden (jetzt Leipzig) den Konfessionalismus in die deutsche Mission hereinbrachte, gab dies Anlaß, sich gegen den Konfessionalismus in der Mission auszusprechen. Ausführlich geschah dies z. B. im Jahresbericht 1837. Es heißt hier:**) „Wir haben schon früher Gelegenheit gefunden, die schmerzlichen Besorgnisse unserer Herzen über ein Beginnen auszusprechen, das nach unserem Dafürhalten mit der lauteren apostolischen Missionsweise nicht zusammenstimmt, das zur Seligkeit der Heiden keineswegs notthut und nach dem Zeugnis der Erfahrung in seinem wahren Bestande für sie ganz unverständlich und eben darum verwirrend ist; das aus dem Schoß der Kirche den unseligen Zunder der Zwietracht in die arme Heidenwelt hinüberwirft, die Lehrer neubekehrter Gemeinden, sowie die Gemeinden selbst von einander spaltet und ihnen das selige Gefühl verbittert, sich wechselseitig als Brüder und Schwestern in

*) Vgl. Miss.-Mag. 1821, S. 131 ff., 143 ff.
**) Miss.-Mag. 1837, S. 420 ff.

Christo mit unbefangener, vorurteilsfreier Liebe zu umfassen; das endlich das kräftigste und angemessenste Mittel, welches die Gnade Gottes zu brüderlicher Einigung der protestantischen Christen in unsere Zeit hereingegeben hat, in einen neuen Zündstoff der Trennung zu verwandeln Gefahr läuft, und im geringsten Falle die heilsamen Wirkungen schwächt, welche der lautere Liebesgeist der evangelischen Missionsthätigkeit über unsere Christengemeinden ausgießen will." Mit freudiger Zustimmung wurde dagegen der Grundsatz der jungen Norddeutschen M.G. begrüßt, welche erklärte, sie wolle sich an die Anweisung des Herrn, Matth. 28, 18—20, halten, „in der Ueberzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern daß sich durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und seines Geistes unter den Heiden die Kirche eigentümlich gestalten wird." Diese und ähnliche Kundgebungen zeigen, daß die Basler Mission auch aus Grundsatz uniert war und blieb.*)

Damit, daß wir die Basler Mission als uniert auf Grund evangelischen Glaubens und evangelischer Liebe bezeichnen, ist aber ihr religiöser Charakter noch nicht vollständig bestimmt. Das Christentum, das sie vertritt, ist genauer zu bezeichnen als pietistisch. Aber es gab und giebt sehr verschiedene Formen des Pietismus. Die Basler Mission vertrat von Anfang an einen nüchternen und kirchlichen Pietismus. Freilich hatte der eigentliche Vater der Basler Mission, Spittler, einen enthusiastischen Zug. Aber die mehr nach der enthusiastischen Richtung hinneigenden Gedanken Spittlers mußten — es ist das bemerkenswert — gleich bei der Gründung der Mission der nüchternen Ruhe und praktischen Erwägung Blumhardts weichen. Es war nicht nach Spittlers Sinn, daß Blumhardt der ganzen Unternehmung durch ein in Basel zu bildendes Komitee eine sicherere Grundlage geben, auch nicht anfangen wollte, ehe die Mittel einigermaßen gesichert wären. Aber hauptsächlich durch den Einfluß Steinkopfs wurde Spittler zum Nachgeben bestimmt. In seiner ersten Sitzung am 25. September 1815 einigte sich das Komitee in großer Nüchternheit über den Grundsatz, „im Vertrauen auf

*) Vgl. auch W. Hoffmann: Die evang. Missionsgesellschaft zu Basel im Jahr 1842.

den Herrn im kleinen anzufangen und niemals größere Unternehmungen zu wagen, als die Kräfte erlauben." Die nüchterne Vorsicht wäre beinahe zu weit gegangen, so daß man am Anfang Bedenken trug, Blumhardt, den man doch für den geeignetsten Mann hielt, zum Inspektor zu berufen, weil man zweifelte, ob die vorhandenen Mittel die Anstellung eines verheirateten Mannes gestatten. Jetzt mußte Steinkopf zum gläubigen Wagen ermuntern.

Für die kirchliche Haltung des Pietismus der Basler Mission darf schon darauf hingewiesen werden, daß die Präsidenten des Komitees großenteils Basler kirchliche Theologen und die Inspektoren ausnahmslos württembergische Pfarrer waren. Als es sich nach Blumhardts Tod darum handelte, den bekannten Pfarrer Barth in Möttlingen auf das Inspektorat zu berufen (der übrigens den Ruf nicht angenommen hätte), wurde dessen „Abweichung von der Kirchenlehre" ein Grund gegen seine Berufung. Allerdings hätte sich das Basler Komitee darüber hinweggesetzt; denn es war durch Professor Joh. Tob. Beck beruhigt worden, welcher urteilte, Barths abweichende Lehrmeinungen seien nicht so bedeutend und zum Teil von Bengel und Oetinger entlehnt; den wahren Glauben habe Barth ganz und man könne seinetwegen ruhig sein.*) Allein die württembergischen „Brüder" nahmen die Abweichungen nicht so leicht. Sie fanden, daß die theologischen Grundsätze Barths ihn im In- und Auslande anstößig machen**), und legten auf den in seinen Lehrabweichungen liegenden Gegengrund großes Gewicht.***) Man sieht, wie gut kirchlich die einflußreichsten Freunde der Basler Mission in Württemberg waren und wie sie ihre kirchliche Gesinnung zur Geltung zu bringen wußten. Es wurde dann der von den württembergischen Freunden vorgeschlagene Diakonus Hoffmann berufen. Es ist der spätere Generalsuperintendent, ein hervorragender Kirchenmann. Er hat es selbst als einen unter seinem Inspektorat gemachten Fortschritt bezeichnet, daß er die Missionssache aus den „Winkeln der Konventikel" in die Kirchenhallen eingeführt habe. Sein Nachfolger Josenhans aber legte solches Gewicht auf die kirchliche Haltung der Mission, daß er einmal mit seinem Rücktritt drohte, wenn die monatliche Missionsstunde

*) Vgl. Komiteeprotokoll vom 23. Januar 1839. — **) Kom.-Prot. vom 2. Januar 1839. — ***) Kom.-Prot. vom 28. Januar 1839.

in Basel aus der Elisabethenkirche in den Vereinshaussaal verlegt würde, weil die Basler Mission kirchlich sei.*)

Aber so weit ging die Kirchlichkeit nicht, daß man darüber den Pietismus preisgegeben hätte. Hoffmann wurde gewählt, weil er Pietist war oder wenigstens dafür galt. Die, welche ihn empfahlen, machten gegen einen andern ihnen schätzenswerten Mann (Strebel) doch geltend, er sei „kein Bruder und den Brüdern in Altwürttemberg unbekannt und fremd.“**) Der gut pietistische Glaubensstandpunkt offenbart sich auch in einer bezeichnenden Erklärung im Jahresbericht von 1837.***) Es wird hier eine Organisation der heimischen Missionskreise, durch welche dieselben speziell an Basel gebunden wären, abgelehnt. Gegenüber dem „Treiben und Jagen der Geschäftsführer religiöser Gesellschaften anderer Länder“ wollte man sich nach dem Grundsatz richten: „ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel“ und der Unterstützung seitens der Freunde volle Freiwilligkeit wahren. Doch sprach man sein Bedauern aus, daß neuentstehende Gesellschaften „statt sich zunächst und einzig für neue Missionsunternehmungen zugleich neue Kanäle und neue Lebenskräfte zu schaffen und vom zwanglosen Gelingen solchen Beginnens die Erkenntnis des gnädigen Wohlgefallens Gottes abhängig zu machen, sich an bereits bestehende Hilfsvereine wenden und dieselben durch Einladungen für ihr neubegonnenes Werk zu gewinnen suchen.“

II.

Aus dem kirchlich religiösen Charakter der Basler Mission, wie wir ihn kennen gelernt haben, ergiebt sich bezüglich der Aufgabe, die sie der Missionsthätigkeit stellt, zunächst das, daß sie dieselbe nicht in Verbreitung des Lehrsystems einer Konfessionskirche, sondern in der des einfachen biblischen Evangeliums erkennt. Aber es fragt sich nun genauer, welches Ziel sie bei Erfüllung dieser Aufgabe vor Augen hat. Zinzendorf hat seinen Sendboten zugerufen: „Sehet zu, ob ihr dem Lamm einige Seelen gewinnt.“ Und Spangenberg hat erklärt: „Wir sind überzeugt, daß es unser

*) Vgl. Hesse, Joseph Josenhans, ein Lebensbild, S. 193 f. — **) Kom.-Prot. vom 28. Januar 1839. — ***) Miss.-Mag. 1837, S. 423 f.

Beruf nicht sei, auf Nationalbekehrungen wie auf Einführung ganzer Nationen in die christliche Kirche es irgendwo anzutragen."*) In der Brüdergemeinde galt also ursprünglich als Ziel der Mission Gewinnung einzelner Seelen für das Lamm, die man dann natürlich auch zu kleinen Gemeinden vereinigte und in geistliche Pflege nahm. Wir finden hier in der ersten Zeit eine thatsächliche und prinzipielle Beschränkung der Missionsaufgabe auf Gewinnung einzelner Seelen und Bildung kleiner Auswahlgemeinden nach dem Vorbild der Gemeinden der Brüderkirche. Die Geschichte, der Gang der Dinge, hat freilich mit der Zeit diese Beschränkung aufgehoben und auch die Brüdermission in andere Bahnen geführt.

Es ist mir nun bezüglich dieses Punktes noch nie ein bestimmt formuliertes Programm der Basler Mission zu Gesicht gekommen, aber es scheint mir, daß eine ganz andere Auffassung der Missionsaufgabe schon der ersten selbständigen Unternehmung der Basler Mission zugrunde liegt, nämlich ihrer im Jahr 1822 begonnenen Mission in den Ländern nördlich und südlich vom Kaukasus, speziell in Armenien. Neben einer Mission unter Tataren und andern Mohammedanern wurde hier eine Neubelebung der alten armenischen Kirche angestrebt. Nicht nur auf einzelne Seelen, sondern auf ein ganzes Volk, eine ganze Volkskirche gehen da die Bestrebungen der Mission. Dementsprechend wird das Werk von Anfang an möglichst umfassend gedacht. Neben der Verbreitung der Bibel in den verschiedenen Sprachen jener Länder — die Missionare sollten im Blick auf die Uebersetzung der Bibel Arabisch, Persisch, Türkisch, Tatarisch und Neugriechisch treiben — sollte die Errichtung eines tatarisch persischen Kollegiums zur Ausbildung eingeborener Prediger südlich vom Kaspischen oder Schwarzen Meer angestrebt werden, dazu Errichtung von Volks- und Elementarschulen für Erwachsene und Kinder. Auch die Aufstellung einer Druckerpresse zur Herstellung von Bibeln, Missionsschriften und Schulbüchern wurde in Aussicht genommen. Speziell sollten die litterarischen Schätze der alten armenischen Kirche in eine der Gegenwart verständliche Sprache gebracht und so dem armenischen Volk wieder zugänglich gemacht werden. Hier ist also überall der Blick auf die ganzen Völker gerichtet.

*) Vgl. Rückblick auf unsere 150jährige Missionsarbeit ꝛc. 1882, S. 26. 28.

Was nun die Wirksamkeit der Basler Mission auf ihren gegenwärtigen Arbeitsfeldern betrifft, so wird man sagen dürfen, dieselbe ist so beschaffen, daß eine Volkskirche die Frucht sein wird, wenn nicht durch die Wirksamkeit anderer Missionen auf demselben Boden das Volk kirchlich geteilt wird, was aber nicht ausschließt, daß die heidenchristliche Kirche der Basler Mission doch volkskirchlichen Charakter bekomme. Die Basler Mission zeigt auch heute das Bestreben, auf das ganze Volk zu wirken; das tritt in der indischen Mission besonders hervor in dem ausgedehnten Heidenschulwesen. Auch die Anfänge einer Verfassung der heidenchristlichen Gemeinden sind darauf angelegt, nicht nur einzelne selbstständige Gemeinden, sondern eine diese Gemeinden einheitlich zusammenfassende Volkskirche zu bilden. Ich glaube sagen zu dürfen: gegenüber dem Gesichtspunkt, unter dem die Brüdermission ursprünglich stand, daß es gelte, dem Lamm einige Seelen zu gewinnen, ist für die Basler Mission der Gesichtspunkt des Reiches Gottes der beherrschende. Die Mission soll die Reichssache Christi treiben, das Reich Christi ausbreiten, und sie thut das durch Gründung von Kirchen, in denen sich das Reich Gottes in seiner irdischen Gestalt organisiert. Es sind, wie es z. B. im Jahresbericht 1837 heißt, „die heiligen Angelegenheiten der Fortpflanzung des Himmelreichs auf Erden", mit denen es die Mission zu thun hat.*)

III.

Durch was für Organe sucht nun die Basler Mission ihre Aufgabe zu erfüllen? Das führt auf die Frage nach den Missionaren. Die beiden ältesten deutschen Missionen, die Franckesche und die Herrnhutsche, zeigen in dieser Beziehung einen bemerkenswerten Unterschied. Francke führte der Mission in Trankebar nur Männer mit Universitätsbildung, Theologen, zu; Zinzendorf sandte einfache Männer aus dem Handwerkerstand aus mit nur geringer weltlicher Bildung. Die Basler Missionsgesellschaft wollte ursprünglich nur eine Missionsschule unterhalten zur Heranbildung von Missionaren für andere Gesellschaften nach dem Vorbild der

*) Miss.-Mag. 1837, S. 423.

Missionsschule des Predigers Jänicke in Berlin. Aber sie geht eben damit von dem Gedanken aus, daß der Missionsberuf eine besondere Berufsbildung erfordert. Sie lehnte also die ursprüngliche Herrnhutsche Anschauung, daß für den Missionsdienst lebendiges persönliches Christentum ohne besondere Berufsbildung genüge, von Anfang an prinzipiell ab. Andererseits überschätzt sie aber auch den Wert wissenschaftlicher Ausbildung nicht, sondern erkennt in dem lebendigen Glauben die erste Bedingung für die Tüchtigkeit zum Missionsdienst, wenngleich nicht die einzige. In der starken Betonung der persönlichen geistlichen Erfordernisse beim Missionar, ja schon bei denjenigen, die sich zum Missionsdienst vorbereiten wollen, zeigte sich von Anfang an das gesunde pietistische Element in der Basler Mission. Dasselbe tritt bei der Wahl der Missionare so stark in den Vordergrund, daß von einer Prüfung der Missionskandidaten bezüglich ihrer Rechtgläubigkeit und von einer Verpflichtung auf eine bestimmte kirchliche Lehre, soviel mir bekannt ist, in der Basler Mission nie die Rede war. Man fragt, ob einer bekehrt ist oder nicht, aber nicht ausdrücklich nach seiner Lehre. Man thut das freilich mit der berechtigten Voraussetzung, daß ein Mann, der bekehrt ist, auch in der Lehre in Uebereinstimmung mit dem evangelischen Glauben auf Grund der Schrift sich befindet und deswegen, wenn man die Zeichen der Bekehrung an ihm wahrnehme, einer besonderen Prüfung rücksichtlich seiner Rechtgläubigkeit nicht mehr bedürfe.

Der für die Mission vorbereitende Unterricht am Missionshause war von Anfang an darauf angelegt, recht in die Bibel einzuführen.*) Das Wort Gottes sollte die Grundlage der ganzen Bildung werden. „Eine möglichst vollständige religiöse und intellektuelle Entwicklung und Ausbildung des Geistes aus dem Wort Gottes heraus" war die Aufgabe, die man dem Unterricht stellte. Es ist bezeichnend, daß unter dem ersten Inspektor Blumhardt die wichtigsten Fächer, die im Missionshaus gelehrt wurden, unter dem Namen „Einleitung in die Bibelstudien" zusammengefaßt wurden. Diese Einleitung umfaßt einen Ueberblick über das Reich Gottes nach seiner geschichtlichen Entfaltung, eine Lehre von der

*) Vgl. Miss.-Mag. 1839, S. 390 ff. 397 ff.

heiligen Schrift,*) eine Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, eine vergleichende Darstellung der wichtigsten heidnischen Religionslehren neuerer Zeit mit dem Christentum, und endlich eine aus Wort Gottes und Erfahrung geschöpfte Anthropologie und Missionspastoraltheologie. So anfechtbar diese Zusammenfassung der verschiedensten Wissenschaften unter dem Namen Einleitung in die Bibelstudien ist, so deutlich prägt sich doch darin der Geist des Unterrichts, der Biblicismus der Missionshaustheologie aus. Jetzt werden die einzelnen theologischen Fächer unter dem gewöhnlichen Namen gelehrt, aber geblieben ist der Biblicismus. Die Einleitung in das Alte und Neue Testament ist jetzt ein besonderes Unterrichtsfach. Es werden dabei die nötigen Mitteilungen über die Entstehung der biblischen Bücher gemacht, aber das Hauptgewicht auf Einführung in ihren Inhalt gelegt. Es wäre nicht ohne Interesse, die Wandlungen zu verfolgen, welche der Unterrichtsplan im Missionshause in einem Zeitraum von 80 Jahren erfahren hat; ich muß aber darauf verzichten. Doch sei bemerkt, daß schon früh unter Blumhardt der Unterricht in den alten Sprachen, den man anfangs auszuschließen gedachte, eingeführt wurde. Hernach hat besonders Inspektor Hoffmann auf eine wissenschaftlichere Bildung der Missionszöglinge gedrungen. Aber es scheint mir, daß die wichtigste Entscheidung bezüglich der Ausbildung der Missionszöglinge doch die Einführung der alten Sprachen und damit des Studiums der Bibel in den Grundsprachen war. Damit hat die Basler Mission schon in den ersten Jahren ihres Bestehens den Grundsatz einer Mission durch Laienprediger abgewiesen und sich zur Förderung theologischer Bildung der Missionare bekannt, wenn sie gleich nicht akademische theologische Bildung forderte. Geführt wurde die Basler Mission zu diesem Grundsatz teils durch

*) Im Jahresbericht von 1839, Miss.-Mag. S. 397 heißt es: „Während nun hiebei die Bibel als Erkenntnisquelle und Maßstab aller Wahrheit vorausgesetzt war, so wendet sich die Betrachtung auf die Erforschung der Gründe, auf denen jene Voraussetzung beruht, und fragt nach der Echtheit, Vollständigkeit, Glaubwürdigkeit und göttlichen Inspiration der biblischen Bücher. Je mehr sich in unseren Tagen jeder Christ und im besondern ein Missionar in der Heidenwelt frühe daran gewöhnen muß, allerlei gottlose Verunglimpfungen und Zweifel gegen die Göttlichkeit seines Bibelbuchs zu hören, um so wichtiger ist es, daß er sich aller der Gründe klar bewußt werde, auf denen sein Glaube an das Wort Gottes beruhe."

die Wünsche der andern Gesellschaften, in deren Dienst die Basler Brüder traten, teils durch die eigene Erkenntnis von den thatsächlichen Bedürfnissen der Mission, Bedürfnisse, die ja auch die Goßnersche und Hermannsburger Mission dazu vermocht haben, die ursprünglich nur laienmäßige Ausbildung ihrer Missionare durch eine wissenschaftlicher gehaltene zu ersetzen.

Eigentümlich ist der Basler Mission die strenge Organisation ihrer Missionsarbeiter. Sie ist um so bemerkenswerter, wenn wir uns daran erinnern, daß auf eine Organisation der heimischen Missionsgemeinde grundsätzlich verzichtet wurde. Mancher könnte denken: in der Heimat zu wenig und draußen zu viel Organisation. Doch wird im allgemeinen der Segen dieser Organisation der Missionare nicht zu bestreiten sein, wenn sich auch manche Individualitäten schwerer darein finden mögen. Die Organisationslosigkeit in der Heimat hängt, wie wir bemerkt haben, mit dem pietistischen Standpunkt der Gesellschaft zusammen. Die strenge Organisation der Missionsarbeiter dagegen kann man nicht aus dem kirchlichen oder religiösen Charakter der Gesellschaft ableiten und ansehen als prinzipiell im Wesen der Basler Mission begründet. Sie war auch ursprünglich nicht vorhanden. Sie ist erst das Ergebnis geschichtlicher Faktoren, die auf die Mission bestimmend eingewirkt haben. Sie ergab sich hauptsächlich daraus, daß die Missionsleitung in die Hände von Männern kam, die mit großer organisatorischer Begabung die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer solchen Organisation verbanden, eine Ueberzeugung, die sich bildete oder verstärkte durch die Beobachtung von Uebelständen, welche der Mangel an Organisation in der indischen Mission hervorgebracht hatte. Diese Organisation und, was damit zusammenhängt, die starke Centralisation und in Verbindung damit die strenge Finanzverwaltung und die ins Einzelne und Einzelnste gehende Rechnungsführung ist ein Erzeugnis der Josenhans'schen Aera. Eben deswegen, weil sie erst spätern Ursprungs und das Ergebnis erst später einwirkender geschichtlicher Faktoren ist, wäre es keine Verleugnung des prinzipiellen Charakters unserer Mission, wenn wir diese Organisation aufgeben und durch andere Einrichtungen ersetzen würden. Aber im wesentlichen bewegt sich die Basler Mission noch heute in den Bahnen der Josenhans'schen Aera und wird gut thun, in dieser Richtung zu bleiben. Auf der andern Seite macht

aber doch schon das starke Wachstum der Mission manche Aenderungen nötig. Die starke Centralisation, wonach alles ans Komitee berichtet und von diesem entschieden werden muß, konnte und kann nicht in dieser Weise festgehalten werden; es muß allmählich einigermaßen decentralisiert werden. Manches, was ursprünglich der heimischen Missionsleitung vorbehalten war, muß in die Hände der Missionare, zumal der leitenden Missionare gelegt, und von den Missionaren muß wieder manches den eingeborenen Mitarbeitern und den Aeltesten der heidenchristlichen Gemeinden übergeben werden. Die Grundlagen dafür und die Anfänge dazu enthält übrigens schon die Josenhans'sche Organisation. Es muß das geschehen im Interesse der Missionsleitung, damit sie ihre Aufgaben fernerhin bewältigen kann, im Interesse der Missionsarbeit selbst, damit sie nicht durch die Masse der Verwaltungsgeschäfte und die Umständlichkeit des Geschäftsganges gehemmt werde, im Interesse der sich bildenden heidenchristlichen Kirchen, damit sie zur Selbständigkeit gelangen können.

IV.

Es bleibt uns noch die Frage zu beantworten, wie sich der Charakter der Basler Mission darstellt in den Mitteln, deren sie sich für ihren Zweck bedient, in ihrer Arbeitsweise. Entsprechend dem umfassenden Sinn, in dem sie ihre Aufgabe aufgefaßt hat, hat sie auch bezüglich der Anwendung von Missionsmitteln einen freien Standpunkt. Sie handelt nach dem Grundsatz: alles ist euer, indem sie jedes christlich zulässige Mittel, das sich ihr zur Förderung des Reiches Gottes darbietet, gebraucht, auch wenn es nicht unmittelbar auf Bekehrung hinzielt. Neben der Verkündigung des göttlichen Wortes in der Oeffentlichkeit und in den Häusern treffen wir eine umfassende Schulthätigkeit, ärztliche Mission, Landwirtschaft, Handel und Industrie im Dienst ihrer Arbeit für das Reich Gottes. Näher kann darauf hier nicht eingegangen werden, doch möge noch auf drei Punkte besonders hingewiesen werden. Zuerst darauf, daß die Anwendung mancher dieser Missionsmittel nicht einer bestimmten Theorie, wie Mission zu treiben sei, entsprungen ist, sondern es waren die Bedürfnisse auf dem Missionsgebiet und solche Umstände, in denen man einen Wink Gottes erkennen zu dürfen glaubte, die zu der einen oder andern Unter-

nehmung führten. Man kann vielleicht sagen, daß die Basler Mission auf diese Weise zu mancher Unternehmung geführt worden ist, die nicht gerade pietistisches Gepräge trägt, aber doch zeigt sich gerade darin ein echter und guter pietistischer Zug, daß man auf Gottes Winke in diesen Dingen achten und sich vom Herrn leiten lassen wollte und will. Das andere ist, daß man doch auch bei den Unternehmungen, die mehr auf dem Gebiet der Civilisation und Humanität liegen und das Gepräge der Kulturarbeit tragen, doch immer den Gesichtspunkt des Reiches Gottes festzuhalten sich bemüht. Nur sofern sie dem Reich Gottes dienstbar sein können, gelten diese verschiedenen Werke als berechtigt in der Mission. Die Befolgung des Grundsatzes: „alles ist euer" muß ihr Maß haben an dem andern Grundsatz: „ihr aber seid Christi". Darum gelten neben den predigenden Missionaren nicht nur die an den Schulen, sondern auch die Aerzte, die Handwerker und Vorsteher von Werkstätten und die Kaufleute für Missionare und haben die Stellung von Missionaren.

Endlich möge noch darauf aufmerksam gemacht werden, wie die Basler Mission in der ganzen Art ihres Arbeitens, in der Anwendung auch solcher Missionsmittel, deren Wert hauptsächlich in der Beeinflussung weiterer Kreise durch christliche Ideen liegt, oder die den Christen zu einem geordneten und arbeitsamen Leben und ehrlichen Erwerb die Hand bieten sollen, sich unterscheidet von dem Missionsbetrieb, den ein hauptsächlich von englischen oder amerikanischen Einflüssen beherrschter moderner Pietismus vertritt und der sich durch die Parole „Weltevangelisation in unserer Generation" charakterisiert.

An einer großen Begeisterung für die Sache der Mission hat es auch in der Basler Mission nicht gefehlt, aber sie hat sich die Nüchternheit bewahrt. Ihre Wirksamkeit ist umfassend angelegt, aber nicht auf rasche Evangelisation großer Volksmassen, sondern auf Gründung einer lebensfähigen Volkskirche mit evangelischem Wahrheitsbesitz und heilsamen Ordnungen durch treue und nachhaltige Geduldsarbeiten. Die Basler Mission schreitet deswegen nicht im Flug voran; sie dringt schrittweise vor, aber sie pflegt das, was sie erarbeitet hat, und ist bis jetzt auch nicht müde geworden, solche Felder zu bearbeiten, die nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte lang vergeblich auf eine Ernte warten ließen.

Die Basler Mission ist im Verlauf ihrer mehr als achtzigjährigen Geschichte nicht nur groß geworden, sondern es ist in ihr auch manches anders geworden, aber die ihr angebornen Charakterzüge hat sie sich zu bewahren gesucht, nämlich die Union auf Grund des Evangeliums, den kirchlich gesinnten Pietismus, den biblischen Charakter ihrer Theologie, die enthusiastische Ueberschwänglichkeiten ablehnende Nüchternheit, die Orientierung ihres Wirkens durch die Idee des Reiches Gottes. In dieser ihrer Art ist sie von Gott berufen worden mitzuarbeiten an der großen Aufgabe der evangelischen Christenheit, der Heidenwelt Christum zu verkündigen und sie halten zu lehren alles, was der Herr befohlen hat, und in dieser ihrer Art ist sie auch in ihrer Arbeit für sein Reich von Gott gesegnet und legitimiert worden.

Das Geistesleben der Chinesen
im Spiegel ihrer drei Religionen.

Von Miss. M. Schaub.

(Schluß)

III.

Wie ist es nun aber, wenn der Tod in ein Haus einkehrt? Oder wenn dieser König der Schrecken bei einem Chinesen tiefer gehende Gedanken anregt und er eine jenseitige Welt ahnt, wenn das Gewissen rege wird und etwas von einem zukünftigen Gerichte spürt? Bekanntlich sagte Konfucius einmal einem seiner Schüler, der über den Tod etwas von seinem Meister hören wollte: „Wir verstehen ja das Leben noch nicht; was können wir vom Tode wissen!“ Dieser nüchterne Rationalist war ein abgesagter Feind aller Metaphysik. Jede Frage, die dieses Gebiet nur streift, weist er mit seinem „non liquet“ (es ist nicht klar) zurück.

Aber auch der Taoismus hat für tiefergehende religiöse Fragen keine Antwort. Laotse, Tsongcius u. a. sind so tief in ihren my-

stischen Spekulationen versunken, daß Leben und Sterben, Wachen und Schlafen für sie nur der bedeutungslose Wechsellauf der Urkraft, des Tao sind. „Der heilige, d. h. der in das Tao, die ἀΐδιος δύναμις (ewige Kraft) eingetauchte Mensch, ist im Himmel geborgen, nichts kann ihn beunruhigen und verletzen", sagte einmal Tsongcius zu seinen Schülern. „Ich träumte, ich sei ein Schmetterling, nun wache ich und bin Tsongcius. Wer weiß, ob mein Wachen oder mein Träumen die Realität ist. Vielleicht bin ich in Wirklichkeit ein Schmetterling und nicht Tsongcius." So haben also der rationalistische Konfucianismus und der träumerische Taoismus keine Antwort auf die mancherlei Fragen eines aufgeweckten Gewissens.

Als in der Fülle der Zeit ein allgemeiner moralischer und philosophischer Bankerott durch die alte Kulturwelt ging, von dem auch Ostasien betroffen wurde, kam der Buddhismus, die dritte Religion nach China und suchte die tiefern religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Der philosophische Buddhismus eines Schakyamuni mit seinem Atheismus und seiner trostlosen Nirwanalehre hat aber auch im Reich der Mitte nicht seine Heimat gefunden. Dr. Edkins besuchte einmal die vielen Buddhistenklöster in der Nähe Pekings. Nachdem er in einem der bedeutendsten Klöster die verschiedenen Hallen mit den monströsen Götzenbildern, der Darstellung des Schakyamuni, der personificierten Intelligenz, Dharma, des Gesetzes, und Samgha, der Priesterschaft, gesehen hatte, hieß es: in der innersten Zelle sei das größte Heiligtum des Klosters. Dort fand Edkins einen Greis auf einer Steinstufe sitzend, welcher unverwandt auf die ihm gegenüberliegende Wand blickte. Seit 20 Jahren soll der Mönch dort gesessen und kein Wort mehr gesprochen haben. Morgens und abends wird ihm etwas Reis und Wasser gebracht, und fortwährend starrt er auf die leere Wand, um so sich für die Aufnahme ins Nirwana vorzubereiten. Der Missionar schrieb auf einen Papierstreifen: „Du bist auf falschem Wege; ich komme, dir den Weg des Heils zu zeigen." Der Alte las es, gab aber lächelnd das Papier zurück und ließ sich nicht in seiner buddhistischen Andacht stören. Als ich vor einem Jahr am Lo feu-Berg mit einem aufgeweckten Mönch über den Buddhismus der alten Schule sprach, sagte er seufzend: „Wir modernen Buddhisten sind viel zu weltlich; wir können uns nicht zu diesen

Höhen der Kontemplation erheben. Der esoterische Buddhismus ist nichts für uns kleine Geister."

Ja, in China ist der nun so populäre Buddhismus etwas ganz anderes geworden, als was sich Schakyamuni in jener Nacht, als er, unter einem Baume sitzend, zur Erkenntnis des Weltelendes kam, ausdachte: Daß das Elend ein notwendiges Attribut der sichtbaren Dinge sei, daß die Wurzel alles Jammers die Lust der Welt sei, daß nur durch konzentrierte Kontemplation die Lüste ertötet werden können, und daß der Weg der gesteigertsten Meditation schließlich ins Nirwana, zur völligen Aufhebung alles persönlichen Seins führe. — Diese vier Sätze des Gründers des Buddhismus gehen dem gewöhnlichen Chinesen über seinen Horizont und er überläßt diese Erkenntnis und deren praktische Durchführung gerne größern Geistern.

Der nördliche Buddhismus, welcher sich dem chinesischen Geschmacke anbequemte, füllte die schönen Tempel mit einer Unmasse von Götzenbildern, unter denen die populäre Gottheit Kon yim die erste Stelle einnimmt. Vor diese Göttin der Barmherzigkeit (denn das ist die chinesische Kon yim, wohl eine Uebertragung des indischen Avalôkitéschvara) mit ihren tausend Armen, tausend Augen und mitleidigem Herzen, bringen Millionen Chinesen, besonders Frauen, täglich ihre verschiedenen Sorgen und Nöte. Kon yim soll nach der Sage eine Königstochter gewesen sein. Früh wurde sie mit Buddhas Lehren bekannt und beschloß sich von der Welt zurückzuziehen. Ihr Vater, ein Gegner des Mönchtums, wollte sie mit Gewalt zurückhalten, das Gelübde der Keuschheit abzulegen. Sie war aber von ihrem Entschluß, nicht zu heiraten, durch nichts abzubringen. Endlich erlaubte ihr der Vater, in ein Kloster zu gehen, befahl aber der Aebtissin, seine Tochter die niedrigsten und beschwerlichsten Arbeiten verrichten zu lassen. Aber siehe, da kommen ihr himmlische Geister zu Hilfe und besorgen die Arbeit für sie. Erzürnt läßt nun der Vater das Kloster in Brand stecken. Aber ein Regen löscht das Feuer und den 500 Nonnen geschieht kein Leid. Außer sich vor Wut will nun der grausame Vater seine Tochter hinrichten lassen. Alle Instrumente versagen jedoch ihren Dienst. Die Heilige ist unverletzlich. Ein weißer Tiger trägt sie in einen dichten Wald. Als dort in tiefem Waldesdunkel ihre Seele in Extase ist, winkt ihr ein Jüngling mit einem Banner, ihm zu folgen, um vor Yama (chines. Nyam lo), dem Hadesrichter, zu erscheinen. Hinter dem schönen Jünglinge her geht sie nun durch die vielen Folterkammern der Hölle.

In tiefe Andacht versunken, mit gefalteten Händen, ruft sie fortwährend Amitâbha Buddha an. Auf ihr Gebet fällt ein Blumenregen vom Himmel, die Erde bringt goldene Lotusblumen hervor und alle die Marterwerkzeuge der Hölle werden zertrümmert. Als sie endlich vor dem Totenrichter steht und dieser bemerkt, wie unter ihren Fußtritten sich alles in ein Paradies verwandelt, ruft er entrüstet: „Wie kann die Welt sich bessern, wenn wir keine Hölle mehr haben?“ Er befiehlt deshalb Kon yim, in den finstern Wald zurückzukehren. Plötzlich erwacht sie wie aus einem tiefen Traume und ruft: „Ich war im Himmel, und nun bin ich wieder auf der elenden Erde! Wo soll ich mich denn hinwenden?“ Sogleich steht ein Einsiedler vor ihr und ladet sie ein, mit ihm in seine Klause zu kommen. Voller Entrüstung weist sie seine Einladung zurück und erinnert ihn daran, wie Buddha seinen Schülern einschärfte, daß Mönche und Nonnen getrennt von einander leben sollen. Lächelnd antwortet er: „Meine Tochter, ich selbst bin Buddha und kam nur, deine Tugend zu prüfen.“ Auf seinen Befehl erschien ein Drachengeist (Naga), der eine große Lotusblume hervorbrachte. Auf ihrem Kelche sitzend wurde Kon yim nach der Insel Phu tho an der Mündung des Yangtse kiang getragen, woselbst sie als verklärte Göttin der Barmherzigkeit, besonders als Retterin der Schiffbrüchigen verehrt wird. Diese Insel ist das größte Heiligtum des chinesischen Buddhismus, wohin die Priester aller Gegenden wallfahren, um eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen.

Neben dieser Kon yim, die den Sündern hilft, den Höllenqualen zu entgehen, ist Amitâbha, der Lehrer des westlichen Paradieses, eine beliebte Figur in den buddhistischen Heiligtümern. Herrlich wird dieses westliche Paradies, wo der Lichtgott Amitâbha die Menschen erleuchtet, ausgemalt. In diesen poetischen Schilderungen glaubt man stellenweise eine Beschreibung des himmlischen Jerusalems zu lesen. Alles ist Harmonie und Glanz, Freude und Friede. Wenn auch in asiatischer Blumensprache alle Einzelheiten dieses Edens geschildert werden, so ist das Bild doch stets rein, moralisch gehalten. Sünde, böse Gedanken, Schlechtigkeiten können nicht in dieses Paradies eingehen. Alle Menschen sind dort vollkommen, heilig. Frauen giebt es nicht. Alle Einwohner sind nur Männer; haben sich doch die Frauen, die in dieses glückliche Land eingehen, auf dem Wege vieler Wiedergeburten, in einer langen Reihe von Seelenwanderungen, zur vollkommenen männlichen Würde erhoben. Nun dieses westliche Paradies ist in China das Nirwana des gewöhnlichen Volkes. Freilich ist der Weg dorthin ein langer und das Ziel schwer zu erreichen. Schauerlich sind die Bilder der verschiedenen Höllenregionen mit all

den Torturen, die ein von der Lust noch nicht Befreiter durchkosten muß. Hier kommen nun die Buddhistenpriester den gewöhnlichen Sterblichen zu Hilfe, um mit ihren Seelenmessen den Verstorbenen beizustehen, wenn sie nach je sieben Tagen vor dem Totenrichter erscheinen müssen. Wer es vermag, läßt bei einem Todesfall während sieben Wochen an jedem siebenten Tage die Priester im Trauerhause ihre Litaneien singen. Bei den Leichenfeierlichkeiten kann man sehen, wie Konfucianismus und Buddhismus sich in die verschiedenen Ceremonien teilen. Liegt der Tote noch im Hause, so leitet ein Bücherleser die Trauerversammlung in ihrer Ahnenverehrung. Nach dem Begräbnis übernehmen sodann die Buddhistenpriester die Versorgung in der Unterwelt.

Gelegentlich meiner Reise auf den Lo feu-Berg, dem südchinesischen Heiligtume, die ich in Begleitung meines Kollegen Miss. G. Ziegler und unsrer Predigerseminaristen machte, konnte ich manches Charakteristische für die drei Religionen Chinas sehen. Ein gesprächiger Buddhistenpriester war im größten Kloster jener Gegend unser Fremdenführer. Er erzählte, wie er aus der Chronik seines Klosters erfahren habe, daß ca. 330 n. Chr. Taoisten und Buddhisten sich fortwährend um den Besitz des Lo feu-Berges gestritten haben. Letztere behaupteten, daß schon vor Jahrhunderten Buddhas Jünger sich in diese Berge zurückgezogen hätten; habe man doch beim Graben eines Fundamentes thönerne oktogone Pagödchen gefunden, mit dem Bilde eines betenden Buddha auf jeder Seitenfläche. Nach der Sage sollen sich die alten Buddhistenväter, deren Leichen verbrannt wurden, in solche Pagödchen verwandelt haben. Dagegen behaupteten nun die Taoisten, daß am Lo feu-Berge eine Bambuspflanze wachse, deren Blätterfasern das geheimnisvolle Zeichen des ältesten Physikus und Alchemisten zeigen, das ja als das wirkungsvollste Amulett bekannt sei. Der Streit kam schließlich vor den Kaiser. Er entschied, daß wo sich wirklich solche geheimnisvolle, vom Tao gezeichnete Bambusblätter fänden, sollten sich die Taoisten ansiedeln; die Schluchten aber, in denen bei Erdgrabungen sich Pagödchen mit betenden Buddhabildern fänden, seien den Buddhisten zuzusprechen. Der freundliche, mitteilsame Mönch nahm uns so sehr in sein Vertrauen, daß er uns, was er noch keinem Fremden that, mitteilte, in seinem Kloster befinde sich noch eines von diesen aus der Asche der heiligen Buddhistenväter entstandenen Pagödchen. Er führte uns in eine innere Zelle und holte dieses größte Heiligtum des Lo feu-Berges aus seinem Verstecke hervor; ja er ließ uns sogar dasselbe betasten und hörte unsrer Kritik gutmütigst zu. Nachdem nach Sonnenuntergang die 80 Priester ihre halbstündige Abendlitanei mit der ergreifenden monotonen Recitation

des „Om mane padme hum“ verrichtet hatten, gestattete uns der Oberpriester, unsre Abendandacht zu halten. In der großen Halle neben dem geheimnisvollen Tempel sangen wir unsre Lieder und beteten. Ruhig und sich für alles interessierend, wohnten die Priester dem Abendgottesdienste bei und wir fanden auch willige Abnehmer für unsre christlichen Schriften.

Auf dem Wege durch diese herrlichen Gebirgsgegenden begegnete uns ein hoher Mandarin mit seinem Gefolge. Er machte auch eine Erholungsreise und suchte die verschiedenen Klöster und Tempel auf. Bezeichnend war es, daß er von den Taoistenklöstern Körbe voll wunderwirkenden Arzneien mitbrachte. In den Hallen der Buddhisten schrieb er als hochgebildeter Konfucianist in prächtigem Zeichen- und Gedankenparallelismus schöne Inschriften, die echt buddhistisch die Nichtigkeit und Elendigkeit der Welt schilderten. Ueber einer Seitenthüre der geweihten Hallen hieß es z. B. „Yun, san then khung“, „Zerstreuen sich die Wolken, so ist der Himmel — leer.“ Links und rechts an den Thürseiten wird dieser Grundgedanke in zwei längeren Sätzen weiter entwickelt. „Prüft man die Dinge der Erscheinungswelt auf ihren Wesensgrund, so sind sie nichts als ein Meer voll Jammer.“ „Durchschaut man der Welt Gang bis ins Innerste, so ist es nur eine schnell verschwindende Wolke.“

Reich ist der chinesische Buddhismus auch an einer gutgeschriebenen populären Traktatlitteratur, die besonders von den vielen Vegetarianersekten durch das ganze Land verbreitet wird. Die Anhänger dieser buddhistischen Sekten sind öfters solche Chinesen, die eine über das gewöhnliche Niveau hinausgehende Sittlichkeit anstreben wollen, um den Strafen des Jenseits zu entgehen. Einige solche Leute lernte ich in den letzten 10 Jahren näher kennen. Während ich schon mit manchen Buddhistenpriestern ruhig und sachlich über religiöse und ethische Fragen reden konnte, traten mir diese Laienbuddhisten immer mit einem gewissen Fanatismus entgegen. Vor einigen Jahren kam ich in die Schule eines Konfucianisten und eifrigen Vegetarianers. Ingrimmig sagte er mir: „Nun schweige mir einmal von eurem Jesu; von diesem will ich absolut nichts hören! Konfucius und Buddha genügen uns Chinesen vollständig.“

Die Chinesen spüren, daß ihnen mit dem Christentum eine neue geistige Macht entgegentritt, mit der sie sich auseinandersetzen müssen. Wie sehr jenes Blutbad in Kutscheng vor drei Jahren im

Fanatismus der buddhistischen Vegetarianer seine Ursache hatte und welche Rolle die schlauen Konfucianisten, selbst hochstehende Mandarine, dabei spielten, ist durch die lange Untersuchung nicht aufgeklärt worden. War jener Ausbruch der Feindschaft, wie so oft, vor allem vielleicht zunächst nur eine That des allgemeinen Fremdenhasses, so bringt doch das Christentum die Chinesen immer mehr in eine Bewegung. Seit Jahren hat nun auch der litterarische Kampf begonnen. Europäisch gebildete Bücherleser wollen nachweisen, daß die Feindschaft nicht Europa und der westlichen Kultur, sondern den Missionaren und ihren Konvertiten gelte. Wie in der ersten Zeit der Christenheit von römisch-heidnischer Seite zuerst gelästert, den Christen alles mögliche Schändliche nachgesagt wurde, so waren es auch in China die ersten litterarischen Angriffe. Gewandt und geistreich scheinend, auch weniger Schmutz bietend, hat vor sieben Jahren der Sekretär des bedeutendsten Vicekönigs Centralchinas eine Spottschrift nach Art eines Lucians oder Celsius herausgegeben. Chinesische Christen haben aber auf seine oberflächlichen Angriffe gut und in klassischem Chinesisch geantwortet.

Es wird in dem alten Kulturlande China gewiß noch manchen Kampf geben und sich die Missionsgeschichte anders gestalten als in den unter europäischer Herrschaft stehenden Missionsgebieten. Durch die Verträge ist zwar die chinesische Regierung verpflichtet, die Missionare zu schützen. Kommen aber von Zeit zu Zeit auch noch so sehr missionsfreundlich scheinende Erlasse aus dem kaiserlichen Kabinet und den Offizien der Vicekönige zu uns; wer die Chinesen kennt, der weiß auch, wie wenigsagend diese Schriftstücke sind und wie sehr bis in die höchsten Kreise hinauf die Missionsarbeit verhaßt ist. Trotz allem ist dies unsere gewisse Zuversicht: über den konfucianistischen Drachen und die taoistischen Dämonen, wie auch über die buddhistischen Götzen wird schließlich das Wort vom Kreuz seinen Sieg davontragen!

Tamulische Dorfschulen.*)

(Mit Bild.)

Die abgelegenen Winkel des Pudukotei-Landes sind von der Kultur in Gestalt des Schulinspektors noch wenig beleckt. Daher sind dort die tamulischen Dorfschulen hinter den von der englischen Regierung unterstützten und beaufsichtigten Schulen weit zurückgeblieben. Wie es vor 50 oder 100 Jahren darin zuging, so ist es bis zum heutigen Tage geblieben, und selbst unsere auf dem Seminar ausgebildeten Lehrer haben in solchen Schulen oft ihre Not, eine neue Weise des Unterrichts den Eltern ihrer Schüler annehmbar zu machen. Der Tamule hängt sehr am Althergebrachten und blickt von vornherein mißtrauisch auf jede Neuerung. „Wir haben in unserer Weise gelernt, was wir brauchen," so wenden sie oft ein, „warum können unsere Kinder nicht auch so lernen?" So wunderlich die Einrichtung einer solchen echt volkstümlichen Dorfschule auch erscheinen mag, so bietet sie doch manches Interessante.

Nach einem eigenen Schulgebäude sieht man sich auf den Dörfern meist vergeblich um. Hört man aber aus irgend einer Veranda, einem Tempelvorbau oder auch einem „Sattiram" (Ruhehaus) ein Durcheinander von Stimmen, eine Art Singsang, so wird man sicher dort die Ortsschule finden. Treten wir ein, so sehen wir den Schulmonarchen auf seiner Matte hocken, ihm zur Seite das Zeichen seiner Würde, ein sehr geschätztes Erziehungsmittel, einen Stock. Meist hat er ein Palmblatt und einen Schreibgriffel in der Hand, da er in eigner Person Verfasser und Herausgeber sämtlicher in seiner Schule gebrauchten Bücher ist. Nach einer Wandtafel, Bänken oder gar gedruckten Büchern würde man ebenfalls vergeblich suchen. Auf kleinen Matten, etwa $1^1/_2$ Fuß im Durchmesser, aus Palmyrablättern nett geflochten, hocken die Schüler, vor sich feinen Sand ausgebreitet, der die Stelle der Schiefertafel vertritt. An der Wand sind Nägel eingeschlagen, von welchen die auf einem Brettchen geschichteten, durchlöcherten und durch Schnüre festgehaltenen Palmblätterbündel der Schüler hängen.

---

*) Diese ansprechende Schilderung der tamulischen Dorfschulen nach altem System von Miss. Rüger in Pudukotei ist dem Leipziger Ev. Luth. Missionsblatt (Nr. 18 u. 19, 1897) entnommen.

1. Eintritt in die Schule.

Doch ehe wir uns die Schularbeit näher ansehen, einige allgemeine Bemerkungen. Wie der Eintritt eines Kindes in die Schule daheim sich festlich gestaltet, so wird es auch hier von allen wohlhabenden Familien gehalten, nur mit dem Unterschied, daß der Empfänger der Zuckerdüte nicht der Schüler, sondern der Lehrer selbst ist. Der Tamule ist sehr abergläubisch, und so versteht man, wie für einen so wichtigen Tag, wie es der erstmalige Schulbesuch seines Sohnes ist, durchaus ein glückverheißender Tag, manchmal unter Zuziehung eines Astrologen, ausgewählt werden muß. Der günstigste ist der achtzehnte Tag im Athimonat, in diesem Jahre der 1. August. Auch der achte und zehnte Tag im Teimonat (der 19. und 21. Januar) gelten für glückverheißend. Kurz vor einem dieser Tage geht der Vater eines lernbegierigen Jungen zum Lehrer und sagt ihm: „Ich habe Vertrauen zu Ihnen und will meinen Sohn in Ihre Schule bringen; Sie müssen ihm das Auge öffnen.“ Nach etlichem Handeln, ohne welches im Tamulenlande kein Geschäft möglich ist, kommt der Vater mit dem Lehrer überein, ihm monatlich ein bestimmtes Schulgeld zu zahlen, oder er macht eine Summe aus für die ganze Lernzeit, etwa 10 oder 20 Rupien, je nach den Umständen. Ist dies zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt und der günstige Tag gekommen, so wird der Lehrer mit allen Schulkindern ins Haus des neuen Schülers geladen, meistens werden auch noch Verwandte und gute Bekannte zum Fest gebeten. Die Schulkinder kommen mit dem Lehrer und lassen sich im Hofraum nieder. Der Lehrer nimmt drei Palmblätter zur Hand, schneidet sie gleichförmig, durchlocht sie und schreibt zuerst den Buchstaben H, der den Namen Wischnus bezeichnet, sowie eine an diesen Gott gerichtete Gebetsformel. Hierauf wird Safran auf die Palmblätter gerieben und diese werden zusammengebunden. Inzwischen ist auf dem Hofraum ein quadratischer Platz mit Kuhdünger bestrichen und dadurch nach indischer Vorstellung gereinigt worden. Es wird dann wieder Safran gerieben, mit Wasser angefeuchtet und zu einem kleinen Klumpen geknetet, auf dessen Spitze ein Grasbüschelchen befestigt wird. Dieses Häufchen, in die Mitte des mit Kuhdünger gereinigten Platzes gestellt, soll den Ganêsa darstellen, den bei den Tamulen sehr beliebten und von Schülern allgemein verehrten Gott der Gelehrsamkeit. In einem Topfscherben wird Feuer gebracht und Weihrauchkörner darauf gestreut. Vor das Götzenbild werden ein Topf mit Reis, Betelblätter, Arekanuß und eine in zwei Hälften zerschlagene Kokosnuß, ebenso die drei vom Lehrer beschriebenen Palmblätter gelegt. Der Knabe wird gerufen

und fällt vor dem Lehmgötzen nieder, worauf ihm der Lehrer die Palmblätter in die Hand giebt und das Geschriebene dreimal vorsagt. Darauf setzen sich beide hin und die Angehörigen bringen 4 oder auch 8 Maß Nellu (noch unausgehülsten Reis) und schütten ihn vor dem Lehrer aus. Dieser breitet ihn mit der Hand aus, nimmt die Hand des Knaben und malt, indem er dem Jungen die Hand führt, dreimal den Buchstaben H (Zeichen für Wischnu) auf den Reis. Der Junge erhebt sich hierauf, nimmt die Palmblätter in die Hand, geht zuerst zu seinem Onkel, giebt sie diesem in die Hand und fällt vor ihm nieder, ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Der Onkel giebt ihm Betelblätter, unter welchen ein Geldstück versteckt ist, für den Lehrer. In gleicher Weise begrüßt der Junge die andern etwa noch anwesenden Verwandten und Bekannten und erhält von jedem derselben Betelblätter und Geld für den Lehrer. Sodann wird ein Gefäß voll Milch gebracht. Der Junge taucht seinen Schreibgriffel hinein und berührt damit seine Zunge. Auch die Milch und das Geld, das vorher schon in die Schüssel gelegt worden war, erhält der Lehrer, der an solchen Tagen eine ganz erwünschte Einnahme hat, zumal wenn er mehrere neue Schüler erhält, deren Eltern wohlhabend sind. Auch von der dem Ganêsa zu Ehren zerschlagenen Kokosnuß erhält der Lehrer die Hälfte. Die andere wird zerkleinert, mit Reis, Zucker und Sesamum vermengt und das beliebte Gemisch an den Lehrer und die Kinder verteilt. Damit schließt die Feier im Hause.

Hierauf ziehen die Schulkinder, den neuen Schüler in der Mitte, mit Gesang nach der Schule. Dort angekommen, muß der neue Schüler auf Sand schreiben und geht dann in Begleitung eines älteren Schülers nach Hause, um seinem Vater zu melden: „Der Lehrer will uns heute Ferien geben, wenn Du ihm durch mich das Feriengeld schickst.“ In den meisten Fällen rückt der Vater noch 2 Annas heraus, schon um seinem Sohn den Spott der Mitschüler zu ersparen. Bringt der Junge Geld, so giebt es Ferien und der erste Schultag mit seinen Eindrücken von wesentlich angenehmer Art ist zu Ende. Arme Leute veranstalten natürlich keine solche Feier, verfehlen aber doch nicht, dem Lehrer ein Geschenk zu geben, wenn sie ihren Sohn zum erstenmale zur Schule bringen.

2. Einkommen des Lehrers.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß der Lehrer kein Geschenk, und seien es auch nur einige Pfennige oder einige Betelblätter, aus-

schlägt. Sein Einkommen ist ohnehin ein sehr bescheidenes. Schulgeld wird nicht regelmäßig gezahlt. Zur Zeit der Ernte erhält er seinen Lohn in Gestalt von Getreide. Die Dorfhandwerker, wie Schmied und Tischler, arbeiten umsonst für ihn, während er ihre Kinder unentgeltlich unterrichtet. Der Wäscher wäscht seine Wöschtis (Lendentücher) und Jacke, wenn er überhaupt ein solches Kleidungsstück sein eigen nennt, gegen freien Unterricht seines Sohnes. Bei Festlichkeiten in den Häusern seiner Schulkinder, wie Hochzeit, Durchstechen des Ohres des Jungen zur Aufnahme des Ohrschmucks, am Pongelfest u. s. w. wird der Lehrer auch nicht vergessen, sondern erhält ein Paar Wöschtis und Essen. Originell ist es, wie der Lehrer der Sorge für sein Feuerholz enthoben wird. Jeder Junge bringt früh, wenn er zur Schule kommt, ein Stückchen Brennholz mit, oder falls es daheim kein Holz giebt, einen getrockneten, mit Spreu vermengten Kuhfladen, der ja auch als Feuerungsmaterial benutzt wird. Auch für das Oel braucht der Lehrer nicht zu sorgen. Am Sonnabend früh ziehen seine Schüler singend nach all' den Häusern, aus denen Kinder lernen. Mit sich nehmen sie einen Topf und Löffel, letzteren aus einer halben Kokosnußschale mit Bambusstiel gefertigt, und sammeln Oel ein für den Lehrer. In jedem Hause bekommen sie einen Löffel voll, bisweilen auch mehr, da der Wohlthätigkeit keine Schranken gesetzt sind. So kann sich der Lehrer wöchentlich einmal mit Oel einreiben, das sogenannte Oelbad nehmen, das jeder besser gestellte Tamule wöchentlich einmal nimmt, — und hat außerdem auch noch genug Brennöl für die Woche übrig. Der Lehrer hat auch noch andere kleine Nebeneinnahmen. Er ist eine Art Advokat für das Dorf, der allerhand Bittschriften abfaßt, schwierige Rechnungen macht. Obschon die Dorfbewohner sich manchen Scherz auf seine Kosten erlauben, so achten sie ihn doch und reden mit Stolz von „unserm Lehrer".

3. Ein Schultag.

Doch sehen wir uns einmal den Verlauf eines Schultages an. Frühzeitig schon um 6 Uhr kommen die Kinder zur Schule. Wer zuerst da ist und schon schreiben kann, schreibt die Namen der Schüler auf, genau in der Reihenfolge, wie sie kamen. Der Zweck dieses Aufschreibens wird später erwähnt. Die Kinder nehmen ihre an der Wand aufgehängten Matten, setzen sich nieder mit untergeschlagenen Beinen und fangen ihre Arbeit an, gleichviel ob der Lehrer schon da ist oder nicht. Das erste ist das Buchstabieren, wobei Lesen,

Schreiben und Aussprechen immer verbunden werden. Ein Junge, der das Alphabet schon kennt, ruft singend den Namen eines Buchstabens, indem er denselben zugleich mit einem Finger im Sande vor sich malt. Alle andern Kinder malen den Buchstaben nach und singen den Namen desselben im Takte: âna, âna, äana, d. h. ä. u. s. w. Aus der Ferne klingt es beinahe, als ob eine Singübung abgehalten würde. Es dauert schon geraume Zeit, bis die Kinder die fünf kurzen und sieben langen Vokale, die 18 Konsonanten und gar die 217 Verbindungen von Konsonanten und Vokalen, also 247 Schriftzeichen im tamulischen Alphabet, bemeistert haben.

Inzwischen ist auch der Lehrer gekommen und hilft nach, wo es nötig ist. Je lauter es dabei hergeht, um so besser ist die Schule in den Augen der Leute. Ist es einmal still, so heißt es gleich: „Was ist nur mit der Schule? Man hört die Kinder gar nicht lernen.“ Da fährt denn der Lehrer mit dem Stock dazwischen, und es läßt sich schwer sagen, wer lauter schreit: die vom Stock Getroffenen oder die zu neuem Lerneifer Angeregten. Etwa um 8 Uhr gehen die Schüler zum Teich oder Fluß, sich zu waschen, denn zu meinem Bedauern muß ich feststellen, daß sie früh ungewaschen zur Schule kommen. Während sie im geordneten Zuge, die Arme über der Brust verschränkt, dahinziehen, singen sie das Einmaleins ab. Am Teiche waschen sie sich, putzen die Zähne, spülen den Mund aus und streichen mit drei Fingern Götzen-Asche auf die Stirn, Brust und Arme. Nachdem dies geschehen, kommen sie im Zuge mit den Armen über die Brust verschränkt zurück, wieder das Einmaleins singend. Jetzt fragt der Lehrer die tags vorher aufgegebenen Hausaufgaben ab, meist Rechenexempel. Anfänger müssen, um ihr Gedächtnis zu üben, dem Lehrer den Namen des Gegenstandes sagen, den dieser ihnen am Abend vorher gesagt hatte. Wie schon erwähnt, wurden die Namen der Kinder genau in der Reihe, wie sie früh zur Schule gekommen waren, auf einem Palmblatt aufgeschrieben. Dies Blatt ist sehr gefürchtet, denn je nachdem ein Schüler früher oder später kam, erhält er jetzt seine Hiebe mit dem Stock auf die Hand. Nur wer zuerst kam, geht frei aus; der zweite Junge erhält einen Hieb, der dritte zwei, und jeder der folgenden einen Hieb mehr. Der zuletzt Gekommene erhält die meisten und wird dazu von seinen Mitschülern ausgelacht. Es ist so gut wie gewiß, daß dieser letzte beim nächsten Mal einer der ersten sein wird, denn Hiebe thun weh, trotzdem sich jeder Mühe giebt, den Schmerz zu verbeißen. Eine etwas sonderbare Weise, die Schüler zur Pünktlichkeit zu erziehen! Nach dieser allgemeinen Abstrafung singen die Kinder einen Vers, der in freier Uebersetzung etwa folgendermaßen lautet:

„Früh am Morgen aufgestanden,
Füße, Händ und Mund gereinigt,
Dreimal heil'ge Asche streichend
Sind wir hungrig jetzt, o Vater.
Schick' uns, bitte, nun nach Hause!
Sieh', wir fallen dir zu Füßen."

So singen sie, indem sie sich vor dem Lehrer zu Boden werfen; dann eilen sie nach Hause zum Morgenimbiß, der meistens aus kaltem Reis mit Salz und Pfefferschoten besteht. Wenn aber der eine oder andere vielleicht seine Hausaufgaben nicht gelöst oder sonstige Dummheiten gemacht hat, so heißt es: „Du mußt zur Strafe da bleiben", trotz allen Heulens und Besserung-Gelobens seitens des Schülers. Es dauert aber nicht lange, so kommt die Mutter: „Wo bleibt mein Sohn? Der arme Junge hat noch nicht gegessen." Solchen Bitten kann auch der Lehrer nicht widerstehen. Er läßt sich erweichen und sagt: „Diesmal darfst du noch gehen, aber komme mit der nassen Hand!" Bekanntlich essen die Tamulen mit der Hand, ohne Löffel, Messer und Gabel zu benutzen, und waschen sich daher nach jeder Mahlzeit die Hände. Der Junge soll also so schnell kommen, daß seine Hand nach dem Waschen unterwegs nicht trocken wird.

Nach etwa 1—$1^1/_2$ Stunde kommen die Schüler zurück und bringen für den Lehrer das Stück Feuerholz und die für die Schulbücher nötigen Palmblätter mit. Auch diesmal wird die Reihenfolge der Ankömmlinge aufgeschrieben, damit am Schluß die Hiebe richtig ausgeteilt werden können. Bald ist das Lernen wieder im vollen Gange. Während die Anfänger ihr Alphabet singen und schreiben, mühen sich die Fortgeschritteneren ab, in die Geheimnisse der Kunst des Kopfrechnens einzudringen.

---

4. Das Rechnen in tamulischen Dorfschulen.

Auch daheim pflegt es vorzukommen, daß das böse Einmaleins dem ABC-Schützen Seufzer und Thränen auspreßt. Die tamulischen Jungen müssen beim Auswendiglernen desselben noch ganz anders dran.

Eine kleine Probe von ihrem Einmaleins dürfte vielleicht nicht unerwünscht sein. Ehe sie zur Zahl 1 kommen, müssen sie sich folgende Bruchteile und deren Vervielfältigung gründlich einprägen.

$^1/_{1280}$ $^1/_{640}$ $^1/_{320}$ $^1/_{160}$ $^1/_{120}$ $^1/_{80}$ $^1/_{70}$ $^1/_{60}$ $^1/_{50}$ $^1/_{40}$ $^1/_{30}$
$^1/_{20}$ $^1/_{16}$ $^1/_{10}$ $^1/_8$ $^3/_{20}$ $^3/_{16}$ $^1/_5$ $^1/_4$ $^5/_{16}$ $^3/_8$ $^7/_{16}$ $^1/_2$
$^9/_{16}$ $^5/_8$ $^{11}/_{16}$ $^3/_4$ $^{13}/_{16}$ $^7/_8$ $^{15}/_{16}$.

Jeder dieser Bruchteile hat ein besonderes Schriftzeichen, das ebenso wie die 247 Schriftzeichen des Alphabets und der Vokal-

und Konsonantenverbindungen gelernt werden muß. Von den Vervielfältigungstafeln setze ich zur Probe nur einige her.

$1 \times {}^1/_{80} = {}^1/_{80}$; $10 \times {}^1/_{80} = {}^1/_8$; $100 \times {}^1/_{80} = 1{}^1/_4$;
$2 \times {}^1/_{80} = {}^1/_{40}$; $20 \times {}^1/_{80} = {}^1/_4$; $200 \times {}^1/_{80} = 2{}^1/_2$;
$3 \times {}^1/_{80} = {}^3/_{80}$; $30 \times {}^1/_{80} = {}^3/_8$; $300 \times {}^1/_{80} = 3{}^3/_4$;
$4 \times {}^1/_{80} = {}^1/_{20}$; $40 \times {}^1/_{80} = {}^1/_2$; $400 \times {}^1/_{80} = 5$

und so weiter bis:

$9 \times {}^1/_{80} = {}^9/_{80}$; $90 \times {}^1/_{80} = 1{}^1/_8$; $900 \times {}^1/_{80} = 11{}^1/_4$.

Oder ein anderes Beispiel:

$1 \times {}^1/_{16} = {}^1/_{16}$; $10 \times {}^1/_{16} = {}^5/_8$; $100 \times {}^1/_{16} = 6{}^1/_4$;
$2 \times {}^1/_{16} = {}^1/_8$; $20 \times {}^1/_{16} = 1{}^1/_4$; $200 \times {}^1/_{16} = 12{}^1/_2$;
$3 \times {}^1/_{16} = {}^3/_{16}$; $30 \times {}^1/_{16} = 1{}^7/_8$; $300 \times {}^1/_{16} = 18{}^3/_4$;
$4 \times {}^1/_{16} = {}^1/_4$; $40 \times {}^1/_{16} = 2{}^1/_2$; $400 \times {}^1/_{16} = 25$ u.s.w.

Oder ein drittes Beispiel:

$1 \times {}^1/_5 = {}^1/_5$; $10 \times {}^1/_5 = 2$; $100 \times {}^1/_5 = 20$;
$2 \times {}^1/_5 = {}^2/_5$; $20 \times {}^1/_5 = 4$; $200 \times {}^1/_5 = 40$.

In dieser Weise wird jeder der oben aufgezählten Brüche vervielfältigt, und die Jungen müssen darin so sicher sein, daß sie ohne weiter nachzudenken oder nachzurechnen, sofort jede gefragte Summe angeben können. Das Einmaleins mit ganzen Zahlen wird in ähnlicher Weise behandelt. Ich greife aufs Geradewohl einige Zahlen heraus.

$1 \times 2 = 2$; $10 \times 2 = 20$; $100 \times 2 = 200$;
$2 \times 2 = 4$; $20 \times 2 = 40$; $200 \times 2 = 400$;
$3 \times 2 = 6$; $30 \times 2 = 60$; $300 \times 2 = 600$ u. s. w.

In dieser Weise wird das ganze Einmaleins durchgenommen und fest eingeprägt. Ich gebe einige Beispiele, die praktische Verwendung solcher Tafeln zu erläutern.

Der Lehrer hat etwa im Kopfrechnen die Aufgabe gestellt, die Summe 88 soll in 16 Teile zerlegt werden. Die Lösung ist folgende: es wird die 5. Reihe vom Einmaleins benutzt,

$$\begin{array}{r} 10 \times 5 = 50 \\ 6 \times 5 = 30 \\ \hline 80 \end{array}$$

bleibt zu teilen ein Rest von 8. Hierzu wird die Reihe von ${}^1/_2$ genommen,

$$\begin{array}{r} 10 \times {}^1/_2 = 5 \\ 6 \times {}^1/_2 = 3 \\ \hline 8 \end{array}$$

Das Ergebnis ist also $5 + {}^1/_2 = 5{}^1/_2$ auf einen Teil.

Oder die Zahl 68 soll durch 32 geteilt werden:

$$\begin{aligned} 30 \times 2 &= 60 \\ 2 \times 2 &= \underline{4} \\ & \quad 64 \end{aligned}$$

bleibt ein Rest von 4. Dieser Rest wird durch die $^1/_8$ Reihe erledigt.

$$\begin{aligned} 30 \times {}^1/_8 &= 3{}^3/_4 \\ 2 \times {}^1/_8 &= \underline{{}^1/_4} \\ & \quad 4 \end{aligned}$$

folglich kommt auf einen Teil $2^1/_8$.

Oder wir nehmen an, die Zahl 29 soll in 5 Teile zerlegt werden. Auf tamulische Weise wäre das Verfahren folgendes:

$$\begin{aligned} 5 \times 5 &= 25 \text{ bleibt Rest } 4 \\ 5 \times {}^3/_4 &= 3{}^3/_4 \text{ bleibt Rest } {}^1/_4 \\ 5 \times {}^1/_{20} &= \underline{{}^1/_4} \\ & \quad 29 \end{aligned}$$

folglich ist das Resultat $5 + {}^3/_4 + {}^1/_{20}$. Diese Summe wird aber nicht durch Zusammenzählen weiter vereinfacht, sondern gelesen, wie sie aufgeschrieben ist. Ich bemerke dazu, daß alle solche Rechnungen im Kopfe ausgeführt werden. Es erfordert lange Uebung, die nötige Uebersicht zu erhalten und auf den ersten Blick zu sehen, welche Reihen der ganzen Zahlen und welche von den Reihen der Bruchzahlen in Anwendung gebracht werden müssen, um die Aufgabe zu lösen. Im übrigen ist die ganze Arbeit mehr Gedächtnissache und das Denken wird dabei wenig in Anspruch genommen. Das Dividieren wird ebenfalls nach bestimmten Tabellen gedächtnismäßig eingeprägt. Außer dieser Rechnung kommt noch die sogenannte „Nellu-(Reis-)rechnung", die nicht weniger verzwickt ist. Doch ich denke, es ist genug des grausamen Spiels, das wenig nach unserm Geschmack ist. Darum zurück zur Schule.

---

5. Schreiben und Lesen.

Das Schreiben auf Oleis, den Palmblättern, wird eifrig betrieben. Hierbei hält der Schreibende einen spitzigen eisernen Griffel in der rechten Faust, mit welchem er in trockene Palmyrablätter die Buchstaben einritzt, indem die Daumenspitze der linken Hand die Griffelspitze immer nach oben und vorwärts schiebt. Diese Kunst ist gar nicht so leicht zu lernen. Schade, daß sie in den Regierungsschulen, wo nur auf Schiefertafeln und Papier geschrieben wird, ganz

verdrängt ist. Auf den Dörfern wird sie sich schon noch einige Menschenalter hindurch behaupten. — Der Lehrer selbst hat eigentlich außer der Beaufsichtigung des Lernens der Schüler und dem Schreiben der Palmblätter wenig Arbeit. Mich wundert nur, daß ihm das Durcheinander der Stimmen und das Gelärme keine Kopfschmerzen macht.

Doch die Mittagsstunde naht, der Lehrer hört das Gelernte ab. Die Liste wird verlesen und nun zum zweitenmale die ganze Schule durchgeläut, um sie zur Pünktlichkeit zu erziehen. Die Kinder singen folgenden Vers:

„Schreiben, Rechnen und auch Lesen
Haben wir jetzt gut beendet.
Hausaufgaben ohne Fehler
Haben wir gelöst dir alle.
Sieh', schon kommt der Sonne Schatten,
Hunger ist nicht zu ertragen.
Schick' uns schnell heim, lieber Vater!
Sieh', wir fallen dir zu Füßen."

Nun geht es zum Mittagessen auf etwa eine Stunde.

Wenn sie jetzt zurückkommen, wird nicht aufgeschrieben, wer früher oder später kommt, und infolgedessen bleiben auch die Hiebe aus zum Schluß. Es folgt nun das Lernen von Sinnsprüchen. Seltsam dabei ist, daß diese Sprüche in einer so schweren Sprache abgefaßt sind, daß sie erst in gewöhnliches Tamul übertragen und erklärt werden müssen, wenn sie verstanden werden sollen. Die Jungen lernen sie auswendig, ohne sie zunächst zu verstehen. Die Erklärung ihres Inhalts wird ihnen erst später gegeben.

---

6. Leiden und Freuden tamulischer Schüler.

Wie die Schule daheim so manchem Knaben wenig Freude macht, und er, wenn er nur kann, wegzubleiben sucht, so geht es auch im Tamulenlande. Statt nach Belieben herumzutollen und zu spielen, heißt es in der Schule still sitzen und lernen. Das paßt dem tamulischen Wildfang sehr schlecht. Obendrein die unverschuldeten Hiebe, die es in der Schule täglich zweimal giebt, und außerdem noch die selbstverschuldeten tragen auch nicht dazu bei, die Schule dem Jungen lieb zu machen. Kein Wunder, daß er wegzubleiben sucht, so oft er nur kann. Bald ist Kopfweh, bald Leibweh die vorgeschützte Ursache, bald allgemeines Unwohlsein. Wenn auch die Mutter merkt, daß es leere Ausflüchte sind, so hat sie doch nicht die nötige Energie, dem Jungen entgegenzutreten, und nur zu oft hat der junge Herr

seinen Willen. Da greift denn der Lehrer ein, die von den Kindern noch mehr als der Vater gefürchtete Person. Er schickt ein paar Jungen, den Ausreißer zu holen. Der ist oft nicht leicht zu finden. Die schadenfrohen Kameraden finden ihn aber doch und bringen ihn zur Schule. Dort hängt vom Verandadach ein Strick mit einer Schleife herunter. Ein Junge hebt den Ausreißer in die Höhe, und letzterer muß sich mit den Händen in der Schleife festhalten. Während er so einige Fuß hoch in der Luft schwebt, bearbeitet der Lehrer mit dem Stock die Waden des armen Jungen. Hilft dies Mittel nicht, so wird ein Strick an die beiden großen Zehen gebunden und um den Hals gelegt, wobei der Kopf den Füßen so weit genähert wird, daß der Rücken zu schmerzen anfängt. Trotz dieser Qual muß der Junge sein Palmblatt noch halten und lesen. Bringt auch dieses Mittel noch keine Besserung, so wird ein Holzklotz mit einer Kette an sein Bein geschmiedet oder mit Schloß befestigt. Beim Gehen muß der Junge den Holzklotz auf den Rücken nehmen oder unter dem Arm tragen. Ich habe bis jetzt nur wenige Jungen mit einem solchen Stück Holz gehen sehen und vermute, daß es nur ganz selten solcher scharfer Strafen bedarf. Bei Unaufmerksamkeit und kleineren Dummheiten erhält bisweilen ein Junge vom Lehrer den Auftrag, seinem straffälligen Nachbar einen Puff zu geben, ein Auftrag, der nur zu willig und so kräftig als möglich ausgeführt wird, denn der diese Strafe vollstreckende Junge weiß nur zu gut, daß sein Nachbar ihm bei nächster Gelegenheit seine Schläge mit Zinsen heimgeben wird. Manchmal muß der kleine Sünder auch sich selbst strafen, indem er 10, 20, 30 oder noch mehrere Male die Kniebeuge macht und dabei mit der rechten Hand das linke und mit der linken das rechte Ohrläppchen festhält. Dies ist übrigens eine der leichtesten Strafen.

Man sieht, an Strafen fehlt es nicht. Dafür giebt es aber auch manche Freuden. Die längeren Ferien, die den Kindern daheim so viel Freude bringen, giebt es in den hiesigen Dorfschulen freilich nicht. Die Leute würden fürchten, daß die Kinder in so langer Ferienzeit das mühsam Gelernte vergessen könnten, wären auch nicht bereit, dem Lehrer während der Ferienzeit Gehalt zu geben. Die Zahl der Ferientage ist ziemlich gering. Am Neumond giebt es regelmäßig $1^1/_2$—2 Tage, am Pongel-Fest sogar drei. An sonstigen Festen, deren es noch eine ganze Anzahl giebt, gewährt man auch einen oder zwei Tage Ferien. Der 18. Tag des Athimonats (1. August) ist für die Schulkinder ein großer Freudentag. Da werden nämlich alle Palmblätter, deren Inhalt gelernt wurde und die infolgedessen nicht mehr nötig sind, in ein Bündel gebunden, auf einen kleinen Wagen gelegt und feierlich zum Teich oder Fluß

gefahren und dort unter dem Jubel und Händeklatschen der Kinder dem Wasser übergeben, worauf sich alle baden. Da an diesem Tage auch, wie früher gesagt wurde, neue Schüler kommen, so giebt es zur Erhöhung der Festfreude noch Zuckerzeug.

Doch der Schultag mit seinem Lernen und den unvermeidlichen Hieben geht auch zu Ende. Der Lehrer fragt das Gelernte nochmals ab und befiehlt dann: „Bindet eure Palmblätter zusammen und legt sie auf das Brett" — die „Trage" würden wir etwa sagen. Alle erheben sich dann und sagen noch etwa eine halbe Stunde lang das Einmaleins auf. Der Lehrer giebt dann noch jedem größeren Jungen eine Hausaufgabe, meistens ein Rechenexempel, sagt den Kleinen den Namen von irgend einem Baum, einer Blume oder sonst einem Dinge, und entläßt die Kinder, nachdem sie folgenden Schlußvers gesungen:

Abend naht, wir gehn nach Hause.
Was wir lasen, was wir lernten,
Was noch nicht, wir wiederholen's,
Ehe noch die Lampe leuchtet.
Nicht mit Spielen Zeit verschwendend,
Sorgsam achten wir der Bücher.
Frühe, wenn der Hahn wird krähen,
Kommen eilend wir zur Schule.
Laß nach Haus uns gehen, Vater!
Sieh', wir fallen dir zu Füßen.

Was ist nun das Ziel dieses Schulunterrichtes? Es richtet sich nach den Fähigkeiten des Knaben, nach dem Geldbeutel des Vaters und nicht zum mindesten nach dem Wissen des Lehrers; mit letzterem ist es freilich oft nicht allzuweit her. Von einer Methode im Unterricht kann hier natürlich nicht die Rede sein. Ein Erziehen zum selbständigen Denken ist so gut wie ausgeschlossen. Der ganze Unterricht beschränkt sich eben auf das gedächtnismäßige Einprägen aller Unterrichtsgegenstände. So kann es vorkommen, daß ein Junge eine ganze Reihe von tamulischen Sinnsprüchen fehlerlos aufsagt, ohne zu wissen was der Inhalt ist. Der Schüler wird oft „ein Papagei, der nachplappert, was ihm vorgesagt wird," wie ein tamulisches Sprichwort es treffend ausdrückt. Man kann sich daher auch nicht wundern, daß trotz 4—5jährigen und bisweilen noch längeren Unterrichtes nicht mehr geleistet wird. Auch zugegeben, daß es für die Leute auf den Dörfern genügt, wenn die Kinder nur einigermaßen lesen, schreiben und rechnen lernen — für den Hausbedarf, wie wir sagen — so wird doch niemand bedauern, daß diese Art Schulen dem Aussterben nahe ist. Die meisten sind schon umgestaltet, und die vereinzelten, die sich noch in entlegenen Dörfern finden, werden auch bald der Geschichte angehören.

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß die Missionsschulen, sowie die, welche vom Staat beaufsichtigt werden, anders arbeiten und die Kinder weiter bringen. Die altmodische, so zeitraubende Weise des Buchstabierens ist hier durch eine vereinfachte, zweckentsprechendere Weise ersetzt, und auch das Rechnen ist nach unserer Weise umgestaltet. Der Schüler wird zum Nachdenken erzogen und erhält außerdem durch ganz neue Lehrgegenstände, wie z. B. Anschauungsunterricht, Geographie, Gesundheitslehre und, wenigstens in Missionsschulen, besonders Religion, einen erweiterten Gesichtskreis.

Erlebnisse eines Missionsarztes in Uganda.

Wie so ganz anders ists doch in Afrika als bei uns in Europa! Wird ein Arzt hier zu Haus in einem Krankheitsfall irgendwohin gerufen, so hat das keine besonderen Schwierigkeiten, selbst wenn die Entfernung ziemlich bedeutend ist. Er schlägt einfach sein Kursbuch auf, sieht sich darin nach dem nächsten passenden Schnellzug um, springt dann in die erste beste Droschke oder setzt sich auf den elektrischen Tram, besteigt den Zug und saust im nächsten Augenblick mit rasender Schnelligkeit dahin. In wenigen Stunden hat er die größten Strecken zurückgelegt und sitzt zur bestimmten Minute am Bett des Kranken. Davon weiß man in Afrika nichts. Da braucht alles seine Zeit, und es ist gut, wenn man sich mit dem Sprichwort: Eile mit Weile! mit dem nötigen Gleichmut abzufinden weiß.

Am Nachmittag des 13. April — schreibt der Missionsarzt Cook aus Uganda — als ich eben meine Kranken abgefertigt hatte und in meinem Zimmer saß, erhielt ich einen Brief mit dem Vermerk außen auf dem Umschlag: Dringend! Er war von einem unserer Missionare in Koki*), der mir die Mitteilung machte, daß sein Mitarbeiter schwer erkrankt sei. Ich möchte deshalb wenn möglich sofort nach Empfang des Briefes aufbrechen und zu seiner ärztlichen Behandlung herbeieilen.

Nach dem, was ich aus dem Schreiben über den Charakter der Krankheit erfuhr, erkannte ich sogleich, daß keine Zeit zu verlieren

*) Koki ist eine Landschaft Ugandas, die westlich vom Viktoria Nyansa zwischen Buddu und dem Albert Eduard Nyansa liegt.

war, ja, ich mußte mir sagen, daß bei der großen Entfernung der Patient bis zu meinem Eintreffen längst gestorben, oder aber im glücklichsten Falle auf dem Weg der Besserung sein konnte. Nun ist es aber eine altbekannte Erfahrungsthatsache, daß sich in Afrika einem derartigen Ruf nicht so schnell Folge leisten läßt, als es in solchem Fall die Umstände erfordern. Hat man doch oft nahezu eine Woche auf Träger zu warten, bis man nur vom Fleck kommt. Doch ging es diesmal über Erwarten gut und ich konnte schon am folgenden Morgen mit meinen Leuten von der Hauptstadt Mengo aufbrechen.

Nach einem angenehmen Marsch von zwei Stunden, nachdem wir den Platz passiert hatten, wo vor elf Jahren König Muanga 32 Christen um ihres Glaubens willen hatte lebendig verbrennen lassen, stand ich an den Ufern des Viktoria Nyansa. Hier jedoch begannen die unliebsamen Verzögerungen. Erstlich war der Häuptling, auf den wir wegen eines Bootes und der dazu gehörigen Mannschaft angewiesen waren, nicht zu finden. Es wurde die große unförmliche Trommel geschlagen, aber niemand erschien. Endlich, als ich schon vor Ungeduld vergehen wollte, denn jede Minute, die nutzlos verrann, war von Wert, stellte sich einer nach dem andern von den Bootsleuten ein. Dann mußte aber auch noch gegessen werden, da wir nicht wußten, ob und wann wir noch bei Tageslicht dazu kommen würden. Wir hockten einträchtiglich auf dem bloßen Erdboden in einen Kreis zusammen und meine Begleiter belegten unsere Tafel mit Pisangblättern. Ein Knabe goß Wasser auf unsere Hände und dann wurden Massen von gestampftem Pisangbrei mit etwas Brühe und Fisch aufgetischt. Wir aßen nach Landessitte mit den Fingern, denn so mundets den Afrikanern am besten, indem sie kleine Stücke von dem Pisangbrei losreißen, zwischen den Fingern zusammenballen, in die Brühe tauchen und dann in den Mund schieben. Nach dem Mahl gießt man wieder Wasser über die Hände und spült sich den Mund. Ich war froh, bei dieser Gelegenheit noch zu einer Mahlzeit zu kommen, denn in den nächsten zwölf Stunden gabs nichts mehr zu beißen.

Gegen 3 Uhr nachmittags konnten wir endlich aufbrechen. Unser Kanoe war ungefähr 60 Fuß lang und über 3 Fuß breit. Da es aus Brettern zusammengefügt war, drang das Wasser zu allen Fugen herein, obschon es sehr sauber gearbeitet war. Von einigen 20 Bootsleuten, die ihre löffelartigen kurzen Ruder kräftig ins Wasser tauchten, vorwärts getrieben, flog es nur so über das blaue Gewässer dahin und tanzte lustig auf den kleinen Wellen des Sees. Eine Landspitze nach der andern glitt an uns vorüber, denn wir hielten

uns in möglichster Nähe des Ufers. Die Sonne tauchte am Horizonte unter und an ihre Stelle trat der Mond, dessen Licht wie Silberglanz auf den Gewässern des Sees schimmerte.

In später Abendstunde landeten wir, entluden unser Fahrzeug und schleiften dann das schwere Kanoe mit Hilfe von einigen 40 Mann eine Viertelstunde weit über eine Landzunge, um es auf der andern Seite wieder zu besteigen. Und weiter ging die Fahrt bei Mondenschein, bis wir gegen Mitternacht Port Alice erreichten. Ich trommelte hier einen der Regierungsbeamten heraus, der sichs trotz der mitternächtlichen Stunde nicht nehmen ließ, mir noch eine Mahlzeit bereiten zu lassen.

Leider konnte ich am nächsten Morgen nicht, wie ich gehofft hatte, den kleinen Dampfer für die Weiterreise benützen und wir mußten wohl oder übel die Reise im Kanoe fortsetzen. Wir verbrachten die nächste Nacht auf der kleinen Insel Usonga und feierten hier am folgenden Morgen den Karfreitag, den ein gewaltiger Gewittersturm einleitete. Der See war infolgedessen sehr bewegt und die Wellen gingen so hoch, daß die Bootsleute nicht wagten, das Kanoe vom Ufer abzustoßen. Wir waren deshalb genötigt, ruhigere See abzuwarten.

Zum Glück befand sich eine kleine Kapelle auf dem Eiland, sodaß wir den Aufenthalt wahrnahmen und Gottesdienst hielten. Die Bewohner waren sehr freundlich gegen uns und versahen uns gemäß der landesüblichen Gastfreundschaft reichlich mit Fleisch und Landesfrüchten. Dagegen werde ich das Inselchen wegen seiner Stechmücken nicht so bald vergessen. In Myriaden schwärmten sie in meinem Zelt. Schließlich verkroch ich mich in mein Moskitonetz und suchte mich so vor den Quälgeistern zu schützen. Aber auch da waren einige eingedrungen, die mich beständig umsummten, bis ich unter fortwährendem Abwehren in den Schlummer sank und etwas Ruhe fand.

Nach dem Gottesdienst hatte sich der See soweit beruhigt, daß wir es wagen konnten, unsere Fahrt fortzusetzen, obschon die Wogen noch immer hoch gingen und sich an unserem Bug brachen. Wir waren auch noch nicht weit gerudert, als sie dem Kanoe ein starkes Leck beibrachten, das uns nötigte, wieder zu landen. Die Ausbesserung des Schadens hielt uns volle fünf Stunden hin; aber da wir Vollmond hatten, so konnten wir unsere Fahrt bis in die Nacht hinein fortsetzen, bis wir die Insel Bunjako erreichten, wo wir unser Nachtlager aufschlugen.

Am folgenden Tag kreuzten wir die Nordwestecke des Viktoria Nyansa, eine Fahrt von ca. 25 englischen Meilen auf offener See.

Als wir dann am Abend im Zwielicht, ehe der Mond recht aufgegangen war, dahinfuhren, erhielt unser Boot plötzlich einen Stoß, als ob es auf einen Felsen aufgefahren sei. Wir sollten über die Ursache, die uns keinen geringen Schrecken einjagte, nicht lange im Unklaren bleiben. Zwei Flußpferde tauchten in unserer Nähe auf, über deren eins das Kanoe hinweggefahren war und dessen Rücken es dabei gestreift hatte. Die Bootsleute, die vom langen Rudern müde waren und deshalb ihr Geschäft etwas gemächlich betrieben, setzten nun bei dem unerwarteten Stoß unter lautem Geschrei mit kräftigem Ruderschlag ein und das Kanoe flog nur so dahin. Glücklicherweise war das Flußpferd augenscheinlich schläfrig und begnügte sich damit, aus dem Wasser aufzutauchen und sich bloß nach uns umzusehen.

Es kommt aber nicht selten vor, daß die Tiere, besonders wenn sie gereizt sind, ein Boot einfach umkehren. In unserem Fall hätte das schlimm ausfallen können; denn wenn wir uns auch in der Nähe des Ufers befanden, so war doch eine große Anzahl Krokodile um den Weg, denen wir gerade recht zum Abendimbiß gekommen wären. Diesem grausamen Geschick entgingen wir aber, Gott sei Dank. Dagegen setzte eine steife Brise ein und erschwerte uns das Landen, da wir durch drei daherrollende Brandungswogen hindurch mußten. Um nun aber ins nächste Hauptdorf zu gelangen, wo wir unser Nachtlager aufschlagen wollten, hatten wir nicht weniger als fünf Moräste zu passieren. Ueber vier derselben trug mich ein Mann auf seinem Rücken glücklich hinüber, aber beim fünften versagten ihm plötzlich die Kräfte und er setzte mich mitten in den Sumpf hinein. Auf dem weiteren Weg mußten wir knietief im Wasser waten, wie im Bett eines Flusses.

Der folgende Tag war der Ostersonntag. Nach einer qualvollen Nacht, in der die Moskitos mich schier umgebracht hatten, erhob ich mich von der Lagerstatt und setzte mich ans Frühstück. Währenddem regnete es in Strömen, denn wir befanden uns mitten in der Regenzeit. Sobald der Regen etwas nachgelassen hatte, machten wir uns zum Abmarsch fertig. Die Reise sollte nun auf dem Landwege weitergehen, denn der Bakoki-Führer, der uns begleitete, hatte mir einzureden gewußt, daß ich mein Ziel Koki von hier aus in zwei Tagemärschen erreichen könnte, wogegen es mich drei kosten würde, wenn wir noch einen weiteren Tag den Seeweg benützten. Ich traute ihm nicht recht und sprach die Befürchtung aus, es möchten, nach der Karte zu urteilen, auf dieser Route viele Flüsse sein, die uns sehr aufhalten würden. Aber man versicherte mich bestimmt, daß dies nicht der Fall sei, und da meine Karte nur eine rohe Skizze war,

die keinen Anspruch auf Genauigkeit machte, so gab ich schließlich nach, zumal mir jeder Tag von Wert war. Wie sich aber nachher zeigte, hatten mich meine Leute doch hinters Licht geführt, und zwar lediglich wegen der Flußpferde, wovon ihnen der Schrecken noch in den Gliedern saß.

Anfangs war der Weg noch erträglich; dann aber begannen die zahllosen Sümpfe und Flußläufe, und wir hatten im Lauf des Tages nicht weniger als 70 Moräste, Flüsse und Bäche zu kreuzen, wobei uns das Wasser oft bis über die Kniee ging. Meistens war es nur Wasser, ab und zu aber auch schwarzer Morast. An der einen Stelle hatten wir eine Wegstrecke von vier englischen Meilen zu durchwaten, die der See unter Wasser gesetzt hatte und dessen Wellenschlag uns bis über die Kniee ging. Einer der Flüsse, die wir zu überschreiten hatten, war ein unheimlich dahinschleichendes, dunkles Gewässer und dabei so tief, daß wir versuchten, etwas weiter oben eine Furt zu finden. Als aber meine Begleiter eine solche ausfindig machen wollten, kamen sie mit der Meldung zurück, daß sie eine Strecke aufwärts fünf Krokodile ins Wasser hätten gleiten sehen, weshalb ein Uebersetzen an jener Stelle nicht ratsam sei. Wir mußten daher den Uebergang über den Fluß so gut es eben ging an der tieferen Stelle zu bewerkstelligen suchen.

Endlich gegen Abend erreichten wir unsern Lagerplatz; ich hatte aber noch volle drei Stunden in nassen Kleidern dazusitzen, bis die Lastträger mit dem Zelt und dem übrigen Gepäck eintrafen. Die Eingebornen, obschon Heiden, waren sehr freundlich und zuvorkommend. Sie bestanden darauf, daß ich in ihre kleine Hütte eintrat, mich an ihr Feuer setzte und ihr einfaches Mahl mit ihnen teilte.

Nach dem strapaziösen Marsch des vorigen Tages beschlossen wir am folgenden Ostermontag eine kürzere Wegstrecke zurückzulegen und marschierten deshalb nur 18 englische Meilen. Wir hatten dabei nur vier Flüsse zu kreuzen, über die man mich jedesmal hinübertrug. Bei dreien ging das ohne Anstand vor sich; beim vierten jedoch hatte ich wieder das Vergnügen ins Wasser geworfen zu werden. Die Sache war aber nicht so schlimm, da die Hitze sehr drückend war.

Am folgenden Tag durften wir endlich hoffen, Koki zu erreichen. Von dem brennenden Verlangen getrieben, möglichst bald am Ziel zu sein, marschierte ich drauf los, so daß mir meine Leute schließlich nicht mehr nachkommen konnten und erschöpft zurückblieben. Wieder gab es eine große Anzahl von Sümpfen zu passieren, wobei sich auch noch ein fürchterlicher Gewittersturm über uns entlud. Unterwegs kehrte ich bei den katholischen Missionaren von Bikira ein, die mich recht freundlich aufnahmen und mit Speise und Trank

stärkten. Aber ich war froh den Marsch fortsetzen zu können, da ich mich in meinen nassen Kleidern sehr unbehaglich fühlte.

Eben war die Sonne zu Rüste gegangen, als ich die letzte Anhöhe hinanklimmte und die Missionsstation nach siebentägiger, mühevoller Reise erreichte. Erleichtert atmete ich auf, als ich bei meiner Ankunft die tröstliche Kunde vernahm, daß die Krankheit unseres Patienten eine günstige Wendung genommen habe. Gott hatte unsere Gebete erhört; der Kranke war entschieden auf dem Wege der Besserung.

Ich hatte nun Gelegenheit, die gesegnete Arbeit der Mission in diesem Teil von Uganda näher kennen zu lernen und besonders auch mit Dank gegen Gott wahrzunehmen, wie in den umliegenden Gebieten überall die Thüren für das Evangelium offen stehen. Interessant war mir auch die Bekanntschaft mit dem dortigen König Kamswaga, der dem Christentum nahe steht und sich unter der Zahl der „Leser" befindet. Zu seiner großen Freude photographierte ich ihn, wofür er mir zwei Ziegen zum Geschenk machte.

Nach sechstägiger Rast, als mein Patient so weit war, daß er wieder marschieren konnte, brachen wir mit einander nach der Hauptstadt Mengo auf, wo er sich vollends erholen sollte. Leider hatten wir unterwegs viel Regen, so daß verschiedene der Lastträger erkrankten und ein Teil unseres Gepäcks zurückbleiben mußte. Nach einem tüchtigen Marsch von drei Tagen erreichten wir das am Seeufer gelegene Dumo, wo wir uns einschifften und heimwärts steuerten. Die Kanoes aber, die wir für die Fahrt benutzen mußten, waren so defekt, daß wir schließlich alle Lastträger und unser halbes Gepäck unterwegs zurücklassen mußten, da unsere morschen Fahrzeuge sie nicht zu tragen vermochten. Nach manchen Beschwerlichkeiten erreichten wir endlich am 8. Mai glücklich die Hauptstadt und damit unsere Hauptstation.

So weit der Bericht des Missionsarztes Dr. Cook. Seitdem ist derselbe in Begleitung von Missionar Pilkington als Feldarzt mit einer Abteilung von Uganda-Christen gegen die rebellischen sudanesischen Mietstruppen nach Fort Luba ausgerückt gewesen, unter dessen Mauern sein Freund Pilkington durch eine feindliche Kugel sein Leben verlor.

Eine geschichtliche Missionsstätte.

Es ist nun schon über ein halbes Jahrhundert her, daß der unvergeßliche Livingstone sich als Missionar unter dem Betschuanenstamm der Bakwena niederließ und im schönen Flußthal des Kolobeng seine Hütte aufschlug. Das war im Jahr 1845. Von hier aus unternahm dann Livingstone seine ersten ausgedehnten Reisen und Entdeckungsfahrten in den Norden. Setschele aber, der damalige Bakwena-Häuptling, wanderte mit seinem Stamm bald dahin, bald dorthin, bis er sich unfern dem alten Kolobeng, in dem schwer zugänglichen Adlernest Molepolole festsetzte. Noch sind heute im Kolobeng-Thal die Ruinen von Livingstones Haus und der Missionskirche zu sehen, deren Gebäulichkeiten sich vor 50 Jahren gegenüber der alten Bakwena-Stadt erhoben. Von letzterer ragen nur noch da und dort die rauchgeschwärzten Grundmauern der runden Hütten aus dem Boden hervor.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, das einen beschleicht, wenn man heutzutage an dieser Stätte steht und diese Zeugen einer dahingeschwundenen Missionszeit erblickt, einer Zeit, da die Missionsanfänge unter den Betschuanen so hoffnungsvoll schienen. Längst ist der vielgereiste Livingstone, der hier im Segen unter diesem Volke arbeitete und seine Erstlingsfrüchte heranreifen sah, entschlafen, und auch sein Freund Setschele, der Bakwena-Fürst, ist seitdem zu seinen Vätern versammelt worden. Die Zukunft des Volkes aber, wie die der meisten Betschuanenstämme, bietet heutzutage trübe Aussichten.

Die Stadt Molepolole, der gegenwärtige Sammelpunkt des Bakwena-Stammes, liegt auf dem Scheitel eines steil und kühn aufragenden Felsenhauptes und oberhalb einer gewaltigen Bergkluft, wohin kein regelrechter Pfad hinaufführt. Wehe dem Missionar, der jahraus, jahrein wöchentlich mehrmals diesen steilen Berg hinaufklimmen muß und dort oben seiner Arbeit nachgehen will. Hat man aber die Bergspitze glücklich erreicht, so wird man durch eine unvergleichlich schöne Aussicht belohnt. Besonders in der Regenzeit gegen Abend, wenn die Luft klar ist und die scheidende Sonne mit ihren letzten Strahlen das weite Gefilde beleuchtet, da bietet der Ausblick von dieser Höhe auf die zu den Füßen liegende Landschaft ein Panorama von großartiger Schönheit und Abwechselung. Wohin das Auge schaut, erblickt es den gewundenen Lauf von Flüssen

und Bächen mit ihren Galeriewäldern, die als grüne Einfassung die Ufergelände umsäumen, dazu Kornfelder in allen Richtungen, grüne Weidetriften und hohe Bergketten in der Nähe und Ferne. Die Hütten der Eingebornen, die von nahem wenig einladend sind und von Schmutz strotzen, aus einiger Entfernung aber ein ganz romantisches Aussehen haben, tauchen vereinzelt oder in Gruppen als Dorfschaften auf, während ihre faulen Bewohner vielleicht in der angenehmen Kühle eines schattigen Plätzchens ihr Dasein verschlafen. Und doch ist das Bild nicht ohne Leben und Reiz. Geschäftige Frauen kommen von der Quelle und tragen in großen, rundlichen Töpfen auf dem Kopf Wasser herbei, oder bereiten die Abendmahlzeit in den offenen Küchenhallen; Knaben treiben die Schafe und Ziegen von der Trift dem Kraal zu, und Mädchen, mit Feuerholz beladen, kehren schäkernd in ihr Heimwesen zurück.

Hinter uns aber lagert sich in der Felskluft die Stadt Molepolole mit ihren dicht zusammengedrängten Hüttenreihen. Wie überall in Südafrika, so scheint auch hier der Grundsatz vorgewaltet zu haben, für die Ansiedelung möglichst wenig Raum zu beanspruchen, und das in einem Land, wo doch der Boden gar nicht in Betracht zu kommen pflegt. Im Mittelpunkt der Stadt erhebt sich das stattliche Anwesen von Sebele, dem heutigen Stammeshäuptling. Das Gebäude ist in europäischem Stil erbaut und sticht deshalb nicht wenig von den armseligen Hütten seiner Unterthanen ab. Nicht weit davon, dem Häuptlingshaus gerade gegenüber, liegt der große Versammlungsplatz, der von einem Holzzaun eingefriedigt ist. Hier werden alle politischen Angelegenheiten des Stammes besprochen und Rechtsstreitigkeiten geschlichtet. An diesem Platz münden auch die drei Hauptwege zur Stadt ein. Diese zieht sich zwischen den Felsklüften entlang und besteht eigentlich aus einer Reihe von kleinen Stadtteilen oder Dorfschaften, deren jede einzelne einem Unterhäuptling unterstellt ist. Diese Stadthäuptlinge sind für die Ordnung und Ruhe ihres Weichbildes verantwortlich und haben eine bestimmte Anzahl von Leuten für den Fall eines Krieges zu stellen. Die Regimenter oder Heeresteile, die dadurch zusammengesetzt werden, gleichen zwar bei ihrem Aufmarsch nur einem regellosen Kriegshaufen; aber es besteht doch eine gewisse Organisation, und es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit und Pünktlichkeit sie sich stellen, sobald der Kriegsruf ertönt.

Die kreisrunden Hütten der Bakwena sind nur aus gestampfter Erde hergestellt und mit dem Gras der Savanne gedeckt. Sie stehen dicht zusammen und sind je von einer niedrigen Erdmauer oder einem Zaun umgeben. Da ist natürlich von einem abgeschlossenen Dasein keine Rede. Alles, was in den einzelnen Familien vorgeht, spielt

sich vor aller Augen ab und bleibt niemandem ein Geheimnis. Draußen vor den Hütten herrscht der entsetzlichste Schmutz. Die hohen Düngerhaufen, die sich da erheben, repräsentieren den aufgehäuften Unrat von mindestens 30 und mehr Jahren und datieren zum Teil noch aus den Anfängen der Stadt. Jedesmal, wenn ich zu unserer Kirche gelangen will, schreibt der Londoner Missionar Williams, muß ich erst über zwei solcher „Berghöhen" von Auskehricht hinüberklettern, ja bis zur Häuptlingswohnung sogar über drei derselben. Der letzte dieser Düngerhaufen ist so hoch, daß er alle Hütten ringsum überragt. Der Leser stelle sich nun vor, was das heißen will, wenn nach einem starken Regenguß, der alles aufweicht, die Sonne mit ihrer tropischen Glut auf diesen Massen des Unrats brütet. Ist es da ein Wunder, wenn die Sterblichkeit unter der Stadtbevölkerung erschrecklich groß ist?

Auf einer Anhöhe, die die ganze Umgebung beherrscht, erhebt sich die kreuzförmige Missionskirche, die noch unter dem alten Häuptling Setschele erbaut wurde. An ihrer Einweihung wurde der greise Häuptling, der zwar schon 1848 getauft worden war, aber viele Jahre hindurch außerhalb der christlichen Gemeinde lebte, wieder in dieselbe aufgenommen. Wenige Monate später (1892) starb er. Das Missionshaus steht unten am Fuß des Berges, am Eingang einer prachtvollen Kluft. Wenige Schritte davon entfernt liegen zwei kleine runde Bakwena-Hütten, die von der Missionarin Frl. Partridge bewohnt werden und zugleich die von ihr geleitete Schule beherbergen. Da die Missionsgebäulichkeiten ringsum von hohen Bergwänden und Felsen umgeben sind, so erzeugt die Sommerglut eine furchtbare, fast unerträgliche Hitze in diesem Thalkessel.

Die heidnischen Bakwena, unter denen nun schon so manches Jahr seit Livingstones Zeiten — wenn auch mit Unterbrechung — gearbeitet worden ist, sind nach der Schilderung von Miss. Williams über alle Maßen träge und schlaff. Nur wenn es gilt einen Ochsen zu schlachten, abzuhäuten und zu verteilen, da lassen sie sich äußerst regsam finden. Anderseits ist es ein friedliebendes, ruhiges Völklein, das die harmlose Geselligkeit liebt und nicht ohne Intelligenz ist. Aber sie hängen mit aller Zähigkeit an ihren alten, überlieferten Gebräuchen, die sich natürlich auch noch bei den Christen zum Teil geltend machen. Besonders auffallend ist die Zunahme einer gewissen Aristokratie unter diesem Volksstamm, wobei ganz bestimmte Formen der Sprache und des Auftretens peinlich beobachtet und nie außer acht gelassen werden. Dazu kommt eine große Ehrerbietung, die die Kinder den Eltern bezeugen, selbst nachdem sie schon erwachsen sind. So sehr dieser Zug anzuerkennen ist, so sehr steht diese Pietät der

Ausgestaltung eines selbständigen, christlichen Charakters hindernd entgegen, solange noch der enge Verband mit der heidnischen Familie fortbesteht; doch lassen die Bakwena ihre Kinder unbehindert die Missionsschule und den christlichen Unterricht besuchen. Nur wenn dann der Zeitpunkt eintritt, daß sich eins für den Uebertritt zum Christentum entscheiden und sich von den heidnischen Gebräuchen ihrer Väter lossagen soll, da entstehen gewöhnlich ernstliche Schwierigkeiten. Immerhin giebt es aber auch solche Eltern, die ihren Kindern in dieser Beziehung nichts in den Weg legen. Ein Beispiel davon ist des Königs alter Onkel. Dieser, ein Mann von weitem Blick und großem Verstand, ist zwar ein Erzheide, der nie gut dazu gesehen hat, daß die Missionare das Land seines verstorbenen Bruders Setschele betreten haben; aber er hat es doch nie gehindert, daß die meisten seiner Söhne und Enkel Christen geworden sind. Selbst seine Frau besucht den Gottesdienst regelmäßig. Nur er selbst will nach der Väter Weise weiterleben und wie sie das Leben beschließen.

Dieses zähe Festhalten am Hergebrachten läßt die heidnischen Bakwena auch gegenüber religiösen Fragen meist sehr gleichgiltig sein. Selten wird dem Missionar die Freude zuteil, daß ein Eingeborner im Anschluß an das was er in der Predigt gehört hat, noch näher erklärt haben möchte. Und geschieht dies doch je und je, so kann der Missionar sich erst noch bitter getäuscht sehen, weil es vielleicht ganz müßige Fragen sind. So predigte Miss. Williams eines Tages über den Text: „Dieser ist Johannes der Täufer; er ist von den Toten auferstanden, darum thut er solche Thaten" (Matth. 14, 2). Er wies dabei an dieser Aussage des Herodes nach, wie das Gewissen des Menschen nicht schlummert, sondern sich gelegentlich äußert und die bösen Thaten der Vergangenheit straft. Als die Gemeinde sich nach dem Gottesdienst zerstreut hatte, stellte sich einer der Zuhörer bei ihm ein und wünschte weiteren Aufschluß über das Gehörte. Mit Freuden ermunterte ihn der Missionar, nur getrost seine Fragen zu stellen. Allein er war sehr enttäuscht, als der aufmerksame Zuhörer mit der Frage herausrückte: „Was ist nun aber aus dem Haupte Johannis des Täufers geworden?"

Bemißt man das Missionswerk unter den Bakwena nur nach Ziffern, so stellt es sich wie fast überall unter den Betschuanenstämmen als sehr erfreulich und erfolgreich dar. Das zeigt schon der zahlreiche Kirchenbesuch. Sobald die Ernte eingeheimst ist, die Viehposten verlassen und die Leute in die Hauptstadt zurückgekehrt sind, so ist die Kirche von Molepolole, die etwa 800 Sitze zählt, jedesmal ganz gefüllt. Außerdem werden noch in verschiedenen Stadtteilen Gottesdienste von den Nationalhelfern gehalten. Auch

die Makhalahari, die Bewohner der benachbarten Kalahariwüste werden nicht vergessen mit der Predigt des Evangeliums, obschon dies ganz und gar gegen das aristokratische Gefühl der Bakwena geht. Denn diese erblicken in den verkommenen Buschmännern ein so tiefstehendes Menschengeschlecht, daß sie es nicht für würdig halten, von den Missionaren beachtet oder gar unterrichtet zu werden. Doch that der verstorbene Häuptling Setschele den bezeichnenden Ausspruch: „essen doch auch die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen." Da man aber diesen armen verwilderten Kindern der Wüste nicht überallhin folgen kann, so versucht es die Mission mit ihnen vorerst in der Nähe. Jedes Mitglied der Christengemeinde, das Buschmänner im Dienst hat, ist verpflichtet, sie zu Hause zu unterrichten und sie Sonntags in den Gottesdienst mitzubringen.

So grünt und blüht noch heute das Werk in jenem entlegenen Gebiet am Rande der Kalahariwüste, das einst ein Livingstone vor mehr als 50 Jahren unter den Bakwena angefangen, und das seitdem von der Londoner Mission als Arbeitsfeld weiter bebaut worden ist.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Madagaskar. Nach dem Journal des Miss. Evang. sind die protestantischen Missionare der guten Zuversicht, daß nun die schwersten Kämpfe hinter ihnen liegen. Die Gottesdienste können in den meisten Dörfern, wo sie vorher unterdrückt waren, wieder gehalten werden und auch die Kinder kommen wieder zur Schule. Doch ist es noch nicht so weit, daß aller angerichtete Schaden wieder gut gemacht wäre. Auch sind noch lange nicht alle Kirchen und Kapellen zurückgegeben. Die Pariser haben jetzt 1200 Schulen von der Londoner Mission übernommen. Die neue Palastschule wurde am 24. Januar feierlich eingeweiht, wobei der anwohnende General Gallieni unter großem Beifall der Madagassen eine Ansprache hielt und 1500 Fr. unter die Schulkinder als Preise verteilen ließ. Zugleich protestierte er gegen die Ansicht, als ob katholisch identisch sei mit französisch und protestantisch mit englisch. Indessen entfalten die Jesuiten und Lazaristen besonders in der Hauptstadt eine großartige Schulthätigkeit, gegen die die Pariser bei ihrem Mangel an französisch geschulten Lehrern nicht recht aufkommen können. Da sie bis

Ausgestaltung eines selbständigen, christlichen Charakters hindernd entgegen, solange noch der enge Verband mit der heidnischen Familie fortbesteht; doch lassen die Bakwena ihre Kinder unbehindert die Missionsschule und den christlichen Unterricht besuchen. Nur wenn dann der Zeitpunkt eintritt, daß sich eins für den Uebertritt zum Christentum entscheiden und sich von den heidnischen Gebräuchen ihrer Väter lossagen soll, da entstehen gewöhnlich ernstliche Schwierigkeiten. Immerhin giebt es aber auch solche Eltern, die ihren Kindern in dieser Beziehung nichts in den Weg legen. Ein Beispiel davon ist des Königs alter Onkel. Dieser, ein Mann von weitem Blick und großem Verstand, ist zwar ein Erzheide, der nie gut dazu gesehen hat, daß die Missionare das Land seines verstorbenen Bruders Setschele betreten haben; aber er hat es doch nie gehindert, daß die meisten seiner Söhne und Enkel Christen geworden sind. Selbst seine Frau besucht den Gottesdienst regelmäßig. Nur er selbst will nach der Väter Weise weiterleben und wie sie das Leben beschließen.

Dieses zähe Festhalten am Hergebrachten läßt die heidnischen Bakwena auch gegenüber religiösen Fragen meist sehr gleichgiltig sein. Selten wird dem Missionar die Freude zuteil, daß ein Eingeborner im Anschluß an das was er in der Predigt gehört hat, noch näher erklärt haben möchte. Und geschieht dies doch je und je, so kann der Missionar sich erst noch bitter getäuscht sehen, weil es vielleicht ganz müßige Fragen sind. So predigte Miss. Williams eines Tages über den Text: „Dieser ist Johannes der Täufer; er ist von den Toten auferstanden, darum thut er solche Thaten" (Matth. 14, 2). Er wies dabei an dieser Aussage des Herodes nach, wie das Gewissen des Menschen nicht schlummert, sondern sich gelegentlich äußert und die bösen Thaten der Vergangenheit straft. Als die Gemeinde sich nach dem Gottesdienst zerstreut hatte, stellte sich einer der Zuhörer bei ihm ein und wünschte weiteren Aufschluß über das Gehörte. Mit Freuden ermunterte ihn der Missionar, nur getrost seine Fragen zu stellen. Allein er war sehr enttäuscht, als der aufmerksame Zuhörer mit der Frage herausrückte: „Was ist nun aber aus dem Haupte Johannis des Täufers geworden?"

Bemißt man das Missionswerk unter den Bakwena nur nach Ziffern, so stellt es sich wie fast überall unter den Betschuanenstämmen als sehr erfreulich und erfolgreich dar. Das zeigt schon der zahlreiche Kirchenbesuch. Sobald die Ernte eingeheimst ist, die Viehposten verlassen und die Leute in die Hauptstadt zurückgekehrt sind, so ist die Kirche von Molepolole, die etwa 800 Sitze zählt, jedesmal ganz gefüllt. Außerdem werden noch in verschiedenen Stadtteilen Gottesdienste von den Nationalhelfern gehalten. Auch

die Makhalahari, die Bewohner der benachbarten Kalahariwüste werden nicht vergessen mit der Predigt des Evangeliums, obschon dies ganz und gar gegen das aristokratische Gefühl der Bakwena geht. Denn diese erblicken in den verkommenen Buschmännern ein so tiefstehendes Menschengeschlecht, daß sie es nicht für würdig halten, von den Missionaren beachtet oder gar unterrichtet zu werden. Doch that der verstorbene Häuptling Setschele den bezeichnenden Ausspruch: „essen doch auch die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen." Da man aber diesen armen verwilderten Kindern der Wüste nicht überallhin folgen kann, so versucht es die Mission mit ihnen vorerst in der Nähe. Jedes Mitglied der Christengemeinde, das Buschmänner im Dienst hat, ist verpflichtet, sie zu Hause zu unterrichten und sie Sonntags in den Gottesdienst mitzubringen.

So grünt und blüht noch heute das Werk in jenem entlegenen Gebiet am Rande der Kalahariwüste, das einst ein Livingstone vor mehr als 50 Jahren unter den Bakwena angefangen, und das seitdem von der Londoner Mission als Arbeitsfeld weiter bebaut worden ist.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Madagaskar. Nach dem Journal des Miss. Evang. sind die protestantischen Missionare der guten Zuversicht, daß nun die schwersten Kämpfe hinter ihnen liegen. Die Gottesdienste können in den meisten Dörfern, wo sie vorher unterdrückt waren, wieder gehalten werden und auch die Kinder kommen wieder zur Schule. Doch ist es noch nicht so weit, daß aller angerichtete Schaden wieder gut gemacht wäre. Auch sind noch lange nicht alle Kirchen und Kapellen zurückgegeben. Die Pariser haben jetzt 1200 Schulen von der Londoner Mission übernommen. Die neue Palastschule wurde am 24. Januar feierlich eingeweiht, wobei der anwohnende General Gallieni unter großem Beifall der Madagassen eine Ansprache hielt und 1500 Fr. unter die Schulkinder als Preise verteilen ließ. Zugleich protestierte er gegen die Ansicht, als ob katholisch identisch sei mit französisch und protestantisch mit englisch. Indessen entfalten die Jesuiten und Lazaristen besonders in der Hauptstadt eine großartige Schulthätigkeit, gegen die die Pariser bei ihrem Mangel an französisch geschulten Lehrern nicht recht aufkommen können. Da sie bis

jetzt erst über vier europäische Lehrer verfügen, haben die Pariser Missionare ihre Gesellschaft dringend gebeten, deren Zahl auf wenigstens 20 zu erhöhen.

Die Pariser Mission hat am 31. März ihre Jahresrechnung abgeschlossen und zwar trotz der großen Anforderungen Madagaskars mit einem Ueberschuß. Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 738 570 Fr., die Ausgaben auf etwas mehr als 700 000 Fr. Die Mission in Madagaskar erforderte allein eine Ausgabe von 229 243 Fr. und ist für das laufende Jahr auf 350 000 Fr. veranschlagt. Die Protestanten Frankreichs werden im ganzen auf ca. 650 000 geschätzt. Jedoch nur $^3/_5$ der Einnahmen kommen aus Frankreich (etwa 70 Cts. auf den Kopf). Die übrigen $^2/_5$ stammen aus dem Ausland. Auch mit den Arbeitern verhält es sich ähnlich. Ein Teil derselben sind Schweizer und Piemontesen. — Die Verhältnisse auf Madagaskar haben es nötig gemacht, daß demnächst wieder eine Abordnung der Pariser Missionsgesellschaft, bestehend aus Inspektor Boegner und dem vieljährigen Verwalter der Basuto-Mission, dahin abgehen soll.

Westafrika. In der deutschen Kolonialzeitung (Nr. 17, 1898) entwirft ein Hauptmann Hutter nachfolgendes trauriges Bild von der entsittlichenden Wirkung der Branntweineinfuhr in den afrikanischen Gebieten:

Geradezu scheußlich, schreibt er, ist die Verwendung des Schnapses als Handelsmittel. Fusel der gemeinsten Sorten bildet in Ballons und Kisten einen großen Teil der Schiffsladung eines westafrikanischen Handelsdampfers. Derjenige, mit dem ich im Jahre 1891 die Ausreise gemacht, löschte allein in Lagos 6000 demijohns (Ballons à 10 l) und 8000 Kisten (à 12 $^3/_4$-l-Flaschen)! Einen Begriff von den Schnapsmassen, die — im Gefolge der gerühmten „Kultur"! — wir unsern „schwarzen Brüdern" bringen, mag folgende Notiz geben: Gleichfalls in Lagos zahlte ein deutsches Handelshaus für den an einem Tage gelöschten Teil der Ladung in Génèvre (das ist die „Marke" des Negerrums!) eines Dampfers als Zoll 1138 £ (22 760 Mk.), und das war erst der dritte Teil der ganzen Ladung des einen Schiffes! Diese eine Zahlenangabe mag auch zugleich die Größe des Handelsumsatzes da draußen beleuchten.

Dieses entnervende Gift sickert von der Küste, deren Bevölkerung es im ganzen Westen Afrikas bereits leider durchtränkt hat, tief hinein bis zu den Binnenstämmen! Gegen diesen Fluch der Kultur, womit wir die Schwarzen verderben, sollte gepredigt werden, weit mehr als gegen den Sklavenhandel. Weniger verhängnisvoll für das Geschick der schwarzen Rasse ist letzterer als die Laster, die wir ihr bringen unter dem prunkenden Titel: „Segnungen der Civilisation"! Daher kommt auch das abfällige Urteil, das über den Neger gefällt wird von denen, die nie ins Innere des dunkeln Kontinents gedrungen sind: die Küstenbevölkerung ist der Abschaum, ist verderbt physisch und psychisch — schuld daran sind wir! Der freie Inlandsneger, unverdorben

und unberührt von europäischen Lastern, ist ein weit besserer Menschenschlag, der mit dem Küstenneger kaum mehr als die dunkle Hautfarbe gemein hat.

Ich erinnere mich eines abstoßenden Bildes, das sich mir auf einer Faktorei bot, als ich dort im Busch einst am Fieber krank lag: Ein Neger brachte dem Faktoristen zwei schöne Elefantenzähne. Der geforderte Preis schien dem Kaufmann zu hoch. Nach langem Handeln und Feilschen griff derselbe zum Schnaps, und schließlich lag der schwarze arme Teufel mit zwei geleerten Flaschen Gin sinnlos betrunken vor dem Hause, der „Clerk" aber barg vergnügt schmunzelnd die beiden Zähne in seinem Laden. Der Preis waren die zwei Flaschen Schnaps!

Sierra Leone. Der Aufstand, der infolge einer von der englischen Regierung eingeführten Hüttentaxe im Hinterland von Sierra Leone ausgebrochen ist, hat leider auch das Leben mehrerer Missionsarbeiter gefordert. Als erstes Opfer fiel durch Mörderhand Miss. Humphrey, der Vorsteher des Fourah Bay Kollegs und Leiter der englisch-kirchlichen Mission in Sierra Leone. Eben erst mit seiner Gattin von einem Erholungsaufenthalt auf den kanarischen Inseln nach Freetown zurückgekehrt, eilte er des Aufstandes wegen nach Port Lokko, um von dort aus nach den Missionsarbeitern auf den vorgeschobenen Inlandstationen zu sehen. Zweimal mußte er den Versuch, landeinwärts vorzudringen, aufgeben; beim dritten Versuch wurde er zwei Stunden hinter Port Lokko von den aufständischen Temne gefangen genommen und ermordet. Inzwischen hat der Aufstand noch weitere Stämme ergriffen und eine Ausdehnung bis in den Südosten der Kolonie genommen. Die englischen Truppen scheinen bis jetzt des Aufstands noch nicht Meister geworden zu sein, denn es wird neuerdings von Rotufunk, der Hauptstation der amerikanischen United Brethren in Christ die Trauerbotschaft gemeldet, daß die Rebellen fünf ihrer Missionsarbeiter ermordet haben. Es sind dies Miss. Cain und Frau, sowie die Missionarinnen Schenk, Hatfield und Archer. Näheres ist noch nicht bekannt. (Ch. Intell. Juni 1898.)

Südsee. In Tahiti haben die Pariser Missionare unter großer Teilnahme ihrer Christen die Säkularfeier der evangelischen Mission auf dieser Inselgruppe begangen. Bekanntlich landeten die ersten Londoner Missionare im Jahr 1797 auf den Gesellschaftsinseln und machten sie zum Ausgangspunkt ihrer Arbeit in der Südsee. Nach 16jähriger Geduldsarbeit gelang es den Missionaren, über 500 Katechumenen um sich zu sammeln, worauf es zu blutigen Kämpfen kam. Erst 1815 entschied ein Sieg des den Christen geneigten Königs Pomare auch den Sieg der Mission. Die Götzen wurden verbrannt, der Kindermord und andere alte heidnischen Gebräuche abgeschafft. König Pomare ließ sich 1819 taufen und seinem Beispiele folgten bis 1826 8000 seiner Unterthanen. Bis 1835 wurde die ganze

Bibel überſetzt und chriſtliche Sitte zum Geſetz erhoben. Nun drängten ſich aber, geſtützt auf franzöſiſche Kriegsſchiffe, katholiſche Prieſter 1836 mit Gewalt ein und richteten große Verwirrung an. 1842 wurde den Inſeln das franzöſiſche Protektorat aufgenötigt. Die engliſchen Miſſionare mußten bis auf einen abziehen, da ihnen jede Miſſionsarbeit unmöglich gemacht war. Die franzöſiſche Regierung zog die Miſſionsgebäude ein und verbot alle Kollekten. Nur ſolche Schulen, in denen franzöſiſch gelehrt wurde, d. h. katholiſche, durften beſtehen. Von 1863 an trat dann die Pariſer evang. Miſſion an die Stelle der vertriebenen Londoner und ſuchte die evangeliſchen Gemeinden zu einer franzöſiſchen Nationalkirche Tahitis zu konſtituieren. Dieſe zählt heute ca. 4000 erwachſene Kirchenglieder. Dem franzöſiſchen Protektorat folgte 1880 die förmliche Annektierung der Inſelgruppe und die Proklamierung des Katholicismus zur Staatsreligion. Sehr erſchwert wird auch neuerdings das evangeliſche Miſſionswerk durch den Vertilgungsfeldzug, den die franzöſiſche Regierung gegen die eingeborenen Sprachen führt. Innerhalb 10 Jahren ſollen alle eingebornen Prediger, die in ihren Gemeinden nicht franzöſiſch predigen, abgeſetzt werden. — Zur Säkularfeier hatte man auch die Behörden eingeladen, aber dieſe glaubten die Einladung nicht annehmen zu dürfen, da ſie die Urteile der katholiſchen Preſſe fürchteten.

Todesfälle. Einen großen Verluſt hat die evangeliſche Miſſion in Japan, ſpeciell die der reformierten Kirche Nordamerikas, durch den im März in Tokio erfolgten Heimgang von Dr. Guido Fridolin Verbeck erlitten. Derſelbe wurde im Jahr 1830 in Zeiſt in den Niederlanden geboren. In ſeiner Jugend gehörte er der Brüderkirche an, deren Einfluß er ſeine Liebe zur Miſſion verdankte. Er bildete ſich zum Ingenieur aus und lebte dieſem Beruf auch noch in den Vereinigten Staaten bis zum Jahr 1856. Da er indes den innern Beruf, ein Prediger des Evangeliums zu werden, fühlte, beſuchte er in den Jahren 1856 bis 1859 ein theologiſches Seminar und folgte dann einem Ruf als Miſſionar nach Japan. Hier traf er im November 1859 als einer der erſten Sendboten, die nach dem Vertrag mit Japan in die offene Thür eintraten, in Nagaſaki ein. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt unterrichtete er eine Zeitlang eine Anzahl junger Japaner, welche ſpäter einflußreiche Stellungen im Staatsleben einnahmen und ihren vorigen Lehrer nach Tokio beriefen, um ſeines guten Rates und ſeiner Beihilfe bei Einführung der Reformen genießen zu können. Neun Jahre blieb Dr. Verbeck in dieſer angeſehenen Stellung als Ratgeber der Regierung und erwarb ſich große Verdienſte um die Gründung und Ueberwachung der

von der Regierung ins Leben gerufenen Universität und des ganzen Erziehungswesens. Als zum erstenmal eine Deputation Japaner die europäischen Völker besuchte, mußte Dr. Verbeck dieselbe begleiten. Die Regierung Japans erwies sich ihm auch aufrichtig dankbar. Sie verlieh ihm eine Ordensauszeichnung, die ihm das Recht gab, jeder Empfangsfeierlichkeit am kaiserlichen Hofe beizuwohnen. Später wurde ihm wie allen Gliedern seiner Familie die einzigartige Vergünstigung zu Teil, daß sie in allen Teilen des Reichs reisen und sich niederlassen durften. Daß diese achtunggebietende Stellung eines Missionars der Sache der Mission selbst nur förderlich sein konnte, läßt sich denken. Indes Dr. Verbeck vernachlässigte in seiner Eigenschaft als Ratgeber der Regierung keineswegs die besonderen Aufgaben als Missionar. Er war Lehrer der theologischen Schule zu Tokio, nahm einen hervorragenden Anteil an der Uebersetzung der Heiligen Schrift in die japanische Sprache und wirkte mit ganz besonderer Vorliebe als Evangelist. Er durchzog das Reich und erzielte überall großen Erfolg, wozu, nächst dem Segen Gottes, seine genaue Kenntnis der Sprache, seine anziehende Persönlichkeit, wie sein [illegible]dienste um Japan viel beitrugen.

Am 1. April d. J. entschlief in Nörre Alslev (Dänemark) der um die heutige Missionswissenschaft hochverdiente Propst J. Vahl. Er ist besonders bekannt geworden durch seine Missionsstatistik, die er durch fortlaufende Hefte (Missions to the Heathen) alljährlich ergänzte. Sein bedeutendstes Werk ist ein großer Missionsatlas mit erklärendem Text in vier Bänden, der 1883—1886 erschien, aber bei uns leider zu wenig bekannt geworden ist, da er in dänischer Sprache herausgegeben wurde. Alles was Vahl schrieb — erst vor kurzem erschien von ihm noch ein vortrefflicher Leitfaden der evangelischen Missionsgeschichte — zeugt von vollständiger Beherrschung der Missionslitteratur und peinlicher Genauigkeit. Er hatte sich mit den Jahren eine so umfangreiche Missionsbibliothek gesammelt, daß dieselbe im Jahr 1895 nicht weniger als 10208 Nummern zählte. Er war zugleich Direktor der dänischen Missionsgesellschaft und Herausgeber von zwei dänischen Missionsblättern.

Bücheranzeige.

Warneck, D. Prof. **Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen** ꝛc. 2. Abtlg. Der evangelischen Missionsgebiete. Berlin. M. Warneck. broch. Mk. 5. | geb. Mk. 6.

Kaum ist die zweite Abteilung der dritten Auflage obigen Werkes erschienen, so wird uns schon das nach sechs Wochen nötig gewordene Erscheinen

einer vierten Auflage mitgeteilt, in deren erster Abteilung einige Verbesserungen und Erweiterungen vorgenommen sind. Man sieht, wie sehr dieses Werk dem in Deutschland wachsenden Bedürfnis nach Belehrung über die Mission entspricht. Wir dürfen auch die zweite Abteilung wie die erste (vgl. die Besprechung derselben S. 95) aufs beste empfehlen. Der Plan und Zweck des Werks erfordern knappe Darstellung und Mitteilung eines großen statistischen Materials, das der Verfasser mit viel Fleiß gesammelt hat. Gleichwohl ist die Gefahr, durch trockene Zahlen und Namen zu ermüden, mit Glück umgangen und der Stand der Mission auf den einzelnen Gebieten so dargestellt, daß man das Buch auch im Zusammenhang gern liest; und wer es mit Hinzunahme des Grundemannschen Missionsatlasses thut, wird sich noch mehr befriedigt und belohnt finden. Aber auch wer sich schnell über ein einzelnes Missionsgebiet unterrichten will, erhält hier das Wichtigste in zuverlässiger Darstellung und dazu die Quellen angegeben, die Genaueres bieten. Die kritischen Aeußerungen des Verfassers über einzelne Missionsunternehmungen sind geeignet, das Urteil zu bilden und machen das Buch doppelt lehrreich. Vermißt habe ich in dem allgemeinen Abschnitt über Indien eine kurze Charakteristik der religiösen Eigentümlichkeit der Hindu. Es kann sich ja in einem Werk wie das vorliegende nicht um Darstellung der indischen Religion auch nur nach ihren Grundzügen handeln, aber zum Verständnis der besonders schwierigen Aufgabe der Mission unter diesem Volk ist nicht nur ein Hinweis auf die Kaste erforderlich, sondern auch auf die ganz eigentümliche religiöse Denkweise und Stimmung der Hindu, z. B. auf ihr stark pantheistisches Empfinden, [illegible] damit zusammenhängenden Mangel an Gefühl für sittliche Verantwortlichkeit, auf den das religiöse Denken beherrschenden Glauben an die Seelenwanderung. Th. Oehler.

Kamala. Eine Geschichte aus dem Hindulеben. Von Krupabai Satthianadhan. Leipzig. H. G. Wallmann. broch. Mk. 2.80. | geb. Mk. 3.80.

Die Verfasserin (geb. 1862, † 1894) war die Tochter und Schwiegertochter brahmanischer Eltern, die zum Christentum übergetreten. Sie genoß deshalb schon von frühauf eine gute, christliche Bildung, die sie in ihren letzten Jahren in den Dienst der Senana-Mission stellte. In der vorliegenden Erzählung schildert sie in beweglicher Weise die unwürdige Stellung und das unglückliche Los ihrer indischen Mitschwestern, wie überhaupt das indische Familienleben mit allen seinen tiefen Schatten, seinem trostlosen Götzendienst und blinden Fatalismus. Ueberhaupt giebt ihre Darstellung ein farbenfrisches Bild von den indischen Verhältnissen und den dortigen Bewohnern. Mit besonderer Feinheit und zarter Poesie ist das indische Naturleben geschildert. Nur der Schluß der Erzählung will uns nicht recht befriedigen, insofern sie das einzige Heil- und Rettungsmittel der trostlosen indischen Familienverhältnisse, das Christentum, unberücksichtigt läßt. Ja, ihre Heldin Kamala soll schließlich in der Entsagung und im Vollbringen guter Werke Frieden und Trost finden. Im übrigen können wir das Buch, das die Verfasserin kurz vor ihrem Tode geschrieben hat und das in der englischen, französischen und dänischen Ausgabe großen Beifall gefunden hat, auch unsern deutschen Lesern aufs wärmste empfehlen.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Indiſche Tempel-Opferbüchſe.

Die Bedeutung der Mission für unsere Kolonien.

Missionsvortrag von Pastor J. Richter.

Durch die kolonialen Erwerbungen in der Mitte der achtziger Jahre sind uns in kurzer Zeit ausgedehnte Länderstrecken von insgesamt rund 2600000 □Kil., also ungefähr von der fünffachen Größe des deutschen Reiches, zugefallen. Da ist es fast selbstverständlich, daß diesem ungeheuren Gebietszuwachs gegenüber die verschiedensten Bevölkerungskreise sich an die Arbeit machten, um diese weiten Gebiete für das Mutterland zu erschließen und nutzbar zu machen. Die hohe Politik hatte auf Jahre hinaus Arbeit, um den einzelnen Interessensphären angemessene Grenzen zu sichern und sie so abzurunden, daß sie entwicklungsfähig wurden. Die Staatsverwaltung hatte die nicht minder schwierige Aufgabe, in diese neuen Gebiete die Grundlinien einer den Verhältnissen angemessenen Verwaltungsordnung einzutragen. Der Handel suchte sich überall der natürlichen Reichtümer zu bemächtigen und im Austausch die überschüssigen Produkte unsrer absatzhungrigen Industrie zu exportieren. Das Militär stand vor der wichtigen Aufgabe, überall den üblichen Stammesfehden ein Ende zu machen und die übermächtigen Raubstämme zu demütigen. Auch die Reisenden, Entdecker und Naturforscher blieben nicht dahinten, um die geographischen und physischen Verhältnisse der neuen Länder nach allen Seiten hin zu erkunden. Von allen diesen Interessenkreisen ist es von vorn herein einleuchtend, daß sie für die Kolonien eine hohe Bedeutung hatten, daß jeder in denselben Aufgaben zu lösen hatte, die von keinem andern Kreise gelöst werden konnten.

Ist es mit der Mission ebenso? Hat die Mission für unsere Kolonien auch eine Aufgabe? Hat sie für die Entwicklung derselben eine Bedeutung, die durch keinen andern Faktor ersetzt werden

kann? Das ist die Frage, die uns in dieser Stunde beschäftigen soll. Wir könnten, da wir vor Christen und vor einer Missionsversammlung reden, die Frage als überflüssig abweisen und die jedem Christen ohne weiteres einleuchtende Antwort geben: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden! Unbestreitbar sind die Millionen schwarzbrauner und dunkelgelber Menschen, die in unsern Schutzgebieten in Afrika und der Südsee leben, Heiden und als solche ohne Erkenntnis Gottes und seines Sohnes, unseres Heilandes, ohne Erlösung in diesem Leben und ohne Hoffnung des ewigen Lebens. Unbestreitbar gilt auch in Bezug auf sie der Befehl unseres Herrn: Gehet hin in alle Welt und machet zu meinen Jüngern alle Völker. Und es wird kaum einer in Abrede stellen, daß die Eingeborenen unserer Schutzgebiete uns doch noch erheblich näher stehen und in anderer Weise auf das Gewissen gelegt sind, als die übrigen Heiden Afrikas und Australiens. Wir müssen doch auch auf sie das Wort St. Pauli anwenden: So jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Heide.

So ist es uns Christen und Missionsfreunden auch ohne weiteres und ohne jeden Vorbehalt ausgemacht, daß die Mission für jeden Eingeborenen unsrer Kolonien von der allergrößten, ja von ausschlaggebender Bedeutung ist für Zeit und Ewigkeit. Von der Annahme oder Verwerfung des Heiles in Christo, das ist uns allen Grundsatz des Glaubens, hängt für die Christen wie für die Heiden die Seligkeit dieses und des zukünftigen Lebens ab. Wir gehen gewiß nicht zu weit, wenn wir mit einem Blick in die Heilsökonomie unseres Gottes unter der Völkerwelt im großen sagen: die Erschließung Afrikas und Oceaniens für die europäischen, christlichen Mächte in diesem Missionsjahrhundert habe eben ihre göttliche Zielrichtung und Zweckbestimmung in der Sammlung und Einladung der Eingeborenen für das ewige Reich Gottes. Wie wir uns als Christen überhaupt einen großen Blick und weite Gesichtspunkte aneignen sollen, wie wir alle Weltereignisse sub specie æternitatis (im Spiegel der Ewigkeit) ansehen lernen, so scheint uns in diesen Weltereignissen, die wir seit der Mitte des vorigen Jahrzehntes in Afrika und Oceanien erlebt, und die jetzt auch Asien in ihre Bewegung hineingezogen haben und auch Amerika

nicht unberührt lassen, ein gewaltiger Posaunenruf durch die Welt hin zu schallen, der in allen Christenherzen wiederhallt in dem Gebete: Dein Reich komme. Für viele Länder und Völker, die bisher noch von der Teilnahme an dem göttlichen Heile ausgeschlossen waren, heißt es nun: „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils." Und alle kriegerischen Verwicklungen, alle Entdeckungen und Erfindungen müssen doch schließlich zusammenwirken zu dem einen großen Ziele, Gottes Reich heraufzuführen und die Weissagung St. Pauli ihrer Erfüllung näher zu bringen, „daß alle Kniee vor Ihm sich beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters."

Das aber ist das Eigentümliche und Große an der christlichen Art, die Weltverhältnisse anzusehen, daß sie bei allem Schauen in die Ewigkeit und auf weltumfassende Ziele doch den Blick für die realen Verhältnisse und den Geschmack an der kleinen Arbeit in engbegrenzten Lagen nicht verliert. Auch bei dem Blick auf unsere Kolonien schwebt die Mission nicht auf der luftigen Höhe nebelhafter Theorien, sondern sie geht mit Ernst und Aufopferung an die mühsame Arbeit. Sie hat ihr hohes, himmlisches Ziel, dem Reich Gottes Bahn zu machen und der Seelen Seligkeit zu schaffen, klar und fest im Auge; aber nun überlegt sie sich nüchtern und mit verständiger Erwägung der vorliegenden Hindernisse wie der ihr zu Gebote stehenden Kräfte, was sie jetzt zu thun habe, und wie sie ihre Arbeit mit der größten Aussicht auf Erfolg einrichten müsse. Und in dieser Detailarbeit, in den Gesichtspunkten, die dafür maßgebend sind, und den Methoden, die dabei eingeschlagen werden, berührt sich die Mission beständig mit den andern zur Erschließung der Kolonien wirksamen Faktoren. Hier haben wir so zu sagen allgemein menschlichen Boden vor uns, wo die Mission auf Interesse und Verständnis nicht bloß bei dem engen Kreise der lebendigen Christen, sondern bei allen denen rechnen kann, die überhaupt für die Veredlung und Hebung der wilden Völker und der kulturell tiefstehenden Rassen ein sympathisches Verständnis haben. Lassen Sie mich auf diese Sympathie bei Ihnen rechnen, wenn ich nun versuche, Sie einen Blick hinein thun zu lassen in die Aufgaben, vor die sich die Mission in unsern Schutzgebieten gestellt sieht und an deren Lösung sie zum Teil mit großer Hingabe schon seit anderthalb Jahrzehnten und länger arbeitet.

Die Aufgaben sind teils negativer, teils positiver Art. Soll irgendwo im tropischen Urwald unsrer Kolonien eine Plantage angelegt werden, so giebt es zwei mühsame Arbeiten. Zuerst müssen die gewaltigen Baumriesen gefällt, das üppig wuchernde Unkraut und die alles durchziehenden Schlinggewächse ausgerodet werden; das ist die negative Arbeit. Dann wird auf dem so gereinigten Boden die Plantage angelegt und mit großem Fleiße gepflegt; das ist die positive Arbeit. Die Mission sieht in dem ungebrochenen Heidentum der kulturarmen Stämme auch solch einen dichtverschlungenen Urwald vor sich. Sie hat zuerst die negative Arbeit zu verrichten, die grotesken, oft wunderlichen und widerlichen Gestalten des Heidentums auszuroden und innerlich zu überwinden. Dann kommt ihre positive Arbeit des Aufbaus eingeborener Christengemeinden. Beide Arbeiten lassen sich weder zeitlich noch räumlich sondern; sie geschehen neben und mit einander. Aber für unsere Betrachtung ist es besser, wenn wir sie nach einander uns ansehen. Es ist leider in dem Rahmen einer Stunde nicht möglich, auf die verschiedenartigen Verhältnisse und die dadurch erforderlichen Modifikationen der Arbeit in Kamerun und Deutschostafrika, in Südwestafrika und Kaiserwilhelmsland einzugehen. Wir müssen uns begnügen, die springenden Punkte hervorzuheben und die am meisten in die Augen fallenden Erscheinungen zu besprechen.

1.

Wenn irgendwo in Heidenlanden das Christentum festen Fuß faßt, so muß es notwendig die seinem Wesen widersprechenden, spezifisch heidnischen Lebensordnungen bekämpfen und beseitigen. Und zwar ist es in dieser Hinsicht von untergeordneter Bedeutung, ob in dem Bewußtsein des betreffenden Volkes ein Zusammenhang besteht zwischen den einzelnen sozialen Ordnungen und dem religiösen Aberglauben. Im allgemeinen sind die Lebensordnungen der Heiden so unter einander verwachsen und verknotet, alle so durchzogen von abergläubischen und spezifisch heidnischen Elementen, daß sie neben dem Christentum unmöglich fortbestehen können.

Es sind hauptsächlich folgende Ordnungen: Die mit dem Fetischismus zusammenhängende, meist auf dem krassesten Aber-

glauben beruhende Priesterherrschaft, und zwar ebensowohl in der Form der Geheimbünde, wie sie bei den westafrikanischen Völkern auftritt, wie in der Form des Regenzaubers und des Medizin- und Würfelmannes, wie sie uns bei den südlichen Bantustämmen begegnet. Hiermit hängt das ganze Unwesen der Gottesurteile und des Gifttrankes zusammen, die jahraus, jahrein über Tausende von Afrikanern Verderben und Tod bringen. Eben in diese Kategorie gehören die Beschneidungsgebräuche, die fast überall in Afrika religiöse Weihe empfangen, aber auch meist mit den schamlosesten Ausschweifungen verbunden sind und als die Einweihung zur schrankenlosen Liederlichkeit angesehen werden.

Diese Sitten und Gebräuche haben spezifisch heidnisch-religiösen Charakter; es leuchtet deshalb ohne weiteres ein, daß sie mit dem Christentume unverträglich sind. Aber das ist nicht minder der Fall mit den Grundordnungen des heidnisch sozialen Lebens, mit der schrankenlosen Häuptlingswillkür zum ersten, die über Leben und Eigentum aller Unterthanen mit grausamer Laune schaltet und waltet, — mit der Vielweiberei zum andern, die den Häuptlingen und Vornehmen Hunderte, vielleicht Tausende von Frauen erlaubt, während ebenso viele Arme und Geringe ohne Frauen leben und vielleicht gar um deswillen getötet werden müssen, — mit der Sklaverei, von der uns allen ja noch in lebendiger Erinnerung ist, mit wieviel Greueln der Sklavenraub, der Sklaventransport und die Sklavenmärkte verbunden waren.

Die Mission muß, soweit ihr Einfluß reicht, gegen alle diese religiösen und sozialen Lebensordnungen des Heidentums Front machen, sie **muß** es, nicht in erster Linie, weil sie schädliche Wirkungen in der sozialen Entwicklung der betreffenden Stämme haben, sondern weil sie mit dem Worte Gottes und mit den Lebensordnungen des Christentums absolut unverträglich sind. Das Christentum tritt überall in den Heidenlanden als eine sozialreformatorische Macht von eminenter Bedeutung auf.

Es wird bei einigem Nachdenken einleuchten, daß diese sozialreformatorische Aufgabe der Mission in unsern Kolonien von dem größten Werte ist. Staatsmänner, Philanthropen, Kaufleute und Gelehrte sehen ja die Kolonien mit andern Augen und unter andern Gesichtspunkten an als der Missionar und der Missionsfreund; aber darin stimmt ihr Urteil, soweit es ein verständig-nüchternes

und sachlich begründetes ist, vollkommen mit uns überein, daß gerade jene soeben kurz skizzierten heidnischen Lebensordnungen die Geschwüre und Eiterbeulen am Leibe des heidnischen Volkstums sind, von denen diese Völker angefressen sind und kranken bis ins Mark ihres Lebens hinein.

Wir wollen das nur in Bezug auf einige durchführen, wo Sie mir ohne weiteres zustimmen werden: Die Sklaverei war der Fluch Afrikas lange Jahrhunderte hindurch bis in unsere Tage; ob von sogenannten christlichen Händlern die Sklaven schiffsladungsweise nach Amerika exportiert wurden, oder ob der unbarmherzige Araber die Sklavenzüge Hunderte von Meilen weit sein Elfenbein zur Küste transportieren ließ, immer war der Afrikaner seinem Lande und Volke verloren; immer verschmachtete wenigstens die Hälfte der Unglücklichen, ehe sie das Ziel ihrer Bestimmung erreicht hatten; immer war das Zusammentreiben der unschuldigen Opfer im Innern Afrikas mit unbeschreiblichen Greueln verbunden. Die Sklaverei war die Wunde, an der Afrika sich zu verbluten drohte, und das Mitgefühl mit den unter die Mörder gefallenen Schwarzen war eine der Haupttriebfedern in der Entwicklung, welche die neue Zeit Afrikas heraufgeführt hat. Sie werden verstehen, daß es einer der Ruhmestitel der evangelischen Mission ist, daß sie an der Sklavenemanzipation, an der Beseitigung des Sklavenhandels und des Sklavenraubes in hervorragendem Maße mitgeholfen hat. Niemand soll ihr dieses Verdienst streitig machen.

Ebenso schnell leuchtet ein, daß die schrankenlose Häuptlingsgewalt eine Quelle namenlosen Elends geworden ist; ja aller Wahrscheinlichkeit nach liegt in ihr der Grund, daß es niemals in Afrika zu einer stetigen Entwicklung, zur Bildung von Geschichte gekommen ist. Wenn wir einen Blick in das politische Leben der afrikanischen Völker werfen, welches Schauspiel bietet sich uns dar? Hier taucht ein Abenteurer auf, schart eine Rotte todesverachtender Krieger um sich, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben. Nun beginnen die Raubkriege, ein Nachbarstamm nach dem andern wird überfallen, die Männer niedergemacht oder gezwungen, in die Reihen der Krieger einzutreten, die Frauen und Kinder, das Vieh und alle Habe als willkommene Beute fortgeschleppt. So wächst ein Stamm, der vor einem Jahrzehnt vielleicht auch nicht einmal dem Namen nach bekannt war, pilzartig

und massenhaft an; rings um sein Stammesgebiet herum dehnt sich tage-, ja vielleicht wochenweit eine heulende Wüste voll rauchender Trümmer. Der Häuptling stirbt; über die Thronfolge bricht Streit aus. Und während sie hadern, taucht ein anderer Emporkömmling auf und schwemmt den ganzen, riesengroß angewachsenen Raubstaat im Sturme hinweg, um einen andern Raubstaat an seine Stelle zu setzen. So wiederholt es sich hundertfach in der Geschichte Inner- und Südafrikas. Das ist der politische Zustand, den auch unsere deutschen Kolonisten überall, im Hinterlande von Kamerun, in Deutsch-Südwestafrika und vor allem in Ostafrika vorgefunden haben. Jede europäische Macht kann sich diesem Treiben nur ablehnend, feindlich gegenüberstellen. Die Stämme müssen sich gewöhnen, in Frieden miteinander zu leben, die unverbesserlichen Raubstämme müssen gedemütigt werden. Ist es da nicht etwas Großes, daß es der Mission in Afrika wiederholt gelungen ist, solche gefährlichen Raubstämme zu christianisieren und sie dadurch zu friedlichen Staatsbürgern zu machen. So sind die Baganda ein christliches Volk geworden, die Angoni auf der Westküste des Njasa haben Schild und Speer mit Spaten und Hacke vertauscht.

Aber auch die Vielweiberei ist, obwohl es da vielleicht nicht so auf den ersten Blick einleuchtet, ein großes soziales Uebel, gegen welches eine gesunde Kolonialpolitik unmöglich gleichgültig sein kann. Wir beklagen die unbegreifliche Faulheit und Arbeitsscheu des Afrikaners. Wer hat denn diese unüberwindliche Lust am dolce far niente großgezogen? Nichts anderes als die Vielweiberei. Man denkt bei dieser gewöhnlich nur an die geschlechtliche Seite, und die ist ja gewiß bei dem überaus sinnlich veranlagten Neger von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Aber die soziale und wirtschaftliche Seite der Frage ist nicht minder wichtig. Der Weiberkauf ist bekanntlich bei den Negern Kapitalanlage. Weil es bar Geld nicht giebt, legt er sein Vermögen in Weibern an. Das Kapital soll sich natürlich verzinsen, d. h. die Frauen kommen in erster Linie als Arbeitskräfte in Betracht; sie bestellen den Acker, sie besorgen die Ernte, sie kochen das Essen. Alle diese Arbeiten fallen ohne weiteres dem Weibe zu; des Mannes Aufgabe ist der Krieg und die Jagd. Nun braucht eine solche Arbeitsteilung nur ein paar Generationen hindurch üblich gewesen zu sein,

so bildet sich von selbst der point d'honneur heraus, daß es für den Mann ehrenrührig ist, Ackerarbeit, Frauenarbeit zu verrichten. Das ist besonders in Ostafrika ein großer, sozialer Fehler. Es giebt vielleicht kein Mittel, die Männer in Afrika nachhaltig zur Arbeit zu erziehen, als wenn es gelingt, die Einehe durchzuführen und dementsprechend den Mann zu gewöhnen, die Hälfte der Arbeit selbst zu verrichten! Und dieses Mittel kann nur die Mission anwenden; nur in ihrer Gemeinde hat sie für diese Neuordnung die lebensfähige Sphäre, nur an ihrer Gemeindezucht das geeignete Mittel zur Durchführung.

Ich habe Ihre Geduld mit diesen Ausführungen vielleicht auf eine harte Probe gestellt; allein es lag mir daran, zu zeigen, daß man auch vom allgemein humanen und vom staatsmännischen Standpunkt im Grunde zu derselben Auffassung der sozialen Ordnungen des Heidentums kommt, wie die Mission, — daß auch der Staatsmann und der Menschenfreund eine radikale Reformation dieser heidnischen Zustände herbeiwünschen muß. Und sobald wir soweit zugegeben haben, drängt sich der Schluß von selbst auf, daß die Mission demnach von der allergrößten Bedeutung für eine Gesundung der sozialen Verhältnisse in unsern Kolonien ist, — daß wir gar nichts Dringenderes wünschen können, als daß die Mission zu einem möglichst maßgebenden und weitreichenden Einflusse gelange, damit sie ihr sozial reformatorisches Werk durchführen kann.

2.

Darüber besteht auch bei uns im wesentlichen keine Meinungsverschiedenheit, daß die Mission für die Erschließung unserer Kolonien und die Anbahnung geordneter Verhältnisse in ihnen von großem Werte ist. Die Meinungen gehen erst über die Methoden sehr weit auseinander, wie die Mission am besten ihre Aufgabe löse. Es sind im Laufe der letzten anderthalb Jahrzehnte, besonders in der Sturm- und Drangperiode der Kolonialzeit der Mission seitens der Kolonialschwärmer Vorschläge gemacht und Winke erteilt worden, an die wir heute nur noch mit Achselzucken denken können. Da war einer, der wollte Plantagen anlegen und es fehlten ihm die Arbeiter dazu. Am besten hätte er solche gebrauchen

können, die in dieser besondern Arbeit schon etwas angelernt waren; woher sie bekommen? Flugs stellte er die Theorie auf, die Mission solle ihre Hauptaufgabe darin suchen, die jungen Afrikaner zur Plantagenarbeit anzuleiten, damit die Plantagenbesitzer stets ein ausreichendes und geschultes Personal hätten! Da war ein anderer, ein Kaufmann, der zielte darauf ab, die unbenutzten Landesprodukte Afrikas für den Weltmarkt zu verwerten. Wie sollte aber den Negern beigebracht werden, welche Produkte des Urwaldes für den Weltmarkt wertvoll seien und wie sie für den Export zubereitet werden müßten? Flugs stellte er die Theorie auf, der Missionar solle in erster Linie Warenkunde studieren, die sei für ihn wichtiger als Theologie, und er solle die Afrikaner anleiten, die wertvollen Produkte in genügender Menge für den Kaufmann herzurichten. Oder da hatte ein anderer etwas von der Schwierigkeit gemerkt, mit Leuten anderer Sprache und anderer Sitten zusammenzuarbeiten, er hatte aber selbst nicht die Elastizität und die Vorbildung, um sich in die fremde Sprach- und Anschauungswelt einzuarbeiten. Flugs stellte er an die Mission das Ansinnen, sie solle Grammatiken und Wörterbücher für seinen Gebrauch herstellen und möglichst die Afrikaner so weit im Deutschen bringen, daß man der Mühe der Erlernung ihrer Sprache überhoben sei.

Ich sage, das war die erste Zeit der Kolonialära, wo das Publikum, auch das koloniale, noch keine Ahnung von dem Wesen und der Methode der evangelischen Mission hatte und man ihr wunder was für eine Ehre zu erzeigen glaubte, wenn man ihr auch ein kleines Plätzchen, einen bescheidenen Handlangerdienst in dem großen, nationalen Kolonialprogramm anwies. Die Zeit ging vorüber, es kam eine gefährlichere Zeit. Der bedeutendste und erfahrenste Kolonialpolitiker Deutschlands, Major von Wißmann, unternahm es, der, wie er glaubte, schlecht unterrichteten und falsch geleiteten Mission den richtigen Weg vorzuzeichnen, wie sie zum Segen für die Civilisation in Afrika arbeiten könne. Erst müsse die Anleitung zu körperlicher Arbeit, die Eingewöhnung in die Sitten und Gebräuche des civilisierten Lebens erfolgen; für die erhabenen, metaphysischen Lehren der christlichen Religion habe der Neger in seinem Naturzustande gar kein Organ; erst wenn er auf eine höhere Stufe des gesitteten Lebens gehoben sei, habe man einige Aussicht, ihn mit den Geheimnissen der christlichen Lehre

bekannt zu machen. Major von Wißmann faßte seine Theorie in das Schlagwort zusammen: Erst labora, dann ora, und „die Erziehung des Negers zur Arbeit" war wieder einmal die brennende Frage. Und doch lag für die Mission die Entscheidung ganz einfach; sie hatte nur eine Wahl, die eigentlich keine Wahl war. Ihre göttliche Marschordre und magna charta lautete: Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet und sie lehret halten alles, was ich euch geboten habe. Das wies sie allein und ausschließlich in das religiöse Gebiet; da war weder von Plantagenarbeit noch von Handwerkserlernung die Rede. Wollte also die Mission ihren göttlichen Beruf und Auftrag ausführen, so mußte sie Herrn von Wißmann eine runde und klare Absage geben. Und sie hat nicht einen Augenblick gezögert, es zu thun! Ja, wie es bei solchen litterarischen Fehden um wichtige Prinzipien zu geschehen pflegt, sie hat gerade in der Abwehr dieses gefährlichen Angriffes sich erst recht besonnen auf das, was sie will und kann und soll.

Wenn heute irgend ein Teil der Erde dem Weltverkehr erschlossen wird, so strömt die Kultur wie ein großer Strom hinein, und wo nicht alte, festgewurzelte Sitten Widerstand leisten, richtet sie eine große Ueberschwemmung und Verwüstung an. Alle Naturvölker, welche seit dem Anfang des Jahrhunderts der reißende Strom der Kultur auf seinem Wege antraf, haben der Widerstandsfähigkeit ermangelt. Die Kluft zwischen der Kultur der Eisenbahn, des Telegraphen und des elektrischen Lichtes und der Kulturarmut des Negers auf seinem Maisfelde und zwischen seinen Bananen war zu groß, unüberbrückbar. Es ist für den Neger unmöglich, diese raffinierte Kultur mit Haut und Haar in sich aufzunehmen, und es fällt den Trägern dieser Kultur, den Händlern, Plantagenbesitzern und Forschern gar nicht ein, sich auf den Standpunkt der Neger herunterzulassen. Da konnte es nicht ausbleiben, daß die mit unendlicher geistiger und physischer Ueberlegenheit auftretende Kultur die in sich haltlosen Stämme der Wilden aufrieb und zu jenem breiten, hoffnungslosen Proletariat einstampfte, das für sein nationales Volkstum ebenso wie für die europäische Kultur einfach verloren ist. So verlumpen die Indianer Nordamerikas, so gehen die Maori Neuseelands und die Kanaken Hawaiis zu Grunde, so sind die Neger fast längs der ganzen Küste Afrikas in Grund

und Boden verdorben, accomplished rascals, vollendete Schurken, wie westafrikanische Reisende es nicht gerade schmeichelhaft ausdrücken.

Hier findet die Mission ihre eigentliche, centrale Aufgabe. Alle europäische Kultur ist auf dem Segensbaume christlichen Glaubens und christlichen Lebens gewachsen; das Christentum ist der Wurzeltrieb, aus dem heraus unsere Kultur in ihren wesentlichsten Teilen sich entwickelt hat. Wenn dasselbe Christentum nach Afrika gebracht und mit Gebet und Geduld in einen Stamm nach dem andern hineingepflanzt wird, dann ist Hoffnung vorhanden, daß auch dort in Afrika aus derselben Wurzel derselbe Stamm christlicher Kultur sich entwickeln und entfalten kann. Die Arbeit ist mühsam und von vielen Gefahren umdroht, sie ist auch nicht ein Werk von heute auf morgen; sie ist für die Ewigkeit und kann deswegen getrost mit Jahrhunderten rechnen. Diese Arbeit ist die Aufgabe der Mission, ist die Hoffnung Afrikas! Lassen Sie uns bei ihr verweilen und ihre eigentümliche Natur, die Gesetze ihres Wachstums beobachten.

Die Mission zeigt ihre wurzelkräftige Triebkraft vor allen Dingen darin, daß sie sittliche Lebensordnungen aus sich herausfetzt, neue sittliche Ordnungen, welche langsam, aber unwiderstehlich den alten Wust des Heidentums beseitigen. Führen wir sie kurz auf, und zwar in der Folge, wie sie keimartig sich zu entwickeln pflegen: Zuerst ein neuer Glaube. Es ist Ihnen ja bekannt, daß fast alle Negerstämme eine dunkle Ahnung von dem großen Gott Himmels und der Erde behalten haben, daß aber dieser monotheistische Grundzug durch den Geister- und Ahnenkultus fast völlig überwuchert ist. So sind die religiösen Vorstellungen der Neger so wirr, so zusammenhanglos, so widerspruchsvoll, daß ein Europäer einfach nicht begreift, wie sie sich dabei beruhigen können. Da kommt nun der christliche Glaube mit seinen großen, einfachen, lichten Heilsthatsachen, die jedes Kindesherz fassen und verstehen kann. Es wird ja gegen die Mission immer wieder der abgeschmackte Vorwurf erhoben, sie plage die Neger mit ungenießbaren Dogmen und metaphysischen Spekulationen. Leute, die solchen Unsinn reden, haben gewiß nie den Missionaren zugehört und sind sich nie über die Grundthatsachen ihres christlichen Glaubens klar geworden. Das ist ja eben das Siegel der Wahrheit auf unsern Glauben,

daß er für jedes Kindesherz verständlich, für jeden in seinem Geisterwahne befangenen Neger wie eine Erleuchtung ist.

Sobald Leute da sind, die den christlichen Glauben in ihr Herz genommen haben, bildet sich die christliche Gemeinde. Man denke, welch ein Fortschritt das ist! Das Heidentum Afrikas kennt nur eine Gemeinde, die politische, und darin haben nur der Häuptling und seine Räte etwas zu sagen; alle andern sind einfach Knechte. Und daneben entsteht nun eine ideale Gemeinde von solchen, welche das Band desselben Glaubens zusammenfügt, eine Gemeinde, die ihre Lebensfähigkeit in gemeinsamen Arbeiten beweist; sie bauen sich eine Kapelle, wo sie sich zur Anbetung Gottes versammeln; sie sorgen für ihren Lehrer und bringen sein Gehalt auf; sie sammeln vielleicht sogar Kollekten für den Bau des Reiches Gottes. Uns erscheinen natürlich von unserm europäischen Standpunkte aus diese ersten Bemühungen der jungen Christengemeinde oft recht kindlich. Aber man muß sie in ihrer eigenen Sphäre ansehen. Den heidnischen Häuptlingen erscheint in der Regel diese neue, von seinem Befehl ganz unabhängige Gemeinschaft als eine höchst verdächtige, politische Verschwörung! Er kann sich in ihren geistlichen Charakter nicht hineindenken.

Ueberall wo die Mission hinkommt, entsteht ferner die christliche Volksschule. Kraft der königlichen Ordre ihres Herrn: Lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe, ist die Mission, sonderlich die evangelische, überall die Wegbereiterin und Begründerin der Schule geworden. Bekanntlich haben die kulturarmen Völker Afrikas auch nicht den leisesten Ansatz zu einer Jugenderziehung. Die Knaben müssen, sobald sie sieben oder acht Jahre alt geworden sind, für sich selbst sorgen; die Mädchen werden sobald als möglich an Männer verkauft. So sind die Eltern auf jeden Fall aller Bemühung überhoben. Da schafft erst die Mission Wandel; sie rettet den Kindern die Jahre ihrer Kindheit. Es ist dabei von dem allergrößten Werte, daß die Missionsschule keinen selbstsüchtigen Zweck im Auge hat, etwa den, die Kinder zu Handlungsgehilfen heranzubilden oder sie in der Sprache ihrer weißen Machthaber zu drillen, wie das mit den von andern Instanzen in den Kolonien eingerichteten Schulen ausnahmslos der Fall ist, nein, die Mission will ganz selbstlos nur den Samen des Wortes Gottes in die empfänglichen Kinderherzen pflanzen.

Wir gehen noch einen Schritt weiter und sagen: Die Mission bringt bei sehr vielen Stämmen Afrikas überhaupt erst eine rechte Familie. Im Heidentume fehlen vielfach die Grundbedingungen zu dem, was wir eine Familie zu nennen gewohnt sind. Wenn die verschiedenen Frauen eines Mannes in verschiedenen Dörfern wohnen und der Mann abwechselnd bei ihnen chambre garnie wohnt, um sich von ihnen füttern zu lassen; — wenn die Kinder so vollständig der Mutter gehören, daß der Vater sie und sie den Vater nicht einmal kennen, — wenn die Neffen, des Vaters Schwester Kinder, den Mann beerben und die Kinder von jedem Erbanspruch ausgeschlossen sind, — ich sage, wo wie bei vielen Stämmen Afrikas derartige heillose Zustände herrschen, da fehlt überhaupt die Grundlage für Ehe und Familie. Da muß die Mission beides erst schaffen. Wo sie die Ehe des einen Mannes mit dem einen Weibe, die Verbundenheit beider zu der gemeinsamen Arbeit, die heilige Verpflichtung zur Erziehung der Kinder lehrt, da entsteht die christliche Familie und mit ihr die Grundlage eines gesunden Volkslebens.

Die Mission schafft auch eine Litteratur in den Sprachen der Eingeborenen. Bei weitem die meisten Sprachen Afrikas sind vor dem Eintreten der Mission nie in Schrift gefaßt, sie sind in einem Zustande, der vielleicht am besten dem üppigen Wuchern des afrikanischen Urwaldes zu vergleichen ist, beständigem Wechsel unterworfen, immer aufs neue sich umbildend und in Dialekte sich spaltend. Da thut die Mission diesen Völkern einen großen Liebesdienst, daß sie die Sprachen fixiert, und zwar nicht etwa nur zu dem flüchtigen Gebrauche, wie sich ein Kaufmann und ein Offizier ein paar Phrasen aneignet, um zur Not mit den Leuten fertig zu werden. Nein, als Missionare werden nur sprachgeübte Männer hinausgesandt, welche die neue Sprache bis in die Geheimnisse ihrer Syntax und die Gesetze ihrer Entwicklung hinein erforschen, um dieselbe zu einem brauchbaren Gefäß für den heiligsten und edelsten Schatz, das Wort Gottes, zu machen. Es hat vielleicht nichts der Sprachwissenschaft so ungeheure und ungeahnte Dienste geleistet, als diese der Mission obliegende Nötigung, jede Eingeborenen-Sprache so gründlich zu erlernen, daß sie die Bibel da hinein übersetzen können. Und es bleibt nicht bei der Bibel, es kommen dazu Lese- und Lehrbücher, Katechismen und Gesangbücher, Erbauungsbücher und Zeitschriften.

Endlich, das sei das letzte, was wir in diesem Zusammenhang anführen: die Mission schafft einen eingeborenen Lehrer- und Predigerstand. Das will etwas heißen, wenn aus der Masse, die vorher an Unwissenheit und Aberglauben mit einander wetteiferte, einige Volksgenossen so weit hervorragen, daß sie zu Lehrern ihrer Volksgenossen eingesetzt werden können. Die Mission befindet sich durch die ihr innewohnenden Entwicklungsgesetze in einer höchst heilsamen Zwangslage; sie muß alle geistigen Gaben und Fähigkeiten, die sie bei ihren Pfleglingen entdeckt, mit der größten Geduld und mit hingebendem Fleiße ausbilden, um sich damit ein zuverlässiges, eingeborenes Hilfspersonal heranzuziehen. Bei den Eingeborenen, wo bis dahin nur Geburt und Reichtum einen Standesunterschied hervorbrachten, ist es etwas ganz Neues, daß Bildung und Wissen einen Stand begründen, — es ist dadurch in das Volksleben ein neues, entwicklungsfähiges Prinzip hereingetragen.

Man sieht, die Mission schafft sittliche Güter, sie pflanzt das Christentum in lebensvoller und lebenskräftiger Weise in die Völker hinein; sie versucht die Kluft zwischen unserm Kulturreichtum und dieser Unkultur dadurch zu überbrücken, daß sie das Prinzip, die Wurzel, aus der unsere Kultur erwachsen ist, auf den neuen Boden überträgt und dort mit Mutterliebe hegt und pflegt. Diese Arbeit mag langsam gehen, es mag im einzelnen dabei manches verfehlt werden, es mag auch an Enttäuschungen und Fehlschlägen nicht mangeln. Lassen wir uns dadurch den richtigen Gesichtspunkt nicht verrücken. Darüber kann nicht der mindeste Zweifel sein: Die Mission ist die einzige Macht, die mit vollem Bewußtsein und ausgerüstet mit einer reichen Erfahrung darauf ausgeht, eine lebenskräftige Kultur in den kulturarmen Ländern Afrikas zu pflanzen. Wollen wir deshalb unsern Kolonien in Afrika diesen Segen zuwenden, wollen wir, daß je in unsern Schutzgebieten Völker mit christlicher Gesittung wohnen, die unter Gottes Segen später einmal an der Kulturarbeit der Menschheit teilnehmen werden, so müssen wir die Mission unterstützen. Wir reden von unserer Heimat so gerne als von dem Mutterlande und von den Kolonien als von den Töchtern; soll in dieser schönen Redeweise mehr sein als eine wohlklingende Phrase, so soll sie doch wohl ausdrücken, daß unser deutsches Vaterland eine Gewissensverpflichtung darin sieht, ihr edelstes Leben

den Kolonien mitzuteilen. Das geschieht gewiß nicht durch den Handel, der sich auf Kosten der Schwarzen bereichert und die leicht Verführten mit seinem schändlichen Branntwein vergiftet; das geschieht auch nicht durch die wissenschaftlichen und militärischen Expeditionen, die im günstigsten Falle an den Eingeborenen vorüberfliegen wie ein Sternschnuppenregen, unverstanden und ohne tiefere Wirkung, — das geschieht nur durch die Mission, die sich geduldig bei den Schwarzen niederläßt, ihre Sprache lernt, ihre Sorgen und Freuden teilt und dabei unablässig darauf aus ist, göttlichen Lebenssamen in die verfinsterten Herzen hineinzustreuen in der Gewißheit, daß die Gottseligkeit hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

Wir alle fühlen die Verpflichtung, die uns durch unsere Kolonien mit ihren Millionen heidnischer Bevölkerung auferlegt ist. Es ist zwar nicht jedermanns Sache, an den andern Bemühungen zur Erschließung derselben, an den kommerziellen, militärischen und wissenschaftlichen Arbeiten beizutragen. Aber zu dieser segensvollsten und zentralsten aller Arbeiten zum Segen unserer Schutzgebiete, zur Mission können und sollen Sie alle mithelfen. Stärken wir die Missionsgesellschaften, die in diesem wichtigen Werke stehen, und reichen wir ihnen die Männer und die Mittel dar, daß sie in noch weit größerem Umfange als bisher ihre gottgesegnete Aufgabe ausführen können zum Heile des Vaterlandes und zur Ehre Gottes.

Die geistige Veranlagung der Chinesen.

Von Prof. Headland in Peking.

Aus dem Englischen von Miss. W. Ebert.*)

Ich habe kürzlich eine ganz eigenartige Erfahrung gemacht, die meine Leser ohne Zweifel recht sonderbar finden werden, ist sie mir doch selbst so vorgekommen. Ich hatte wieder einmal eine längere Unterhaltung mit einem jungen chinesischen Freund gehabt, der oft zu mir hereinkommt, um sich bei mir auszusprechen und Thee zu trinken. Wir hatten vergleichsweise über die geistige Veranlagung der gebildeten Chinesen und Ausländer (Europäer) geredet, wobei ich mich oft wundern mußte über die Einsicht, die dieser junge Freund an den Tag legte, und über die klaren und verständigen Unterscheidungen, die er zu machen im stande war. Oft war er auch im Irrtum mit seinem Urteil und gelangte deshalb zu falschen Ergebnissen. Aber er hatte eine für Widerlegung zugängliche Art, wie man sie sonst bei den Chinesen in der Regel vergeblich sucht. Ich konnte sehen, wie sein Auge aufleuchtete von innerem Verständnis, so oft ihm eine neue Idee aufging, gleichviel wenn auch eine seiner eigenen Lieblingsideen ihm dabei über den Haufen geworfen wurde.

Nach seinem Weggang saß ich in tiefem Nachdenken, die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hände gestützt, an meinem Pult. Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen hatte — sehr lange war es jedenfalls nicht — als ich plötzlich gerade vor mir ein kleines schwaches Stimmchen hörte, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Als ich aufblickte, sah ich das eigentümlichste kleinste Wesen, das mir je zu Gesicht gekommen ist, auf meinem Tintenfasse sitzen. Nach Form und Figur, Gesicht und Gliedern war es ein Menschenkind. Aber es war nicht zu vergleichen mit den gewöhnlichen Miniaturmenschen, und selbst ein Däumling wäre neben ihm noch der reinste Riese gewesen. Und doch war es durchaus nicht eine mißgeformte Zwerggestalt. Es entsprach in Erscheinung und

*) Anm. des Uebersetzers: Obgleich nicht nur Nord- und Südchinesen, sondern auch die Bewohner einzelner Provinzen und Gegenden in manchen äußeren Dingen, wie Sprache, Kleidung, Gebräuchen und Sitten oft recht augenfällig sich von einander unterscheiden, so ist doch die ganze geistige Veranlagung des chinesischen Volks eine so einheitlich eigenartige, daß der Uebersetzer die Ausführungen des Verfassers auf Grund eigener Beobachtungen überaus treffend gefunden hat, obgleich beide während ihres Aufenthalts in China 18 Breitegrade von einander entfernt lebten.

Gestalt, bis auf den Gesichtsausdruck hinaus, genau dem jungen Menschen, der mich eben verlassen hatte. Nichtsdestoweniger war es, wenn mich mein Augenmaß nicht sehr trügt, kaum einen halben Zoll lang. Wie begreiflich starrte ich es einen Augenblick in höchster Ueberraschung an. Ja ich war zunächst wie versteinert und meine Sprachorgane schienen gelähmt. Ich konnte wahrnehmen, daß das kleine Wesen meine Erregung und Verwirrung bemerkte, denn der kleinste Schatten eines, ich möchte sagen atomischen Lächelns begann in seinen Zügen sich zu zeigen, und einen Augenblick nachher brach es in ein winziges Lachen aus.

So war es denn natürlich, daß ich, als ich nach der ersten Ueberraschung wieder sprechen konnte, wie um die verlorne Zeit einzuholen, fast gegen meinen Willen in einem Atem die Fragen ausstieß: „Wer bist du?" — „Was bist du?" — Woher bist du?" „Was willst du?" und daß ich dann mit offenem Munde es anstarrend inne hielt, als ob ich vergessen hätte, meine Sprachorgane zu schließen.

„Langsam!" sagte das Männchen auf chinesisch, „nur eine Frage auf einmal; so kann man nicht nur länger dran haben, sondern es ist auch leichter, darauf zu antworten." Das sagte es mit einer Stimme, die vollständig zu seiner ganzen Erscheinung paßte; und erst als es in den lautesten Tönen, die ihm zu Gebote standen, seine Worte wiederholte, wurden dieselben für das menschliche Ohr vernehmbar. Es sagte: „Mein Name ist J De-a, aber oft nennt man mich „Fung-jen" (das Kindlein im Auge). Ich bin, was mein Name sagt — eine Idee. Der junge Mann, der eben hinausgegangen ist, hat mich sogar noch aus deinem Auge herausschauen sehen, gerade wie du zuweilen zu einem Fenster hinausblickst. Das zur Antwort auf deine zwei ersten Fragen. Hinsichtlich der dritten möchte ich wie Topsey*) sagen: „Ich bin eben gewachsen." Und was die vierte Frage betrifft, so bin ich hier, um dir etliche von den Fragen zu beantworten, die du vor ein paar Augenblicken mit jenem jungen Manne besprochen hast. Das Gehirn ist meine Heimat, ja meine Welt, in der ich lebe. Ich reise auf einem Sonnenstrahle, einer Luftwelle, einem Dufthauch, oder irgend einem ähnlichen bequemen Beförderungsmittel. Du hast schon Ameisenhaufen gesehen, die nicht viel größer sind als ein menschliches Gehirn und in denen Millionen dieser kleinen Kreaturen wohnen. Sie haben ihre Städte und Vorratshäuser, ihre Maschinerien und Heerstraßen. Aber keiner von all den Ameisenhaufen, die du schon beobachtet hast, kann hinsichtlich der

*) Das bekannte Sklavenmädchen in „Onkel Toms Hütte".

Dichtigkeit der Bevölkerung auch nur entfernt mit einem gewöhnlichen menschlichen Gehirn verglichen werden. Und nichts von allem, was du je auf Erden gesehen hast, würde mir genügen zu einer Vergleichung mit einem gut entwickelten Gehirn.

„Wie es nun die Art eurer großen Städte ist, aus allen Gegenden, die mit ihnen in Verbindung stehen, Leute herbeizuziehen, so drängen wir uns gleicherweise in den zehntausend Nerven, die gleich Straßen von jedem Quadratzoll der Oberfläche des Körpers aus den Leib durchziehen. Die Hauptquartiere aber, wo wir alle zusammenströmen und von wo wir wieder ausgesendet werden, sind die Nervenknoten (Anhäufungen von Nerven- oder Gehirnzellen), aus denen das Gehirn zusammengesetzt ist.

„Natürlich," fuhr er fort, „kennst du dein Gehirn mit seinen Zellen nicht so genau, wie ich es kenne. Du wunderst dich oft, wie verwickelte Aufgaben des menschlichen Denkens gelöst werden. Das kann ich dir nun sagen. Es geschieht durch die Nervenknoten, die du Ganglien nennst. Diese Nervenknoten stehen im gleichen Verhältnis zu den Denkaufgaben, wie deine Hände zu dem Knoten einer Schnur. Du kannst einen solchen nicht leicht mit einer Hand auflösen, obgleich du fünf Finger an derselben hast, und du nimmst deshalb beide Hände dazu. So sind auch diese Nervenknoten alle verbunden und arbeiten einander in die Hände, um die verwickelten Aufgaben des Lebens zu lösen. So oft eine Wahrnehmung die Nerven trifft, gleichviel ob es eine Farben-, Geruchs- oder Schallwahrnehmung ist, luftförmig oder fest, so wird sie diesen Nervenknoten übermittelt und sie machen sich an das Verarbeiten derselben. Ist es etwas ihnen schon Geläufiges, so sind sie im Nu damit fertig und vermitteln die Sache weiter.

„Mit gewöhnlichen Sachen haben die Gehirnknoten keine Schwierigkeit. Aber wenn Dinge vorkommen, die ihnen nicht so geläufig sind, dann müssen sie sich daran zerarbeiten, wie du dich am Entwirren einer verknoteten Schnur, am Zusammensetzen eines Vexierspiels oder am Lösen eines Rätsels abarbeiten mußt — oder wie ein Kind seine Bauhölzer zu einem Haus und seine bemalten Würfel zu einem Bild zusammensetzt — es kommt alles darauf an, daß sie die Teile zusammenbringen, die zusammenpassen. So ist es auch mit allen mathematischen Problemen und logischen Schlußfolgerungen: Teil um Teil wird probiert, ob er paßt. Bei dir laufen diese Vorgänge unter den Namen: Vergleichung, Ideenverbindung, Schlußfolgerung u. drgl.; aber für uns ist es nichts anderes als ein Zusammensetzen der Teile, die zusammenpassen.

„Manches Gehirn gleicht gewissen Ländern, in denen einzelne Gegenden dicht bevölkert sind, während andere so öde daliegen, wie

eine Wüste; oder sie gleichen manchen Körpern, an denen einige Gliedmaßen gut entwickelt sind, während andere in der Entwicklung zurückgeblieben sind. Ihr Menschen sagt zuweilen von solchen Köpfen, daß sie unmöblierte Zimmer zu vermieten haben. Dieser Ausdruck ist bezeichnender als man gewöhnlich annimmt. Ja ich bin in Knoten gewesen — wenn ich nur daran denke, kommt mich ein Schauder an — wo ich so im Gedränge war, daß ich mich nicht rühren noch regen konnte, während gleich der nächste Knoten gänzlich unbewohnt oder doch so schwach bevölkert war, daß ich die Hälfte meines Lebens darum gegeben hätte, wenn nur noch jemand dagewesen wäre, der mir Gesellschaft geleistet hätte. Ich war da so einsam wie Robinson Krusoe auf seiner Insel, und bis ich dann endlich ausgesandt wurde, war ich so abgemagert und ärmlich gekleidet, daß es mir äußerst schwer wurde, wieder in einem anständigen Quartiere ein Unterkommen zu finden."

„Ich bin nicht ganz sicher, ob ich recht verstehe, was du meinst," sagte ich ziemlich verdutzt. — „Ja wohl verstehst du mich," war seine Antwort. „Du hast schon oft gute Gedanken in so verkümmerter Form wiedergeben hören, daß du dich nur wundern mußtest, wie etwas Gutes so leicht mißverstanden werden konnte. Es handelte sich dabei um Gedanken, die in die rechte Sprache gekleidet und von einem Gehirn, wo ihnen die nötige Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewidmet worden wäre, zu Tage gefördert, dir prachtvoll erschienen wären, die aber ohne lebensvolle Wärme kaum der Beachtung wert schienen.

Ich unterbrach ihn mit der Frage, ob alle Ideen so klein seien wie er.

Er erwiderte: „Du würdest besser fragen, ob alle so groß sind wie ich. Ich erfreue mich jetzt gerade einer ordentlichen Größe. Etliche sind noch größer, andere aber auch viel kleiner als ich. Unsere Größe ist eben auch, entsprechend unsern verschiedenen Aufenthaltsorten, sehr dem Wechsel unterworfen. So wird z. B. eine ausländische Idee immer sicher zusammenschrumpfen, wenn sie sich in den Kopf eines Bürgers des Reiches der Mitte verirrt, und zwar bloß aus Mangel an Würdigung und Aufmerksamkeit und an der Gelegenheit sich fortzupflanzen. Eine solche Idee ist ein Fremdling und wird von all den andern Ideen, mit denen sie in Berührung kommt, nur über die Achsel angesehen.

„Das sieht man am besten an den verschiedenen Versuchen, ausländische Erfindungen bei diesen Leuten einzuführen. Gieb einem chinesischen Schreiner eine gute englische Säge, und er hängt sie auf und läßt sie verrosten. Zu seiner Sägearbeit aber fährt er fort,

das gleiche altertümliche Geräte zu benützen, an das er einmal gewöhnt ist. Gieb ihm einen Sägerichter, womit er die Zähne seiner Säge regelrecht stellen könnte, und er wird ihn auf die Seite legen und nach wie vor seine Säge mit einem Einschnitt an seiner Feile richten, obgleich auf diese Weise nicht zwei Zähne die gleiche Stellung erhalten. Das Gleiche gilt von Aexten, Beilen, Meißeln, Hämmern, Pflügen, Drehbänken, Karren, Schiffen, Gewehren und was es sonst noch geben mag, das nur mit Nachdenken und Verstand gemacht und gebraucht werden kann. Mag ein Gedanke noch so fein und brauchbar sein, im Kopfe eines Chinesen schrumpft er nahezu in ein Nichts zusammen.

„Ob wir uns fortpflanzen, möchtest du wissen? Ganz gewiß pflanzen wir uns fort. Ich bin noch nie in einem Gehirn gewesen, wo ich nicht eine Familie zurückgelassen hätte. Aber das weißt du auch selbst ganz gut. Ihr Engländer habt ja ein Sprichwort: „Was du nicht andre schon gelehrt, das weißt du selber noch nicht recht.“ Wird uns nur einige Aufmerksamkeit geschenkt, so pflanzen wir uns fort, sobald wir in ein Gehirn hineinkommen, und nichts, das du kennst, vermehrt sich mit annähernd der Schnelligkeit, wie wir in einem fruchtbaren Gehirn, wenn uns nur einigermaßen die Möglichkeit dazu geboten ist. Dagegen kommt es auch wieder vor, daß wir zufälliger Weise in ein Gehirn hineingenötigt werden, wo wir zu einem Schatten dahin schwinden und wo wir nur notgedrungen bleiben, bis uns jemand heraushilft. In einem solchen Gehirn lassen wir auch nur eine Art von Schatten zurück, der aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem Leben nie wieder zum Vorschein kommt.

„Sage einem Westländer (Europäer) etwas Neues; zeige ihm eine Erfindung, wodurch die Arbeit erleichtert oder ausgiebiger gemacht wird, und er ist gleich bei der Hand, dieselbe nachzumachen und zu verbessern. Kein Erzeugnis des menschlichen Denkens ist ihm zu schwer, um es zu verstehen, zu verwickelt, um es zu verarbeiten, oder zu kompliziert, um es zu gebrauchen. Sobald er eine Idee in seinen Kopf bekommt, giebt er ihr ein gutes Unterkommen, giebt ihr sozusagen freie Bewegung im ganzen Haus, schenkt ihr seine Aufmerksamkeit, und ehe man sichs versieht, hat er mehr Gedanken über den betreffenden Gegenstand, als der Mensch, von dem er die betreffende Idee erhalten hat. Wie steht es da mit dem Chinesen? Er schaut eine Sache an mit offenem Mund und heller Verwunderung, oder auch mit selbstgenügsamer Gleichgültigkeit, aber er hat weder die Fähigkeit noch den Wunsch, dieselbe zu würdigen oder sie zu verbessern oder auch nur sie zu gebrauchen. Das beschränkt sich übrigens nicht auf ausländische Erfindungen. Seine Harfen und Flöten sind

wenig besser als die, welche Fu-hsi erfunden hat; seine Wagen sind nicht anders als die des Huang-ti*), noch ist sein Kompaß besser als der des Tschu-kung**), oder sein Geld als das vor zweitausend Jahren, oder seine medizinische Wissenschaft als die des Hua-to***). Seine Amtszeitung wird gerade so, wie es vor tausend Jahren üblich war, mit Holzblöcken gedruckt. Ueberhaupt hat er in allen praktischen und Erfahrungs-Wissenschaften, bei denen einigermaßen etwas wie Aufmerksamkeit, Verstand, Einbildungskraft und Erfindung nötig ist, wenig oder nichts voraus vor den Leuten oder den Zeiten, von denen er seine Errungenschaften her datiert. Ja, wir vermehren uns, aber nicht in einem Chinesenkopf. Denn der Kopf eines Chinesen ist wie sein Feld: Ohne künstliche Fruchtbarmachung bringt er nichts hervor, und für geistige Fruchtbarmachung thun die Chinesen eben nicht viel.

„Vor ein paar Augenblicken hast du über Gewohnheit gesprochen und ich sehe, daß du darunter einfach die gewöhnliche Art des Verhaltens eines Menschen verstehst. Das ist aber keine genügende Erklärung." — ‚Gewohnheit' sagte er, und ein winziges Seufzerlein entstieg seiner kleinen Brust, „Gewohnheit ist der Fluch unseres Daseins. Deine höchste Vorstellung von Schnelligkeit ist die des Blitzstrahls; dieselbe ist aber noch nichts gegen die Geschwindigkeit, mit der wir bei einigen beliebten Musikstücken durch Gehirn und Finger rasen. Gewohnheit ist ein Pfad durch das Gehirn, ein sehr ausgetretener Fußpfad, ein Pfad, der durch die betreffenden Nervenknoten hindurch so ausgelaufen ist, daß wir nie auf Weisung zu warten haben und daß keine Weichenstellung von einem Empfindungsnerv zu einem Bewegungsnerv nötig ist. Es wird dir schwindlig, wenn du zusiehst, wie ein Klavierkünstler mit größter Behendigkeit seine schnellste Musik abspielt; aber wie würde dir erst werden, wenn du mit jeder Note, die er anschlägt, von den Noten zu seinen Augen, dann durch das Gehirn hinab ins Rückenmark und hinaus zu seinen Fingerspitzen eilen müßtest, ohne aus Versehen in einen falschen Finger zu kommen, oder eine falsche Note anzuschlagen. Das ist, was wir schnellen Durchgang nennen und ist nur möglich, wo ein ausgetretener Pfad durchs Gehirn geht.

„Nun wirst du leicht einsehen können, daß ein von Gewohnheitspfaden durchquertes und gekreuztes Gehirn kein guter Platz ist für die Erzeugung von Ideen, so wenig als ein Feld, das nach allen Richtungen von Eselspfaden durchzogen ist, ein geeigneter Platz ist

*) Sagenumwobene Gestalten, die 2800—2600 v. Chr. gelebt haben sollen. **) 1105 v. Chr. — ***) 200 n. Chr. Die Namen dieser alten chinesischen Weisen und Erfinder sind, wie alle chinesischen Namen dieses Aufsatzes, nach dem Mandarindialekt mit der Schreibweise des Verfassers gegeben. Der Uebers.

für eine Weizensaat. Wenn du auf eine körnerreiche Ernte rechnen willst, müssen die Pfade aufgegraben und die Esel ferne gehalten werden; wie beim Feld, so auch beim Gehirn. Ein altes Sprichwort sagt: Der Mensch ist ein Bündel von Gewohnheiten; aber ich sage: Bedauernswert ist solch ein Mensch!"

„Du wirst doch nicht sagen wollen," warf ich ein, „daß alles, was wir so genau lernen, daß wir es wiederholen können und daß wir es jederzeit in unserer geistigen Vorratskammer bereit liegen haben, eben dadurch, daß wir so gut damit bekannt sind, gewohnheitsmäßig und dadurch nutzlos wird!"

„Durchaus nicht," antwortete er. „Brauchbares Wissen ist brauchbares Wissen und Gewohnheit ist Gewohnheit. Man muß mit den Sachen vertraut sein, bevor man sie gebrauchen kann; zur Gewohnheit werden sie erst dann, wenn sie einem so gewöhnlich werden, daß sie einem durch den Sinn gehen, ohne einem recht zum Bewußtsein zu kommen, ohne einen Eindruck zu machen oder zu hinterlassen. Du weißt z. B. vermutlich nicht, in welches Hosenbein oder in welchen Aermel du regelmäßig zuerst schlüpfest, welchen Socken oder Schuh du zuerst anziehst, und dennoch, wenn du dir die Mühe nehmen willst, darauf zu achten, so wirst du zweifellos finden, daß du immer die gleiche Aufeinanderfolge einhältst.

„Durch die vorerwähnte Art von Gehirn eilen wir hindurch ohne Zeit für Mitteilung zu finden. So treffen wir auch immer nur die gleichen alten Kameraden. Für neue ist kein Raum da und es wird auch kein Verlangen nach solchen empfunden.

„Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß ich dir damit den geistigen Zustand der Chinesen geschildert habe. Ein für's Studium auserseheuer junger Mensch hat sich da nach bestimmten Gesetzen und Regeln zu richten, und nur soweit er innerhalb dieser sich auszeichnet, hat sein Studium Geltung. Schon durch das mechanische Auswendiglernen des San Tzu Ching, Chien Tzu Wen und Po Chia Hsing*) wird das Gehirn mit festgetretenen Fußpfaden durchzogen. Nachher kommen in gleicher Weise die „Vier Bücher" und die „Fünf Klassiker" an die Reihe. Daneben werden die stehenden Poesiestücke und klassischen Aufsätze geschrieben, und die stehenden geschichtlichen Anekdoten werden so mechanisch eingeübt, daß man wie bei gewissen Mechanismen ‚nur auf den Knopf zu drücken braucht', und der Mund thut das übrige.

*) Die Namen von den drei ersten Schulbüchern — Fibeln könnte man sagen, nur haben sie mit unsern Fibeln nicht das gemein, daß der darin enthaltene Stoff den Kindern mundgerecht gemacht und demgemäß systematisch aufgebaut ist. Der Ueberf.

„Was nun die Bauern, Kaufleute, Künstler u. s. w. betrifft, so werden sie nach dem gleichen Plan gemodelt. Ihr Gehirn wird durch Gewohnheitspfade so verdorben, daß sie für so etwas wie Erfindung oder Originalität gänzlich unfähig sind. Man fährt fort, mit dem gleichen Pfluge zu pflügen wie der alte Kaiser Shun*) und mit der gleichen Art von Pinsel zu schreiben wie Meng Tien**), auf das gleiche Papier, wie es Tsai Lun***) gemacht hat und mit der gleichen Tusche, wie sie der Erfinder dieses zwar nützlichen aber unbequemen Artikels gebraucht hat."

„Wie meinst du das, wenn du sagst, daß die Chinesen für so etwas wie Erfindung und Originalität gänzlich unfähig geworden seien?" fragte ich hier meinen kleinen Freund; denn jetzt, da er eine mehr praktische Richtung einschlug, war mein lebhaftes Interesse erwacht.

Er antwortete: „Ich meine genau das, was ich sage. Die Art ihrer Erziehung ist ganz nur auf fortwährendes Einpauken berechnet. Sie füllen einfach das geistige Vorratshaus. Diejenigen Nervenknoten, die mit dem Gedächtnis zu thun haben, werden durch das Auswendiglernen der verschiedenen Fibeln und Klassiker so einseitig entwickelt, daß der Chinese die Fähigkeit, seinen Verstand und seine Einbildungskraft zu gebrauchen, längst verloren hat, bevor er seine Memorieraufgaben einigermaßen abgemacht hat. Und da eben jedermann das am liebsten thut, was er am besten kann, so fahren die Chinesen auch später einfach fort, in sich aufzunehmen, was in der Vergangenheit an Unwissenheit und Irrtum sich angesammelt hat, ohne einen Versuch, selbst etwas hervorzubringen. So verliert dann jede Generation mehr die Fähigkeit, zu unterscheiden zwischen ursprünglichen Thatsachen und veraltetem Unsinn.

„Dir ist die Thatsache bekannt, daß Kinder durch Vererbung die äußeren Eigentümlichkeiten ihrer Eltern an sich tragen. Das erstreckt sich sogar auf das Gebiet der Nerven und des Gehirns. Dies ist besonders hinsichtlich des letzteren der Fall. Die Kinder erben nicht nur die Veranlagung und Gemütsart ihrer Eltern, sondern sobald sie die Augen und Ohren öffnen, fangen sie auch an, die Gedanken ihrer Eltern in sich aufzunehmen und verfallen in verstärktem Maße auf die Neigungen derselben.

„Du kennst auch die Folgen fortgesetzter Verwandtschaftsheiraten. Die Mischung des Bluts scheint eine unumgängliche Bedingung zu sein für eine gesunde geistige und leibliche Entwicklung. In dem

*) Regierungsantritt 2255 v. Chr. — **) 210 v. Chr. — ***) 89—105 n. Chr. Der Uebers.

Reiche der Ideen trifft das in um so höherem Grade zu, als das geistige Gebiet wichtiger ist als das leibliche. Eine solche Mischung auf geistigem Gebiete aber haben die Chinesen fortwährend ganz entschieden abgelehnt. Sie wollten lieber an der Spitze von ein paar halbcivilisierten Völkern stehen, als sich die Gleichstellung mit den Nationen der Welt erwerben. Die chinesische Nation hat sich in ihrem Stolz und Dünkel nicht entschließen können, irgend etwas von denen, die über ihr stehen, anzunehmen, bis die kleinen alten Ideen, die bis jetzt von Vater auf Sohn vererbt worden sind, gänzlich erschöpft und degeneriert waren, wie man das auch bei gewissen Pflanzen beobachten kann, wenn sie sich fortwährend unter den gleichen Bedingungen zu entwickeln haben.

„Wie ich dazu komme, von Gehirnvererbung zu wissen? Durch die einfache Thatsache, daß ich so oft vom Vater auf den Sohn vererbt worden bin. Ich sehe das Gehirn, wie du das Gesicht siehst. Gerade so wie du Gestalt und Züge von Vater und Mutter am Kinde wiederfindest, so finde ich bei demselben das Gehirn von Vater und Mutter wieder. Wie nun das Gehirn ist, so ist im großen und ganzen die geistige Veranlagung überhaupt. Die Familienähnlichkeiten sind durchaus nicht auf Gesicht, Gestalt und Ausdruck eines Menschen beschränkt. Sie können nicht nur durch Jahrhunderte hindurch als charakteristische Familienzüge verfolgt werden, sondern sie kommen auch zur Geltung in Leben und Charakter der betreffenden Nation. Das kann dir nicht neu sein. Du kannst es verfolgen durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Es zeigt sich sehr ausgeprägt in der konservativen Art der Juden, schwächer ausgeprägt beim weniger konservativen Griechen und noch weniger bei dem vielgereisten Römer. Solche charakteristische Eigentümlichkeiten sind bei den westlichen Völkern der Gegenwart durch den fortwährenden Gedankenaustausch und Verkehr und durch die damit gegebene Anpassung aneinander in hohem Grade verwischt. In China dagegen sind sie sehr ausgeprägt. Es ist einfach jedes Land eine Familie im Großen. Schließt sie sich ab von den andern Familien, so prägen sich bei ihr auf Kosten einer allseitigen, gesunden Entwicklung eigentümliche Familienzüge immer einseitiger aus. Es bildet sich um sie her eine bestimmte Gedankenatmosphäre und die Luft wird erfüllt mit Mengen, ja Armeen von Ideen, die alle die Neigung haben, die vorhandenen Eigenschaften in immer größerem Maßstabe und immer ausgeprägterer Gestalt zu entwickeln.

So steht es heutigen Tages mit dem Gehirn und der geistigen Veranlagung des Chinesen. Seine platte Nase ist fast so charakteristisch wie sein Zopf, und mindestens ebenso ausgeprägte

Eigentümlichkeiten, wie diese zwei sind, hat sein Gehirn. Er hat Familieneigentümlichkeiten, die nicht leicht zu beseitigen sind. Er lebt in einer Atmosphäre, zu deren Unschädlichmachung sehr viel Verkehr und Erziehung erforderlich ist. Wie jedoch der gute Ruf, den ein Mensch durch viele edle Thaten sich erworben hat, durch eine einzige schlechte verloren gehen kann, so können auch Familieneigentümlichkeiten, deren Entwicklung viele Generationen in Anspruch genommen hat, unter günstigen Bedingungen in einer einzigen Generation beseitigt werden, wie wir jetzt z. B. an Japan sehen können. „Schafe gehen schnell, wenn der Leithammel vorangeht." Die westlichen Länder haben im letzten Jahrhundert größere Fortschritte gemacht als im ganzen vorhergehenden Jahrtausend.

„Vorhin hat dich die Frage beschäftigt, mit wie viel Aussicht auf Erfolg man es unternehmen könne, Sinn und Charakter erwachsener Menschen noch zu ändern. Du weißt wie schwer es ist, Knochen von ausgewachsenen Leuten gerade zu machen. Wenn du es nicht weißt, so frage einen zuverlässigen Arzt. Was ein Mann ist, wenn er seine volle Entwicklung erlangt hat, das bleibt er auch sein ganzes Leben lang, wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, die eine Aenderung bewirken. Was der Mensch im ersten Teil seines Lebens in sich aufnimmt, das hat er für das ganze Leben. Du weißt, auf welche Schwierigkeiten der Versuch stößt," sagte er, und ich sah dabei in seinem winzigen Aeuglein ein Zwinkern, als ob er im Begriff stehe, einen ganz besonders triftigen Beweisgrund ins Feld zu führen — „du weißt, auf welche Schwierigkeiten der Versuch stößt, aus Chinesen, die nur in den chinesischen Klassikern unterrichtet worden sind, Prediger des Evangeliums zu machen. Ohne Wechsel der sie umgebenden Atmosphäre bietet sogar die Umwandlung des Herzens — die größte Umwandlung, die es bei einem Menschen überhaupt geben kann — kaum ein immer ausreichendes Gegengewicht für die in der Jugend durch die Erziehung angenommene Denkweise. Wenn ein Chinese soll einsehen lernen, daß die Welt außer ihm größer ist als die Welt in ihm, daß seine Unwissenheit größer ist als sein Wissen, so muß eine solche Umwandlung in seiner Jugend über ihn kommen. Er muß nach einer andern Richtung hin ausgebildet werden. Die Atmosphäre um ihn her muß durch Einführung dessen, was andere Länder an Erzeugnissen des Geistes hervorgebracht haben, verändert werden. Nervenpartien, die seit Generationen geschlafen haben und die überhaupt nicht ein wesentlicher Teil seiner Konstitution zu sein schienen, müssen durch ihm bis jetzt unbekannte Ideen belebt, zur Thätigkeit ermuntert und zum Wachstum angeregt werden.

„Wie mit der Beschaffenheit seines Verstandes, so steht es un-

gefähr auch mit der Beschaffenheit seines Gemüts. Davon habe ich vor nicht langer Zeit einen sehr starken Eindruck bekommen. Ich war in das Gehirn eines Chinesen geschickt worden und traf dort eine kleine Idee an, die von den meisten chinesischen Ideen verschieden war und nur Aehnlichkeit hatte mit den Repräsentanten der Gattenliebe, wie ich sie immer im Gehirn der Ausländer getroffen habe. Ich vermutete, daß diese Idee zu der Familie der Gemütsbewegungen gehöre; aber ich war nicht sicher, und so erkundigte ich mich, wen ich vor mir habe. Ich will dir die Antwort wörtlich wiedergeben, die mir mit einem kummervollen Seufzer gegeben wurde:

„‚Ja, ich gehöre zu der Familie der Gemütsbewegungen und zwar zu dem Zweig, den man als Gattenliebe bezeichnet. In andern Zweigen unserer Familie, z. B. in dem der Kindesliebe und in dem der Elternliebe, kenne ich recht stattliche Kameraden, aber wir von dem Zweig der Gattenliebe sind alle so klein und unentwickelt, wie ich es bin. Ja obgleich ich nicht den zehnten Teil so groß bin wie du, so gehöre ich doch unter den mir bekannten Gliedern unseres Familienzweiges immer noch zu den größten, und das erklärt es, daß du nicht mehr von meinen Verwandten gesehen hast. Du siehst, ich bin mißgestaltet und zwerghaft. Die Ursache hievon ist die unglückselige Art der Gattenwahl, und überdies hat man mich, nur um den chinesischen Anstand zu wahren, mehr als halb verhungern lassen. Auch wenn ein Chinese seine Frau gerne lieb haben möchte, so wagt er es doch nicht, aus Furcht, von seinen Angehörigen und Freunden ausgelacht zu werden. Leute, bei denen wir uns zu einer anständigen Größe entwickeln dürften, sind durch die Volkssitte so eingeengt, daß sie nicht wagen, uns den nötigen Spielraum zu gewähren.‘ So ungefähr lautete die Erzählung des krummbeinigen, klumpfüßigen und buckligen Kameraden von der ehelichen Zuneigung.“

Hier machte der kleine Bursche eine Pause, wie um Luft zu schöpfen, obwohl ich ihn nicht wirklich atmen sah. Dann fuhr er fort: „Hinsichtlich der Religion ist die Natur des Chinesen ebenso ungleichmäßig entwickelt, wie hinsichtlich des Verstandes und des Gemüts. Ich habe gezeigt, wie sein Gehirn durch mechanische Angewöhnung ruiniert wird, wie sein Gedächtnis auf Kosten des Verstandes und seine Kindesliebe auf Kosten der Gattenliebe entwickelt wird. In gleicher Weise wird seine Moralität auf Kosten der Religiosität entwickelt. Von Laotse hat er gelernt, daß man seine Feinde lieben soll; von Konfucius, daß man andern nicht anthun soll, was man selbst nicht gerne dulden würde; und Motse stellt ihm die Aufgabe der ‚universalen Liebe‘. Das alles hat er nachsprechen gelernt. Das ist aber auch alles. Es hat auch jedenfalls von vorneherein Leute unter

den Chinesen gegeben, die wirklich versucht haben, ihre Feinde zu lieben und andern nicht anzuthun, was sie sich von andern nicht gerne gefallen ließen. Es hat solche gegeben, die versucht haben, an der Hand von moralischen Vorschriften sich nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Nachkommen Verdienste zu erwerben und die für diese moralische Stufe die Anerkennung der folgenden Generationen verdient und erhalten haben. Aber wie weit sind sie doch hinter denjenigen zurückgeblieben, die zu den moralischen Vorschriften hin noch die Hilfe des heiligen Geistes gehabt haben! Das kann schon ein ganz oberflächlicher Einblick in ihre Lehren zeigen. Konfucius leugnet, daß es unsere Pflicht sei, die Feinde zu lieben. Er sagt nur: Liebe deine Freunde und sei gerecht gegen deine Feinde. Er preist den Lügner, der auf der Flucht der letzte war, weil seine Lügen nach Demut rochen.*) Er selbst belog solche, die zu ihm kamen, um ihn zu besuchen und die er nicht zu empfangen wünschte. Mencius hat dieses sein Beispiel nachgeahmt, als die Schüler des Motse ihn besuchen wollten. Von dem Grundsatz des Motse aber von der universalen Liebe sagte Mencius: er würde den Menschen zu einem tierischen Zustand herunterdrücken.

Was die Wahrheitsliebe betrifft, so hat der Chinese alle Scham verloren. Er liebt Moralität und moralische Sprüche, aber seine religiöse Natur — der Teil seiner Natur, der ihn veranlassen sollte, sich nach Gott und dem Himmel und der Unsterblichkeit auszustrecken — ist beinahe gänzlich unentwickelt. ‚Lebend lebt er — tot ist er tot,‘ so weit ist er auf dem schmalen Weg gekommen und weiter nicht. Sein Gedächtnis, seine Kindesliebe und seine moralische Natur sind entwickelt worden auf Kosten des Verstandes, der Gattenliebe und der religiösen Natur, und er" — hier bemerkte ich an dem kleinen Bürschchen einen ängstlichen Gesichtsausdruck, wie man ihn bei einem Eichhörnchen beobachten kann, wenn es einen Jäger mit dem Gewehr kommen sieht. Er sprang von meinem Tintenfaß herunter, kletterte an meinem Arm hinauf und eilte über meine Schulter in mein Ohr hinein, und als ich den Kopf umwendete um zu sehen, wer mich schüttle, hörte ich meine Frau in scherzendem Tone sagen: „Du weißt wohl gar nicht, daß du an deinem Pulte eingeschlafen bist?" Ich sagte ihr aber nicht, was ich nun euch sage, daß das kleine Kreatürchen, das eben in mein Ohr hineingeschlüpft, inzwischen wahrscheinlich hinaufgeklettert war und zum Fenster herausschaute.

*) Mang Tsche-fan gab vor, nicht aus Tapferkeit zurückgeblieben zu sein, sondern weil sein Pferd nicht schneller gelaufen sei. Der Uebers.

Ein Besuch an Indiens heiligster Stätte.

Die Religionen Indiens, wie seine Völkerschaften und Sprachen, gleichen in ihrer Mannigfaltigkeit einer ungeheuren verworrenen Masse und sind wie das wilde Durcheinander und Dickicht eines tropischen Urwalds. Es ist deshalb durchaus nicht richtig, in dieser Beziehung von einer Einheit zu reden. Und doch pflegt man gemeinhin nur vom Hinduismus zu reden, als ob er — abgesehen von den 55 Millionen Mohammedanern — die gemeinsame Religionsform der verschiedenen indischen Völker sei. Unter diesem Namen kann man indes alles mögliche verstehen, und ein Wivekananda, von dem wir im letzten Jahrgang des Missions-Magazins (S. 371 ff.) eingehend berichtet haben, kann sich auf die heiligen Bücher der Hindus berufen und dabei doch über den Hinduismus seines Volkes als über ordinären Aberglauben lächeln. Und trotzdem hält er sich für einen ebenso guten Hindu, wie es der einfache Dorfbewohner Indiens sein will, der seine Blumenspenden vor dem Götzenschrein seines Dorfes niederlegt, oder wie der Bewohner des Pandschab, dessen Religion in der Anbetung von Dämonen besteht. In Wirklichkeit äußert sich die Religion Indiens in nichts anderem als in Götzendienst, in gemeiner Abgötterei. Und in diesem Götzendienst bekundet sich zugleich die moralische Schwäche des indischen Volkes.

Das abschreckendste Bild des indischen Heidentums — schreibt der auf einer Visitationsreise befindliche Inspektor der amerikanisch-presbyterianischen Mission — lernten wir auf einem Besuch kennen, den wir der Stadt Benares, dem größten Heiligtum des Hinduismus, abstatteten. Es war ein überaus trauriger Anblick, der sich uns dort bot, und es kostet mich einige Mühe, die Eindrücke davon wiederzugeben; doch steht mir die ganze Scene mit ihrer Unzahl von Göttergestalten noch deutlich vor Augen: die dunkle Wolke von Weihrauch, aus der die Holzstöße der Leichenverbrennung auftauchen; die große Volksmenge, die sich in den heiligen Fluten des Ganges badet; die unzähligen Bildergalerien der Tempel; nackte, mit Schmutz bedeckte Priester; die Götzen und die unzähligen abgöttischen Symbole. Noch rieche ich den fauligen Gestank des Kuhtempels und die unangenehme Ausdünstung, die die verdorbenen Blumenspenden verbreiten — und durch alles dies höre ich die Stimme von oben: Gottes Zorn vom Himmel wird offenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten ꝛc. (Röm. 1, 18 ff.)

Dieses Zerrbild religiösen Lebens, das uns in Benares entgegen trat, war wahrlich kein Traum, sondern Wirklichkeit. Es war gegen Abend und die Dämmerung nicht mehr fern, als wir eines Tages die engen Straßen der Stadt verließen und in einen kleinen Seitenpfad einbogen. Er führte uns ins Freie zur sogenannten „Quelle der Erkenntnis", neben der sich der mächtige „Stiertempel" erhob. An der heiligen Quelle schöpften die Leute Wasser für ihre Opfer und viele von ihnen hielten Blumen in den Händen, die sie zum Teil einem in der Nähe hockenden Priester verehrten. Dicht daneben drängte sich das Volk in den „Goldenen Tempel" und von da auf einem schmalen Wege hinunter in den „Stiertempel".

Wir folgten ihnen und fanden den letzteren mit einer Menge Volks, mit Männern, Weibern und schmutzigen, teilweise bemalten Priestern angefüllt. Wir drängten uns durch ihre Reihen hindurch, bis wir uns auf einer vorstehenden Kante einer Tempelecke befanden, wo die heiligen Stiere ihr Heim haben. Der Platz war feucht und düster und wir fühlten kein Verlangen, noch weiter vorzugehen. Ueberdies warnte uns der Tempelhüter, den geheiligten Ort mit unsern beschuhten Füßen zu entweihen. Die Atmosphäre, die dem Stall entströmte, war nichts weniger als angenehm. Die Tiere waren nur undeutlich seitlich am Tempel zu sehen, während das Volk inmitten des Raums wie toll tanzte. Im Halbdunkel der hereinbrechenden Abenddämmerung nahm sich das Ganze äußerst wild und phantastisch aus. Dieser Eindruck wurde noch erhöht durch die zahlreichen Göttergestalten, die uns von der Wand aus anstarrten und zwischen denen die Oeldruckbilder der letzten beiden deutschen Kaiser, sowie die von Bismarck und Moltke eine eigentümliche Figur abgaben. Ans Possenhafte aber streifte der Eifer, mit dem die herumlungernden Priester die Anwesenden anbettelten und ihre Gaben einsammelten. Als wir wieder ins Freie heraustraten, war es, als ob wir einen unangenehmen Traum abschüttelten und uns wieder in die Wirklichkeit versetzt fänden, ja als ob wir eben aus Dantes Hölle ans Sonnenlicht gestiegen wären.

Am nächsten Morgen ruderten wir in einem Boot den Fluß auf und nieder, wo Scharen von Menschen im heiligen Strom badeten und in den Dutzenden von Tempeln, die sich längs der Uferterrasse hinzogen, ihre Anbetung verrichteten. Witwen mit geschorenem Haupt; Brahmanen, die recht angelegentlich ihre um die Schultern geschlungene Kastenschnur zur Schau trugen und sich damit als Erdengötter zeigten; Mütter mit ihren Kindern, die so frühzeitig gelehrt werden, die heilige Ganga zu verehren; Pilger aus dem fernen Mahratta-Land — sie alle waren gekommen, um dem Ganges ihre Verehrung und Anbetung darzubringen.

Da standen sie, mit dem Antlitz gegen die aufgehende Sonne gerichtet, und wuschen ihre Gewänder und tranken von dem sündenreinigenden Wasser des Stroms, obschon die Kloaken der Stadt gerade oberhalb davon ihren Unrat entleerten und die Wäscherleute etwas unterhalb der Kloaken emsig ihr unreines Geschäft verrichteten und die einzelnen Stücke Wäsche auf die Steine schlugen.

Auf der steinernen Uferterrasse, auf die die Sonne glühend heiß brannte, erschien jetzt eine Witwe. Sie gab ihrem verstorbenen Mann, dessen Leichnam hier verbrannt werden sollte, das letzte Geleit. Ein Holzstoß wurde errichtet, der Leichnam darauf gelegt und weiteres Holz darauf geschichtet, sodaß er dem Anblick der Umstehenden entzogen war. Dann brachte die Witwe heiliges Feuer aus einem der nahen Tempel herbei, trug es um den Scheiterhaufen herum und zündete den Holzstoß mit Hilfe des Priesters an. Dann betete sie am Ufer des Stroms und schöpfte mit ihren Händen vom heiligen Wasser, um es auf das Holz zu gießen. Und während die Lohe aufschlug und gierig am Holzstoß hinaufleckte, stand sie in ihrem weißen Gewande, das ihre schlanke Gestalt umschloß, trauernd da und sang leise eine melancholische Weise vor sich hin. Dann stieg sie langsam die Stufen der Uferterrasse hinauf und hob einen Turban vom Boden auf, der wohl ihrem Manne einst gehört haben mochte, und verschwand in einem der anstoßenden Tempel. Von dort kehrte das arme Weib nicht als eine Getröstete in ihr Heim zurück, sondern als eine Verstoßene und Geschmähte in das Sklavenelend einer Hinduwittwe.

Nicht weit davon lag ein anderer Leichnam, nur notdürftig verhüllt, im Wasser, während die Priester oder ihre Diener einen Holzstoß aus den Ueberbleibseln eines alten Ochsenkarren errichteten. Es war ein armer Mann, der hier das Zeitliche gesegnet hatte und nun verbrannt wurde. Aber das Feuer hatte nur spärliche Nahrung und die Aasgeier warteten schon gierig auf den Bäumen über dem Tempel des Radscha von Nepal, um über den halbverkohlten Leichnam herzufallen, sobald seine Ueberreste würden in den heiligen Strom geworfen werden.

Ich wunderte mich nicht darüber, daß die Aasgeier mit Vorliebe diesen Platz zu ihrem Auslug erwählt haben. Ueberhaupt sind wohl nirgends in der Welt die Stätten der Religion so entehrt und entheiligt durch ekelhafte Götzengebilde, wie hier in Benares, dem heiligsten Orte Indiens. Wir fragten deshalb einen Priester, wie sich solche Besudelung des Allerheiligsten rechtfertigen lasse: „O", sagte er, „es geschieht das nur, um die Tempel vor dem Einschlagen des Blitzes zu schützen." Es ist aber vielmehr ein Wunder, sollte ich

meinen, daß der heilige Gott nicht schon längst diese Stätten des Greuels mit dem Feuer seines Zornes zerstört hat. Ich konnte nun, nachdem ich Benares gesehen, recht wohl verstehen, warum bei einer Ansprache, die ich hinterher über die „Reinheit des Herzens" in einer Massenversammlung von Studenten aus Allahabad hielt, diese voll Zorn wurden. Als ich dann am Schluß die Frage that: Ist hier etwa einer da, der gerne die Kraft zum Ueberwinden des Bösen und diese Reinheit des Herzens hätte, rief ein Student mit starker Stimme: Nein!

Wir besuchten dann auch den sogenannten „Affentempel". Die Affen werden zwar hier nicht verehrt, aber doch mit ausgesuchter Zuvorkommenheit behandelt. In der Nähe davon lebt ein „Heiliger", wie man uns sagte. Wir suchten ihn auf, aber die wohlbeleibte, schmutzige, nackte Gestalt des Büßers erfüllte uns mit Ekel, und als er vollends ein Autographie-Album hervorlangte und uns bat, da hinein zu schreiben, und in ein triviales, albernes Geschwätz verfiel, verließen wir ihn. Diese Art von Heiligkeit, die so sehr im direkten Gegensatz von dem steht, was Gott unter Heiligkeit verstanden wissen will, machte keinen Eindruck auf mich. Ueberhaupt war ich sehr enttäuscht von dem, was ich in Benares zu Gesicht bekam. Ich hatte zum mindesten erwartet, da und dort eine Seele kennen zu lernen, die wenigstens einen Ernst des Lebens zeigen und sich nach Licht und Wahrheit sehnen würde. Nichts von alledem. Statt dessen sah ich nur Leute, die, obwohl sie dem Heiligtum dienten, für nichts anderes Sinn hatten, als in fieberischem Eifer Opferspenden und Trinkgelder zu erjagen. Geld, Geld war der einzige Wunsch, der sie beseelte.

Missionar Gray von der englisch-kirchlichen Gesellschaft, der uns begleitete, suchte einem dieser Hindu den Weg zur Vergebung unserer Sünden zu erklären, während wir eben in der Nähe eines Götzen standen, bei dem die Leute die Vergebung ihrer Sünden nachsuchten — wenn es ihnen überhaupt ernst damit war. „Ja", sagte der Mann, „aber nun schenke uns auch etwas!" Dabei waren ihre bloßen Körper mit allerlei Farbe beschmiert und so mit Staub eingerieben, daß sie wie Eidechsen aussahen. Alle ihre religiösen Uebungen, die sie verrichteten, geschahen in mechanischer Weise und ließen deutlich erkennen, daß sie dadurch nur materielle Vorteile suchten. Ein göttlicher Charakter war ihnen fremd. „Gieb etwas diesem Stier," sagte ein Hindu zu uns. „Warum?" fragte einer meiner Begleiter. „Weil Gott in ihm ist," war die Antwort. Dieselbe Auskunft wurde uns zu teil, als wir einen Priester über seinen Götzen ausfragten.

Dieser Pantheismus, der keine übernatürliche Welt außerhalb des Menschen kennt, muß zu grobem Atheismus und Materialismus

führen, wonach der Mensch in der Ungebundenheit des Fleisches leben kann. Denn Gott ist in ihm, und alle seine Begierden, sein sündliches Thun und Lassen werden somit Gott selbst zugeschrieben. Warum sollte er der Vergebung bedürfen, da doch Gott für des Menschen Thun verantwortlich ist?

Benares repräsentiert gewissermaßen den Hinduismus im kleinen. Ich zweifle zwar nicht, daß er einem anderwärts in besserer Form entgegentritt. Aber wo er besser und reiner zu sein scheint, läuft er Gefahr, in den Skeptizismus zu geraten oder als Reform-Hinduismus auf halbem Wege stehen zu bleiben. Erst jetzt, nachdem ich diese sogenannte heilige Stadt gesehen, wurde es mir recht klar, wie unendlich schwer die Aufgabe des Missionars unter solchen Verhältnissen ist. Ja, wenn man den Hinduismus nur nach seinen heiligen Schriften beurteilt und nicht nach dem, wie er sich im praktischen Leben darstellt, kann man wohl eine bessere Meinung von ihm erhalten. Aber es fragt sich dann auch noch: nach welchen Büchern? Unter ihnen giebt es doch auch solche von so schmutzigem Inhalt und grobem Aberglauben, daß sie ganz und gar dem Leben der heidnischen Hindus entsprechen, von dem Sir Monier Williams den Ausspruch gethan hat: „Ich bin fest davon überzeugt, daß die Religion der meisten Hindus nichts weiter ist, als bare Teufelsverehrung."

Das ist aber nicht der Hinduismus, den der bekannte Swami Wiwekananda auf dem bekannten Religionskongreß in Chicago seinen Zuhörern vorgetragen und mit schwungvollen Worten geschildert hat.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die deutschen Missionen in Südafrika.

Für das große südafrikanische Dreieck sind die letzten Jahre äußerst schwere Zeiten der Not gewesen. Politische Wirren und Kriegsunruhen, Dürre und Heuschreckenplage, Mißernten, Teuerung und Hungersnot und vor allem unersetzliche Verluste durch die Rinderpest haben das Land mehr oder weniger in furchtbarer Weise heimgesucht. Infolge der Rinderpest, die langsam aber unaufhaltsam von Volk zu Volk zog und fast den gesamten Viehbestand vernichtete, lagen auch Ackerbau und Verkehr vielerorten gänzlich darnieder. Im

Gefolge der anhaltenden Dürre und der dadurch hervorgerufenen Hungersnot entstanden auch da und dort verheerende Krankheiten unter der Bevölkerung, denen viele Opfer erlagen. Trieb doch der nagende Hunger manche Leute, das auf Anordnung der Obrigkeit getötete und vergrabene Vieh wieder auszugraben und zu genießen.

Dabei gärt es vielfach unter den verschiedenen Stämmen der Eingebornen, die sich durch gelegentliche Aufstände ihr Los verbessern wollen, aber dadurch ihre Lage nur verschlimmern und neue beschränkende, zum Teil recht drückende Gesetze hervorrufen. Ueberhaupt ist man vielerorten darauf aus, den Farbigen vollends den letzten Rest ihrer persönlichen Freiheit zu nehmen. Das zeigt u. a. schon das Bestreben, den Eingebornen das Recht abzusprechen, Land zu erwerben und zu besitzen. Dazu kommt die tiefe Kluft, die zwischen den verschiedenen Rassen besteht, denn die althergebrachten Vorurteile der Weißen gegenüber den Farbigen sind noch keineswegs überwunden und noch viel weniger beseitigt. Selbst zwischen den holländisch und englisch redenden Bewohnern des Landes besteht ein Gegensatz, der sich durch alle südafrikanischen Verhältnisse hindurch geltend macht. Nach den Angaben Merenskys (in der Allg. Miss.-Ztschr. 1897, S. 348) leben vom Kap bis zum Sambesi ca. 700 000 Weiße und ungefähr 435 000 Eingeborne. Darnach ist das Verhältnis der Weißen zu den Schwarzen wie 1 : 6, das der englisch redenden Kolonisten zu den Buren wie 3 : 4. Leider ist der bestehende Gegensatz zwischen England und Transvaal durch den bekannten Einfall Jamesons in die südafrikanische Republik in einer Weise verschärft worden, daß dadurch die vorhandene Kluft nicht nur in Transvaal, sondern durch ganz Südafrika hin noch wesentlich erweitert und der Frieden zwischen den holländisch und englisch redenden Kolonisten ernstlich gefährdet worden ist.

Trotz aller dieser ungünstigen Verhältnisse und der schweren Kalamitäten, die das Land betroffen, befindet sich dieser Teil Afrikas unverkennbar in einem ungeahnten Aufschwung, und es ist gar nicht zu leugnen, daß seine Entwicklung von weitreichender Bedeutung für die Christianisierung des ganzen afrikanischen Erdteils zu werden verspricht. Der Strom der Ansiedler drängt immer weiter gegen die inneren Gebiete vor und erschließt dieselben der nachrückenden christlichen Kultur. Bereits verbindet auch eine Eisenbahn die äußerste Südspitze mit dem Maschonaland, die Kapstadt mit Buluwayo. Das ist eine fahrbare Wegstrecke von 2200 km, die der Entfernung von Frankfurt a. M. bis Petersburg gleichkommt. Ebenso ist das südliche Dreieck durch verschiedene Eisenbahnlinien mit der Ostküste verbunden. Vor allem ziehen die reichen Diamanten- und Goldfelder den Strom

der Einwanderer, wie den der eingebornen Arbeiterwelt an und schaffen große Volkszentren, an denen die Mission eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Selbst durch Asiaten, durch Hindu und Chinesen wird die südafrikanische Kolonialbevölkerung verstärkt, allerdings ein Element, dessen Einbürgerung die Weißen mit einiger Sorge erfüllt.

Aber nicht nur die kulturelle Entwicklung Südafrikas schreitet mächtig und in rascher Weise voran; auch das Reich Gottes mit seinen Wirkungen kommt durch die Thätigkeit der Mission in dem Lande je mehr und mehr zur Erscheinung. Dadurch ist auch in den Lebensverhältnissen der Eingebornen manche Wandlung hervorgerufen worden. So berichtet z. B. ein englischer Missionar über die dadurch zu Tage tretenden Fortschritte unter den Kaffern:

„Seit 1820 ist eine systematische Missionswirksamkeit unter den verschiedenen Stämmen Südafrikas getrieben worden und fast alle christlichen Religionsgemeinschaften haben ihr Teil an diesem Werke. Die Zahl der Missionsarbeiter ist von Jahr zu Jahr gestiegen, und in der gegenwärtigen Zeit giebt es keinen Stamm mehr, bei dem die Mission nicht thätig wäre. Der Segen des Christentums wird zwar nur langsam von den Heiden erkannt und sie hängen fest an ihrem Aberglauben und ihren heidnischen Gebräuchen. Es finden sich auch noch überall im Lande größere und kleinere Stämme, die der Mehrzahl ihrer Angehörigen nach am Heidentum festhalten und ihren heidnischen Sitten huldigen. Aber die Arbeit der Missionare ist nicht vergeblich gewesen. Ueberall finden sich die Spuren des Fortschritts. Sowie eine Missionsstation gegründet ist, steht gleich eine Schule daneben. Die Predigt des Evangeliums und die Schule haben dem Leben der Kaffern im allgemeinen ein neues Gepräge gegeben. Sie haben angefangen, die Hilfsmittel der Civilisation und ihre Anwendung zu erkennen und zu schätzen. Pflüge treten an die Stelle der Hacken bei der Bearbeitung der Felder, und das hat den Erfolg, daß nicht nur bessere Ernten erzielt werden, sondern daß auch die Männer, die vormals die Ackerarbeit als unwürdig für den Mann ansahen und dieselbe den Frauen überließen, nun selbst zur Arbeit greifen und den Frauen nur die leichtere Arbeit überlassen. Das Verlangen nach besserer Kleidung und den Bedürfnissen eines civilisierten Lebens, wie die Europäer es führen, läßt junge Männer und Frauen den Arbeitsmarkt aufsuchen, da sie nur durch Arbeit das Erwünschte erlangen können. Jährlich ziehen Tausende junger Männer nach Kapstadt und Port Elisabeth, wo sie als Hafenarbeiter ꝛc. Beschäftigung finden, oder sie gehen nach Kimberley und Johannesburg, um dort in den Bergwerken zu arbeiten, und an allen diesen Orten erhalten sie eine industrielle Erziehung und lernen vieles, das sie in ihren Kraalen nicht gelernt haben würden. Sie kehren zurück in ihre Heimat, nicht nur bereichert, indem sie Ersparnisse an Geld mitbringen, sondern mit neuen Ideen, denen sie nun ihr Leben anpassen und die es ihnen unmöglich machen, in die alten Bahnen der Stammessitten zurückzufallen.

„In den Kafferlokationen haben viele Kaffern den Wert der Schafzucht erkannt und halten bedeutende Herden, durch deren Wolle jährlich Tausende von Pfund Sterling (à 20 Mark) dem eingebornen Volkswesen zufließen. Zu ihrem Ruhme muß gesagt werden, daß sie dem Räudegesetz streng nachkommen, während viele der holländischen Bauern sehr dagegen waren und sich demselben widersetzten. Andere junge Männer wenden sich dem Gewerbe zu, und in

allen Werkstätten der Schmiede, Wagner, Weber, Drucker, Spengler ꝛc. findet man neben den Europäern Eingeborne an der Arbeit, die, wenn sie auch nur die gröberen Arbeiten verrichten, doch ihren Lohn verdienen.

„Selbst der kaufmännische Sinn der Kaffern beginnt sich zu zeigen. In allen Dörfern und Städten finden sich kleine Läden, in denen die Bedürfnisse der Eingebornen feilgeboten werden. Ja es giebt sogar einige von Eingebornen geleitete Hotels, die von Farbigen besucht werden, welche Unterkunft und Verpflegung darin finden und so den Gefahren der gemeinen Wirtshäuser entgehen. In Port Elisabeth besteht auch ein Konsumverein, der nur von Eingebornen verwaltet wird.

„Auch in der Aneignung äußerer Bildung sind die Kaffern im Fortschritt begriffen. Es giebt blühende Schulen nicht nur auf den Hauptstationen der Mission, sondern auch fast überall auf den Außenstationen, so daß es für jedes Kind, auch auf den entferntesten Kraalen, möglich ist, sich die nötige Schulbildung anzueignen. Selbst auf der Hochschule in Kapstadt präsentieren sich alljährlich junge Schwarze für die Examina. Die Erkenntnis greift um sich, daß eine gute Schulbildung ein besseres Fortkommen in der Welt möglich macht, und es gelingt jetzt manchen Kaffern, in Stellungen einzutreten, die Vertrauen und Verantwortung bedingen.

„Lange Zeit waren Bibel, Gesangbuch und einzelne Schulbücher die einzige Lektüre der Kaffern; aber auch hier ist ein Fortschritt zu bemerken. Es giebt zwei Zeitungen, die von Eingebornen herausgegeben und von Schwarzen gehalten und gelesen werden. Die Schreiber, Herausgeber, Setzer und Drucker sind alle Schwarze. Auch sind etliche englische Bücher ins Kafferische übersetzt. Manche Schwarze bieten ihre Uebersetzungen den Missionsdruckereien an, die sie aber ablehnen müssen wegen Mangels an Mitteln, um die Bücher herauszugeben. Was aber geschieht, zeigt, daß der Kaffer aufgeweckt ist, und giebt Hoffnung, daß in nicht ferner Zeit er sich auch litterarisch hervorthun wird. In Betreff des Wichtigsten, der Bekehrung, ist der Fortschritt in allen Missionen zwar ein langsamer, aber ein sicherer und fortgesetzter. Alte und Junge gehen in die Kirche Christi ein und das Reich Christi nimmt von Jahr zu Jahr an Umfang zu. Hier und da ist der Erfolg wohl ein geringerer als anderswo, aber das hindert nicht das allgemeine Wachstum."

Gehen wir indes nach dem allgemein Gesagten auf die spezielle Darstellung der Missionsthätigkeit ein. Wir beschränken uns dabei auf die deutschen Missionen, die in Südafrika ihre Arbeitsstätten haben.

Die zehn Gemeinden der rheinischen Mission im Kaplande, die nun auf 15028 Seelen angewachsen sind, haben noch immer ihre Bedeutung für die Missionsarbeit unter den umwohnenden Farbigen. Namentlich auf den drei Stationen Stellenbosch, Worcester und Wupperthal dehnt sich diese Arbeit in erfreulicher Weise aus. In Stellenbosch hat sich zur Unterstützung des Missionars für diese Wirksamkeit ein Helferverein gebildet. In Wupperthal findet die Arbeit unter den Farbigen der umliegenden Bauernplätze sogar bei den Buren immer mehr Anerkennung, ja Unterstützung, obschon dieselben im allgemeinen keine Freunde der Mission sind. Werden doch von manchen Buren die Missionare zu den drei großen Plagen Südafrikas, der Dürre und der Heuschrecken, gerechnet, und das nur aus dem

Grund, „weil Japhet nicht damit zufrieden ist, in Hams Zelten zu wohnen, sondern Ham ganz hinauswerfen möchte.“ Daß die Missionare als Anwälte sich der Rechte der Farbigen anzunehmen suchen, können viele der sonst gottesfürchtigen Buren nicht verstehen.

Die rheinischen Missionsgemeinden stehen finanziell auf eigenen Füßen und haben außerdem im letzten Jahr noch Mk. 4892.50 für die Mission im Ovamboland aufgebracht. Das macht auf den Kopf des einzelnen Gemeindeglieds 32 Pf., und das in einer Zeit, wo das Kapland infolge anhaltender Dürre sich in einer drückenden Notlage befand. Die in der Kapstadt befindlichen Gemeindeglieder werden je und je von einem Missionar besucht und mit Gottes Wort bedient.

Das Arbeitsgebiet der Brüdergemeine in der Kapkolonie zerfällt in zwei Missionsprovinzen, in die westliche und östliche. In jener hat es die Mission in ihren 9 Ortsgemeinden mit einer Bevölkerung von ursprünglich hottentottischer Abkunft zu thun, wobei die Arbeit vornehmlich in der kirchlichen Gemeindepflege ihrer ca. 10 000 Christen besteht. Doch haben diese Gemeinden ihre Missionsbedeutung noch keineswegs eingebüßt und es werden Jahr für Jahr noch immer eine Anzahl von Heiden getauft. So wird in Etembeni bei Enon mit allem Eifer unter einem dort angesiedelten Kaffernstamm gearbeitet, wofür die Gemeinden so viel als möglich aufzukommen suchen. In diesen selbst aber gilt es vor allem, die Christen in das Verständnis des Christentums weiter hineinzuführen und durch Kirche und Schule darauf hinzuarbeiten, daß der sehr oberflächliche Charakter dieses Mischvolkes sich vertiefe und die ihnen anhaftende Schwäche und Haltlosigkeit unter der Zucht des Christentums je mehr und mehr sich in die Festigkeit eines christlichen Charakters wandle. Besondere Schwierigkeiten erwachsen aber auch hier den Missionaren dadurch, daß sie die auf den Reserven oder auf den Missionsländereien liegenden Gemeinden allmählich zu kommunaler Selbstverwaltung heranzuziehen haben. Denn für die Mission kann die Aufgabe, die bürgerliche Ordnung auf solchen Plätzen aufrecht zu erhalten, je nach Umständen recht große Unannehmlichkeiten im Gefolge haben. — Centrum dieser westlichen Gemeinden ist Gnadenthal (mit ca. 3000 Einw.), dessen Gehilfenschule und Lehrerseminar für das ganze Gebiet von Bedeutung ist. Wie in der Kapstadt, so gedenkt die Brüdermission auch in Port Elisabeth ihrer Arbeit an den dort wohnenden Gemeindegliedern durch Errichtung einer Station einen Stützpunkt zu geben, von wo dann die Arbeit auch auf die in erreichbarer Nähe wohnenden heidnischen Kaffern ausgedehnt werden soll.

Sehr entfernt von diesem westlichen Gebiet liegen am Keifluß und durch Kaffraria hindurch zerstreut die 10 Stationen der östlichen

Missionsprovinz. Die Arbeit besteht hier noch vorwiegend in Heidenmission, die im Segen betrieben wird. Doch ist der Fortschritt auf den ältern Kaffernstationen am Keisluß ein verhältnismäßig langsamer, da die tief eingewurzelten heidnischen Gebräuche der Kaffern schwer zu überwinden sind. Viel hoffnungsvoller ist die Arbeit unter den Kaffernstämmen weiter östlich im eigentlichen Kaffernland, wo die Gemeinden sich in stetem Wachstum befinden. Es können deshalb auch immer weitere Außenstationen angelegt werden. Leider wird hier die Arbeit sehr gestört durch die rücksichtslose Konkurrenz englischer Gesellschaften. Auch in diesem Gebiet hat die Rinderpest große Verheerungen angerichtet und die Dürre eine drohende Hungersnot hervorgerufen. Die Gemeinden dieser östlichen Missionsprovinz zählten im letzten Jahr ca. 5000 Seelen.

Der in Südafrika unter den Sulu und Betschuanenstämmen arbeitenden Hermannsburger Mission ist im letzten Jahr sehr viel Trübsal beschieden worden. Abgesehen von den das ganze Land berührenden, schon mehrfach erwähnten Heimsuchungen, die natürlich auch auf das Missionswerk ihre düstern Schatten warfen, waren es eine Reihe sich rasch folgender Todesfälle, von denen das europäische Arbeiterpersonal der Betschuanenmission schmerzlich betroffen wurde. Eine Fieberepidemie raffte nicht weniger als 12 Mitglieder des Missionskreises innerhalb von 6 Monaten hinweg. Umso tröstlicher ist das außerordentliche Wachstum des Missionswerkes gerade unter den Betschuanen, von denen sich mancherorten ganze Massen des Volkes zur Taufe drängen. Viel weniger rasch schreitet dagegen die Arbeit unter den Kaffern in Natal und im Sululand voran, wo Zauberei, Polygamie, unmäßiger Biergenuß und Nationaldünkel die Christianisierung der Sulu sehr erschweren. Doch hat die Hermannsburger Mission im letzten Jahr auf ihren 21 Sulu-Hauptstationen und 27 Außenstationen 276 Erwachsene aus den Heiden und 203 Christenkinder taufen dürfen, sodaß die Zahl ihrer Suluchristen auf 3890 angewachsen ist. In der Arbeit stehen 21 Missionare, 4 sonstige europäische Angestellte und 36 Lehrer und Katecheten.

So hart bis jetzt der Boden der Sulumission war, so scheinen nun doch bessere und hoffnungsvollere Zeiten in Aussicht zu stehen, wozu wohl auch die harten Nöte der letzten Jahre mitwirken mögen. Wenigstens melden sich nun Jahr für Jahr eine größere Anzahl Taufbewerber. Vor zwei Jahren konnten auf der Station Bethel sogar sechs Personen aus dem alten Königshause der Sulu und drei Töchter des alten christenfeindlichen Häuptlings Umlanda getauft werden. Viel Not macht dagegen die Unmäßigkeit der Sulu im Biertrinken, die mit allem Nachdruck in den Gemeinden bekämpft werden muß.

Auf der Station Hermannsburg in Natal hat zur Zeit Missionsdirektor E. Harms seinen Sitz aufgeschlagen, von wo aus er die ganze Mission leitet. Er wird auch voraussichtlich noch einige Jahre daselbst bleiben, um besonders die Verwaltung des Missionsbesitzes zu regeln und das Rechnungswesen, sowie die Heranziehung der Gemeinden zu größeren finanziellen Leistungen in die Hand zu nehmen. Unter seiner Revision zeigt sich denn auch schon eine entschiedene pekuniäre Besserung. So ist z. B. in der Sulumission durch die Anstrengungen der dortigen Christengemeinden eine Schuld von 500 Pf. (10 000 Mk.) abgetragen worden. Es wird jetzt auch daran gearbeitet, die finanzielle Lage der Missionare zu verbessern. Für die spätere Gesamtleitung der beiden großen Missionsgebiete hat man die Einsetzung eines Generalpropstes ins Auge gefaßt.

Von Bedeutung für die Mission in Natal ist vielleicht auch der Umstand, daß in dem jetzigen neugebildeten Ministerium Natals der Minister für Kaffernangelegenheiten ein entschieden gläubiger Christ und Missionsfreund ist. Welche Stellung er zu der in Südafrika so wichtigen Eingebornenfrage einnimmt, läßt eine Ansprache erkennen, die er auf einer Missionskonferenz hielt, in der er mit allem Nachdruck betonte, daß es schon in politischer Hinsicht absolut notwendig sei, daß das Christentum ungehindert freie Hand habe, seinen Einfluß auf die eingebornen Rassen auszuüben.

Von ganz außerordentlichem Erfolg ist die Arbeit der Hermannsburger unter den Betschuanen in Transvaal und Britisch-Betschuanenland. Wurden doch im letzten Jahr nicht weniger als 3038 Personen aus den Heiden und 2280 Christenkinder getauft, sodaß sich die Zahl der Gemeindeglieder auf 36 121 Seelen beläuft. Das Wachstum der Gemeinden geht hier so rasch voran, daß von den 26 Stationsgemeinden die eine über 3000, vier über 2000 und zehn über 1000 Seelen zählen. Das Heidentum hat in diesem Gebiet sozusagen den Boden unter den Füßen verloren und dem Reich Gottes sind die Thüren weit aufgethan. Umsomehr Sorgfalt erfordert nun die innere Erbauung und Befestigung der großen Gemeinden. Diese Arbeit des Ausbaus ist aber so vielseitig und mannigfaltig, daß sie nachgerade über die vorhandenen Kräfte der Missionare hinausgehen will. Einen sehr verführerischen und verderblichen Einfluß üben leider die Goldfelder von Transvaal auf die christlichen Betschuanen aus. Luxus und Vergnügungssucht greifen infolge dessen um sich und reißen manche mit sich fort. Doch finden sich schließlich viele, die sich verirrt, auch wieder zurecht. Sehr erfreulich sind dagegen die kirchlichen Beiträge, die die Gemeinden jährlich aufbringen. Selbst für die in den letzten Jahren von einer Hungersnot heimgesuchten Nama, von denen sie in

ihrem Gemeindeblatt gelesen hatten, brachten sie eine freiwillige Kollekte zusammen, ein Zeichen, daß die eingeborenen Christen gelernt haben, ihre teilnehmende Liebe auch fernerstehenden Glaubensgenossen zuzuwenden. Das genannte Gemeindeblatt Moshupa tsela wird seit ca. 7 Jahren von einem Missionar herausgegeben und wird von den Betschuanen gern gelesen.

Auf den 26 Hauptstationen (mit 59 Außenstationen) arbeiten zur Zeit 27 Missionare, denen 299 Nationalgehilfen zur Seite stehen. In den 83 Missionsschulen erhalten 5099 Schüler christlichen Unterricht. Dem reichgesegneten Werk der Hermannsburger unter den Betschuanen wolle Gott auch ferneres Gedeihen bescheren!

Eine ebenfalls sehr bedeutende Ausdehnung hat die Berliner Mission (I) in Südafrika erlangt. Ihre Arbeit erstreckt sich auf die sechs Missionsprovinzen, bezw. Synodalkreise: Kapkolonie, Oranje-Freistaat, Britisch-Kafferland, Natal, Süd- und Nordtransvaal. Zu letzterem werden auch die beiden jungen Bonyai-Stationen im Maschonaland nördlich vom Limpopo gerechnet. Das große Arbeitsgebiet ist mit 51 Hauptstationen und 125 Außenposten besetzt, auf denen 61 Missionare und 142 Nationalgehilfen im Dienst stehen. Außerdem beschäftigt die Mission noch 4 unordinierte Missionare und 14 Arbeiter für Kolonisation, Handel und Lehranstalten. Die Gesamtzahl der Gemeindeglieder beträgt nach dem neuesten Census 31 453 Seelen, wovon 15 064 abendmahlsberechtigt sind. Die Schulen sind von ca. 5900 christlichen und heidnischen Schülern besucht.

Die sieben Hauptstationen der Berliner in der Kapkolonie haben zwar auch den schweren Druck der letzten Notjahre zu spüren bekommen, aber doch nicht in dem Maße wie die fünf Gemeinden in Britisch-Kafferland, wo das äußere Elend mancherorten sehr groß war. Hier gesellte sich zu Rinderpest, Dürre und Teurung auch noch Krankheit und große Sterblichkeit. Viele heidnischen Kaffern ließen sich aber dadurch nicht demütigen und zur Buße leiten, sondern griffen zum Bierkrug, um den Schmerz über den Verlust ihres Viehes zu vergessen. Manche christlichen Familienväter sahen sich gezwungen, auf den Gold- und Diamantenfeldern Arbeit und Verdienst zu suchen. In den Gemeinden sind zwar die Lebenskräfte im Wort und Sakrament nicht vergeblich, aber die Missionare haben keinen leichten Stand gegenüber den tief eingewurzelten Sünden der Kaffern.

Für den Synodalkreis Oranje-Freistaat mit seinen 8 Stationen gehörte das Jahr 1897 zu den schwersten Jahren, die man dort seit lange erlebt. Unter der Glut der afrikanischen Sonne und der elf Monate lang andauernden Dürre erstarb alles Pflanzenleben und es gab fast überall Mißernten. Dazu brachen im äußersten

Westen des Landes Kriegsunruhen aus. Besonders nachteilig aber für die Missionsarbeit erwiesen sich die mit dem Auftreten der Rinderpest verbundenen Sperrmaßregeln; denn dadurch stockte jeglicher Handel und Wandel. Doch haben die schweren Heimsuchungen das Werk des Herrn unter den farbigen Bewohnern des hartbetroffenen Landes sichtlich gefördert.

In Südtransvaal, wo die Berliner Mission elf Hauptstationen unterhält, sind von der Regierung zwei bedeutsame Gesetze zu Gunsten der Farbigen erlassen worden. Das eine betrifft das Verbot des Spirituosenverkaufs an Farbige, das andere bietet den Eingebornen, die bereits einen genügenden Grad von Selbständigkeit erlangt haben, die Möglichkeit, ihren Kindern durch Erbschaftsregulierung den Besitzstand gesetzlich zu sichern. Letzteres Gesetz bildet ohne Zweifel einen bedeutsamen Fortschritt auf dem Wege zur Gleichstellung der Farbigen mit der weißen Rasse und findet darum auch viel Opposition. Ob es aber wirklich zur praktischen Durchführung dieser Gesetze kommen wird, ist allerdings noch fraglich, da fast alle derlei gesetzlichen Bestimmungen in jenem Lande einfach umgangen werden. So gelingt es z. B. der gewissenlosen Spekulation geldgieriger Schnapshändler — in dem bekannten Johannesburg sind es meistens russische Juden — trotz des Schnapsverbots die Farbigen in ihre Falle zu locken.

Einen kräftigen Aufschwung hat das Missionswerk auf den Nord-Transvaalstationen Mphome und Leschoane genommen. Hier haben die Notstände des letzten Jahres mit ihren grausigen Scenen die Herzen der Heiden vielfach mürbe gemacht. Zugleich haben dieselben einen tiefen Eindruck von der selbstlosen, suchenden Liebe des Missionars empfangen. Er genießt deshalb seitdem ein größeres Vertrauen unter ihnen und die Zahl der Katechumenen hat bedeutend zugenommen. Auch am Letebafluß, unter dem Stamme der Mosutle, früher dem finstersten und grausamsten aller Völker in dieser Gegend, beginnt es sich zu regen. Ebenso ist die Arbeit an den sogenannten Baalpeusen im Stationsgebiet Malokong sehr hoffnungsvoll. Es scheint nun die Stunde für dieses verachtete Volk geschlagen zu haben und es dehnt sich die Arbeit bereits über einen großen Teil jenes Tieflandes aus bis zu einer Entfernung von vier Tagereisen von der Station entfernt, sodaß dieselbe der kräftigen Unterstützung und Förderung durch einen zweiten Missionar bedarf.

Die im äußersten Norden der südafrikanischen Republik zwischen dem Limpopo und seinem rechten Nebenfluß, dem Levuvu, betriebene Mission unter den Bawenda hat jetzt das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens hinter sich. Es sind 25 Jahre herber, entsagungsvoller Arbeit und großer Verluste und dabei scheinbar geringer Er-

Folge. Auch die letztjährigen Zuchtruten Gottes haben in dem Bawendavolk keine sichtbare Umkehr zu stande gebracht. Zwar als das Land von Hunger und Fieber heimgesucht wurde, da war es still ringsum in den Kraalen und aller heidnische Lärm war verstummt; aber jetzt, nachdem die größte Not vorüber ist, hört man wieder auf den Bergen den Ton der Trommel, der die Heiden zum Tanze ruft, und das alte Heidentum hebt das Haupt mächtig empor. Doch hat sich in dieser Zeit eine merkliche Wandlung in ihrer Anschauung zu Gunsten des Evangeliums vollzogen. Die Missionare werden nicht mehr wie früher als Eindringlinge und Fremde betrachtet, sondern als Freunde, die selbst während der Kriegsunruhen sicher im Lande wohnen dürfen. Wie schwer aber Gottes strafende Hand auf ganz Nordtransvaal im letzten Jahr ruhte, läßt sich aus der Thatsache ermessen, daß in dem einen Distrikt ein Drittel der gesamten Bevölkerung infolge von Entkräftung und Fieber dahingerafft wurde.

Auch drüben über dem Limpopo im Maschonaland ist die Arbeit auf den beiden Bonyai-Stationen Gutu und Tschibi noch immer eine Saat auf Hoffnung und die Aussicht auf baldigen Erfolg schwach. Zudem ist man zum Teil noch mit dem Ausbau der Stationen, mit der Anlage von Gärten und Wasserleitungen beschäftigt. Es ist dies auch ein Gebiet, wo häufige Fieber die Arbeitskraft der Missionare beständig schwächen. Selbst das gefürchtete Schwarzwasserfieber, das in West- und Ostafrika so viele Opfer fordert, scheint hier nicht selten aufzutreten. Auch die Kriegswirren der letzten Jahre haben das Missionswerk vielfach gehemmt. Dagegen hat die Regierung in den Landesteilen, die vom Krieg verschont blieben und soweit ihr Arm reicht, jetzt geordnete Verhältnisse eingeführt. Hiezu gehört u. a. die Einsetzung von Kommissionen für die Eingebornen, wodurch eine geordnete Rechtspflege möglich wird. Außerdem hat die Regierung angeordnet, daß die früher in den wilden Gebirgsschluchten zerstreut wohnenden Eingebornen sich nun in der Ebene in größeren Dörfern zusammenziehen sollen, wodurch es der Mission bedeutend erleichtert wird, Heidenpredigt unter ihnen zu treiben. Die Berliner Mission hofft denn auch, durch den Eintritt von zwei weiteren Missionaren die Arbeit in diesem nördlichsten Gebiet nachhaltiger denn bisher betreiben zu können. Und wenn man auch vielleicht noch eine Zeitlang auf die ersehnten Erstlingsähren der ausgestreuten Saat wird warten müssen, so ist doch zu hoffen, daß auch hier zu seiner Zeit eine Ernte heranreifen wird.

b) Neuestes und Vermischtes.

China. Die rheinische Mission in der chinesischen Provinz Kanton, die im vorigen Jahr wie die Basler ihr 50jähriges Jubiläum feiern durfte, hat sich in der letzten Zeit sehr erfreulich entwickelt. Sie steht jetzt unter dem Wort: „Uns ist eine große Thür aufgethan," aber es heißt auch: „Und sind viele Widersacher da." Gott hat augenscheinlich Japan dazu gebraucht, die Chinesen zu demütigen und sie dadurch zur Annahme des Evangeliums williger zu machen. Jedenfalls ist der in letzter Zeit eingetretene Umschwung gegen früher sehr auffällig. Fast jede Post aus China berichtet über neue Ortschaften, aus denen sich zum Teil recht bedeutende Scharen zur Taufe melden. Aber ebenso hat jede neue Post auch von neuen Gewaltthätigkeiten der Römischen zu berichten, die in brutaler Weise gegen die Evangelischen vorgehen, und das im Vertrauen auf den mächtigen Schutz des französischen Konsuls. Es ist vielleicht deshalb für die wegen solchen Vorgehens der Römischen immer wieder nötigen Auseinandersetzungen mit den Behörden gut, daß Deutschland jetzt durch die Besetzung von Kiautschau mehr Ansehen bei den Chinesen gewonnen hat. Wegen der erfreulichen Bewegung, die sich an verschiedenen Punkten des rheinischen Missionsgebiets in den letzten Jahren kundgiebt und infolge deren sich die Zahl der Christen innerhalb zweier Jahre fast verdoppelt hat, ist die Mission daran, ihr bisheriges Arbeitsgebiet möglichst auszudehnen. Es sind deshalb zwei neue Stationen geplant, von denen die eine von Miss. Genähr in Taiping erbaut wird und zwar an demselben Orte, wo schon sein Vater vor 50 Jahren eine solche anlegte. Die andere Station wird voraussichtlich in der Gegend von Kangpui errichtet werden. Demgemäß ist auch das europäische Arbeiterpersonal verstärkt worden, sodaß die rheinische Mission jetzt 10 Missionare und 2 Missionarinnen auf ihrem chinesischen Arbeitsfelde stehen hat.

Was aber das Treiben der französisch-römischen Mission in der Kanton-Provinz betrifft und womit zum Teil die Bewegung der dortigen Bevölkerung zu Gunsten der evangelischen Mission zusammenhängt, so berichtet darüber Miss. Rieke: „Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß die verkommensten Subjekte des chinesischen Volkes sich den römischen Priestern anschließen, um unter französischem Schutz ihr Unwesen treiben zu können. Die Folge davon ist, daß viele Einwohner, zum Teil ganze Dörfer sich uns anschließen wollen, weil sie hoffen, daß sie als evangelische Christen Schutz vor den Ungerechtigkeiten der sogenannten „französischen Unterthanen" finden werden. Die Gehilfen der Römischen gehen von Dorf zu Dorf und

ſagen den Leuten, ſie ſollten doch katholiſch werden; dann ſeien ſie franzöſiſche Unterthanen und niemand könne ihnen etwas anhaben; ſie brauchten dann weder den Mandarin noch ſeine Soldaten zu fürchten; hätten ſie eine Streitſache, ſo würde der Prieſter ſich für ſie verwenden. Hat nun irgend ein Chineſe, ſei es bei der Regierung oder bei ſeinen Landsleuten, etwas auf dem Kerbholz, ſo wird er raſch katholiſch und niemand wagt, ihn anzurühren."

So erfreulich es nun iſt, daß die evangeliſche Miſſion infolge deſſen für alle beſſeren Elemente der chineſiſchen Bevölkerung eine umſo größere Anziehungskraft ausübt, ſo liegt doch auch eine nicht geringe Gefahr in der dadurch hervorgerufenen Bewegung. Denn ſo lange die Leute ſcharenweis ſich der evangeliſchen Miſſion anzuſchließen ſuchen, um vor den Vergewaltigungen der Römiſchen geſichert zu ſein, iſt große Vorſicht nötig. Dieſe laſſen denn auch die rheiniſchen Miſſionare gegenüber ihren zahlreichen Taufbewerbern walten und in dieſem Sinn ſchreibt auch Miſſ. Rieke: „Wir wollen nach Kräften Buße und Bekehrung predigen und die Leute auf Chriſtum hinweiſen, der da geſagt hat: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Dann wird es mit der Zeit ſich ſchon herausſtellen, was echt und was unecht iſt." (Rhein. Miſſ.Ber. Nr. 6.)

Dieſe Bewegung beſchränkt ſich aber nicht nur auf das rheiniſche Miſſionsgebiet, ſondern es wird auch eine ſolche neuerdings vom Basler Miſſionar Schultze im entfernten Nordoſten der Kanton-Provinz, im Gebiet der Basler Station Kayintſchu gemeldet. Dieſelbe tritt in einem ſolchen Umfang auf, daß der Berichterſtatter unter dem Eindruck ſteht, als ob China erwache. Schon Anfang Januar ſtellten ſich aus dem großen Markte Sin pu li im Tſchin phin-Kreis zahlreiche Gruppen von Leuten ein mit dem Geſuche, in ihrer Heimat ein Predigtlokal zu eröffnen. Viele ihrer Stammesgenoſſen ſeien bereit, Chriſten zu werden. Briefe mit Lobeserhebungen über die Jeſuslehre, Geſuche um Bücher und Belehrung liefen ein. Auf der Außenſtation Len thong ha ſtrömten ſo viele Heiden, zum Teil aus weiter Ferne, zum Gottesdienſt zuſammen, daß die kleine Kapelle ſie nicht zu faſſen vermochte. Unter den Beſuchern fanden ſich auch manche aus den höheren Ständen.

In Tſchin phin, wo Miſſ. Schultze Taufunterricht erteilte, meldeten ſich über 80 Perſonen zur Taufe. Eine Anzahl davon wurden vorderhand zurückgeſtellt, die übrigen aber — 40 Erwachſene und 11 Kinder — am 6. März getauft. Schon in aller Frühe rückten die Gottesdienſtbeſucher an. Als Verſammlungslokal diente eine große Ahnenhalle, die ein angeregter Heide dazu hergab. In und vor derſelben drängten ſich etwa 1000 Menſchen zuſammen. Nach dem

Vormittagsgottesdienst gaben 434 Personen ihre Namen zu Papier, als solche, die willens seien Christen zu werden. Da waren Leute von der Fukien-Grenze, viele Stunden nördlich von Tschin phin, andere vom äußersten Osten hergekommen. Etliche Hunderte blieben noch bis zum Nachmittagsgottesdienst und wohnten der Taufhandlung an. Den Schlußakt bildete eine Art von Ratsversammlung der Neugetauften und Häupter der Erweckten, in der der Beschluß gefaßt wurde, eine 300 Personen fassende Halle mit vier anstoßenden Zimmerchen als Gottesdienstlokal für fünf Jahre zu mieten. Ferner wurde beschlossen, Geldbeiträge zu zeichnen, um mit der Zeit eine Kapelle zu bauen.

Am folgenden Tag wurde auch im Sin pu li-Markt ein Laden gemietet und zu einem Gottesdienstlokal eingerichtet. Bei der Eröffnung desselben hörten unter großem Andrang Hunderte zwei Stunden lang den Ansprachen zu. — Infolge dieser Vorgänge gewann die Basler Mission mit einem Male an drei Orten neue Predigtplätze und an zwei derselben gleich je ein neues Gemeindlein. Auch in der Gelehrtenstadt Kayintschu, „dem Herz des Hakka-Landes", wo der Boden bis jetzt sehr hart war, beginnt es sich zu regen.

So weit die Thatsachen. Aber welches sind nun die Beweggründe dieser so unerwartet auftretenden Bewegung? Miss. Schultze giebt folgende an:

1. Erstlich herrscht im ganzen Tschin phin-Distrikt eine hochgradige Erbitterung gegen die Katholiken. Dieselbe ist nicht ganz unberechtigt. Die Anhänger des Katholicismus finden nur zu leicht in allerlei Prozeßangelegenheiten thatkräftige Unterstützung bei ihrem Priester. Nun mögen manche hoffen, mit Hilfe des Missionars den Priester kalt zu stellen, mindestens im Anschluß an die deutschen Missionare einen Gegendruck ausüben zu können.

2. Das Volk seufzt unter dem willkürlichen Regiment einer bestechlichen, parteiischen, ungerechten und saumseligen Rechtspflege. Im Missionar hoffen die bedrängten Leute einen Sachwalter gegenüber ihren Gerichten zu erhalten.

3. Weite Kreise des Volkes stehen unter dem Eindruck, daß China über kurz oder lang den Westmächten zur Beute fallen wird und da kalkulieren sie: je früher man sich den Fremden anschließe, desto besser. „Uns ist es einerlei, wer uns regiert, wenn wir nur in Ruhe unsern Reis verzehren können." Sie wollen, wie weiland Christophorus, dem stärksten Herrn dienen.

4. Hiemit berührt sich die Ueberzeugung vieler, daß es mit den Götzen und der Geomantie nichts sein müsse, da sich beides nicht bewähre, sich den Ausländern gegenüber machtlos erweise. „Ihr Gott

iſt mächtiger; ihr Glaube iſt vernünftiger; ihre Religion iſt die beſte, darum hat ſie den größten Erfolg.“ — Solche und ähnliche Reden kann man je und dann hören. Man nehme dazu das verblüffende, thatkräftige Auftreten Deutſchlands und die vielen umgebotenen Gerüchte von der Führerrolle, welche Deutſchland bei der Wiedergeburt Chinas zu ſpielen gedenke; von den vielen ausländiſchen Kriegsſchiffen, die ſich da und dort an der Küſte zeigen; von beabſichtigter Teilung Chinas durch die Weſtmächte u. ſ. w., und man wird leicht verſtehen, wie all dieſe Faktoren darauf hinwirken, ganze Bevölkerungsſchichten in Bewegung zu bringen. Ein Vorſpiel davon, wie die religiöſe Idee mit politiſcher Tendenz verknüpft werden kann, hat die Taiping-Rebellion ſeiner Zeit geliefert. Möglich iſt es immerhin, daß es in Gottes unerforſchlichem Ratſchluß liegt, durch politiſche Umwälzungen das gewaltige Volk mit einem Schlage einer neuen Zukunft, ja dem Chriſtentum entgegen zu führen. Darum iſt auch zu hoffen,

5. daß ſich in dieſer Bewegung trotz allen mitunterlaufenden unlauteren Beweggründen ein Verlangen der Volksſeele nach Wahrheit, nach Erlöſung im tieferen Sinne kund thut, und daß es gewiß ſolche unter dem großen Haufen giebt, die aus redlichem Heilsverlangen und aus innerer Ueberzeugung nur um des Evangeliums ſelbſt willen kommen, um ſo ihrer Seelen Seligkeit zu ſchaffen.

Es wird ſich jetzt nur darum handeln, daß die Basler Miſſion in ſtand geſetzt wird, von Kayintſchu aus dieſes neue Arbeitsgebiet mit allem Nachdruck zu bearbeiten, da und dort Kapellen zu bauen und Brennpunkte zu ſchaffen. Denn es wird ihre nächſte Aufgabe ſein, die Angeregten ſo viel als möglich unter den direkten Einfluß des Wortes Gottes zu bringen, um ſo allmählich eine Sichtung und Klärung herbeizuführen.

Uganda. Der Aufſtand der ſudaniſchen Truppen, der für ganz Uganda eine ernſtliche Gefahr in ſich ſchloß, iſt glücklich niedergekämpft. Nachdem die Meuterer ſich lange in Fort Luba (vgl. Miſſ. Mag. S. 131) gehalten hatten, entrannen ſie über den Nil nach Uganda und von da nordwärts in der Richtung nach Bunyoro, wo ſie ſich am Kioga-See verſchanzten. Hier wurden ſie von den Regierungstruppen am 23. Februar angegriffen und geſchlagen. Viele kamen dabei um; die Ueberlebenden flüchteten ſich nordwärts. Ihre Weiber und Kinder wurden gefangen genommen. Glücklicherweiſe haben ſich die übrigen Sudaneſen in den verſchiedenen Garniſonen Ugandas ruhig verhalten. Der Aufſtand hat indes manches Menſchenleben gekoſtet: 7 Europäer (darunter Miſſ. Pilkington), über 300 Baganda-Chriſten, ca. 100 Suahili und 20 Indier. Auf die im Feld befind-

lichen Baganda-Chriſten hat das Kriegsleben keinen guten Einfluß ausgeübt. Auch ſind viele Kapellen in Uganda eingeäſchert und die Gemeinden verſprengt worden. Ebenſo hat die Erhebung von König Muanga viel Verwirrung angerichtet. Uebrigens ſollen (nach dem deutſchen Kolonialblatt vom 1. Juli) neuerdings wieder Unruhen in Bunyoro ausgebrochen ſein. Auch ſoll Muanga die Offenſive wieder aufgenommen haben und in der weſtlichen Hälfte von Uganda Plünderungszüge unternehmen.

Indien. Die indiſche Beulenpeſt hat im April d. J. in Bombay nachgelaſſen. Die Miſſionare ſehen hierin eine Erhörung der gemeinſamen Gebete in der Kathedrale zu Bombay. Die faſt durchgängige Verſchonung der eingebornen Chriſten in Bombay iſt ſelbſt den Heiden aufgefallen. Die aufopfernde Liebesarbeit der Miſſionare und der europäiſchen Krankenpfleger, von denen manche der Seuche zum Opfer fielen, wird zwar von verſtändigen Eingebornen anerkannt, aber die große Menge ſteht infolge ihrer Unwiſſenheit den Geſundheitsmaßregeln der engliſchen Regierung grollend gegenüber. Neuerdings iſt die Peſt plötzlich in der übervölkerten Hauptſtadt Kalkutta ausgebrochen. (Leipz. Miſſ.-Bl.)

Britiſch-Nordamerika. In die Arbeit unter den Indianern von Klondyke, dem neueſten Goldbezirk am obern Yukon, iſt nun auch die engliſch-kirchliche Miſſion eingetreten. Ebenſo iſt je ein Miſſionar in Circle City und Fort Yukon in Alaska ſtationiert worden. In Klondyke waren im Frühjahr gegen 100 000 Goldgräber erwartet.

Noch nördlicher liegt die Herſchel-Inſel, wo ſich zwei Miſſionare neuerdings niedergelaſſen haben, um unter den Eskimo der Mackenzie-Bai zu arbeiten. Es iſt dies ein höchſt ödes, baumloſes Eiland unter dem 70. Grad n. Br., das neun Monate lang von Eis umſtarrt und während des kurzen Sommers von ſchwimmenden Eismaſſen umgeben iſt. Aber es iſt für das Miſſionswerk wichtig, da der Handelsverkehr viele Eskimo dahin führt. (Church. Miss. Intell.)

Berichtigung. Statt 1500 Fr. auf Seite 303, Z. 6 v. u. ſoll es heißen: 500 Fr.

Bücheranzeige.

Schneider, H. G. **Die gute Botschaft.** Missionstraktate der Brüdergemeine. Nr. 9. Eine Magd des Herrn. Herrnhut, Missionsbuchhandlung. 60 Pf.

Ein in warmen Farben gezeichnetes Lebensbild der Missionsfrau Hansine Hinz, geb. Fogdal, der zwar nur ein sehr kurzes Tagewerk in der grönländischen Mission der Brüdergemeine vergönnt war, deren Lebensgang aber umso erbaulicher und voll ergreifender Momente ist. Dazu gehören u. a. auch die besonderen Umstände, unter denen sie nach dem Untergang ihres Schiffes, das von den Eisschollen zertrümmert, mit aller Fracht in die Tiefe des Meeres versinkt, die grönländische Küste und schließlich nach allerlei Gefahren und Strapazen ihre Station Lichtenau erreicht. Auch hat es der Verfasser verstanden, gelegentliche Streiflichter auf die Einrichtungen der Brüdergemeine und das Missionsleben an der Küste Grönlands fallen zu lassen, die nicht nur dem Lebensbild als Einrahmung dienen, sondern auch dem Leser wertvoll sind. Der Preis des mit zwei hübschen Bildern und gutem Druck ausgestatteten Schriftchens ist ausnehmend billig. Es ist besonders für Frauenvereine und Familienkreise eine sehr zu empfehlende Lektüre.

Steinecke, O. **Georg Müller,** Prediger zu Bristol. Ein Abriß seines Lebens und eine Auswahl seiner Reden. Zur 200jährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. Mit 7 Abbildungen und einem Faksimile. Halle a. S. R. Mühlmann. Mk. 2.50.

Ueber das Glaubenswerk des in hohem Alter entschlafenen Gottesmannes G. Müller haben in letzter Zeit nicht nur alle christlichen Blätter berichtet, sondern auch die Tagespresse hat seiner in anerkennender Weise vielfach gedacht. Umso erwünschter wird es daher für viele sein, in dem vorliegenden Buche ein treu und präzis gezeichnetes Lebensbild von ihm zu erhalten. Zugleich gewähren seine Reden einen Einblick in die treibende Kraft, aus der heraus seine umfangreichen Glaubens- und Liebeswerke hervorgingen.

Studenten-Konferenz, die zweite christliche der deutschen Schweiz in Aarau, 14.—16. April 1898. Basel. A. Geering. 50 Cts.

Der Bericht über dieselbe enthält nach einem einleitenden Wort über ihren Zweck vier gehaltvolle, gediegene Referate, und zwar 1) von Lic. Ed. Riggenbach über: „Der wahre Weg zur Gewißheit des Glaubens." (1 Kor. 1, 18—31); 2) von Dr. P. Gruner über „Naturwissenschaftliche Weltanschauung;" 3) von Prof. F. Barth über: „Unsere Aufgabe gegenüber den gebildeten Zeitgenossen." (Apstgesch. 17, 22—31); 4) von Prof. Dr. v. Orelli über: „Christliche Studentenfreundschaft."

In der Buchhandlung der Berliner Missionsgesellschaft (Berlin NO. 43) sind erschienen:

Richter, J. **Evangelische Mission im Nyassa-Land.** Mit Karten u. Bildern. 2. Aufl. 1898. geb. Mk. 2.80.

Die Nyassa-Länder mit ihrer wichtigen Bedeutung für die Kultur- und Missionsbestrebungen in Central-Afrika haben durch den bekannten Herausgeber der „Evangelischen Missionen" in vorliegendem Buche eine sachkundige und zuverlässige Darstellung erfahren. In der 2. Auflage ist die Entwicklung jener Gebiete während der letzten Jahre bis auf die Gegenwart fortgeführt und man erhält dadurch ein wahrheitsgetreues, umfassendes Bild von den dermaligen

Verhältnissen. Zugleich ist der erste Teil des ursprünglichen Werkes gänzlich umgearbeitet und führt dem Leser prächtige Landschaftsbilder aus jener Zone vor Augen. Das Buch ist deshalb allen Missions- wie Kolonialfreunden, die sich eine gründliche Kenntnis über die dortigen englischen, schottischen und deutschen Missionen, sowie über die umfangreichen Kulturbestrebungen verschaffen wollen, dringend anzuempfehlen.

— **Die neueste Geschichte des Nyassa-Landes.** Mit drei Bildern und einer Karte. eleg. broch. 80 Pf.

Ein Separatabdruck des letzten Teils des vorigen Werkes, der besonders denen wertvoll sein wird, die die 1. Auflage desselben besitzen und denen damit die erwünschte Ergänzung geboten ist. Das Schriftchen erzählt nach authentischen Quellen, wie sich jenes Land in ungeahnter Schnelligkeit entwickelt hat, wie seitdem eine geordnete Verwaltung eingeführt und Pflanzungen angelegt worden sind, wie sich die englischen Missionen daselbst ausgebreitet haben und zehn deutsche Missionsstationen am Nordende des Sees gegründet worden sind.

Karte vom Nyassa-Gebiet mit Angabe der vorhandenen Missions- und Handelsstationen. 40 Pf.

Ein prächtiges farbiges Kärtchen, das sauber ausgeführt ist und gut orientiert.

Kühne, Käthe. **Tagebuchblätter,** beschrieben während der Jahre 1891—1895 in Südafrika. 2. Aufl. broch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Eine Missionslehrerin schildert in diesen Blättern in anmutiger Weise, was sie in Südafrika und auf ihrer Reise dahin gesehen und erlebt hat. Besonders für Frauenvereine eine sehr ansprechende Lektüre.

Gründler, W. **Geschichte der Bawenda-Mission** in Nord-Transvaal. Mit zahlreichen Bildern und einer Karte. broch. Mk. 1. | geb. Mk. 1.50.

Ein Einzelbild aus dem großen Werk, das die Berliner Mission vor 37 Jahren in Transvaal begonnen hat. Die geschichtliche Darstellung der Kämpfe und Schwierigkeiten auf diesem eigenartigen Arbeitsfelde ist ganz dazu angethan, die Teilnahme für dasselbe zu wecken.

Voskamp, C. J. **Zerstörende und aufbauende Mächte in China.** 80 Pf.

Das schön ausgestattete Schriftchen giebt eine Fülle von interessanten, charakteristischen Zügen aus dem chinesischen Volks-, Religions- und Staatsleben. Was der Verfasser von zerstörenden Mächten anführt, ist zwar nicht gerade neu, aber in interessanter Weise gesagt. Im zweiten Teil werden hauptsächlich Züge aus dem Missionsleben mitgeteilt. Schade, daß der Text nicht in Abschnitte zerlegt und übersichtlich gruppiert ist. Das Schriftchen hat uns großes Interesse abgewonnen.

Brune, B. **St. Paulus als Missionar.** Vortrag, gehalten am 20. Jan. 1896 vor den Missionaren der Synode Oranje-Freistaat. 50 Pf.

Eine gründliche Studie, die aus der Feder eines in der praktischen Missionsarbeit stehenden Missionars geflossen, besonders für Missionare lehrreich und anregend ist.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Götzen, Masken und Kostüme der Tolango-Leute in Kamerun.

Das Wachstum der Basler Mission
und die daraus entspringenden Bedürfnisse.

Von Missionssekretär Würz in Basel.

I.

Allenthalben ist die evangelische Mission in kräftiger Ausdehnung begriffen. Bald stellt ihr der Gang der Weltgeschichte mit einem Schlag neue große Aufgaben, bald ist es die einst klein begonnene Arbeit auf den längst besetzten Gebieten, die sich nach dem Gesetz des Senfkorns ausdehnt und nach verstärkten Arbeitskräften ruft. In beidem erkennen wir die Hand des großen Gottes, der seinen Heilsplan über die Menschheit der Vollendung entgegenführt.

Die Basler Mission hat an diesem allgemeinen Fortschritt ihren schönen Anteil. Sie hat es zwar nicht eilig mit dem Angreifen neuer, von den bisherigen Arbeitsfeldern getrennter Gebiete; die Uebernahme Kameruns im Jahr 1886 ist in Jahrzehnten der einzige Schritt dieser Art bei ihr gewesen. Aber auf den einmal in Angriff genommenen Gebieten wird sie durch mannigfache Umstände Schritt für Schritt vorwärts geführt.

1. Die letzten zehn Jahre bieten hiefür reichliche Beispiele.*)

Die Zahl der Hauptstationen hat sich vom 1. Januar 1888 bis 1. Januar 1898 um ein Viertel, nämlich von 45 auf 56, vermehrt. Fast jede der 11 neuen Stationen bedeutet eine namhafte

---

*) Man könnte ebensowohl sagen: Die letzten vierzig Jahre. Vgl. die Statistik auf der nächsten Seite.

Erweiterung des betreffenden Arbeitsfeldes über seine alten Grenzen hinaus.*)

Wie ist die Mission zu diesen neuen Stationen gekommen?

Wir suchen diese Frage für neun Stationen kurz zu beantworten, indem wir über die Zerlegung der Doppelstation Tschonghongkang-Longheu (China) in zwei selbständige Stationen und über die Wiederaufnahme des als Trümmerhaufen von den englischen Baptisten überkommenen Bonaberi (Kamerun) hinweggehen.

Moilim in China erhielt 1889 einen eigenen Missionar. Es war 1875 in Berührung mit der Mission gekommen, scheinbar durch einen Zufall. Leute aus dem Kreis Lukfung — sie hatten durch einen Kolporteur aus Swatau Neue Testamente erhalten — pilgerten, weil zum Hakka-Stamme gehörig, nach Nyenhangli zu den Basler Missionaren und kamen durch Moilim. Auch der Missionar, der darauf einen Besuch in Lukfung machte, kehrte in Moilim ein. Einige Leute wurden angeregt, und von da an wurde je und je in Moilim gepredigt. Seit 1877 gab es dort eine Christengemeinde; auch in Orten der Umgegend fand die Mission Eingang. Damit wuchsen aber die Anforderungen, die Moilim an das neun Stunden entfernte Nyenhangli stellte, und die Schwierigkeit, ein Gebiet mit 100—120000 Einwohnern aus solcher Entfernung gehörig zu bearbeiten, machte sich immer fühlbarer; wurde doch berechnet, daß ein Missionar, der alle Orte dieses Gebietes auch nur einmal besuchen wollte, hiezu zwei Jahre nötig hätte. Hier wurde eine neue Station einfach durch die Ver-

*) Die Entwicklung der Basler Mission seit 1858 wird durch die folgende Statistik veranschaulicht.

Die Jahresberichte verzeichnen:

Am 1. Januar des Jahres	Hauptstationen	Außenstationen	Europ. Missionare, ohne Beurlaubte und Frauen	Eingeborene christliche Missionsarbeiter	Gemeindeglieder	Schüler	Aufwand der Generalkasse im Vorjahr
1858	20	ca. 40	57	88	2551	2649	Fr. 555000 (Mk. 444000)
1868	30	ca. 70	87	175	5245	3060	„ 846000 („ 677000)
1878	33	123	106	279	11271	4161	„ 928000 („ 742000)
1888	45	254	123	542	20031	8513	„ 992000 („ 794000)
1898	56	426	182	984	36315	17285	„ 1514000 („ 1211000)

hältnisse gefordert, und ihre Gründung wurde durch einen bereits vorhandenen günstigen Bauplatz wesentlich erleichtert.

Kamerun hat außer Bonaberi noch sechs neue Stationen erhalten.

Durch schwarze Händler von der Küste war das Christentum noch zur Baptistenzeit in Abo bekannt geworden und hatte in der Stadt Mangamba eine Anzahl Anhänger gewonnen, die sich um Josef Koto scharten. Koto, dem die Bewegung über den Kopf wuchs, rief die Basler Missionare herbei. Und als diese einmal in Mangamba waren und anfingen, den von da und dorther kommenden Bitten um Besuche und Belehrung zu willfahren, da begann ihnen die Arbeit so unter den Händen zu wachsen, daß vom Verlassen Mangambas nicht mehr die Rede sein konnte. Seit 1889 ist Mangamba Station. — Sechs Jahr später erhielt es eine Tochterstation. Schon 1893 war die erste Predigt- und Entdeckungsreise nach dem Hochland unternommen worden, dessen Berge man vom Missionshaus in Mangamba erblickt. Die freundliche Aufnahme bei Häuptling und Volk von Nyasoso und die Aussicht, von hier aus weiter unter den Volksstämmen des gesünderen Hochlands arbeiten zu können, während die Mission an der Küste so entsetzlich unter dem mörderischen Klima litt, machte auch hier eine dauernde Niederlassung fast selbstverständlich.

Eben um des gefährlichen Küstenklimas willen erschien, noch ehe von Nyasoso die Rede war, die Gründung einer leicht zugänglichen Erholungsstation als dringendes Bedürfnis. Buea am Kamerunberg, 900 Meter über Meer und dabei von Viktoria in einem Tag zu erreichen, war hiefür der gegebene Ort, zugleich der natürliche Mittelpunkt für die Bakwiri-Mission. Schon stand in Buea ein kleines Wohnhaus, als 1891 Krieg ausbrach, in welchem Stadt und Haus zerstört wurde. Seit 1895 ist Buea von neuem besetzt.

In Manye im südlichen Kamerun, nahe der Mündung des Sanaga, hatte Basel von den englischen Baptisten eine kleine Christengemeinde übernommen. Sollte Manye nicht ein verlorener Posten bleiben und sollte die Predigtgelegenheit sowohl um Manye her als unter den Bakoko, durch deren Gebiet man reisen mußte, gehörig benützt werden, so war am Sanaga eine eigene Station nötig, und dies um so mehr, da man mit der Möglichkeit einer

römischen Invasion zu rechnen hatte. Als Ende 1890 die römischen Missionare kamen und sich trotz Gegenvorstellungen ebenfalls am unteren Sanaga niederließen, war schon der Grund und Boden für die neue Station erworben und das Haus, fertig gezimmert, in Europa bestellt; 1892 wurde Lobethal gebaut. — Vom Sanaga wird einmal eine Hauptstraße ins Innere des südlichen Kamerun führen. Der Ausgangspunkt ist Edïe an den herrlichen Sanaga-Fällen, mit dem Motorboot eine Tagesfahrt stromaufwärts von Lobethal. So richteten sich auch die Blicke der Mission von selbst auf Edïe, und als ihr 1895 ein freundlich gesinnter Kaufmann ein prächtiges Grundstück schenkte, gab dies zur Stationsgründung den Anlaß.

Von Bonaberi zogen sich Außenstationen mit wachsenden Gemeinden drei Tagereisen weit am Mongo-Strom hinauf; ein schwer zu bedienendes Arbeitsfeld, besonders als sich auf den entferntesten Posten, unter dem Stamme der Balong, außerordentliche Empfänglichkeit zu zeigen begann. Es war wie bei Moilim; die Mutterstation mußte entlastet, Balong nachhaltiger bearbeitet werden. Dies ist die Vorgeschichte der jüngsten Station in Kamerun, des noch in der Gründung begriffenen und doch schon von Tochtergemeinden umgebenen Bombe.

Endlich ist die Mission auf der Goldküste zu zwei neuen, ausgedehnten Stationsgebieten gekommen.

Schon ums Jahr 1880 kamen von Abokobi und Christiansborg aus zuerst schwarze Prediger, dann Missionare auf Predigtreisen in den Westen, ins Gebiet von Fante und Agona. In der schönen Stadt Kwanyako und anderwärts fand man gute Aufnahme. Kwanyako erhielt 1883 einen eingeborenen Lehrer. Zeitweilig ließ sich auch ein Missionar in dem neuen Gebiet nieder. Im Jahr 1890 waren 11 Orte mit Eingeborenen besetzt; Gemeindeglieder zählte man 455; es war klar, daß das Gebiet nicht mehr von dem zwei Tagereisen entfernten Christiansborg aus bedient werden konnte. Aber erst 1893, nach langwieriger Ortswahl, wurde in Nsaba, im Mittelpunkt der Landschaften Fante, Agona, Kotoku 2c. ein Missionshaus gebaut.

Im Anfang des Jahres 1896 eroberten die Engländer Kumase, die Hauptstadt von Asante. Es war 22 Jahre seit der Befreiung der Missionare Ramseyer und Kühne aus vierjähriger

Gefangenschaft in Kumase. Noch stand Ramseyer mit seiner tapfern Frau in Abetifi, dem äußersten Vorposten der Basler Mission gegen das verschlossene Asante, und wartete, bis sich das Land seiner Gefangenschaft für das Evangelium öffne. Und als es mit einem Schlage offen stand und der britische Gouverneur selbst ihn einlud, die Mission hier zu beginnen, da stand es Ramseyer fest, daß er nun schleunigst von Kumase Besitz zu ergreifen habe, und wer wollte es ihm verdenken! Seit Mitte 1896 ist Kumase dauernd besetzt.

Die Mission hat sich nicht zu schämen, wenn in manchen dieser Neugründungen ihr Ausdehnungstrieb zu Tage tritt, womit sie das Evangelium so weit tragen will und soll, als sie kann. Aber (und das wollten wir hier zeigen) es hat sich auch die Hand Gottes darin gezeigt, durch welche die Mission zur Erweiterung ihrer Gebiete geführt, ja oft gezwungen wurde. Der Gelegenheitsbesuch in Moilim, der ungesuchte Ruf aus Mangamba, das Geschenk in Edïe, die Vermehrung der Gemeinden in Fante-Agona und Balong, Ramseyers Bereitstehen zur Zeit der Oeffnung Kumases — das sind die göttlichen Fingerzeige, die zur Ausdehnung des Werkes den Weg gewiesen und die Ausdehnung legitimiert haben.

Hand in Hand aber mit der räumlichen Ausdehnung ist naturgemäß der innere Ausbau gegangen.

Die elf neuen Stationen haben am 1. Januar 1898 bereits 122 Außenstationen und 131 Schulen gehabt; im Gebiet der älteren Stationen haben sich seit Anfang 1888 die Außenstationen von 254 auf 304, die Schulen von 229 auf 334 vermehrt, obwohl in der Regel bei Gründung neuer Hauptstationen die Mutterstation an die Tochter einen Teil ihres Bestandes abgiebt. Ueberaus mannigfaltig ist die Vorgeschichte dieser neuen Missionsposten und Gemeinden, von den „Gottesmännern" Kameruns an, die kaum erwarten können, bis der ersehnte Lehrer eintrifft, bis zum langwierigen Prozeß vor bestochenen Mandarinen. Viel wäre auch zu sagen über die Bedeutung, die gerade die Mehrung der lokalen Stützpunkte für die Missionsarbeit hat. Diese Mehrung ist in der That selber ein Stück Ausbau. Hier aber gilt es zu zeigen, wie dieselbe ihrerseits wieder den Ausbau nötig macht und befördert.

Erstens: Mit den Außenstationen mehren sich die Kinder, die

zur Erziehung auf die Hauptstationen kommen. Die einen gehören isolierten Christenfamilien und müßten, wenn die Mission sich ihrer nicht annähme, ohne Schule aufwachsen oder in heidnische Schulen gehen. Andere haben beim Dorfschulmeister ausgelernt und wollen nun auswärts weiter lernen. Giebt ihnen die eigene Mission dazu keine Gelegenheit, so nimmt sie die römische Nachbarstation mit offenen Armen auf. Wieder andere sind Waisen oder verwahrlost und aus diesem Grund auf die Mission angewiesen. Dies sind die Faktoren, welche den starken Andrang zu den Erziehungsanstalten der Mission und die Gründung neuer Anstalten herbeiführen. So hat China im genannten Jahrzehnt drei neue Knabenanstalten und zwei Mädchenanstalten bekommen; Indien und die Goldküste je eine Knabenanstalt; Kamerun zwei Knabenanstalten. Die Anstalten in Kamerun müssen die Schuljugend insbesondere vor den Lockungen der römischen Schulmission schützen.

Zweitens: Je zahlreicher die einzelnen Gemeinden und Schulen, desto größer der Bedarf an eingeborenen Predigern und Lehrern. Gehilfenmangel ist in der Mission eines der größten Leiden, besonders in Zeiten raschen Fortschrittes, wenn Bitten über Bitten um Lehrer kommen und man zusehen muß, wie über dem vergeblichen Warten auf einen Lehrer der Eifer wieder erkaltet. Welche Klagen sind schon ertönt aus Kamerun, dessen Außenposten sich in zehn Jahren von 9 auf 104 vermehrt haben und das am Anfang dieser zehn Jahre nicht mehr als neun eingeborene Gehilfen, dazu einen Mittelschüler und drei christliche Schulknaben besessen hat! Aber auch die drei andern Gebiete kennen diese Not. Nun hat der gesteigerte Bedarf an Gehilfen die natürliche Folge, daß die Seminare und ihre Vorschulen der Nachfrage nicht mehr genügen können. Leute, die selber kaum lesen und schreiben können und deren christliche Erkenntnis entsprechend gering ist, anzustellen, geht doch selbst in Afrika nur als Notbehelf. Also mehr Bildungsstätten! Hier steht Indien voran. Es hat ein zweites Predigerseminar erhalten und zugleich, weil die Anforderungen an den Bildungsstand der Prediger wie der Lehrer steigen, für jedes der beiden Seminare einen neuen Unterbau in Gestalt einer Art von christlichem Gymnasium; außerdem ist auf den Blauen Bergen eine für einfachere Verhältnisse passende Katechistenschule mit Lehrerseminar entstanden. In Kamerun sind aus einem Mittelschüler (d. h. an-

gehenden Gehilfen) 70 geworden; auch auf der Goldküste haben sich Seminar und Vorschulen gewaltig gefüllt.

Drittens: Die eingeborenen Mitarbeiter sind nicht nur für die Gemeinden, sondern auch für die Arbeit an den Heiden nötig. Und auch hier hat ein Ausbau stattgefunden. Auf ganz jungen Stationen können wenige Kräfte die Arbeit bewältigen. Die Zahl der Anknüpfungspunkte ist noch klein, die heidnische Bevölkerung im ganzen von der Mission noch unberührt. Dies ändert sich, nachdem das Gebiet einigermaßen erforscht und da und dort ein Interesse, vielleicht auch eine Gärung in den Gemütern entstanden ist. Jetzt muß die Mission anfangen, systematisch vorzugehen. Hier bittet eine Anzahl angesehener Heiden um Eröffnung einer Missionsschule. Man greift womöglich zu, denn man bekommt dadurch Dutzende heidnischer Schüler in den Bibelunterricht. Dort hat die Predigt der reisenden Missionare, haben die verbreiteten Schriften die Leute zum Nachdenken gebracht; es entsteht ein Verlangen nach Belehrung, vielleicht auch Heilsverlangen; einzelne melden sich zur Taufe. Nun muß man hingehen, so oft man kann; wenn möglich, heißt man eingeborene Prediger unter den Leuten wohnen und das heiße Eisen schmieden. Anderswo zeigt sich im Gegenteil je länger je deutlicher, daß das Heidentum besondere Widerstandskraft besitzt; der Aberglaube ist mächtig, die herrschende Klasse feindselig. Da ist der Platz für einen Missionsarzt, um durch Werke der Barmherzigkeit eine Bresche in die Mauern zu legen. Dies alles fordert eine Vermehrung der Arbeitskräfte; nicht bloß der eingeborenen, wiewohl dieser am meisten, sondern auch der europäischen. Es wird hieraus verständlich, warum in der Zeit, worin die Stationen sich um ein Viertel vermehrt haben, die Zahl der Missionare um die Hälfte gestiegen und doch noch zu klein ist.

Wir haben im Eingang vom Gesetz des Senfkorns gesprochen; hier haben wir es wirken sehen. Ueber der einfachen Pflichterfüllung des Missionars, der hingeht und das Evangelium predigt, wächst von selbst*) das Arbeitsfeld, das auf ihn wartet, die heidenchristliche Kirche, die Hirten und Lehrer braucht, die Zahl

*) Wir sagen dies in aller Bescheidenheit, ohne zu vergessen, daß auch die Hand fehlbarer Menschen bei dieser Entwicklung mitgewirkt hat.

der Kinder, die ihm aufs Herz gebunden wird, und der Missionare, die mit Hand anlegen müssen.

2. Das Wachstum ist bisher ein stetiges gewesen. Ist zu erwarten, daß es jetzt aufhöre? Im Gegenteil; wir sind heute Zeugen zunehmenden Wachstums.

Es ist schon von Bedeutung, daß der jährliche Gemeindezuwachs in allmählichem Steigen begriffen ist. — Die dabei am regelmäßigsten und stärksten beteiligten Missionskirchen, die afrikanischen, haben im letzten Jahr sowohl an Seelenzahl wie an Zahl der Einzelgemeinden um rund ein Zehntel zugenommen. In Indien hat Malabar, in China haben mehrere Stationen einen schönen, noch im Steigen begriffenen Zuwachs.

Wichtiger aber ist, daß sich innerhalb der besetzten Gebiete die Missionsgelegenheiten zusehends mehren.

Kamerun hat beständig mehr Bitten um Lehrer, als es Lehrer hat. Fast jede größere Reise zeigt den Missionaren neue Anknüpfungspunkte, von Einladungen aus dem tieferen Innern gar nicht zu reden. In einzelnen Gegenden ist es unter dem Einfluß der Mission (wenn auch nicht bloß unter dem ihrigen) zur öffentlichen Abschaffung des Götzendienstes gekommen; eine dringende Aufforderung zu verstärkter Missionsarbeit, wenn an Stelle des abgehauenen Baumes nicht ein neuer Wald von Aberglauben und Unsittlichkeit aufschießen soll. Um den wachsenden Ansprüchen sowohl der Mission als der Gemeinden (denn diese brauchen nach und nach kräftigere geistige Kost) besser genügen zu können, hat man angefangen, die bisherige Gehilfenschule Kameruns zum eigentlichen Seminar auszubauen. Eine Erziehungsanstalt für Mädchen ist zum Gedeihen der Gemeinden dringend nötig und wird nächstens eröffnet werden; bisher mußten sich sogar Lehrer damit behelfen, daß sie ihre kulturbedürftigen Bräute als Hausmädchen einer Missionsfrau übergaben. Endlich zwingt uns die unmittelbar bevorstehende Eröffnung der römischen Gegenmission auch unter den Duala im eigentlichen Kamerun, mit der Einrichtung einer höheren Tagschule, mit deutschem Unterricht, unter Leitung eines Missionars, schleunigst vorzugehen.*)

*) Für diese Schule hat der Evangelische Afrikaverein einen jährlichen Beitrag von 2600 Mark, zunächst auf zwei Jahre, freundlichst zugesagt.

Auch auf der Goldküste tönt beständig der Ruf nach Lehrern. Im Stationsgebiet Akaba, das bereits 20 Außenstationen zählt, liegt die Landschaft Agyimako mit 23 Städten, unter welchen nur in dreien die Wesleyaner eine oberflächliche Missionsarbeit thun. Aus einer dieser 23 Städte kommt der Ruf um einen Basler Lehrer von einem Mann, der einst Hausknabe bei Missionar Buß († 1881) gewesen ist und jetzt eine Schar Taufbewerber um sich gesammelt hat. Die Stadt liegt 7 Stunden vom nächsten Posten entfernt; bald wird sie in Agyimako nicht mehr die einzige sein, die um Lehrer bittet. Von der Station Anum schreibt Missionar Martin mit Wehmut: „Wir haben überall offene Thüren. Wohin wir auch kommen, sind wir gerne gesehen. Aber immer müssen wir den Leuten sagen: Wir können euch keine Hirten und Lehrer geben, und wenn ihr noch so sehr darum bittet.“ Was für Missionsgelegenheiten das Asante-Land bietet, beweisen am besten die 11 Orte, welche außer Kumase binnen zwei Jahren mit Lehrern besetzt worden sind; man hätte noch mehr besetzen können, wenn Lehrer vorhanden wären. Die neugegründete Evangelistenschule in Abetifi und sobald wie möglich auch eine ähnliche Anstalt in dem von Anum aus bearbeiteten deutschen (Togo-) Gebiet sollen nun dem Lehrermangel abhelfen.

Missionare aus China reden heute von einem gewaltigen Umschwung. Die Ursachen scheinen zunächst weltgeschichtlicher Natur zu sein. Die Achtung der Chinesen vor dem Westländer, auch vor seinem Geistesleben, ist in raschem Steigen begriffen, während der Chinese anfängt, seinen eigenen Bankerott zu erkennen. Die Ahnung einer kommenden Umwälzung verbindet sich mit der Unerträglichkeit der bisherigen verrotteten Zustände, um in vielen Gemütern ein Tasten nach etwas Neuem, Besserem hervorzurufen. Es ist dies nicht ausschließlich, oft nicht einmal in erster Linie, eine religiöse, aber doch eine geistige Bewegung; sie führt der Mission zwar noch keine Erweckten, aber doch einmal aufmerksame Hörer zu. Etwa auf der Hälfte unserer Stationen macht sich diese Bewegung geltend. An manchen Orten sind die Predigtlokale überfüllt. Missionar Schultze konnte am 6. März auf einer Außenstation vor ungefähr 1000 aufmerksamen Zuhörern predigen, und am selben Tag gaben 434 Personen ihre Namen

zu Papier als Taufbewerber. Auch Vornehme und Gebildete finden sich zur Predigt ein. Missionar Morgenroth hat eine Leihbibliothek mit Büchern und Zeitschriften religiösen und wissenschaftlichen Inhalts eröffnet und damit bei den Gelehrten viel Anklang gefunden. Bald da, bald dort sollte ein Ort besetzt werden. „Von allen Seiten ruft man uns", schreibt Missionar Ziegler in Hinnen. Jedes Jahr entsteht eine Anzahl neuer Außenposten, wobei die Leute oft bedeutende Geldopfer bringen. Soweit irgend die Kräfte reichen, wird die Mission in den Gegenden, wo die Bewegung herrscht, zum Vorgehen gezwungen. Es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis man dem erwachenden Bildungstrieb auch auf dem Boden der Schule entgegenkommen muß; würde die Mission das versäumen, so fiele die lernende Jugend wahrscheinlich materialistischen Meistern anheim.

In Indien ist die Missions-Heidenschule heute schon ein bedeutender Missionsfaktor. Hat die indische Mission im Vergleich mit Afrika wenig Außengemeinden, so kann sie sich dafür auf 95 Missionsschulen für Heidenkinder stützen. Darunter sind drei „High schools", welche ihre Schüler bis zum Maturitätsexamen führen und besondere europäische Vorsteher haben. Letztes Jahr lernten 4679 Heidenknaben in Schulen der Mission, dazu 622 Heidenmädchen. Je länger die Mission in Indien arbeitet, desto mehr Aufforderungen treten an sie heran, bald ihre Schulen zu erweitern, bald neue Schulen zu gründen oder zu übernehmen. In den letzten fünf Jahren hat sich die Zahl der heidnischen Missionsschüler um 20,5% vermehrt, im letzten Jahr allein um 4,3%. Nun wird von Indien aus eine neue Forderung gestellt. Bisher mußte, wer eine der „High schools" absolviert hatte und weiter studieren wollte, entweder nach auswärts gehen oder in ein religionsloses oder ausgesprochen heidnisches oder jesuitisches „College" eintreten. Mehrere andere Missionen besitzen „Colleges", die Basler nicht. Man muß also die jungen Leute, die bis zum 18. oder 20. Jahr unter evangelischem Einfluß gestanden sind, großenteils in die Hände von Heiden, Atheisten oder Jesuiten fallen sehen. Dazu drohen jene vollständiger ausgebauten Lehranstalten auch unsere „High schools" empfindlich zu schädigen. So kommt es, daß nun gleichzeitig von Mangalur und von Kalikut aus die Anfügung der zwei ersten Universitäts („College")-Klassen an die

betreffende „High school“ gefordert wird; von Mangalur durch den Vorsteher der Schule, der dadurch besonders den Jesuiten gegenüber konkurrenzfähiger zu werden hofft, von Kalikut durch die zahlreiche Kaste der Tiyer, welche noch kein ihnen zugängliches „College“ in der Nähe haben und bei den Uebertritten zum Christentum das Hauptkontingent stellen. Der hoffnungsvolle Stand der Mission in Malabar verleiht dem Ruf aus Kalikut, dem Mittelpunkt Malabars, doppelten Nachdruck; es wäre schwerlich weise, den Ruf zu überhören. Zugleich kommt von Malabar der Ruf um mehr europäische Reiseprediger. Die wachsenden Gemeinden und die Schulen lassen die ordinierten Missionare nicht genug zur Arbeit unter den Heiden kommen, und doch ist in Bekanntmachung des Evangeliums unter den Volksmassen noch viel zu thun. Soll hier geholfen werden, so ist Arbeitsteilung und damit Verstärkung nötig.

Aber, wenn die Basler Mission innerhalb der gezogenen Grenzen zu verdoppelter Anstrengung genötigt wird, wird doch die Erweiterung der Arbeitsfelder, die Gründung neuer Stationen vorläufig ein Ende haben? Hierauf sei an die Entstehungsgeschichte jener seit 1888 gegründeten Stationen erinnert. Sie sind meist aus der natürlichen Entwicklung des Werkes herausgewachsen. Wird uns heute die beschleunigte Entwicklung des Werkes an diesem einen Punkt stillstehen lassen?

Die Bevölkerung des Stationsgebiets Futschukpai in China wird auf 600 000 Seelen geschätzt. Die zwei Missionare sind den Anforderungen der Heidenpredigt und der neun weit zerstreuten Filiale, zumal bei der auch hier herrschenden Bewegung der Gemüter, nicht mehr gewachsen. Schon vor zehn Jahren hat man von Teilung des Gebietes gesprochen. Heute scheint sich der rechte Ort für die künftige Tochterstation gefunden zu haben in der 8 Stunden entfernten Kreisstadt Honyen, wo bereits eine junge Gemeinde fröhlich aufblüht und bei nächster Gelegenheit der Bauplatz für ein Missionshaus erworben werden soll. Am Vereinigungspunkt zweier Flüsse gelegen, ist Honyen ein bedeutender Handelsplatz; die Leute, die hier im gemieteten Laden sich um die Predigt versammeln, lassen schon durch die Verschiedenheit der Mundarten die Größe des künftigen Stationsgebietes ahnen. — Neben Futschukpai tritt Hinnen mit seinen Ansprüchen. Zehn

Stunden nördlich von Hinnen, nahe der Grenze der Provinz Kiangsi, liegt Lo-feu-s, das ebenfalls schon eine Gemeinde hat. Im letzten Jahr, dem Jubeljahr unserer chinesischen Mission, beantragten die Missionare in Hinnen, darunter der Jubilar Lechler, daß dort eine „Jubiläumsstation", ein Denkmal der durch fünfzig Jahre erfahrenen Treue Gottes, gegründet werde. Bei der Jubelfeier in den chinesischen Gemeinden hat man eine allgemeine Kollekte für Lo-feu-s erhoben.

In den indischen Provinzen Südkanara und Malabar hat die Mission lange Zeit fast nur Küstenstationen gegründet; das Hügelland im Innern, bis zum Fuß der Ghats, wurde im ganzen nur schwach besetzt. Die indischen Stationen haben meist ungeheure Seelenzahlen, z. B. Mangalur 368 000, Kodakal 562 000. Kein Wunder, daß da die entlegenen Bezirke zu kurz kommen! Längst ist in Puttur, wo bisher unter Aufsicht von Mangalur eingeborene Reiseprediger gearbeitet haben, eine Station geplant, welche Mangalur um 118 000 Seelen entlasten soll; der Bauplatz ist vorhanden, man wartet nur auf die Mittel. — Im Gebiet von Kodakal liegt Mandscheri, gegenwärtig der Sitz des Reisepredigers, Missionar Ruhland, ein Missionsmittelpunkt für eine zahlreiche heidnische und mohammedanische Bevölkerung, die bisher kaum erreichbar gewesen ist. Hoffentlich darf Mandscheri seinen Missionar behalten.

Seit Jahren dringt die Basler Mission von der Goldküste aus ins Innere von Togo vor. Vier Tagereisen weit zieht sich von dem noch englischen Anum die Kette der zum Teil blühenden Außenstationen nach Norden. Ein noch entfernterer Außenposten bei Kratschi ist im Entstehen. Auch hier kommt die Mutterstation der Arbeit nur noch mit Mühe nach, und die Gründung einer selbständigen Station im deutschen Gebiet ist auch deswegen wünschenswert, weil diese Station zur gründlichen Arbeit in Togo erst die eingeborenen Kräfte liefern und damit zugleich ein Mittelpunkt des Schulwesens werden soll. Nachdem ein anscheinend glücklicher Anfang in Ketschenke bei Bismarckburg gescheitert ist, wird die erste Basler Station für Togo wahrscheinlich in der vier Tagereisen von Anum entfernten, freilich für eine Hauptstation in mehrfacher Hinsicht nicht sehr günstigen Landschaft Boem zustande kommen.

II.

So viel über das Wachstum der Basler Mission. Ueber die Bedürfnisse, die daraus entspringen, d. h. die Forderungen, die das wachsende Werk an die Gemeinde in der Heimat stellt, brauchen wir nicht mehr viele Worte zu machen.

1. Seit Anfang 1888 ist der jährliche Aufwand der Generalkasse um die Hälfte gestiegen. Zur Erklärung dieser Thatsache sei nur noch daran erinnert, daß die Vermehrung sowohl der Stationen als der Missionare und Gehilfen vorwiegend auf Rechnung der afrikanischen Missionsgebiete kommt und daß, wo man in Indien oder China mit 1 Franken reicht, in dem teuren und ungesunden Westafrika erfahrungsgemäß $1^1/_2$—2 Franken nötig sind. Fiele die Vermehrung vorwiegend auf Indien und China, so wäre die Mission bedeutend billiger geblieben. Aber auch der jetzt erreichte Jahresaufwand wird für die Zukunft nicht ausreichen, selbst wenn die Gründung neuer Stationen vorläufig verschoben wird; denn der Ausbau der Mission schreitet fort. Schon die Voranschläge für 1898 haben trotz vielfacher Abstreichungen den Aufwand von 1897 um mehr als 50 000 Franken überschritten.

Seit 1896 haben die Einnahmen mit den Ausgaben nicht mehr Schritt gehalten. Die Mindereinnahme betrug im Jahr 1896 104 000, im Jahr 1897 254 000 Franken. Es war Ursache zu großer Dankbarkeit, daß beim letzten Basler Missionsfest, Ende Juni d. J., die Deckung des Defizits bis auf 35 000 Fr. mitgeteilt werden konnte. Viele haben um des Reiches Gottes willen wieder wirkliche Opfer gebracht. Daneben sind auch die laufenden Einnahmen in diesem Jahr höher; sie lassen uns gegen 1897 auf eine Mehreinnahme von vielleicht 160—200 000 Franken hoffen. Aber wenn es nicht ein neues Defizit geben soll, sind im laufenden Jahr nicht bloß 200 000, sondern reichlich 300 000 Franken mehr nötig, als wir 1897 eingenommen haben! Also das Defizit des Jahres 1897 ist nicht bloß eine vorübergehende Kalamität gewesen, sondern das Symptom einer noch heute bestehenden Krisis. Die Basler Mission steht vor der Frage, ob ihre Einnahme mit dem Wachstum des Werkes auch ferner Schritt halten wird.

Mit vollem Recht erhebt sich hier die andere Frage: Kann nicht ohne ernstliche Schädigung des Werkes der Aufwand ver-

ringert oder wenigstens sein weiteres Anschwellen verhindert werden? Es giebt hiezu drei Wege.

Der erste ist der der kleinen Ersparnisse, der Abstellung von minder notwendigen Ausgaben. Dieser Weg ist bereits beschritten worden; es hat sich dabei gezeigt, daß man auf ihm zwar das Anwachsen des Aufwands ein wenig verlangsamen, aber auf die Dauer keine wesentliche Besserung erzielen kann.

Der zweite Weg ist die Erzielung höherer Einnahmen auf den Missionsgebieten. Dieser Weg wird mit langsamem aber stetigem Erfolg schon lange begangen. Die englischen Kolonialregierungen zahlen bedeutende Schulbeiträge. Moralisch wichtiger sind die Leistungen der Gemeinden zur Deckung ihrer eigenen Bedürfnisse; hier wird durch Erziehung wie durch Organisation unermüdlich gewirkt, aber den Löwenanteil der Kosten hat, besonders bei den armen Gemeinden in Indien und China, noch lange die Mission zu tragen.

Den dritten Weg wird die Missionsleitung nur im Fall zwingender Not beschreiten: Aufhebung einzelner Stationen, also Einschränkung der Arbeitsfelder. Man finge natürlich bei den „unfruchtbaren" Posten an; aber sind die heute gesegneten Posten nicht einst ebenfalls „unfruchtbar" gewesen? Geht es schon auf dem ersten Weg nicht ohne Schmerzen ab, auf dem dritten dränge jeder ernstliche Einschnitt „ins Leben." Wo lange gebetet, gehofft und gelitten worden ist, zieht man sich nicht so leicht zurück.

Der erste Weg führt nicht zu wirksamer, der zweite nicht zu rechtzeitiger Hilfe. Zum Betreten des dritten müßte eine bestimmte göttliche Weisung vorliegen. Dies und der Segen, den Gott gerade jetzt mannigfach auf das Werk legt, bestärkt die Missionsleitung in der Erwartung, daß Gott ihr auch künftig die Mittel darreichen werde, deren sie bedarf, um mit dem Wachsen des Werkes Schritt zu halten.

2. Der Ruf nach mehr Arbeitern hat uns oben die Zunahme der Missionsgelegenheiten bewiesen; hier fragen wir: Woher sollen insbesondere die europäischen Verstärkungen kommen? Die Zeiten sind längst vorbei, wo das Missionshaus den Ueberschuß seiner Zöglinge nach Amerika senden mußte; bald werden die Missionsgebiete mehr Leute fordern als das Missionshaus

bilden kann. Dabei wächst das Bedürfnis nach Fachleuten für theologischen Unterricht, höheres und niederes Schulwesen, Spracharbeit, ärztliche und Mohammedaner-Mission, Bauten, Handel und Industrie. Welch weites Arbeitsfeld fänden hier besonders auch die akademisch gebildeten Männer, Theologen, Schulmänner, Aerzte und Techniker, freilich nur dann, wenn sie nichts wissen als Jesum Christum den Gekreuzigten! Die Bewegung, die nun auch auf den deutschen Hochschulen begonnen hat, heißen wir darum warm willkommen; sie begegnet einem Bedürfnis.

3. Mittel und Kräfte sollen reichlicher fließen. Geschieht das, so ist es Gottes Segen. Wir aber sollen zusehen, wie wir die alten Quellen besser fassen und neue öffnen können.

Jenes kann durch zwei Mittel geschehen. Erstens müssen wir anstreben, daß alle, denen es mit ihrem Christenglauben ernst ist, ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Standes, die Mission als ihre eigene Angelegenheit betrachten lernen, von der sie hören wollen, für die sie beten und geben. Die berufsmäßigen Missionsarbeiter allein bringen das nicht zustande; es müssen alle, die es können, Pfarrer, Gemeinschaftsleiter und Lehrer voran, energisch mithelfen, während die Berufsarbeiter sich in erster Linie auf die Heranziehung solcher Mithelfer verlegen sollten. Zweitens müssen wir das individuelle Missionsinteresse mehr als bisher pflegen. Es sollte mehr Gemeinden, Gemeinschaften, Vereine und einzelne Christen geben, welche draußen einen besondern Gegenstand ihrer Fürbitte und Fürsorge haben, sei es ein Waisenkind, das sie erziehen, ein Prediger, den sie ausbilden lassen, oder ein Missionar, eine Missionarin, eine Station, die sie unterhalten. Die Gesamtmission wird darob nicht zu kurz kommen.

Aber man sagt uns, die alten, bewährten Freundeskreise seien, wenigstens im Geben, der Grenze ihres Könnens nahe. Können sie, auch wenn sie einigen Zuwachs erhalten, das Werk noch länger allein tragen? Sollten nicht neue, der Kirche und Mission zwar nicht feindselige, aber doch ferner stehende Kreise für die Mission in Anspruch genommen werden, zumal für die Kolonialmission? Ja, aber zugleich für Christum. Wir freuen uns über jede Gabe, jedes Interesse, auch wenn es zunächst nur aus Patriotismus fließt, und wollen es pflegen. Aber der Boden, aus dem die Mission ihre eigentliche Kraft zieht, ist und bleibt

doch die auf Christum gegründete, in Ihm reiche unsichtbare Kirche. Und das ist in der gegenwärtigen großen Missionszeit das vornehmste Bedürfnis der Mission, daß die Zahl derer wachse, die Gott zu danken haben „für seine unaussprechliche Gabe." Aus einer solchen Missionsgemeinde kommen Gaben, die Dankopfer, Missionare, die Zeugen, und Gebete, die eine Macht sind. Die Mission, die auf ihren Schultern steht, wird, wenn sie gleich groß wird, nichts von unbefriedigten Bedürfnissen wissen.

Skizzen aus der Kamerun-Mission.

Von Miss. H. Bohner.

1. Die Gewässer Kameruns.

Wenn man von Europa kommend diese Gewässer kennen lernt, so sieht man zuerst das Kamerunbecken, zu dem das Kap Kamerun westlich und das Kap Suellaba östlich den Eingang bildet. Von diesem Becken aus verzweigen sich sämtliche Gewässer der engeren Kolonie landeinwärts. Wer seine Gestalt auf der Karte betrachtet, der kann es verstehen, daß einmal einer geschrieben hat: seine Form werde ihm wohl den Namen (Krebs) gegegeben haben. In Wirklichkeit ist es aber der Kampfplatz der Kamerungewässer, oder, wenn man es in der Sprache der heidnischen Afrikaner ausdrücken will, der Kriegsschauplatz der dortigen Wassergötter. Denn wenn es irgendwo in Kamerun für kleinere Fahrzeuge — vom ausgehöhlten Baumstamm bis zur Dampfbarkasse — gefährlich ist, so ist das in diesem mehrere Stunden breiten Wasserbecken der Fall. Schon der schwächste Land- oder Seewind verursacht hier Stoßwellen, die leicht im stande sind, ein kleines Fahrzeug zu füllen oder gar umzuwerfen. Bei starkem Wind ist es aber überhaupt unmöglich, dasselbe mit solchen Fahrzeugen zu passieren. Es ist aber auch kein Wunder, daß dem so ist, denn hier machen sich vier große Ströme den Ausfluß in die offene See streitig und sie sind bei diesem Kampfe umso hitziger, als ihnen allen etwa 80 Seemeilen landeinwärts ein Bergriese den Weg zur Küste abzuschneiden sucht.

Still fließt der Hauptfluß Wuri dahin. Nachdem er sich jedoch den Felsblöcken der Berge entwunden und durch viele Krümmungen hindurch die Richtung nach der See gefunden hat, scheinen ihm noch einmal die Berggeister in den Weg treten zu wollen. Aber die niederen Hügelreihen, die nördlich das Dualagebiet abgrenzen, treten ehrerbietig vor dem mächtigen Strome zurück, so daß er bequem und ohne Störung hindurchfließen kann.

Doch nun beginnen die Kämpfe mit seinen andern Gegnern, den aus dem Innern hervorbrechenden Flußgewalten. Die erste Warnung erhält er durch den Abo-Fluß von Westen, der ihm mit seinem dunklen Gewässer nichts Gutes weissagt. Doch hat er noch einige Stunden Ruhe, die er dazu benützt, um mit seinen schwächeren Massen sich durch eine große Anzahl von Mangrove-Inseln hindurch den Weg zu suchen, während der tiefere Hauptstrom, der die westliche bedrohte Flanke bildet, bereit ist, den Kampf aufzunehmen. Dieser beginnt zwei Seemeilen oberhalb Bonaberi, wo der Mongo von Westen her den ersten Angriff macht und die Gewässer des Wuri hart an die Jebale-Insel hindrängt. Das Gewühl des Kampfes ist dabei so groß, daß man es den Negern nicht verargen kann, wenn sie glauben, dort unter jenen Gewässern befinde sich die Stadt der Wassergötter (mundi ma miengu). Bald nach diesem Kampf vereinigt dann der Wuri unterhalb genannter Insel seine sämtlichen Wassermassen und fließt als stolzer breiter Strom an den Dualastädten vorüber dem Meere zu.

Aber bald unterhalb der an seinem linken Ufergelände hingelagerten Städte beginnt aufs neue der Kampf, da sich ihm der Mongo dreimal in den Weg wirft. Gleich das erstemal schiebt er ihm eine solche Sandbank in den Weg, daß große Schiffe nur bis zu dieser Stelle fahren können. Aehnlich ist es bei den andern Angriffen, so daß der Strom mit seinem Tiefwasser in einer verhältnismäßig schmalen Rinne sich den Weg bahnen muß, während seine Gewässer links und rechts meilenbreite Strecken bedecken.

So erreicht er den letzten Kampfplatz, wo er von drei Seiten zumal angegriffen wird. Während der Mongo von Westen her seinen letzten und Hauptangriff macht, kommt zur selben Zeit ein gleich großer Gegner, der Lungasi von Osten daher, und als ob es an diesem nicht genug wäre, sendet auch noch der Sanaga einen starken Arm von Südosten, den Kwakwa, der sich dem Wuri gerade auf den Kopf wirft. Das Kampfgewühl ist nun so gewaltig, daß es sogar der kleinere Ndonga wagt, zwischen diesen beiden letztgenannten Gegnern mitzukämpfen.

Endlich darf auch der Seewind nicht vergessen werden, der so

stark durch die beiden Landnasen bläst, als wollte er sagen: jetzt darf keiner hinaus! Nun, wie dem auch sei, alle erreichen den offenen Ocean, wenn es auch noch so viel Kampf gekostet hat und allerlei Hindernisse zu überwinden waren.

2. Die Kamerungewässer und die Mission.

Was haben denn diese beiden gemein oder miteinander zu thun? Nun, wenn man will, gar viel. Wie sie alle dem Meer zustreben, so strebt an ihren Ufern entlang die Mission dem Innern zu. So haben wir eine Sanagamission (mit dem Stationsgebiet Lobethal-Edie), eine Mongomission (Bombe), eine Wurimission (viele Außenstationen von Mangamba) und eine Lungasimission (Außenorte von Bonaku).

Wie die obengenannten Flüsse scheinbar miteinander im Kampfe ringen und sich den Ausfluß in den Ocean streitig machen wollen, so streitet auch das Interesse der eben genannten Missionszweige hie und da miteinander, weil sowohl das Personal als auch und zwar hauptsächlich die Mittel der Basler Missionsgesellschaft allzu beschränkt sind, um die nötigen Kämpfer und die Kriegsmittel zu stellen. Der Bergriese des Heidentums mit der gegenseitigen Abschließung der Völkerstämme sind der gemeinsame Feind, der die Missionare nicht so rasch ins Innere vordringen läßt, als wir es wünschen möchten. Der geschlängelte Lauf der Flüsse erinnert ferner daran, wie auch die Missionsarbeit nicht in gerader Linie vorwärts schreitet, sondern sich durch allerhand Hindernisse hindurch ihren Weg suchen muß. Endlich, damit wir auch den Seewind nicht vergessen, wirft sich uns allen Krankheit und Tod entgegen, sodaß im Missionskreise die Wellen der Trübsal oft noch höher gehen, als die anstürmenden Wogen im Kamerunbecken.

Die nachfolgenden Skizzen sollen sich mit einem der oben genannten Missionszweige, mit der Mongo- oder Balong-Mission beschäftigen.

3. Die Mongo-Dörfer.

Wie das Unglück des einen in seinen Folgen gar oft einem andern zum Heil oder Vorteil gereicht, so ist es auch den Mongodörfern in Bezug auf das Unglück der Stadt Bonaberi ergangen. Dieselben liegen an der Stelle, wo sich der Mongo-Fluß zum erstenmal teilt, um sich durch viele, größtenteils Mangrove-Inseln hindurch in das Meer zu ergießen. Obwohl der Name des Völkleins, das seine Stammesgenossen westlich vom Buea-Gebirgsstock sucht, dem Mongo-

Strom den Namen gegeben und von jeher den Kamerun-Händlern und Fischern die besten Baumboote geliefert hat, war es doch in Bezug auf die Verkündigung des Evangeliums lange Zeit vergessen.

Bakundu Namwili, mehr als zwei Tagereisen oberhalb der Mongo-Dörfer gelegen, hatte längst einen Namen in drei Weltteilen bekommen, aber von den Mongo-Dörfern wußte fast niemand etwas. Die Ursache war folgende: Bakundu war vor vielen Jahren von Viktoria aus ums Gebirge herum vom Baptisten-Missionar Thompson aufgefunden und als Filial von Viktoria (an der Ambasbucht) mit einem amerikanischen Farbigen besetzt worden. Und wenn auch dieses Filial später der Station Bethel in Kamerun zugeteilt wurde, so hatten doch die Missionare bei ihren spärlichen Besuchen dort nie Zeit, sich den Mongo-Dörfern zu widmen.

Da wurde an Weihnachten 1884 von dem deutschen Kriegsschiff Olga durch Admiral Knorr Bonaberi am rechten Wuri-Ufer bombardiert, und das war die erste Veranlassung, daß Mongo (wie der Gesamtname der Dörfer heißt) eine Missionsstation wurde. Denn diese Beschießung hatte zunächst zur Folge, daß der großsprecherische Sohn eines schwarzen Lehrers sich mit seiner schlechten Mutter und seiner Schwester nach Mongo flüchtete. Genau zwei Jahre später trafen die deutschen Missionare ein. Und da Benjamin, wie der Großsprecher hieß, glaubte, von seinem Vater, den er oft vertreten hatte, das Schulehalten und Predigen gelernt zu haben, und zudem wußte, daß das der beste Weg ist, zu einer Anstellung zu gelangen, so fing er eine Mission dort an, d. h. er baute ein Häuschen, sammelte Schüler, unterrichtete und predigte. Beim letztern spielte die Geschichte von Sodom und Gomorrha die Hauptrolle. Die Art seines Unterrichts kennzeichnet am besten das, daß er den Leseunterricht mit dem ersten Kapitel des Evangeliums Matthäi anfing. Doch — und das ist die Hauptsache — Benjamin hatte Erfolg, und mit diesem stellte er sich seiner Zeit Missionar Munz vor, der ihn mit seiner Arbeit der Basler Mission einverleibte. Benjamin hielt aber nicht stand. Um selber noch mehr Unterricht zu erhalten, sollte er in die Nähe des Missionars versetzt werden, was aber seinen weiblichen Familiengliedern nicht zusagte, weshalb sie ihn bewogen, sich den Baptisten anzuschließen. Das Missionswerk in den Mongo-Dörfern hatte aber Bestand und Erfolg, besonders unter den Männern, und wenn die letzteren nicht so hartköpfig und uneinig unter sich wären, so könnte derselbe noch viel größer sein. Etwa neun unserer Lehrer sind Mongo-Christen; die Gemeinde an Ort und Stelle zählt zur Zeit 24 Seelen.

4. Die Mission unter den Balong.

Der Name Balong war bei den Europäern bis vor ein paar Jahren noch weniger bekannt, als der Name Mongo. Wer den Mongo-Fluß hinaufgereist war, von dem sagten die Europäer einfach: er ist droben in Bakundu, obwohl dieser Stamm nur mit einem Dorf, dem unbedeutenden Bombe, den Fluß berührt. Durch meine Nachforschungen, warum die Eingebornen sagen: er ist hinauf nach Balong, kam ich endlich darauf, daß am oberen Mongo, mehr oder weniger vom Fluß entfernt, ein zahlreicher Stamm in schönen, zusammengebauten Dörfern wohne, von denen einige eine bedeutende Größe haben. Gegenüber unserer Station Bombe, etwa drei Stunden landeinwärts auf dem östlichen Ufer, habe ich später die dichteste Bevölkerung gesehen, die ich bis jetzt in Afrika angetroffen habe. Dieser Stamm war, auch nachdem wir deutsche Missionare schon in Kamerun arbeiteten, noch Jahre hindurch mit der Predigt des Evangeliums außer acht gelassen. Erst 1893 begann die Missionsarbeit daselbst und sie fand sogleich willige Aufnahme. Es geschah dies besonders in dem auf dem rechten Mongoufer gelegenen Dorfe Muyuka, dessen Bewohner bald nach einem Lehrer verlangten. Dieser wurde ihnen auch im Januar 1894 in der Person eines Jakobus Mukuri von Mongo zu teil. Im Jahr 1894 folgte der zweite Ort Mpondo nach. Dann gab es eine kleine Pause, worauf, durch den alten König Bell ermuntert, zuerst die beiden westlichen Orte Malende-Yoke und dann auch die größeren östlichen Orte einer nach dem andern Lehrer erbaten.

Die nächste Folge dieser guten Aufnahme des Wortes Gottes bei den Balongleuten war, daß das eine der beiden Bakundu-Filiale, und zwar das kleine am Fluß gelegene Bombe wegen seiner günstigen zentralen Lage zur Hauptstation erhoben und um die Jahreswende 1896/97 mit Missionar Lauffer besetzt wurde. Durch diese Besetzung ist dann auch das alte Filial Bakundu, dessen Christen beinahe alle zurückgegangen waren, wieder wach geworden. Jetzt zählt die Station Bombe 130 Christen, etwa 170 Taufkandidaten und 300 Schüler. Wir teilen nun einige Erlebnisse aus derselben mit.

---

5. Auch „Männer Gottes" — aber was für welche!

Einige Monate, nachdem ich 1894 auf der Station Bonaberi aufgezogen war, besuchte mich der Lehrer Mukuri von Muyuka. Ich fragte ihn, wie es um seine Arbeit bestellt sei. Er sagte: „Männer Gottes" gebe es viele dort; er habe sie aber bisher noch nicht für

reif genug gehalten, um aus ihnen eine Taufbewerberklasse zu bilden. So kurios diese Aeußerung klingen mag, ich verstand sie, denn ich wußte, daß die in einigen Berichten der Kamerunmission als „Männer Gottes" bezeichneten Leute nicht identisch waren mit denen, die bis dahin also genannt wurden. Dieses sollte ich dann auch einige Wochen später gelegentlich meines ersten Besuches in Muyuka handgreiflich erfahren.

Um diese Zeit hatte nämlich der Gouverneur durch einen Erlaß den Losangoleuten (heidnischen Geheimbündlern) alle Gewaltthätigkeiten untersagt und ihnen verboten, irgend welche Gesetze aufzustellen. Bei meinem angesagten Besuch wußte man in Muyuka, daß ich diesen Erlaß mitbringen werde und die „Männer Gottes" freuten sich deshalb sehr auf meinen Besuch. Mit großer Freude begrüßten sie mich am Landungsplatz; aber schon hiebei fielen einige Aeußerungen, die davon zeugten, daß manche von einer Freiheit des Fleisches träumten, die nun kommen werde.

Es war Abend. Am nächsten Morgen war Gottesdienst, zu dem alle Bewohner des Dörfleins zusammen kamen, so daß die ziemlich große Kapelle weitaus nicht alle fassen konnte. Nachher fanden allerhand Verhandlungen statt. Zum Schluß wurde auch der Erlaß des Gouverneurs verlesen und erklärt. Der Häuptling erhob sich dann und erklärte, daß er die Sache Gottes liebe und uns deshalb auch gerufen habe, daß er aber nicht wisse, was er machen solle, wenn die Losango nicht mehr respektiert würden. Bis daher seien bei ihnen vermittelst dieser alle Verbrechen und Vergehen bestraft worden; schaffe man sie aber ab, so wüßten sie nicht mehr, wie sie fernerhin strafen sollten. Das Verfahren, das sie hiebei hatten, war folgendes: Sie setzten dem Dieb, Ehebrecher, Beleidiger, oder wer überhaupt bestraft werden sollte, einen Jsango (Fetisch) vor die Thüre, dem er je nach seinem Rang täglich schwere Opfer an Hühnern ꝛc. bringen mußte, bis er Genugthuung geleistet hatte. Sieht man nun auch ganz davon ab, daß mitunter Unschuldige auch so behandelt wurden und es sich öfters nur um Uebertretung irgend eines dummen Losangogesetzes handelte, so war das Verfahren an und für sich dazu angethan, den Losangoleuten den Bauch zu füllen und schwache Existenzen zu ruinieren.

Als mir deshalb der Häuptling obige Frage vorlegte, sagte ich ihm, er solle mit seinen Aeltesten einen Strafkodex aufstellen, nach welchem Christen und Heiden gleich bestraft werden sollen, wozu man aber sicherlich die toten Götzen nicht brauche. Er erwiderte, auf die „Männer Gottes" hindeutend: „Wenn einer von diesen sich mit irgend jemandes Frau zu schaffen macht, den strafe ich um 50 Mark." Als

ich dann erklärte, daß ich hiegegen nichts einzuwenden habe, brach der Sturm unter den „Gottesmännern“ los. Sie hörten gar nicht mehr darauf, daß ich sagte, er müsse ja die Heiden auch so bestrafen, sondern sie warfen mir vor, ich hätte sie an den Häuptling zur Verfolgung ausgeliefert ꝛc. Meine Erklärung, daß ich alle „Gottesmänner“ schützen und keine Ungerechtigkeiten dulden werde, daß wer aber stehle und sich sittlich vergehe, doch kein „Gottesmann“ sei, schien nicht fruchten zu wollen. Alles schien in Aufruhr zu sein, sodaß sogar die Dienstboten des Lehrers diesem den Dienst verweigerten. Der Lehrer war aber vollständig ruhig und sagte: „Es sind nur die Schreier; der Sturm wird sich bald legen und die Ehrlichen werden offenbar werden.“ Das geschah auch und ich darf deshalb meinen nächsten Abschnitt überschreiben:

---

6. Und doch echte „Gottesmänner.“

Das will ich zwar nicht von allen sagen, die mich bei meinem ersten Besuch als solche empfingen oder so gelärmt haben, aber daß die Bewegung echt war, zeigte die Folge. Der Lehrer konnte mir bald bessern Bericht erstatten und mir schreiben, daß er eine Taufbewerberklasse gebildet habe und ich bald kommen könne, die Erstlinge von Muyuka zu taufen. Das geschah auch am 31. Dezember 1895. Zwölf Seelen wurden in den Tod Jesu getauft, eine große Anzahl Taufbewerber rückte in deren Stelle ein, die Gottesdienste wurden sehr zahlreich besucht und die Schule war in gutem Gang.

Dieses schnelle Wachstum der Missionsarbeit machte aber den Geheimbündlern große Sorgen; denn sie sahen, daß die „Gottesmänner“ sich nicht mehr an ihre dummen Gesetze kehrten, ja es frei sagten, daß der Losangodienst Betrug sei. Um ihr Ansehen wieder herzustellen, hielten sie es für das beste, den ersten der Christen heimlich aus dem Wege zu schaffen. Aber der Plan mißlang, da der Christ den zwei vermummten Männern, die ihn im Busch bei der Palmweinbereitung mit Knütteln überfielen, entkam.

Bald glaubte man, eine günstigere Gelegenheit gefunden zu haben. Ein „Gottesmann“, der noch nicht Taufkandidat war, kam scheinbar in den Verdacht, einem Heiden bei einer bösen That behilflich gewesen zu sein, und obgleich die sofortige Untersuchung seine Unschuld an den Tag brachte, ließ man doch den Heiden unbehelligt, während man dem Kirchgänger einen ganz ekelhaften Isango vor die Thüre steckte. Da machten die Christen kurzen Prozeß. Eiligst, aber ungesehen, brachten sie den Isango ins Kanoe, und am nächsten Tag war er in meinem Besitz.

Die Folgen dieser Handlungsweise waren zunächst die, daß alle Losangobündler der umliegenden Orte sich in Muyuka versammelten, um zu beraten, was zu thun sei. Die auswärtigen verlangten von denen zu Muyuka, sie sollten nur Befehl erteilen, dann wollten sie Kapelle und Lehrerwohnung abbrennen. Diese erklärten, dann würde der Missionar klagen und sie würden dafür bestraft werden. Besser sei, sie bezichtigen den Lehrer der Unzucht, dann berufe man ihn ab. Verweigere man hierauf die Annahme eines andern, so werde die Gottessache bald aussterben.

Der Plan wurde denn auch ausgeführt. Zwei oder drei Tage nachdem ich den Götzen erhalten hatte, kam der Häuptling und noch einige seiner „Alten" zu mir und brachten einen Brief vom alten König Bell, worin mir derselbe anzeigte, daß die Ueberbringer sehr klagen über das zuchtlose Leben der Christen in Muyuka, und daß es ihnen der dortige Lehrer in der Unzucht zuvor thue. Ich erklärte ihnen und schrieb das dem alten König Bell: wenn sie mit dem Versprechen gekommen wären, die Christen künftig in Ruhe zu lassen, so hätte ich ihrer Bitte willfahrt und ihnen den Götzen zurückgegeben. Da sie aber mit solchen Anschuldigungen kommen, die ich kaum glauben könne, so sei ich genötigt, vorher alles genau zu untersuchen. Ich würde zu dem Zweck nach Muyuka kommen und König Bell solle dann einen Vertrauten mitsenden, um sich von dem wirklichen Stand der Dinge genau zu überzeugen.

---

7. Ein Sittengericht.

Ein solches fand dann am 2. Juni 1896 in Muyuka nach vorangegangenem Tauf- und Abendmahlstag statt. Der Gerichtshof wurde unter meinem Vorsitz von Missionar Lauffer, vier Lehrern, einem Dualahändler, einem Vertreter von König Bell und einigen auswärtigen Taufbewerbern gebildet. Unser Gerichtssaal war die große Halle des Häuptlings. Nach parlamentarischer Sitte setzten sich die Ortsleute gleich in zwei Abteilungen, wobei ich erstaunt war, daß sich auf Seite der Christen etwa dreiviertel der Bevölkerung fand.

Ich erklärte: ich sei gekommen, um vor diesen Zeugen die Anschuldigungen zu prüfen, die sie dem alten König Bell gegenüber in Bezug auf die Christen und den Lehrer gemacht hätten. Nun wollten die Ankläger gleich den Lehrer vorfordern und wahrscheinlich mit wüstem Geschrei über ihn herfallen. Dies wurde jedoch abgelehnt und erklärt, er komme zuletzt an die Reihe. Ich sagte nun, daß es

26 Christen in ihrem Dorfe seien und ebenso viele Taufkandidaten. Ich würde nun einen um den andern auffordern, vorzutreten und sie sollten bei jedem untersuchen, in welcher Weise er sich sittlich oder sonstwie vergangen hätte.

Das Verhör ergab das Resultat, daß sie gegen keinen einzigen etwas vorzubringen wußten. Was sie bei zweien vorbrachten, stellte sich als Sünden heraus, die sie schon als Heiden begangen hatten. Sie konnten den Christen auch nicht nachsagen, daß einer bei der Arbeit seinem Vater den Gehorsam verweigert hätte. Als nun nach allen der Lehrer an die Reihe kam, stellte es sich heraus, daß sie ein altes aus Irrtum von einem Sklaven entstandenes falsches Gerücht wieder aufgewärmt und den Mann und seine Frau durch Einschüchterung verleitet hatten, das Gegenteil von dem auszusagen, was sie früher bei der Untersuchung der Wahrheit gemäß gesagt hatten.

Die Art und Weise, wie sie diese Lügen vorbrachten, machte ihre Niederlage vollständig. Ich erklärte nun, daß, wenn ihre Anschuldigungen wahr gewesen wären, ich ihnen nicht allein ihren Götzen zurückgegeben, sondern auch noch die Christen veranlaßt hätte, für den Raub Satisfaktion zu leisten. Jetzt aber verlange ich, daß sie ihn loskaufen, und zwar wolle ich eine Ziege haben, die so lange sie lebe durch ihr Dasein Zeugnis von ihren Lügen ablege. Sie wollten nun ein Schwein geben, weil keine Ziege da sei, worauf dann ausgemacht wurde, daß, sobald sie eine solche brächten, auch wenn es eine kleine und ruppige sei, sie den Götzen bei dem benachbarten Lehrer holen könnten. Bald ließen sie mir aber sagen: ich solle ihn nur behalten, da es doch um sein Ansehen geschehen sei.

---

8. Wenn auch Gottesmänner, doch noch Kinder.

Das war unsere nächste hervorragende Erfahrung mit den Muyuka-Christen. Die westlich vom Mongo wohnenden Balongleute wie auch die Bakunduer sind sehr arm. Früher, als noch der ganze Handel des Inlandes den Mongofluß herunterging, stand es besser um sie. Jetzt aber, wo sich der Haupthandelsverkehr dem Rio del Rey-Fluß zugewendet hat, besteht fast ihr einziger Erwerb aus dem wenigen, was sie aus ihren Produkten lösen. Sie handelten früher mit Palmöl, versäumten aber selber Palmen zu pflanzen, so daß ihnen dieser gute Erwerbszweig fehlt.

Die Christen von Muyuka waren deshalb froh, als ihnen durch die Errichtung der Station Bombe Gelegenheit gegeben wurde, etwas

zu verdienen. Es ging auch, obwohl es viel Treibens bedurfte, sie zu einer regelmäßigen Tagesarbeit zu bringen. Bisher waren sie nur gewohnt, ein paar Stunden tüchtig zu arbeiten und dann ganz nach Gutdünken auszuruhen.

Doch von dem wollte ich nicht reden, weil das ja bei allen Naturvölkern so ziemlich der gleiche Fall ist. Nur einen Vorfall will ich erwähnen. Die auf Monatslohn angestellten Arbeiter hatten hauptsächlich Ruderdienste zwischen Bombe und Bonaku zu thun. Da kamen sie nun eines Tages nach Duala *) und brachten jeder eine Anweisung mit, wenn ich nicht irre für zwei Monatslöhne, im Betrag von 16 Mk., die ihnen in bar ausbezahlt werden sollten. Das war nun allerdings ein Reichtum, der für einen armen Balong nur schwer zu ertragen war. Sie durchstrichen die Faktoreien (Handelsniederlassungen) mit ihrem Geld und kauften Praktisches und Unpraktisches. Vor allem durfte natürlich ein kleiner Blechkoffer für 3 Mk. und ein paar Baumwolljacken darin nicht fehlen. Auch hatte man in Duala gesehen, daß man Kaffeetassen hat, und so wurde ebenfalls eine solche für ganze 25 Pf. erstanden. Daß der Hausjunge des Europäers sich auf den Pfiff einer kleinen Pfeife bei seinem Meister einstellt, dünkte sie ebenfalls lustig, und so wurde auch eine solche um 50 Pf. erworben.

Mit fremden Schätzen reich beladen und sich sehr reich und glücklich dünkend, zogen sie heim. Bombe war ihr Ziel. Allein man konnte doch nicht an Muyuka vorbeifahren, ohne sich in seinem Glück zu zeigen. So wurde denn dort wider das Gebot des Meisters ein mehrtägiger Aufenthalt gemacht und der Großhans gespielt. Man trug einen Tisch auf die Straße, stellte die Tasse und die andern Reichtümer darauf zur Schau, zog die neuen Jacken an, und nun begann die Vorstellung. Der mit der Pfeife machte den Meister, andere spielten die Dienstboten. Der Europäer oder wenigstens der Duala wurde vollständig nachgeahmt, nur mit dem Unterschied, daß ein gutes Essen auf dem Tisch fehlte.

Man ging aber noch weiter in der Nachäffung. Reiche Duala rudern nicht mehr selbst, sondern dingen andere hiezu. So wurden denn auch andere, junge und alte Leute, beim Weiterfahren als Ruderer mitgenommen, und um den Duala voll zu spielen, wurde unterwegs beim Anlegen am Dorfe Koto ein Wettringen veranstaltet. Doch nun war das Maß voll und das Wort erfüllte sich: „Hoher Mut kommt vor dem Fall.“ Das Wettringen brauchte Zeit, und

*) Das Gebiet an der Wurimündung, wo der Duala-Stamm seine Wohnsitze hat und seit langer Zeit fast ausschließlich dem Handel lebt.

durch diese Verspätung erreichte das Kanoe am Abend Bombe nicht mehr, sondern sie mußten unterwegs am Ufer übernachten. Da, am Morgen beim Einsteigen, stiegen auf einer Seite zu viel Leute auf einmal ein, das Kanoe schöpfte Wasser und sank auf den Grund. Es ertrank zwar niemand, aber die Herausholung der Sachen aus dem Wasser, so viel sich davon noch retten ließ, sowie die Hebung des Kanoes war eine ungeheure Arbeit. Zudem konnten sie sich einbilden, daß wenigstens ein Monatslohn dahin war.

Die Lehre hat aber den Gottesmännern gut gethan; denn auch bei den Duala kamen sie in Verruf. Sie hatten nämlich nicht allein gewagt, ihre Waren in Duala selber, also an der Quelle, einzukaufen, sondern auch noch ausposaunt, wie billig dort drunten alles sei und wie viel Gewinn die Duala oben am Fluß nehmen.

---

9. Ein Götzenhandel.

Die Balong sind einer der wenigen Negerstämme, welche geschnitzte oder von Lehm gebrannte Götzenfiguren besitzen. Die menschliche Figur herrscht bei diesen vor, doch sind auch Tierfiguren vorhanden. Bei den erstern wird man durch viele Formen an indische Götzenfiguren erinnert. Schon bei unsern ersten Besuchen in Balong wurden wir auf dieselben aufmerksam, aber alle Versuche, eine Figur zu erhalten, waren vergeblich. Besehen und betasten durfte man sie, aber abgegeben wurden sie nicht.

Da ereignete sich der vorhin erzählte Vorfall in Muyuka, der den Götzendienst bis ins Mark erschütterte: Zuerst wagten es einige heimlich, den Lehrern ihre Bekale oder Njimberi zu verkaufen, bald aber geschah es öffentlich. Fast jeder, der Aussicht hatte, als Ruderer nach Duala zu gehen, suchte sich solche zum Verkauf zu verschaffen und kistenweise wanderten sie nach Europa, teils ins Missionsmuseum nach Basel, teils an Freunde und Bekannte, die sich dafür interessieren. Und nicht allein von einzelnen, sondern auch von Körperschaften wurden jetzt die Götzen verkauft. Das große Dorf Ndo hatte eine 2 Meter hohe, von Holz geschnitzte und mit Farben bemalte Mannsfigur mit spöttischem Gesichtsausdruck, die einem päpstlichen Zuaven nicht unähnlich sah und sich in einem großen Tempel befand. Bei der Besetzung des Dorfes kaufte Miss. Lauffer diesen Götzen um eine Partie Waren.

Mit diesem Feilbieten der Götzen ging das Verlangen nach Lehrern Hand in Hand. Das Alte, von den Vätern Hergebrachte, befand sich im Zusammensturz, das Neue machte sich Bahn.

---

10. Ein Unglück kommt nie allein.

So erging es auch den Balong- und Bakundugötzen. Mitten in diesem Handel bekam der Götzendienst noch einen Stoß von einer Seite her, von wo er nicht zu erwarten war.

Makia, der bedeutendste von allen Balong-Häuptlingen aus dem Dorfe Mukonye, war auch zugleich der bedeutendste Losangomann und Besitzer von Zaubermitteln. Infolge dessen scheute er vor keiner Gewaltthat zurück, denn er hielt sich seiner Mittel wegen für unverletzbar. Sein Name bedeutet „Blut", und manches Menschen Blut soll er vergossen haben. In dieser seiner Vermessenheit wagte er es, sowohl den Vertreter einer Handlung in Mondame, wie auch dem kaiserlichen Stationsmeister Konradt von Barambi (am Elefanten-See) und seine Familie mit einem Ueberfall zu bedrohen. Das erfuhr der stellvertretende Gouverneur gelegentlich eines Besuches dort und der machte kurzen Prozeß. Eines Tages sprach er mit seinen paar Soldaten bei Makia vor, besah sich sein Anwesen, arretierte ihn kurzer Hand, nahm ihn mit nach Duala und verurteilte ihn zur Deportation nach Kampo, in den Süden der Kolonie. Hiebei wurde allgemein bekannt, daß Makia gezittert habe wie Espenlaub und daß keins seiner Zaubermittel, mit welchen er vorher jedermann Furcht eingeflößt hatte, ihn habe schützen können.

Diese Hilflosigkeit und Feigheit des Makia einerseits und andererseits die Ansicht, als habe der Besitz von so vielen Losango und Zaubermitteln seine Verhaftung mitverursacht, jagte allen Losango-leuten einen heilsamen Schrecken ein. Denn keiner hatte ja ein gutes Gewissen und keiner war sicher, ob nicht auch ihn der Gouverneur heute oder morgen mit einem solchen Besuch beehren könnte. Und da ja das Ansehen ihrer Götzen schon so wie so ohne Maß gesunken war, fanden sie es für das Geratenste, ihre sämtlichen Götzengegenstände Missionar Lauffer auszuliefern, der die interessantesten für sich behielt, den übrigen Götzenkram aber verbrannte. So loderten denn fast in allen Balong- und Bakundudörfern die Götzenfeuer auf.

An der Sache war das Bezeichnendste das, daß der Sohn des Makia, der nun an seines Vaters Statt als Häuptling eingesetzt wurde, den Gouverneur bat, bei der Basler Mission dahin zu wirken, daß er einen Lehrer erhalte; denn er allein sei nicht im stand, seine Dorfleute im Zaum zu halten.

11. Schlußwort.

Den Götzendienst unter einem Volk, auch unter einem Negervolk, zu erschüttern ist außerordentlich schwer. Das vermag weder Kultur noch Civilisation. Habe ich doch einen in Europa feingebildeten hellen Mulatten gesehen, der sich trotz seiner Bildung jedes Jahr nach Darbringung eines Opfers mit Frau und Kindern in einer einem Götzen geweihten schmutzigen Pfütze badete, um den Segen des Götzen zu erlangen! Und auf der Goldküste hat es eines halben Jahrhunderts bedurft, bis durch die Missionsarbeit der Götzendienst oder das Ansehen der Götzen so erschüttert war, als es jetzt nach zehnjähriger Arbeit in Kamerun der Fall ist. Wir betrachten es deshalb als eine besondere Mitwirkung Gottes, daß es so weit gekommen ist, wie uns diese Vorgänge zeigen. Aber vom Ausliefern der Götzen bis zum Uebertritt zum Christentum ist es noch ein weiter Schritt, wenn der Ruhm der Götzen so jählings erbleicht, wie es in Balong geschah. Etwas anderes ist es, wenn sonst jemand unter gewöhnlichen Verhältnissen seine Götzen ausliefert; dann ist es jedesmal ein sicheres Zeichen, daß er zum Christentum übertreten will.

Fast schwieriger noch als der Uebertritt ist unter solchen Umständen das Beharren in einem christlichen Lebenswandel, da die Getauften allenthalben von Versuchungen umgeben sind. Die Gemeinde in Muyuka würde z. B. das Examen jetzt nicht mehr so gut bestehen wie vor zwei Jahren.

Wenn wir nun auch auf der einen Seite Gott sehr dankbar sind für das Große, was er hier gethan hat, so wissen wir doch auf der andern Seite, daß jetzt erst die Hauptarbeit und der Hauptkampf beginnt. Bei den Heiden ist nun eine gewisse Leere entstanden, und was würden wir lieber thun, als dieselbe mit den Schätzen des Reiches Gottes ausfüllen! Aber ich zweifle sehr, ob uns das bei der Mehrzahl des Volkes gelingen wird. Das wäre dann eine Gnadenzeit ersten Ranges und es gäbe eine zweite Kolsmission. Wir wollen deshalb beten und es erhoffen, aber auch nicht mutlos werden, wenn es anders kommt, d. h. wenn unsere Hoffnung nicht ganz in Erfüllung geht.

Der Errichtung einer Volkskirche, wie es im Mittelalter bei der Christianisierung von Deutschland geschah, sind schon unsere Forderungen: das Aufgeben der Vielweiberei, des Schnapshandels und Schnapsgenusses im Weg. Ueber diese Schranke kommt eine große Anzahl auch von solchen nicht hinweg, die Gottes Wort lieben, die Gottesdienste besuchen, ihre Frauen und Kinder taufen lassen, auch

einen Missionsbeitrag geben und den Götzendienst verachten, sich aber nicht taufen lassen. Weil es aber der evangelischen Praxis gänzlich zuwider ist, mit dem Christentum zu paktieren, so können wir diese Schranke nicht fallen lassen, sondern müssen uns begnügen, wenn hauptsächlich junge Leute, Unbemittelte und Frauen zum Christentum übertreten. Immerhin ist es ein nicht zu unterschätzender Vorteil, wenn die tonangebenden Leute eines Dorfes zur ersten Klasse gehören und sich nicht an die alten Götzen anklammern, oder weil dieselben verbrannt sind, neue zu gewinnen suchen. Das wird aber auch von einem vielleicht großen Teil geschehen, und es ist sogar zu befürchten, daß die Dualahändler aus Habsucht versuchen werden, den Balong ihre in Duala nicht mehr geachteten Losango zu verkaufen, wie sie dies vor ein paar Jahren den Pongo gegenüber gethan haben.

Die Vorgänge bei der Götzenverbrennung in Bombe darf man wohl als vorbildlich annehmen für die Art und Weise, wie sich nun die Heiden zum Evangelium stellen werden. Als die Losangomänner dort ihren sämtlichen Götzenkram zum Verbrennen brachten, sagte Missionar Lauffer: ehe er die Götzen verbrenne, wolle er wissen, wer denn Christ werde. Eine große Anzahl junger Leute sprang vor und bat ihn, ihre Namen niederzuschreiben. Das wollten aber die „Alten" nicht haben. Sie fingen an, die Jungen zurückzudrängen, so daß zunächst eine große Rauferei entstand, bis zuletzt doch eine ziemliche Anzahl junger Männer bei ihrem Vorsatz blieb, Christen zu werden.

So kann man sagen: das Feld der Balong-Bakundumission ist trotz aller Säemannsarbeit, die noch gethan werden muß, reif zur Ernte, und die Basler Missionare haben dort an Heiden und Christen ein gutes Stück Arbeit vor sich, wozu ihnen Gott Tag für Tag neue Kraft und neuen Mut, aber auch neue Geduld schenken möge. Der Sieg ist ihnen gewiß.

Missionskursus in Friedberg.

Vom 19—21. Juli fand im hessischen Städtchen Friedberg der dritte von seiten der Basler Missionsgesellschaft veranstaltete und durch einen Vertreter des Komitees geleitete Missionskursus für Pfarrer und jüngere Theologen statt. Die ehemalige Reichsstadt Friedberg, an der Bahnlinie Frankfurt a/M.-Gießen, mit ihrer stattlichen Burg, die einst der Sitz der Burggrafen der wetterauischen Ritterschaft gewesen ist, ihrem Lehrerseminar und ihrer Taubstummenanstalt, ist durch die unglückliche Schlacht bekannt, die der österreichische General Wartensleben dem französischen General Jourdan im Jahre 1796 lieferte. Sie liegt in der hessischen Provinz Oberhessen und ihr Name klingt gar lieblich und vertraut den Ohren der hessischen Theologenwelt; hat doch die weitaus größte Mehrzahl der evangelischen Geistlichen des Großherzogtums Hessen in dem ebenfalls dort befindlichen Predigerseminar ihre praktische Ausbildung fürs geistliche Amt erhalten.

Als geistiger und geistlicher Mittelpunkt eignet sich Friedberg deshalb sehr gut zur Abhaltung eines Missionskursus für Pfarrer und jüngere Theologen aus Hessen und den benachbarten Ländern, und die bisher nie erreichte Zahl von 165 Teilnehmern zeigte nicht nur, daß die Wahl Friedberg's eine glückliche war, sondern auch, daß die Mission im Großherzogtum Hessen und den Nachbarländern die ihr gebührende Würdigung gefunden hat. Freilich waren umfassende Vorkehrungen zu treffen und manche Schwierigkeiten zu überwinden, um für eine solch große Zahl von Teilnehmern Unterkunft zu finden; stand doch weder ein Kurhaus Palmenwald (Freudenstadt), noch ein Kurhaus Heinrichsbad (bei Herisau, Appenzell) zur Verfügung, aber dank der unermüdlichen Anstrengungen des Vorstehers des Prediger-Seminars, Direktor D. Weissenbach, und des opferwilligen Entgegenkommens der evangelischen Bürgerschaft Friedberg's wurden alle Schwierigkeiten überwunden, so daß der Verlauf des Kurses als ein in jeder Hinsicht gelungener bezeichnet werden muß und die aus dem Großherzogtum Hessen, der Provinz Hessen-Nassau und der Rheinpfalz herbeigeströmten Teilnehmer mit großer Befriedigung auf die im gastlichen Friedberg verlebten Tage zurückblicken können.

Der Kursus wurde eingeleitet durch eine Begrüßungsfeier

am Vorabend, Montag den 18. Juli, wobei Direktor D. Weiffenbach die erschienenen Kursisten herzlich willkommen hieß und zu den Verhandlungen Gottes Segen wünschte. Hierauf stellten sich die anwesenden Referenten mit kurzen Worten vor und verliehen ihrer Freude über die zahlreiche Beteiligung Ausdruck.

Dienstag den 19. Juli begann der erste Arbeitstag, eröffnet durch eine Morgenandacht von Metropolitan Strobel-Frankfurt a/M.-Bockenheim über Matth. 9, 35—38. Oberkonsistorialrat Waas-Darmstadt begrüßte hierauf die Versammelten im Namen der hessischen Oberkirchenbehörde und versicherte sie der aufrichtigen Sympathie und des wärmsten Interesses des großherzoglichen Oberkonsistoriums.*) Er selbst hielt auch das erste Referat über das Thema: Die Evangelien und die Hoffnungen der Mission. Der Referent zeigte in sehr klarer eingehender Weise, wie die Mission auf durchaus solider biblischer Grundlage beruhe und gegründet auf Jesum Christum, den König des Himmelreiches, nicht nur auf den endlichen Sieg hoffen, sondern auch desselben gewiß sein dürfe, wie sie ferner stets ihre Saat- und Erntezeit haben werde bis zu dem Tage des Gerichts, der auf der einen Seite das ausgereifte Unkraut, auf der andern Seite den vollen Weizen in den Aehren offenbaren werde.

Nach einer kurzen sehr harmonisch verlaufenden Diskussion folgte als zweites Referat: Ueberblick über den Gang der Basler Mission I. Teil, erstattet von Pfr. Eppler-Heiden (Appenzell), das die Entstehung der Basler Missionsgesellschaft, ihren ersten Inspektor Chr. Gottl. Blumhardt, die ersten Missionsversuche in Liberia und Südrußland, den opferreichen Anfang der Missionsarbeit auf der Goldküste und die vom Segen Gottes begleitete erste Missionsperiode in Indien, kurzum die Jahre von 1815—38 an unserem geistigen Auge vorüberziehen ließ.

Der Dienstag Nachmittag brachte wiederum zwei Referate: Unser Missionsdienst in der Heimat von Missionar Risch-Indien, und die Lage der evangelischen Mission in Kamerun von Missionssekretär Würz-Basel. Während der erste Vortrag dem Thema gemäß die heimatlichen Verhältnisse behandelte und die Missionsaufgabe der christlichen Gemeinde, die Erziehung zu dieser Aufgabe durch den in erster Linie dazu berufenen Gemeindepfarrer und die Befähigung des letzteren für diese Aufgabe darlegte, führte der zweite hinaus nach Kamerun, zeichnete in kurzen Strichen das rasche, gesegnete Aufblühen der Kamerun-Mission, er-

*) Vom hohen Oberkonsistorium war auch Prälat D. Habicht erschienen.

läuterte eingehend die Umstände, die zu dieser raschen Blüte beigetragen haben, die Gefahren, die sie bedrohen, sowie die Anforderungen, welche die also entstandenen Verhältnisse an die Gegenwart stellen. Der Vortrag bot Anlaß zu einer sehr anregenden und belebten Debatte, womit die Verhandlungen des ersten Tages geschlossen wurden, um für die beiden folgenden sehr anstrengenden, aber auch sehr gewinnreichen Tage neue Kräfte sammeln zu können.

Der Mittwoch wurde durch eine Morgenandacht von Oberkonsistorialrat Waas-Darmstadt eingeleitet. Den Reigen eröffnete diesmal Pfr. Betzler-Rothenberg mit seinem Referat: Wie erwerben und erhalten wir uns die nötige Missionskenntnis? Der sehr instruktive Vortrag berührte sich in einzelnen Punkten mit den Ausführungen des Missionars Risch, unterschied sich aber von diesen durch seine zahlreichen praktischen Darlegungen, indem zuerst die zur Erlangung der nötigen Missionskenntnis betonte Theorie D. Warnecks: „Aus der Weite in die Enge" und darnach die derselben entgegengesetzte von D. Grundemann aufgestellte: „Aus der Enge in die Weite" näher charakterisiert und der goldne Mittelweg: „In die Enge und in die Weite zugleich" als das Ratsamste empfohlen wurde. Der kürzer gehaltene zweite Teil: Wie erhalten wir uns die nötige Missionskenntnis? gipfelte in dem Satze: „Was du durch Arbeit dir erworben hast, gebrauch' es, um es zu besitzen". Da das im Referat als erforderliche Minimalkenntnis der Mission Bezeichnete manchen Teilnehmern etwas zu hoch erschien, entspann sich eine lebhafte Debatte, die eine Fülle von Anregung bot und reichen Gewinn brachte.

Nach der üblichen Pause von einer knappen halben Stunde hielt Pfr. Eppler sein zweites Referat über den Gang der Basler Mission, worin er die Jahre 1838—50 und 1850—79 mit ihren wichtigsten Ereignissen: Ausdehnung der indischen Mission, Beginn der Missionsarbeit in China ꝛc. unter den beiden Missions-Inspektoren Hoffmann und Josenhans eingehend behandelte und die hohen Verdienste der beiden so verschieden gearteten und doch so gesegneten Rüstzeuge Gottes in vortrefflicher Weise beleuchtete. Auf ihn folgte Missionar Bader-Indien mit dem Referat: Die heutigen Aufgaben der Basler Mission in Malabar, worin derselbe drei Perioden unterschied: a) die Gründungszeit von 1839—1859; b) die Zeit des inneren Ausbaues und der ruhigen Weiterentwicklung von 1859—1889; c) die neue Zeit, beginnend mit 1890. Jede Periode wurde näher beleuchtet, besonders aber die letzte, die der Mission so große und zum Teil sehr schwierige Aufgaben stellt.

Um 5 Uhr versammelte sich der größte Teil der Kursteilnehmer in der Burgkirche, um der von Geh. Kirchenrat Prof. D. Köstlin-Gießen abgehaltenen Missions-Kinderlehre beizuwohnen. Als Text dienten die Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig Matth. 13, 31—33. Die Kinder wurden dabei Schritt für Schritt in das Verständnis der beiden Gleichnisse und ihre Missionsbedeutung hineingeführt. Köstlich war die Antwort eines Knaben, welcher auf die Frage: Wie viele Einwohner hat denn unsere Erde, wißt ihr das? laut und feierlich beteuerte: „Nein, das wissen wir nicht!"

An die Kinderlehre schloß sich eine Besichtigung der in der Renovierung begriffenen ehrwürdigen Stadtkirche, wobei der den Bau leitende Architekt den Führer machte und über die Geschichte der Entstehung des Baues, seinen Verfall, die aufgefundenen Bilder und anderes Wissenswerte in bereitwilligster Weise nähere Auskunft gab. Damit aber auch der Abend möglichst ausgenützt werde, fand um 8 Uhr eine gesellige Zusammenkunft statt, an der sich viele Friedberger mit ihren Familien beteiligten und die durch allerlei Missionsmitteilungen viel Anregung bot, des praktischen, herzerwärmenden Schlußwortes nicht zu vergessen.

Am Morgen des dritten Tages begann nach einigen geschäftlichen Mitteilungen Missionssekretär Würz mit seinem Vortrage: Das Wachstum der Basler Mission und die daraus entspringenden Bedürfnisse. In demselben wurde besonders der Zeitraum der letzten 10 Jahre, von 1888 bis 1898 ins Auge gefaßt und das außerordentlich schnelle Wachstum der Basler Mission auf den vier Gebieten: Kamerun, Goldküste, China und Indien an der Hand einer mit Fleisch und Blut umkleideten Statistik bei den einzelnen Arbeitszweigen überzeugend nachgewiesen. Besonders interessant und wohlthuend war der Nachweis, wie das Basler Komitee überall auf Gottes Winke geachtet und die von Gott selbst gewiesenen Wege zu gehen versucht hat, wobei es denn auch nicht zu Schanden geworden ist. Das zweite Referat des Tages hatte Pfr. Eppler über den dritten Teil seines Themas: Ueberblick über den Gang der Basler Mission. Dieses das Thema zum Abschluß bringende Referat behandelte die Jahre 1879 bis zur Gegenwart: Entwicklung der Mission unter Missions-Inspektor O. Schott und dem jetzigen Inspektor Th. Oehler nach drei Gesichtspunkten: I. Die tüchtige Gemeinde, die hinter der tüchtigen Leitung steht; II. Das Heer und seine Erfolge in der Heidenwelt, und III. Das Missionsziel. Mit diesen drei Vorträgen hat Pfarrer Eppler einen sehr wertvollen Grundriß einer schon längst schmerzlich entbehrten „Geschichte der Basler Mission" gegeben und Einsender

dieses kann nur von ganzem Herzen den in der Diskussion ausgesprochenen Wunsch unterstützen, es möchte von seiten des auf dem Missionsgebiet so wohl bewanderten Referenten bald eine ausführliche Missionsgeschichte nachfolgen.

Der Mittwoch Nachmittag brachte dann die beiden letzten Referate des reichhaltigen Programms: Die Entwicklung der evangelischen Mission in China im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen von Missionar Schaub-China und Missionshomiletische Winke von Pfr. Walz-Lang-Göns. Missionar Schaub orientierte zuerst kurz über Land und Leute und behandelte sodann sein eigentliches Thema im Anschluß an vier Missionsperioden: I. Missionsversuche am Anfang unseres Jahrhunderts (Morrison); II. Enthusiastische Missionsperiode (Gützlaff); III. Beginn der Ernte: Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre; IV. Zeit der weitesten Ausdehnung des Missionsnetzes von Ende der sechziger Jahre an. Das Mitwirken politischer Faktoren: Englisch-chinesischer Krieg, Taiping-Rebellion, französisch-anamitischer und japanisch-chinesischer Krieg wurde näher erläutert und in der Diskussion noch manche Spezialfrage von dem mit chinesischen Verhältnissen wohl vertrauten Referenten beantwortet.

Das Schlußreferat von Pfr. Walz bot eine reiche Fülle praktischer Winke in missions-homiletischer Beziehung aus dem Alten und Neuen Testament und zwar hauptsächlich an der Hand der in Hessen eingeführten Perikopenordnung, die gewiß manchem Geistlichen neue Anregung gegeben haben, sich eingehender als bisher mit der „Missionsbibel" zu beschäftigen.

Mit einem herzlichen Abschiedswort des um das Gelingen des Missionskursus hochverdienten Direktors D. Weitzenbach schloß sodann der offizielle Teil des Missionskursus, worauf am Abend in der Bergkirche noch eine kirchliche Feier folgte, die den anstrengenden aber reichen Gewinn bringenden Tagen den rechten weihevollen Abschluß verlieh. Das Lichtwerk der Heidenmission mit seiner dreifachen Frage: Warum, wozu und wodurch treiben wir es? das wiederum Direktor D. Weitzenbach bei seiner Schlußpredigt auf Grund von Jes. 60, 1—3 behandelte, ist uns während des Missionskursus in Friedberg in überzeugender und herzgewinnender Weise vor Augen gestellt worden. Möchte es allen Teilnehmern für Person und Amt immer größer und herrlicher werden; dann wird der empfangene Segen bleiben und nachwirken für das ganze irdische Leben, ja in die Ewigkeit hinein!

Th. Strobel.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Kiautschau. Wie wir seiner Zeit mitgeteilt haben, hat die Berliner Mission (I) und der Allg. ev. prot. Missionsverein je zwei ihrer in China arbeitenden Missionare eine Untersuchungsreise nach Kiautschau antreten lassen, um den eventuellen Eintritt in die dortige Missionsarbeit vorzubereiten. Nach dem Bericht der beiden Berliner Missionare Kollecker und Kunze wurden dieselben von dem deutschen Gouverneur, Herrn Rosendahl, aufs freundlichste empfangen, aber hinsichtlich des der Mission zu überlassenden Terrains, das erst vermessen werden muß, können erst in einigen Monaten nähere Bestimmungen getroffen werden. Sehr günstig ist der Umstand, daß der Unterschied zwischen dem dortigen Nordmandarin-Dialekt und dem in der Kanton-Provinz gesprochenen Hakka nicht größer ist, als der zwischen dem Holländischen und Deutschen. Miss. Kunze, der sich sogleich an die Erlernung der Sprache gemacht hat, hofft deshalb in drei bis vier Monaten mit Predigt und Seelsorge beginnen zu können. Obschon die Aussichten auf den Landerwerb noch keine ganz sicheren sind, so lautet doch der Antrag der Brüder dahin, außer der geplanten Hafenstation noch eine zweite Station weiter im Inland — etwa zwei bis drei deutsche Meilen vom Hafen entfernt — anzulegen und den für Kiautschau bestimmten Missionaren Kunze und Voskamp noch zwei junge Mitarbeiter an die Seite zu stellen. Auf diesen Bericht hin hat denn die am 8. Juni tagende Generalversammlung der Berliner Mission (I) die Uebernahme der Arbeit in Kiautschau einstimmig beschlossen. — Von den ebenfalls dahin bestimmten Missionaren des Allg. ev. prot. Missionsvereins Dr. Faber und Pfr. Kranz ist der letztere vorderhand wieder nach Shanghai zurückgekehrt, da er erst in einigen Monaten mit dem Bau eines Hauses beginnen kann. Inzwischen sucht Dr. Faber in einer Mietswohnung unterzukommen. Vorläufig ist Tsingtau, wo die deutsche Regierung ihr Hauptquartier hat, ein armseliger, kleiner Ort; aber es ist zu erwarten, daß das von den Deutschen besetzte Gebiet eine große Zukunft hat, sobald die Eisenbahn von Tsingtau nach Tschinanfu gebaut sein wird. Denn dann werden sich voraussichtlich Tausende von Chinesen in dem neuen Hafen niederlassen. In der Schantung-Provinz, zu der Kiautschau gehört, arbeiteten bis jetzt acht evangelische Missionen. (Berliner Miss.-Ber. u. Zeitschr. f. Missionskunde und Religionswissenschaft.)

Amerika. Den amerikaniſchen Kriegern auf Kuba, den Philippinen und auf Porto Rico werden demnächſt ungeſäumt die geiſtlichen Krieger, die Miſſionare, auf dem Fuße folgen. So müſſen die Vorgänge und Ereigniſſe in der Welt dem Fortſchritt des Reiches Gottes dienen. Einerlei, ob dieſe Inſeln dem amerikaniſchen Gebiet einverleibt werden oder Selbſtändigkeit erlangen, für Spanien ſind ſie ſchon jetzt ſo gut wie verloren, und die amerikaniſchen Miſſionsgeſellſchaften fühlen ſich verpflichtet, hier wirkſam einzugreifen. Allem Anſchein nach wird die ſo ſehr hinderliche Konkurrenz unter den einzelnen Kirchen und Geſellſchaften vermieden werden, ſind doch ſchon die einleitenden Schritte gethan, um ein brüderliches Zuſammenwirken zu ermöglichen. (Friedensbote.)

Inſpektionsreiſe. Am 20. Sept. d. J. gedenkt der Inſpektor der rheiniſchen Miſſion, Dr. Schreiber, der vor einigen Jahren das afrikaniſche Arbeitsgebiet ſeiner Geſellſchaft viſitierte, eine große Inſpektionsreiſe nach Sumatra, Nias und China anzutreten. In Sumatra wird er ſeinen Sohn, Dr. med. J. Schreiber, als Miſſionsarzt einführen. Bekanntlich war Inſpektor Dr. Schreiber früher ſelbſt Miſſionar in Sumatra. Als er dieſes ſein Arbeitsfeld im Jahr 1873 verließ, zählte die Miſſion dort 9 Stationen, 11 Miſſionare und ca. 1500 Gemeindeglieder. Heute weiſt dasſelbe auf: 23 Stationen, 33 Miſſionare, 8 Miſſionsſchweſtern und 37 546 Chriſten. Zu den 23 Miſſionsſtationen gehören 133 Filiale, deren Zahl ſich jährlich mehrt.

Luxus in der Miſſion iſt ein ſchwer zu beſtimmender Begriff. Was aber alles nach Umſtänden darunter verſtanden wird, davon giebt der Miss. Herald eine Probe. Er erzählt: Eine Miſſionarin in Japan ſchickte vor einiger Zeit eine Photographie nach Haus, die das Schulgebäude zeigte, worin ſie als Lehrerin unterrichtete. Es war ein ſehr einfacher und billiger Bau, dazu höchſt unwohnlich, beſonders im Winter, da der Regen die Lehmmauern ziemlich verwaſchen und teilweiſe zerriſſen hatte. Als aber das Haus photographiert wurde, war es mit üppigen Weinreben dicht umſponnen und es hatte dadurch nach außen hin ein recht freundliches Ausſehen. Als nun die Photographie in Amerika anlangte, kam ſie u. a. auch einer Dame zu Geſicht, die voller Entrüſtung ausrief: „Von jetzt ab gebe ich aber auch keinen Pfennig mehr der Miſſion, um ſolchen Luxus zu unterſtützen.“ — Die gute Dame hätte wahrſcheinlich anders gedacht, wenn ſie einige Wochen in dem weinumrankten, aber ungemütlichen Hauſe hätte wohnen müſſen.

Heidenpredigt vor indiſchen Kulis.

Die Syrische Kirche in Südindien.

Von Miss. W. Bader.

Die syrische Kirche Südindiens ist die älteste Missionskirche Indiens. Die Geschichte dieser Kirche, besonders ihre Gründungsgeschichte, steht also im engsten Zusammenhang mit den ersten Missionsunternehmungen in Indien. Es dürfte deshalb am Platze sein, im Missions-Magazin eine kurze Darstellung ihres Ursprungs und ihrer Schicksale zu geben, umsomehr als in neuerer Zeit in Südmalabar eine Anzahl syrischer Christen zur Basler Missionskirche übergetreten ist. Somit ist unser Interesse an der syrischen Kirche nicht mehr bloß ein historisches.

Die syrische Kirche Indiens, die in früheren Zeiten auch an der Koromandelküste und auf der Insel Ceylon christliche Kolonien besaß, hat sich nur an der Malabarküste erhalten, und zwar sind es etwa 400 000 Seelen, die ihr dort angehören. Die syrische Diöcese auf der Malabarküste hat den offiziellen Namen Malankara und liegt in den beiden in einem Vasallenverhältnis zu England stehenden Staaten Travankor und Kotschi. Der Geschichte dieser Kirchengemeinschaft, die sich an der Malabarküste inmitten einer heidnischen Umgebung und unter vielen Schwierigkeiten mindestens 14 Jahrhunderte hindurch bis auf die Neuzeit behauptet hat, sollen die nachfolgenden Zeilen gelten.

1. Der Ursprung der syrischen Kirche in Indien.

Ihre Gründungsgeschichte ist trotz eifriger Forschungen noch nicht völlig aufgehellt. Doch haben die Untersuchungen des schottischen Missionars George Milne Rae, die er in seinem Buch: „The Syrian Church in India“ veröffentlicht hat, viel dazu

beigetragen, bisherige falsche Annahmen zu berichtigen und an der Hand von, wenn auch dürftigen, so doch wirklich historischen Zeugnissen über den Ursprung dieser altehrwürdigen Kirche Licht zu verbreiten. Bei der Frage nach ihrem Ursprung ist es wichtig, genau zu unterscheiden zwischen Legende und Geschichte, zwischen Mutmaßungen und historischen Ergebnissen.

Die syrischen Christen Malabars halten mit Zähigkeit an der Annahme fest, daß der Apostel Thomas der erste Missionar Indiens und der Gründer ihrer Kirche sei. An sich ist diese Annahme nicht undenkbar; denn es ist geschichtlich nachweisbar, daß schon zur Zeit der Apostel, ja schon früher ein reger Verkehr zwischen dem Geburtslande des Christentums, Palästina und den Küstenländern des roten Meeres einerseits, und der Südwestküste Indiens andrerseits stattgefunden hat. Wenn, wie wir aus der Geschichte wissen, im zweiten Jahrhundert n. Chr. regelmäßig des Jahres einmal eine römische Flotte von etwa 100 Kauffahrteischiffen von Myos Hormus am roten Meer nach Arabien, Malabar und Ceylon segelte, so dürfen wir annehmen, daß schon vor dem zweiten Jahrhundert Handelsbeziehungen zwischen diesen Ländern bestanden haben. Es sind an verschiedenen Orten Südindiens Münzen aufgefunden worden, deren Daten die obige Annahme bestätigen. Von 522 Silber-
1842 münzen, die man im Jahr 1842 in der Nähe von Koimbatur fand, sind nicht weniger als 135 Münzen des Augustus und 378 Münzen des Tiberius. Ein anderer Fund, der in der Nähe von Kalikut im Jahr 1850 gemacht wurde, enthält einen Aureus des Augustus mit einigen hundert Münzen, von denen keine aus einer späteren Zeit als der des Kaisers Nero stammt. Es war also wohl schon zur Zeit der Apostel nicht allzuschwer, auf dem Seeweg nach der Westküste Indiens zu gelangen.

Aus 1 Kön. 10, 11. 22 hat man schon geschlossen, daß Handelsbeziehungen zwischen Palästina und Südindien bis zur Zeit Salomos zurückdatieren. Wir lesen dort, daß die Schiffe Salomo's und Hiram's alle drei Jahre einmal von Ophir und andern Plätzen kamen und Almuggimholz, Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen brachten. Bekanntlich wird unter den Gelehrten darüber gestritten, wo dieses Ophir gelegen haben mag; doch hat die Ansicht, die Max Müller in seinem zweibändigen Werk: „The Science of Language“ (Vol. I, pag. 230 ff.) vertritt und wonach Ophir in Indien, wahrscheinlich an der Mündung des Indus, zu suchen sei, vieles für sich. Die

Namen einiger der Artikel, die die Schiffer Salomo's und Hiram's von Ophir brachten, scheinen deutlich dafür zu sprechen. Die Bezeichnungen für Algummim oder Almuggim, Affe, Pfau und Elfenbein sind im Hebräischen Fremdwörter. Der Algumbaum ist, wie allgemein angenommen wird, der Sandelholzbaum, und der Name stammt höchst wahrscheinlich aus dem Sanskrit. Einer der vielen Sanskritnamen für Sandelholzbaum ist Valguka oder Valgu, was von den phönizischen und israelitischen Seeleuten leicht in Algum korrumpiert werden konnte. Der Affe heißt im Hebräischen Koph, ein Wort ohne alle Etymologie in den semitischen Sprachen, aber beinahe identisch mit dem Sanskritnamen für Affe: Kapi (cf. Gesenius, Hebr. Wörterbuch 2. Aufl. S. 743). Elfenbein heißt im Hebräischen Schen oder Karnoth-Schen oder Schen-Habbim; dieses Habbim ist wieder ohne Derivativum im Hebräischen, kann aber gut eine Korruption des Sanskritnamens für Elefant, Ibha, sein mit dem hebräischen Artikel ha. Die Pfauen endlich heißen im Hebräischen Tukki-im („im" Pluralendung), und dieses Wort findet seine Erklärung in dem alten klassischen Namen für Pfau in Tamil: Tokai, dialektisch Togei ausgesprochen. Im modernen Tamil bezeichnet Tokai (das Wort findet sich auch im Malayalim, Toga) gewöhnlich nur den Schweif des Pfauen, im alten klassischen Tamil jedoch ist es Name für den Pfauen selbst, wie Dr. Gundert nachgewiesen hat (cf. Gesenius, hebr. Wört. S. 903). Das Sandelholz und der Pfau sind indisch und konnten nur von Indien nach Palästina importiert werden. Das Wort Tokai ist Tamil und daher nur dem Süden Indiens eigentümlich. — Es scheint also angenommen werden zu können, daß der Schreiber der Königsbücher, speziell der Geschichte Salomo's, mit dem Pfau und seinem indischen Namen bekannt war infolge der Besuche, die die Seeleute des Königs Salomo an der Westküste Indiens machten. Auch scheint es nicht unwahrscheinlich, daß in nachsalomonischer Zeit ähnliche Besuche von jüdischen Kauffahrern und Handelsleuten an der Malabarküste ausgeführt wurden.

Ob schon in der vorchristlichen Zeit oder doch kurz nach der Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 sich Juden auf der Westküste Indiens niedergelassen haben — das ist eine Frage, die nicht leicht zu entscheiden ist. Bekanntlich giebt es an der Westküste Indiens uralte jüdische Kolonien, die sogenannten Bene Israel in Bombay und Puna und die jüdische Kolonie in Kotschi. Die letztere interessiert uns in diesem Zusammenhang am meisten. Es existieren zwei Kupferplatten, ein königliches Reskript enthaltend, worin dem damaligen Haupt der Judenkolonie in Kotschi, Josef Rabban, vom König Bhaskara Rawi Warma das Fürstentum Andschuwannam mit seinen

Einkünften und allerlei andere Privilegien erblich („so lange als Erde und Mond währen") verliehen werden. Es ist nun festgestellt worden, daß dieses Dokument, das von Dr. Gundert übersetzt wurde, aus dem Anfang des achten Jahrhunderts stammt. Die Thatsache, daß der König von Malabar den Juden solche Privilegien ca. 700 n. Chr. zuerkannte, läßt uns aber ahnen, daß sie schon geraume Zeit vorher in Malabar sich niedergelassen und die Gunst des Königs und des Volkes sich erworben haben mußten. George Milne Rae nimmt nun an, daß diese jüdischen Kolonisten in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts von Arabien her, wo sie durch das Auftreten des Mohammedanismus vertrieben worden waren, in Malabar eingewandert seien. Diese Kombination ist nicht übel, aber so lange wir keine geschichtlichen Beweise haben, bleibt sie eben auch nur eine Vermutung. Ja, eine Ueberlieferung der Juden in Kotschi scheint ihr zu widersprechen. Es existiert nämlich ein altes Dokument in hebräischer Sprache, das die jüdischen Kolonisten in Kotschi von ihren Vätern überkommen haben und worin die großen geschichtlichen Wendepunkte in den Schicksalen der Kotschi-Juden kurz mitgeteilt werden. Eine Abschrift dieses Dokuments wurde im Jahr 1807 dem Reisenden Claudius Buchanan übergeben. Gleich im Eingang wird über die Niederlassung der Juden auf der Malabarküste folgendes mitgeteilt: „Nachdem der zweite Tempel zerstört worden war (möge Gott ihn bald wieder aufbauen!), verließen unsere Väter — eine zahlreiche Schar von Männern, Frauen, Priestern und Leviten — aus Furcht vor dem Zorn des Eroberers Jerusalem und kamen in dies Land. Es waren unter ihnen Männer, berühmt um ihrer Gelehrsamkeit und Weisheit willen. Und Gott gab dem Volk Gnade im Angesicht des Königs, der damals hier regierte, und er schenkte ihnen einen Wohnplatz, Namens Kranganur."

Dieser Angabe nach zu schließen wären die ersten jüdischen Ansiedler schon bald nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 nach Malabar gekommen. Da sich aber in diesem Dokument historische Ungenauigkeiten finden (z. B. wird jenes königliche Reskript ins Jahr 490 n. Chr. verlegt), so hat man auch die obige Angabe betreffs der Niederlassung der Juden in Kotschi gleich nach der Zerstörung Jerusalems angezweifelt, ob mit Recht, muß dahingestellt bleiben. Sir William Hunter u. a. sind geneigt, jener Angabe Glauben zu schenken. Ihre Meinung geht dahin, daß durch diese früheren Ansiedlungen der Juden die Eingebornen auf der Malabarküste schon vor dem Auftreten des Christentums bekannt geworden seien mit dem Dasein einer alten ehrwürdigen Religion in Palästina, und als dann diese Religion in der neuen und anziehenderen Form

des Christentums ihnen gegenüber getreten sei, es keiner wunderbaren Vermittlung bedurft habe, um sie den toleranten, buddhistischen Fürsten Indiens angenehm zu machen.

Wie wir uns nun auch zu diesen verschiedenen Vermutungen stellen mögen, so viel steht fest, daß es bei der Lebendigkeit des Verkehrs zwischen den Küstenländern des mittelländischen und roten Meeres und der Westküste Indiens nicht schwer war, schon zur Zeit der Apostel das Evangelium nach Malabar zu tragen, und daß die buddhistische Politik, die damals im Süden Indiens vorherrschte, der Annahme eines Glaubens, dessen charakteristische Merkmale Humanität und Selbstaufopferung sind, günstig war. Anders verhält es sich mit der Frage, ob die Tradition, wonach der Apostel Thomas der Gründer der ersten christlichen Gemeinden in Südindien gewesen sei, annehmbar ist oder nicht. Diese Frage ist nach unserem Dafürhalten zu verneinen.

Die südindische Tradition in betreff der Gründung der christlichen Kirche in Malabar ist kurz folgende: Der Apostel Thomas sei auf Malankara, einer Insel in der Lagune unweit Kranganur, gelandet, habe den Eingebornen gepredigt und viele, die glaubten, getauft; er habe nach dem Muster der sieben Gemeinden in der Apokalypse sieben Gemeinden — Kranganur, Kollam (Quilon), Palur, Parur, Süd-Pallipuram, Naranam, Nellakkul — gegründet und zwei Priester über dieselben ordiniert; er sei dann nach Mailapur auf der Koromandelküste weitergereist und habe dort den König und das ganze Volk bekehrt; daraufhin habe er seine Missionsreisen bis nach China ausgedehnt und ähnliche Resultate erzielt; nach Mailapur zurückgekehrt, hätten seine Erfolge den Neid der Brahmanen erregt, die das Volk aufwiegelten, den Apostel zu steinigen, worauf einer von der Menge den Apostel mit einer Lanze durchstochen habe.

Für diese letztere Szene in der Missionslaufbahn des Apostels Thomas sind auch entsprechende Lokalitäten erfunden worden. Es sind drei Orte in der Nähe von Madras, und sie repräsentieren ein Grab, ein Kreuz und eine Höhle. Der erste dieser heiligen Plätze ist Mailapur, eine Stunde südlich von Madras gelegen. Dort befindet sich neben der römisch-katholischen Kathedrale eine kleine Kapelle, in deren Fußboden eine Fallthür zu einer dunklen, unterirdischen Kammer führt, die das Grab des h. Thomas vorstellen soll und von wo die römischen Katholiken schon manche Handvoll Erde

mitgenommen haben, um Kranke damit zu heilen. In dieser Kapelle ist über dem Altar ein alter seltsamer Schrein mit einem kreuzförmigen Reliquienbehälter aus Erz und mit Edelsteinen geschmückt, in dem etwas von der Asche und den Gebeinen des Apostels Thomas niedergelegt sein soll. Ueber die Entdeckung des Grabes von St. Thomas wird erzählt: Im Jahre 1517 besuchten gewisse portugiesische Abenteurer die Koromandelküste. Mit ihnen reiste ein armenischer Kaufmann, der jene Gegend Indiens gut kannte. Sie landeten bei Pulikat und gingen von dort nach Mailapur, wo sie inmitten von Ruinen eine kleine unansehnliche Kapelle fanden, auf deren Wänden viele eigentümlich geformte Kreuze zu sehen waren. Es scheint, daß es damals keine Christen mehr in Mailapur gab, aber ein in der Nähe wohnender Mohammedaner kam herbei und erklärte den Reisenden, daß die Kapelle über dem Grab des Apostels Thomas und von seinen ersten Bekehrten erbaut sei. Es scheint nichts weiter gethan worden zu sein bis zum Jahr 1522. In diesem Jahr ernannte Duarte Menezes, der Vizekönig von Goa, im Auftrag von Johann III. von Portugal eine Gesandschaft, die Mailapur besuchen und nach den Ueberresten des Apostels Thomas forschen sollte. Den Anstrengungen dieser Gesandtschaft sei es dann gelungen, die Gebeine des h. Thomas zusammen mit denen des Königs, den er dort bekehrt haben soll, herauszugraben. Es sei, meinten die Gesandten, leicht für sie gewesen, die Gebeine des St. Thomas zu unterscheiden, weil sie so ungewöhnlich weiß gewesen seien; auch hätte ihnen der Lanzenstich am Kopf auf die Spur geholfen. Die so aufgefundenen Reliquien wurden nach Goa übergeführt, unter großem Jubel dort empfangen und in der Kirche des St. Thomas in einem Schreine niedergelegt.

Der zweite dem Apostel Thomas geheiligte Ort ist der etwa $2\frac{1}{2}$ Stunde im Südwesten vom Fort St. Georg in Madras gelegene St Thomasberg. Dort wurde im Jahre 1547, als die Fundamente für eine Kapelle gegraben wurden, eine Steinplatte von dunklem Granit, 2 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß breit, aufgefunden. Die Vorderseite dieser Steinplatte ist geschmückt mit einem Basrelief-Kreuz nach griechischem Muster und mit blumenartigen Verzierungen an den Enden. Auf der Spitze des Kreuzes figuriert ein taubenähnlicher Vogel mit ausgebreiteten Schwingen. Ferner trägt die Platte eine Inschrift, die damals völlig unverständlich war. Dieses christliche Symbol wurde sofort mit dem Apostel Thomas in Zusammenhang gebracht, und bald fand sich auch eine schlauer Brahmane, der vorgab, die Inschrift entziffern zu können. Er erklärte, die hieroglyphische Inschrift enthalte eine Darstellung der Mensch-

werdung Christi und der Ausbreitung des Christentums in der Welt durch die Vermittlung der zwölf Apostel und erzähle, wie einer von den Aposteln, Thomas, mit einem Pilgerstab in der Hand nach Mailapur gekommen und durch die Hände von Brahmanen gefallen sei, und wie sein Blut die Form eines Kreuzes angenommen habe. Die kirchlichen Oberhäupter im portugiesischen Goa glaubten nur zu gern an die schwindelhafte Uebersetzung des Brahmanen und schrieben dem Kreuz allerlei wunderbare Heilwirkungen zu. Ja, Menezes, der Erzbischof von Goa, setzte 1599 ein kirchliches Fest ein „in Erinnerung an den Tag, da das heilige Kreuz des St. Thomas geschwitzt habe."

Die dritte, dem Apostel Thomas geweihte Stätte ist der sogenannte Kleine Berg, anderthalb Stunden südwestlich von Madras gelegen. Es ist dies ein kleiner, öder Felsen mit einer Höhle, in welcher nach der Ueberlieferung St. Thomas Zuflucht vor seinen Verfolgern soll gesucht haben. Auf der Spitze des Felsens ist eine Ritze, die St. Thomas auf wunderbare Weise ausgehöhlt und in welche er eine Quelle hineingeleitet haben soll, um während seines Aufenthaltes in der Höhle mit Wasser versorgt zu sein. Auch werden zur großen Verwunderung der Leichtgläubigen auf dem Felsen Fußspuren des Apostels gezeigt. Ueber der Höhle wurde eine Kirche gebaut, deren Wände mit einer Steinplatte geschmückt sind, die in Relief eine Büste des Apostels Thomas darstellt und eine portugiesische Inschrift trägt mit der Angabe, daß die Kirche von Antonio Gonsalvez de Taide im Jahre 1612 erbaut worden ist. Interessant ist, daß während der Apostel die Rechte zum Segnen ausgestreckt hat, er in der Linken ein Winkelmaß hält.

Aus obigem geht deutlich hervor, daß, wenn auch vor der Ankunft der Portugiesen in Indien eine lokale Tradition, die den Apostel Thomas zum ersten Missionar Indiens und zum Gründer der südindischen Christengemeinden macht, dagewesen ist, es doch die römisch-katholischen Portugiesen waren, die dieselbe vor dem Vergessenwerden bewahrt und bedeutend erweitert haben. Bemerkenswert ist übrigens die Thatsache, daß während die römisch-katholischen Portugiesen in Indien die obige Tradition bis ins kleinste als historische Wahrheit betrachten, die Katholiken, die zur irischen Mission in Madras gehören, die Thomastradition in ihrer Gesamtheit verwerfen.

Doch gehen wir über zu der Frage: Wie entstand die oben kurzgeschilderte Thomastradition? Die Beantwortung dieser Frage wird uns zeigen, ob Thomas wirklich der erste Missionar Indiens

und der Gründer der syrischen Kirche in Südindien war oder nicht. Die südindische Lokaltradition über St. Thomas hat ihre Wurzeln in der Tradition der alten Kirche. In der nachapostolischen Zeit kam die Legende von der divisio apostolorum auf, wonach die Apostel nach der Himmelfahrt Jesu die zu missionierende Welt unter sich verteilt und durchs Los jedem der Apostel ein gewisses Gebiet zugeteilt hätten. In Beziehung auf den Teil, der dem Thomas zufiel, waren ursprünglich zwei Meinungen vertreten: die einen nannten ihn den Apostel der Parther, die andern machten ihn zum Apostel der Indier. In späterer Zeit flossen die beiden Meinungen dahin zusammen, daß Thomas als der Apostel des Ostens überhaupt, d. h. als der Apostel all der Länder östlich vom Euphrat, in denen das Christentum Fuß gefaßt hatte, einschließlich Südindiens, Nord-Chinas und der Ost-Tatarei, betrachtet wurde.

Ueber die erstere Tradition, die den Thomas zum Apostel der Parther macht, ist hier nicht viel zu sagen. Sie läßt sich zurückführen auf den Bericht des Eusebius über den angeblichen Briefwechsel zwischen Jesus und dem König Abgar Uchomo von Edessa, der zur Folge gehabt habe, daß, gemäß dem Versprechen, das Jesus in seinem Antwortschreiben dem König Abgar gegeben haben soll, der Apostel Thomas den Thaddäus, einen Jünger Jesu, nach Edessa sandte, durch den der König von seiner Krankheit geheilt und samt der ganzen Stadt zu Christo bekehrt worden sei. Der von Eusebius erwähnte Briefwechsel zwischen Jesus und Abgar gehört aber zweifellos der Sage an und „ist nur aus der Absicht einer späteren Zeit heraus zu erklären, die Bedeutung der edessenischen Gemeinde durch den Hinweis auf ihr Alter und ihren ruhmreichen Ursprung zu heben und zu beleben."

Wichtiger ist in diesem Zusammenhang die andere Tradition, die den Thomas zum Apostel Indiens macht und die zuerst in den apokryphischen Acta Thomae ausführlich erzählt wird. Die Acta Thomae sind wahrscheinlich am Ende des zweiten Jahrhunderts von einem Schüler des Bardesanes verfaßt worden. Aus diesen Thomasakten erfahren wir unter anderem — wir teilen nur das im Zusammenhang Nötige kurz mit — daß ein gewisser indischer König Gondophares einen Kaufmann Abbanes nach Jerusalem gesandt habe, um ihm einen tüchtigen Architekten für einen zu erbauenden Palast zu suchen. Auf dem Sklavenmarkt in Jerusalem sei Abbanes mit Jesus zusammengetroffen, der ihn auf Thomas als einen tüchtigen

Baumeister aufmerksam gemacht und ihm denselben gegen drei Pfund ungeprägten Silbers verkauft habe. Abbanes und Thomas seien darauf nach der Residenz des Königs Gondophares abgereist. Dort angekommen, habe Thomas allerlei Wunder gewirkt und schließlich den König samt vielen seiner Unterthanen zu Christo bekehrt und getauft. Nach einiger Zeit habe Thomas das Reich des Gondophares verlassen und sei in ein anderes Land Indiens gereist, wo der König Misdeus herrschte. Daselbst sei er den Märtyrertod gestorben.

So unglaubhaft und absurd der Inhalt der Acta Thomae im ganzen ist, so mögen doch einige historische und geographische Thatsachen in dieser Tradition enthalten sein. So ist z. B. die Existenz eines Königs Gondophares nachgewiesen worden durch alte Münzen, die in Kabul und im Pandschab aufgefunden wurden. Die Inschrift der Gondophares-Münzen ist auf der einen Seite in griechischen Buchstaben (ΓΟΝΔΟΦΑΡΟΥ oder ΓΝΔΟΦΕΡΡΟΥ), auf der andern Seite in Pali (Gudapharasa oder Gadapharasa) gegeben. Durch geschichtliche Kombinationen, die Inschrift auf den Münzen und die Entzifferung der Aufschrift auf dem sog. Taht-i-Bahi-Stein, der im Museum in Lahore sich befindet, ist festgestellt worden, daß dieser Gondophares ein indo-parthischer König war, im ersten Jahrhundert (ca. 44 n. Chr.) lebte, daß er seinen Sitz in Kabul hatte und über Afghanistan und das Pandschab herrschte, daß also sein Indien nicht zusammenfällt mit dem modernen Indien, der Halbinsel Vorderindien. Daß das Reich des Gondophares in den Thomasakten dennoch den Namen Indien trägt, ist nicht verwunderlich; denn es ist Thatsache, daß in alter Zeit das ganze Gebiet zwischen dem Indus und der Ostgrenze Persiens und zwischen dem Indischen Ocean und der Nordgrenze Afghanistans „Indien" genannt wurde. Plinius sagt: „In der That nehmen viele den Indus nicht als die Westgrenze Indiens an, sondern schließen in diesem Ausdruck noch vier Satrapien diesseits des Flusses ein", d. h. nach der neuern Geographie die vier Länder: Beludschistan, Kandahar, Herat und Kabul. Und man wird sagen dürfen: dies ist das Indien, das der Schreiber der Thomasakten meint.

Wir lesen aber in den Thomasakten, daß Thomas das Königreich des Gondophares verlassen habe und in ein anderes Königreich Indiens gezogen und dort als Märtyrer gestorben sei. Wo ist dieses andere Königreich zu suchen? Jedenfalls nicht östlich vom Reich des Gondophares. Spätere altkirchliche Schriftsteller geben den Namen des Ortes, wo Thomas den Märtyrertod erlitten haben soll, nämlich Calamina. Der Name wird zunächst bei Hippolyt (geb. um 170 n. Chr.) erwähnt. Nach einer Lesart des Textes bei Hippolyt

ist der Name nicht Calamina, sondern Caramene. Wenn diese Lesart richtig ist, dann würde der Name zusammenfallen mit Caramana, dem modernen Kerman in Ostpersien. Oder aber ist Calamina die Stadt Calama an der Seeküste Gedrosia, die von Nearchus erwähnt wird.

Nach den Thomasakten ist jedenfalls so viel klar, daß das Missionsgebiet, in dem der Apostel Thomas gearbeitet hat, nicht das Indien der neueren Geographie war, sondern das Indien der altkirchlichen Schriftsteller, das westlich vom Indus gelegene Indien. Dort predigte St. Thomas, dort starb er den Märtyrertod, dort wurde er auch begraben. St. Thomas ist weder lebendig noch tot nach Südindien gekommen, denn nach seinem Tod wurden, wie der Verfasser der Thomasakten berichtet, seine Gebeine nach Edessa verbracht: „Lang nachher, als einer der Söhne des Königs besessen wurde, öffnete Misdeus des Apostels Grab, um ein Bein zu finden, womit er seinen Sohn berühre und heile. Aber siehe, da waren keine Gebeine, denn einer der Brüder hatte sie nach dem Westen, nach Edessa, weggeführt, weshalb der König ein wenig Staub von der Stätte nahm, wo die Gebeine gelegen hatten, und seinen Sohn damit berührte und sofort verließ ihn der Teufel."

So scheint also die Ueberführung der Gebeine des heil. Thomas nach Edessa eine zur Zeit, da die Thomasakten verfaßt wurden, wohlbekannte und allgemein angenommene Thatsache gewesen zu sein. Ob Duarte de Menezes und die Gesandtschaft, die er im Jahre 1522 nach der Koromandelküste abordnete und die die Ueberreste des Apostels Thomas in Mailapur gefunden zu haben vorgaben, nichts von dieser alten Tradition in den Thomasakten gewußt haben, oder ob sie, wie in neuerer Zeit jener französische Priester mit Beziehung auf den doppelten Trierer Rock, von der Voraussetzung ausgingen, daß Gott ja allmächtig sei und darum aus Anbequemung an die Wünsche und Bedürfnisse der Portugiesen, die da meinten, Wort und Geist Gottes genügten nicht, es seien zur Christianisierung Indiens Totengebeine nötig, recht wohl ein doppeltes Gebein des heil. Thomas erschaffen haben könne? Wir wissen es nicht. Aber wie dem auch sei, so viel ist gewiß, „daß nicht St. Thomas selber, sondern nur die Tradition von St. Thomas nach Südindien ausgewandert ist." St. Thomas war nicht der erste Missionar Indiens — das Wort „Indien" im modernen Sinn genommen — und er kann nicht der Gründer der Kirche in Südindien gewesen sein.

Es giebt aber eine Reihe von kirchengeschichtlichen Zeugnissen, die den Pantänus von Alexandrien zum ersten Missionar In-

diens machen. Verflochten mit den Nachrichten über die Missionsarbeit des Pantänus in Indien ist die andere Nachricht, daß der Apostel Bartholomäus dort sein Vorgänger gewesen sei. Die Nachricht, daß Pantänus, das Haupt der blühenden Katechetenschule in Alexandrien, als Missionar nach Indien gegangen sein soll, mag eigentümlich klingen, aber die Zeugnisse des Eusebius und Hieronymus sind so klar und tragen so sehr den Charakter historischer Wahrheit an sich, daß kein Grund zum Zweifel übrig bleibt. Eusebius berichtet, Pantänus habe in Beziehung auf das Wort Gottes einen solchen Eifer an den Tag gelegt, daß er als Herold des Evangeliums Christi zu den Stationen des Ostens abgeordnet worden und daß er bis Indien gekommen sei, wo er Leute fand, die mit dem Evangelium Matthäi bekannt waren, denen Bartholomäus, einer der Apostel, gepredigt und ihnen das Evangelium des Matthäus zurückgelassen habe. Ganz in Uebereinstimmung mit Eusebius ist der Bericht des Hieronymus. In diesem heißt es: „Pantänus war ein Mann von solcher Gelehrsamkeit, beides in den heiligen Schriften und in weltlicher Weisheit, so daß Demetrius, der Bischof von Alexandrien, ihn auf die Bitte von Gesandten jener Station nach Indien sandte. Daselbst fand er, daß Bartholomäus, einer der zwölf Apostel, die Ankunft unseres Herrn Jesu Christi verkündigt hatte gemäß dem Evangelium des Matthäus, geschrieben in Hebräisch, das er bei seiner Rückkehr nach Alexandrien mit sich brachte."

Die Erwähnung von dem Auffinden jenes hebräischen Matthäus-Evangeliums hat manche Historiker veranlaßt anzunehmen, daß das Indien, wohin Pantänus als Missionar gesandt wurde, Südarabien gewesen sein müsse. Noch im Calwer Kirchenlexikon wird unter dem Artikel über die Alexandrinische Schule diese Ansicht vertreten. Daß aber Südarabien nicht gemeint sein kann, geht deutlich hervor aus einer andern Stelle bei Hieronymus, in der er sagt: „Pantänus wurde um des Rufes seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit willen von Demetrius nach Indien gesandt, damit er unter den Brahmanen und Philosophen jener Station Christum verkündige." Auch zeigen die beiden Schüler des Pantänus, Clemens und Origenes, eine so genaue Kenntnis indischer Verhältnisse, daß die Vermutung naheliegt anzunehmen, daß sie dieselbe von einem Augenzeugen, nämlich eben von ihrem Lehrer Pantänus, der, nachdem er von Indien zurückgekehrt war, wieder die Leitung der Katechetenschule übernahm,

überkommen haben müssen. Clemens sagt an einer Stelle, wo er von indischen Gymnosophisten und anderen barbarischen Philosophen redet: „Unter diesen hat es zwei Klassen: die einen werden Sarmanae (Sanskrit: Sramana = Asket) und die andern Brahmanen genannt; und diejenigen von den Sarmanae, welche Hylobii (Sanskrit: Vanavasi oder Vanaprastha = Waldeinsiedler) heißen, bewohnen weder Städte, noch haben sie Dächer über sich, sondern sind in Baumrinde gekleidet, leben von Nüssen und trinken Wasser mit ihren Händen. Wie diejenigen, die heutzutage Enkratiten heißen, wissen auch sie nichts von Ehe oder Kinderzeugen." Es unterliegt also keinem Zweifel, daß Pantänus in einem Teil des modernen Indien, in einem Land, wo es Brahmanen und indische Philosophen und Asketen gab, gewesen sein muß. Aber in welchem Teil Indiens? Darüber gehen die Meinungen auseinander. Dr. Gundert war ohne Zweifel der Ansicht, daß Pantänus nach Malabar gekommen ist, denn er sagt in seinem Buch: „Die evangelische Mission", 3. Aufl. S. 217: „Gewiß ist, daß das Christentum schon um 200 von Alexandrien nach der Westküste Indiens getragen wurde." Dieselbe Ansicht vertreten Historiker wie Neander in seiner Kirchengeschichte und Sir William Hunter in seinem Werk „The Indian Empire". Freilich kommen die beiden letzteren auf anderem Wege zu dieser Annahme als Gundert. Denn während Gundert die Niederlassung der Juden auf der Malabarküste sehr spät (ca. 600 n. Chr.) zu setzen geneigt ist, glauben Neander und Sir W. Hunter, daß die Juden schon im apostolischen Zeitalter oder doch bald nachher auf der Westküste Indiens sich niedergelassen haben, und daß durch Vermittlung dieser jüdischen Kolonien das Christentum zuerst nach Malabar gekommen sei. Sie werden zum Teil zu dieser Annahme geführt eben durch jene Angabe des Eusebius und Hieronymus, wonach Pantänus in Indien ein hebräisches Matthäus-Evangelium aufgefunden habe. Ein hebräisches Evangelium konnte doch — urteilen sie — nur für Juden gemeint gewesen sein. Also waren die ersten Indier, denen Bartholomäus oder irgend ein anderer das Evangelium verkündigte, Juden, und durch bekehrte Juden habe das Christentum auf der Westküste Indiens zuerst Fuß gefaßt.

George Milne Rae macht dem gegenüber folgendes geltend: Malabar kann nicht der Teil Indiens gewesen sein, in welchem Pantänus missionierte und wo er jenes Matthäus-Evangelium fand; denn zu jener Zeit hat es in Malabar keine Brahmanen gegeben, und doch habe Pantänus nach Hieronymus vornehmlich unter den Brahmanen gearbeitet. Weiter müsse zweifellos angenommen werden, daß das betreffende Evangelium nicht in althebräischer, sondern in ara-

mäischer Sprache geschrieben war. Nimmt man nun an, daß das Indien, wohin Pantänus als Missionar zog, nicht die Halbinsel Indien, sondern das Indien Alexanders des Großen war, so ist es gar nicht mehr so verwunderlich, daß Pantänus dort ein aramäisches Evangelium fand. Denn eine Kenntnis der aramäischen Sprache war in jener Zeit im parthischen Reich weit verbreitet. Das parthische Reich dehnte sich vom Indus bis zum Euphrat und vom indischen Ocean bis zum Kaspischen Meer und zum Hindu-Kusch aus und schloß so das Indien des Bartholomäus ein oder berührte es doch. Auch zwinge einen nichts anzunehmen, daß alle die Christen, bei denen Pantänus das aramäische Evangelium des Matthäus fand, auch aramäisch sprechende Leute gewesen seien. Vielleicht waren ihre christlichen Vorfahren solche, vielleicht waren es nur ihre Lehrer gewesen. Auch scheine die Thatsache, daß Pantänus nur ein Exemplar des Matthäus-Evangeliums vorfand und er dasselbe mitnahm, darauf hinzudeuten, daß es für jene Christen nur noch als historisches Erinnerungszeichen Wert hatte.

So wäre nach der Ansicht von George Milne Rae Pantänus zwar nach dem eigentlichen Indien gekommen, aber nicht nach Malabar, sondern etwa ins Pandschab oder nach Sindh; der Gründer der Malabarkirche ist er nicht. Ob die Tradition betreffs der Missionsarbeit des Bartholomäus in Indien glaubhaft sei, läßt er dahingestellt.

Aus diesem Widerstreit der Meinungen in betreff der früheren oder späteren Gründung der christlichen Kirche in Südindien werden wir erst dann herauskommen, wenn wir auf irgendwelche Weise in den Besitz zuverlässigerer historischer Zeugnisse über den Ursprung dieser Kirche gelangen. Vorläufig ist die Annahme, daß die Malabarkirche von Persien aus gegründet wurde, am wahrscheinlichsten. Denn da, wo das indische Christentum das erste Mal deutlich in der Geschichte hervortritt, sehen wir es als einen Teil der persisch-nestorianischen Kirche.

Die erste sichere, geschichtliche Nachricht über die Existenz einer christlichen Kirche in Südindien haben wir von dem alexandrinischen Kaufmann und Weltumsegler Kosmas Indikopleustes. Dieser sagt in seiner christlichen Topographie (χριστιανικὴ τοπογραφία παντὸς κόσμου), geschrieben zwischen 535—550 n. Chr., in der es ihm hauptsächlich darum zu thun ist nachzuweisen, daß die Erde keine Kugel, sondern eine flache, oblonge Tafel sei: „Selbst auf der Insel Taprobana (Ceylon) hat es eine christliche Kirche mit Geistlichkeit und einer Gemeinde von Gläubigen. Das-

selbe ist der Fall im Land Mala (Malabar), wo der Pfeffer wächst. Und an einem Ort, Kalliana genannt, ist ein von Persien aus ernannter Bischof." Von Taprobana oder Ceylon sagt er an anderer Stelle: „Die Insel hat auch eine Kirche von persischen Christen, die sich dort niedergelassen haben, mit einem in Persien ordinierten Presbyter, einem Diakonen und dem ganzen Apparat öffentlichen Gottesdienstes." Das von Kosmas erwähnte Kalliana ist ein Ort, über dessen Lage man sich streitet. Die einen denken an Kollam (Quilon), andere an Kalikut, wieder andere an eine Stadt in der Nähe von Bombay. Sir W. Hunter macht auch darauf aufmerksam, daß Kalliana früher oft als Name für die ganze Malabarküste gebraucht worden sei. Doch wird man an einen bestimmten Ort zu denken haben, wo der Bischof der südindischen Kirche seinen Sitz hatte.

Was an den Mitteilungen des Kosmas auffallen muß ist das, daß er der Gründung der Malabarkirche durch den Apostel Thomas in keiner Weise Erwähnung thut, und daß er ebenso wenig etwas zu wissen scheint von einer Missionsarbeit des Pantänus auf der Malabarküste, obwohl er selber in Alexandrien war. Von dem Dasein einer christlichen Kirche auf der Koromandelküste sagt er auch nichts. Wir haben aber ein anderes monumentales Zeugnis, das es uns über allen Zweifel gewiß macht, daß auch auf der Ostküste in früher Zeit eine christliche Kirche existierte, und daß diese Kirche eng verbunden war mit der christlichen Kirche auf der Westküste — eben jenes im Jahre 1547 auf dem Thomasberg bei Madras entdeckte Steinkreuz. Die Inschrift auf diesem Kreuz, die jener schlaue Brahmane entziffern zu können vorgab und die er mit der Thomaslegende in Zusammenhang brachte, hat nämlich nichts zu thun mit dem Apostel Thomas, sondern sie stammt nach den Forschungen von Dr. Burnell aus dem siebenten oder achten Jahrhundert und ist in Pehlewi, der Sprache, die zur Zeit der Sassaniden im persischen Reiche gesprochen wurde, abgefaßt. Sie ist durch ein † Zeichen in zwei etwas ungleiche Hälften geteilt und lautet nach Dr. Burnell's Uebersetzung folgendermaßen:

„In der Strafe durch das Kreuz (bestand) das Leiden dieses Einen; Er, der da ist der wahre Christus, und Gott droben und der ewig reine Führer."

Merkwürdig ist, daß in einer Kirche von Kottajam im nördlichen Travankor (also auf der Westküste) auch ein solches Kreuz aus derselben Zeit stammend und mit derselben Pehlewi-Inschrift sich befindet. In derselben alten Kirche in Kottajam befindet sich ein zweites Kreuz, das wahrscheinlich aus dem zehnten Jahrhundert stammt, in der Form den beiden älteren Kreuzen ähnlich ist und teilweise dieselbe Inschrift trägt. Dieses Kreuz, das darin von den beiden älteren Kreuzen sich unterscheidet, daß es über dem großen Kreuz in einer zweiten Füllung ein kleineres Kreuz mit zwei Pfauen auf jeder Seite desselben zeigt, enthält nur den zweiten Teil der Pehlewi-Inschrift, während der erste Teil durch ein Citat aus Gal. 6, 14 in syrischer Sprache ersetzt ist. Sie lautet:

(Syrisch): „Laßt mich nicht rühmen, denn allein vom Kreuze unseres Herrn Jesu Christi;

(Pehlewi): Der da ist der wahre Messias, und Gott droben, und der Heilige Geist."

Jenes bei Madras aufgefundene Kreuz zusammen mit den in der Kottajamkirche sich befindlichen zwei Kreuzen läßt uns aber mit Sicherheit auf die Existenz einer christlichen Kirche auf der Ostküste schließen und bezeugt uns zugleich die Einheit und Zusammengehörigkeit der beiden Kirchen auf der West- und Ostküste. Zugleich bestätigen diese Kreuze das Zeugnis des Kosmas Indikopleustes, wonach die christlichen Gemeinden Südindiens einen Bestandteil der persisch-nestorianischen Kirche ausmachten.

Fassen wir unser Urteil betreffs der Gründungsgeschichte der südindischen Kirche noch einmal zusammen, so können wir sagen: die Tradition, nach welcher der Apostel Thomas nach Südindien gekommen sei, dort das Evangelium verkündigt und christliche Gemeinden gegründet habe, ist als unhistorisch zu betrachten. Daß Bartholomäus und nach ihm Pantänus nach Südindien gekommen sein sollen, ist nicht unwahrscheinlich, aber wir haben keine historischen Zeugnisse, die eine solche Annahme rechtfertigten. Das Zeugnis des Kosmas Indikopleustes und das Zeugnis jener Steinkreuze lassen uns vielmehr annehmen, daß die christliche Kirche Südindiens, speziell die noch bestehende syrische Kirche in Malabar, durch persische Kolonisten, resp. Missionare, gegründet worden ist. Diese Annahme harmoniert mit anderen geschichtlichen Thatsachen. Wir wissen, daß Edessa, das Athen Syriens, sehr früh ein Centrum christlichen Lebens und Unterrichts und ein Mittelpunkt reger Missionsthätigkeit wurde, von wo aus Missio-

nare nach allen Richtungen, aber besonders in die östlichen Länder Asiens ausgingen. Im fünften Jahrhundert wurde der Nestorianismus, von Europa und Afrika vertrieben, definitiv die Lehrnorm der asiatischen Kirche, und das Syrische wurde die heilige Sprache auch der jenseits der geographischen Grenzen Syriens liegenden christlichen Kolonien. Syrische Bischöfe, Priester und Diakonen verbreiteten eine gewisse Uniformität in Sachen des Glaubens und der Gottesdienstordnung durch ganz Persien hin und der arabisch-persischen Küste entlang bis zu den christlichen Niederlassungen an der indischen Küste. Im siebenten Jahrhundert nahm dann die persische Kirche den Namen „Thomaschristen" an, und dieser Name wurde im Lauf der Zeit auf alle ihre Tochterkirchen, auch auf die Malabarkirche ausgedehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Sprache und Schrift.

Von Miss. M. Schaub.

Ein jeder, der sich für seine praktische Arbeit tiefer in das Chinesische einleben will, hat bei seinem Studium drei Stadien zu passieren, und es ist deshalb gut, wenn er daraufhin seine Studien etwas systematisch einrichtet.

Das erste ist die Umgangssprache, die wohl das erste halbe Jahr seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nimmt, an der er aber auch nach 20 und 30 Jahren noch fortlernen muß. Als zweites kommt sodann die Zeichenschrift, ein höchst interessantes Studium, wenn es rationell betrieben wird. Schließlich hat er sich drittens noch mehr oder weniger in die Schriftsprache einzuleben, namentlich wenn es seine Stellung mit sich bringt, daß er auch litterarisch zu arbeiten hat.

1.

Man erzählt sich: als vor einiger Zeit im Kreise einiger Europäer in China über das Studium des Chinesischen verhandelt worden sei, habe ein witziger Engländer folgende Erklärung des

Wortes Sinolog (chinesischer Sprachforscher) gegeben: „That is a man, who can't speak Chinese and has forgotten his mother language.“ (Das ist ein Mann, der nicht Chinesisch sprechen kann und seine Muttersprache vergessen hat.) Das sollte nun allerdings ein Witz sein. Solche Witze enthalten aber doch gewöhnlich einen richtigen Gedanken. Es braucht viel Uebung, Eingehen in das Volksleben, in die Art und Weise des Fühlens und Denkens der Chinesen, um gut idiomatisch sprechen zu lernen, was übrigens für alle lebenden Sprachen gilt. Dies fällt nun freilich oft gerade den gelehrten Sprachforschern schwer und es ist Thatsache, daß die bedeutendsten Sinologen in China schlecht chinesisch sprechen. Wenn sich einer zu früh und zu einseitig in die chinesische Bücherwelt einläßt, die für manche Europäer eine große Anziehungskraft hat, so lebt er sich selten recht in die Volkssprache ein. Mit jenem Satz soll aber auch gesagt sein, daß es doch seine eigentümlichen Schwierigkeiten hat, gut chinesisch zu sprechen.

Man hört in neuerer Zeit öfters sagen: die chinesische Umgangssprache sei eigentlich nicht schwieriger zu erlernen, als irgend eine indische oder afrikanische Sprache; sie sei ja so überaus einfach, gleichsam eine Kindersprache. Hieran ist nun auch etwas Richtiges. Man hat gewiß in früheren Jahren die Schwierigkeiten des Chinesischen überschätzt. Aber andrerseits haben diese Einfachheit und scheinbare Armut der Sprache, der Mangel an grammatikalischen Schwierigkeiten gerade wieder für den Europäer ihre besonderen Schwierigkeiten. Man bekommt vielleicht Bericht von Anfängern in China, daß sie nach einem halben Jahr schon eine kleine Rede haben halten können und denkt: „nun, da ist die Sprache doch bald erlernt worden.“ Das will aber noch nicht viel sagen. Es kann einer bald eine Predigt mit seinem Sprachlehrer ausarbeiten und notdürftig halten und bleibt nachher doch zeitlebens ein Stümper im Chinesischen. So arm einem anfangs die gesprochene Sprache zu sein scheint, so findet man doch bei längerm Weilen unter den Chinesen, wenn man sich recht ins Volk hinein begiebt, wie unendlich reich das Chinesische ist.

Das erste, was es zu überwinden gilt, sind die Tonschwierigkeiten. Das Chinesische ist nämlich in lautlicher Beziehung schwach entwickelt. Es hat nur ca. 700 einsilbige Wörter. Durch die zwei ebenen, zwei unebenen und zwei einziehenden Töne wird nun aber

der große Wortreichtum gebildet. Dazu kommt noch, daß dasselbe Wort in demselben Tone oft seine 6 bis 10 Wortbedeutungen hat und in der gesprochenen Sprache nur durch Zusammensetzung mit einem Synonym (gleichbedeutendes Wort) erkenntlich wird. Z. B. fon (oben ebener Ton) heißt fröhlich. Weil es nun aber in dem gleichen Tone noch verschiedene fon gibt, so setzt man noch hi (unebener Ton), der auch fröhlich heißt, in der Umgangssprache neben das fon und sagt fon hi für fröhlich.

Worauf also ein Europäer bei seinem Sprachstudium zunächst seine ganze Aufmerksamkeit wenden muß, ist eine sichere Beherrschung der 6 Töne. Nimmt er es hier nicht genau — will er springen ehe er gehen kann — wie das chinesische Sprichwort sagt, so spricht er ein barbarisches Chinesisch. Die 6 Töne der Umgangssprache der Hakka's,*) des Stammes, unter welchem die Basler Missionare arbeiten, sind z. B.: schu (oben eben) Buch, schu (unten eben) Kartoffel, schu (von oben herabfallende) Hand, schu (hinausgeworfene) Baum, schuᵏ (oben eingezogen) reif, schuᵏ (unten eingezogen) Onkel; oder li (oben eben) Anstand, li (unten eben) verlassen, li (herabfallend) inwendig, li (hinausgeworfen) Gewinn, liᵖ (oben eingezogen) einsetzen, liᵖ (unten eingezogen) Korn u. s. w. Es kann zuweilen, allerdings höchst selten, selbst einem Chinesen begegnen, daß er einen Tonfehler macht und es allerlei Mißverständnisse giebt. Die berühmte buddhistische Göttin der Barmherzigkeit Kon yim wird mit 1000 Armen und 1000 Augen dargestellt. Nach der chinesischen Geschichte dieser Königstochter Kon yim soll der Vater, der sie zuerst verfolgte, weil sie sich in ein Kloster zurückzog, sie später aber dann verehrte und ihr Bild herstellen ließ, dem Künstler gesagt haben, er solle ein Bild seiner Tochter mit vollkommenen Armen und Augen darstellen. Nun heißt vollkommen im Chinesischen tshen (unten ebener Ton);

*) Im nördlichen Teile von China sind die hauptsächlichsten Dialekte der nördliche (Peking) und südliche (Nangking) Mandarin. In Südchina werden hauptsächlich Pun ti (Kantonesisch), Hak ka (eigentlich Gäste, ein vom Norden nach Süden eingedrungener Volksstamm) und Hok lo (aus der Fukien-Provinz nach der Kanton-Provinz Eingewanderte) gesprochen. Lernt man einen dieser Dialekte, so versteht man hiemit die andern noch nicht. Gut ist es, wenn man sich in der Umgangssprache nur auf einen Dialekt beschränken kann. Wer einige lernen will, spricht selten einen Dialekt recht.

dasselbe tshen im obern ebenen Tone heißt dagegen tausend. Der König soll aber den unrichtigen Ton gebraucht haben, so daß der Bildhauer glaubte den Auftrag erhalten zu haben, ein Bild mit 1000 Armen und 1000 Augen herstellen zu müssen. Es läßt sich denken, wie überaus leicht Europäer Fehler machen können, über die sich die Chinesen lustig machen. So heißt z. B. tschu (herabfallender Ton) Herr, tschu (oben ebener Ton) Schwein; then (oben eben) Himmel und then (unten eben) Feld. So kann es vorkommen, daß einer sagen will: „ngai teu kai tschu (von oben herabfallender Ton) tshoi then (oben eben) schong", unser Herr im Himmel oben, aber unrichtig betont und sagt: „ngai teu kai tschu (oben ebener Ton) tshoi then (unten eben) schong", unser Schwein auf dem Feld draußen. Spricht einer vom himmlischen Jerusalem mit seinen Perlenthoren, so kann er statt tschu nyuk (oben eingezogener Ton) tschu nyuk mit unten eingezogenem Tone sagen und damit Schweinefleisch bezeichnen.

Abgesehen von den Tönen, haben die chinesischen Laute auch sonst für manche Ausländer ihre Schwierigkeiten. Sie können z. B. s, ts, ths; sui, tsui, tshui; schong, tschong, tsch'ong nicht recht auseinanderhalten. Im sonntäglichen Sündenbekenntnis können sie z. B. sagen: „ngai teu thai ka he tsui nyin", wir alle sind Betrunkene, statt ngai teu thai ka he tshui nyin, wir alle sind Sünder.

Eigentümlich sind auch die zwei nyip schang, d. h. einziehenden Töne, z. B. schuk, schuk ꝛc. Diese Worte haben nämlich noch einen Konsonanten als Auslaut. In den nördlichen Dialekten, dem Mandarin ꝛc. ist dieser konsonantale Auslaut ganz verschwunden. Im Kantonesischen, dem südlichsten Dialekt Chinas, hört man ihn noch am deutlichsten. Im Hakka-Dialekt darf er aber nur sehr schwach, kaum hörbar ertönen. Manche Anfänger, durch die Lepsiusschrift irregeführt, welche die chinesischen Laute in unsrer Alphabetschrift giebt und diesen konsonantalen Auslaut mit k, p, t bezeichnet, sagen etwa recht hart pat pak statt pak pak, was einem chinesischen Ohre sehr weh thut. Einem ungeübten Ohre fällt es allerdings schwer, die feinen Unterschiede herauszuhören. So heißt z. B. pak pak 180 und pak pak 800.

Eine weitere Klippe sind für manche die Anhängsel in der belebten Rede. Man hat nämlich das Bedürfnis, einen chinesischen

Satz nicht abrupt mit dem Tone zu schließen, den das letzte Wort gerade hat, sondern in einer Endung einen Ruhepunkt zu haben, der dann auch dem gesprochenen Satze den rechten Gefühlsausdruck giebt. Solcher Endungen giebt es gar mancherlei, wie le, lo, luwe, ne, a, o u. s. w. Wer mit Absicht — was dann leicht unnatürlich wird — solche Anhängsel benützt, verdirbt sich seine Sprache. Gut ist es deshalb, wenn Anfänger diese Endungen nicht gebrauchen. Lebt man sich dann mehr in die Sprache ein, sitzt etwa mit alten Frauen zusammen und spricht gemütlich mit ihnen, so kommen diese Anhängsel von selbst ganz natürlich.

Die gesprochene Sprache bietet wenig grammatikalische Schwierigkeiten. Flexionen hat das Chinesische bekanntlich nicht. Die einsilbigen Worte, seien sie nun Substantiv, Adjektiv, Verb oder Adverb, bleiben sich immer gleich. Es ist namentlich darauf zu achten, in einem Satze den Accusativ immer vor dem Dativ zu setzen; z. B. ja nicht zu sagen: „gieb ihm Brot", sondern „gieb Brot ihm".

Den Unterschied der Verbalformen muß man sich auch gleich recht klar machen. Die Chinesen, selbst gebildete Bücherleser, können einem hierüber keinen genauen Aufschluß geben. Wir Europäer haben hierüber einige grammatikalische Regeln festgestellt. Es sind die Hilfsverben ko (vorbeigehen), tau (erreichen), kin (andauern), hoi (eigentlich öffnen, als Verbalform aufbrauchen), woi (werden), tot (können), die im Hakka gebraucht werden. Ko ist ähnlich dem griechischen Aorist oder dem französischen Passé défini. Mit tau wird angegeben, daß die Thätigkeit, die das Verb ausdrückt, zu ihrem Ziele gelangt ist; z. B. tshim heißt suchen; tshim tau finden. So frägt man etwa einen Heiden: „Hast du das Evangelium schon einmal gehört?" Hören heißt thang. Hier muß also ko auf thang folgen. Frägt man aber in einem bestimmten Falle: „Hast du es gehört?" d. h. durch Hören erlangt resp. verstanden, so darf man nicht thang ko gebrauchen, sondern muß thang tau sagen.

Um den Gebrauch dieser verschiedenen Verbalformen an einem Beispiele zu zeigen, können wir z. B. den Satz nehmen: „Laban verfolgte Jakob; ihn verfolgend kam er an einen Berg; nach drei Tagen erreichte er ihn." Verfolgen heißt kyuk, das in allen Gliedern des Satzes mit dem entsprechenden Hilfszeitwort gebraucht

wird. „Lapan kyuk Ngakok.“ (Laban verfolgte Jakob.) „Kyuk kin (verfolgend, ähnlich dem Gebrauch des englischen Particips pursuing him), ki tshyu tau tschak san“ (er dann kam an einen Berg). Kyuk hoi sam nyit (nachdem er ihn drei Tage verfolgt hatte; eigentlich durch Verfolgen aufbrauchen drei Tage), „ki tshyu kyuk tau ki (er dann erreichte ihn, eigentlich durch Verfolgen erlangen.)

Man redet jetzt viel von China's Aufteilung. Das ist gut Chinesisch ausgedrückt. Fun heißt teilen; fun hoi ist aufteilen; fun tau durch Teilung erlangen; also z. B.: Deutschland fun tau (durch Teilung erlangen) Kau tschu (so heißt Kiau tschau in der Hakkaaussprache). Oder schit heißt essen, schit hoi aufessen. Die Negation ist das Wort m, das vor das Verb gesetzt wird. Will man aber z. B. sagen: „nicht aufteilen können,“ so setzt man die Verneinung m zwischen das Verb und das Hilfswort, also fun m hoi; oder man gebraucht noch das Hilfsverb tet können, wobei man dann aber m vor das Hauptverb fun setzt, also m fun tet hoi (nicht teilen können auf). Wird bei einem zusammengesetzten Zeitwort eine Zeitangabe gegeben, so muß dieselbe zwischen die beiden Wörter gesetzt werden, z. B. lok schui regnen (herabfallen Wasser), es regnete drei Tage lok sam nyit schui.

Wichtig sind auch die Klassenzeichen für die verschiedenen Begriffswörter. Wie wir etwa sagen: drei Stücke Vieh, so setzt der Chinese in der Umgangssprache vor jedes Substantiv ein Klassenzeichen, deren es im Hakka ca. 20 giebt. Er sagt z. B. sam tschak nyin (drei Stücke Menschen). Deshalb reden auch die Chinesen, die das sogenannte Pigeon-English (chinesisch-englisch) sprechen, von 3 piece gentlemen, 4 piece lady. (Die englische Pluralendung s können sie nicht aussprechen, oder sie müßten noch einen Vokal anhängen, weil sie im Chinesischen keine Wörter mit dem konsonantalen Auslaut s haben.)

Der Chinese gebraucht auch gern vier Wörter, gewöhnlich zwei Parallelgedanken, um einen Begriff zu bilden; z. B. Kang then tsok thi (bauen Feld, bearbeiten Land) für Ackerbau u. s. w. Wer sich darauf verlegt, wird in kurzer Zeit Tausende von solchen viersilbigen Zusammensetzungen sammeln können. Sie werden namentlich auch zur Bildung von Kollektivwörtern verwendet.

Eine weitere Eigentümlichkeit sind die Adjektivverstärkungen. Es wird ein Laut in Reduplikation mit der Endung li an das Eigenschaftswort angehängt; z. B. phaʻ heißt weiß, phaʻ sut sut li sehr weiß. Solcher Verstärkungen giebt es nun aber für ein Adjektiv oft fünf und noch mehr verschiedene, je nachdem man z. B. die verschiedenen Schattierungen von weiß, rot, oder kalt, heiß ꝛc. ausdrücken will.

Jeder Europäer, der die Tonschwierigkeiten überwunden hat, kann nun schon so viel Chinesisch sprechen, um sich genau ausdrücken zu können. Wenn er aber gut idiomatisch reden will, wenn Leben und Farbe in die Sprache kommen soll, so muß er alle diese Feinheiten beobachten, sich besonders auch mit den Tausenden von Sprichwörtern bekannt machen, welche die Chinesen so gern gebrauchen. Zur Erlernung der Umgangssprache hat ein Anfänger in der kleinen Litteratur, die wir in der Alphabetschrift von Lepsius haben, eine gute Hilfe.

2.

Nur darf man sich nicht zu lange bei der Alphabetschrift aufhalten; man muß sich bei Zeiten an die Zeichenschrift machen. Hiefür haben wir für Anfänger auch eine Schullitteratur, die vom Leichteren zum Schwierigern fortschreitend, rationeller als es die Chinesen gewöhnlich thun, in die Schrift einführt. Kennt man eine Anzahl von Zeichen, so ist es gut, wenn man auch die alten Werke der Lexikographen sich ansieht, die uns einen Einblick in die Geschichte der Zeichenbildung thun lassen. Es ist dies nicht nur höchst interessant, sondern auch eine wesentliche Hilfe, gut orthographisch schreiben zu lernen.*) Es giebt eine umfassende chinesische Litteratur über die Geschichte der Zeichen, deren Bildung, erstliche Bedeutung und alte Aussprache. Die Bildung der Zeichen soll sechs Stadien durchlaufen haben, deren Produkt die heutige Zeichenschrift ist. Seit alter Zeit wird deshalb von sechs Gruppen der Zeichen gesprochen.

*) Das beste Hilfsmittel ist wohl Dr. Chalmers Werk: An Account of the Structure of Chinese Characters. Für die in der praktischen Arbeit stehenden Missionare genügt diese bedeutende Fachschrift eines Spezialisten ersten Ranges und man braucht sich nicht weiter mit den vielen chinesischen Werken über die Zeichenbildung und deren Geschichte abzumühen.

Das erste war die Bildung von Bildzeichen, Syong hin genannt (Bildgestalt), wobei man freilich auf die ältesten Formen zurückgehen muß. Es bedarf da vieler Phantasie, um noch eine Spur von Aehnlichkeit des Bildes mit der Sache, welche bezeichnet werden soll, herauszufinden. So ist z. B. das jetzige Zeichen für Pferd 馬, in der ältern Schrift (der obere Teil soll wohl den Kopf mit der Mähne, der untere Teil den Schweif darstellen). Das jetzige Zeichen für Vogel ist 鳥, alte Schrift . Leichter sind die Bildzeichen für Sonne 日 (alt), Mond 月 (alt) zu erkennen. Solcher Bildzeichen soll es 1200 Jahre v. Chr. schon ca. 500 gegeben haben.

Bald merkten aber die Chinesen, daß es unmöglich ist, nur Bilder zu geben. Es kam zur Bildung der zweiten Gruppe, der Andeutungszeichen, Tschis genannt, besonders zur Bezeichnung abstrakter Begriffe. Diese Zeichen sind ähnlich unsern mathematischen und astronomischen Zeichen. Hieher gehören z. B. die Zahlenzeichen 一 1, 二 2, 三 3 u. s. w., oder 上 (alte Form) oben und 下 (alt) unten.

Die dritte Gruppe bildet die Klasse der kui yi-Begriffsverbindungen. Z. B. 明 klar (zusammengesetzt aus 日 Sonne und 月 Mond). 信 Glauben, Treue (亻 Mensch, 言 Wort; ein Mann ein Wort). 仁 Humanität (亻 Mensch, 二 zwei; zwei Menschen haben Beziehungen zu einander). 見 sehen (目 Auge, 人 Mensch), 看 schauen (手 Hand und 目 Auge; zu genauem Sehen die Hand über das Auge halten) u. s. w. In diesen drei ersten Gruppen haben wir also nur Begriffszeichenbildung (ideographische Zeichen).

In den drei folgenden Gruppen kommt nun noch die lautliche (phonetische) hinzu. Die alten Chinesen sahen bei ihrem

Fortschreiten in der Zeichenbildung, daß mit Hinzunahme der Lautbezeichnung die Sache vereinfacht werden könnte. Die vierte Klasse Tschon tschu zählt nur wenige Zeichen und die chinesischen Lexikographen und europäischen Sinologen sind nicht recht im Klaren, was für eine Stufe der Entwicklung der Zeichenbildung eigentlich hiemit gemeint sei. Tschon heißt umwenden, Tschu weitere Erklärung und Anwendung. Die chinesischen Sprachforscher werden wohl recht haben, welche diese Gruppe nicht mehr zur rein ideographischen Zeichenbildung rechnen, sondern als Uebergang zur phonetischen ansehen.*) Dasselbe Zeichen wird für verschiedene Wörter gebraucht, welche aber in derselben Begriffsreihe liegen. Z. B. heißt Musik, wird dann aber auch für „Freude" gebraucht. „böse", wird auch für „verabscheuen" gebraucht. (zusammengesetzt aus Mädchen und Sohn) gut, heißt auch „gerne haben."

Wie diese vierte Klasse, so ist auch die fünfte Gruppe: Ka tsya (Entlehnungszeichen) sehr klein. Hier wird ein Zeichen gar nicht mehr auf seinen ideographischen Gehalt hin angesehen, sondern nur als Lautzeichen benützt.**) So heißt z. B. „lange", wird dann aber (weil derselbe Wortlaut, freilich in einem andern Tone) auch für „Aelteste" gebraucht. „schwer" (derselbe Laut in anderm Tone) „wieder".***)

---

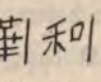
*) Dr. Chalmers, der Hauptkenner der chinesischen Zeichenschrift, sagt über diese vierte Gruppe: „In all cases where there is continuity in the meanings, and one passes into the other by virtue of that continuity, there is Tschon tschu."

**) „In all cases where the sounds are alike or nearly so, but a meaning is put upon a character which does not belong to it, there is Ka tsya." (Chalmers.)

***) Zum Schreiben der Namen, besonders auch bei Lautumschreibungen fremder Namen wird dieses Entlehnungszeichensystem angewandt. Es wird dann aber öfter auf der linken Seite des betreffenden Zeichens das Zeichen für Mund gesetzt, oder das Zeichen auf der rechten Seite erhält einen Strich beigesetzt, um anzudeuten, daß es nur phonetisch verwendet worden ist. So

Die Chinesen merkten aber bald, daß dies eine sehr mißliche mehrfache Anwendung der Zeichen sei. Sie kamen daher auf den glücklichen Gedanken, zusammengesetzte Zeichen zu schaffen, wovon der eine Teil die Begriffsklasse angiebt, in die das Wort gehört, während der andere Teil den Laut bezeichnet. Diese sechste Gruppe heißt hin schang (Gestalt und Laut) Begriffs- und Lautbezeichnung. Z. B. Tschu rot, wird als phonetisches Zeichen in folgenden Zusammensetzungen für Wörter gebraucht, die den gleichen Laut Tschu in demselben Tone haben. Mit dem Begriffszeichen für Mensch auf der linken Seite ist es das Zeichen für „Zwerg", mit dem Zeichen für Edelstein ist es Perle; mit dem Steinzeichen Zinober; mit dem Insektenzeichen ist es Spinne, dem Fleischzeichen ist es Backe; mit dem Zeichen für Wort, Rede ist es bestrafen, mit dem Fußzeichen ist es hinken u. s. w. — Durch diese kombinierte Verwendung der ca. 300 Grundformen konnten nun bald eine Menge Zeichen geschaffen werden, so daß wir 200 v. Chr. schon 3300, anno 100 n. Chr. im Lexikon Schot wun 9353, 1150 n. Chr. 24 000, und zum Beginne der jetzigen Mandschurendynastie wurde

---

geben wir z. B. Jehovah mit  . ist eigentlich eine Satzendungspartikel in der Schriftsprache, Friede und Herrlichkeit. Bei einer Heidenpredigt hörte ich einmal einen unsrer Katechisten einem Gelehrten, der ihn fragte, was denn eigentlich bedeute, die Erklärung geben; „ ist Jesus (dieses Zeichen wird nämlich auch phonetisch zur Wiedergabe des Namens Jesus gebraucht), Friede und China (eine der in China beliebten Bezeichnungen für das Reich der Mitte ist nämlich dieses); also „Jesus bringt China den Frieden."

ein Lexikon unter Kaiser Khanghi mit 44 500 Zeichen herausgegeben.

Daß die Chinesen dann nicht weiter gegangen sind und mit der Zeit eine rein phonetische Schrift, wie unsere Alphabetschrift geschaffen haben, hat vielleicht seinen Grund darin, daß sie allzu früh zu viel geschrieben haben und daß so ihre Sprache in den ersten Stadien der Entwicklung zu scharf fixiert worden ist. Im Chinesischen blieb es bei den ca. 700—800 verschiedenen Wörtern, die mit den verschiedenen Tönen ausgesprochen den lautlichen Reichtum der Sprache bilden.

Es blieb bei der Einsilbigkeit der Wörter und es kam zu keiner Agglutination (Zusammenleimung), wie im Japanischen, geschweige denn zu den Flexionen unsrer Sprachen. Die Japaner haben auch keine Flexionssprache, dagegen werden mehrere Silben (ursprünglich verschiedene Wörter) so zu einem Begriff verbunden, daß nur eine Silbe, und zwar die Hauptsilbe, die Bedeutung des Wortes giebt; die Bedeutung der übrigen Silben tritt zurück. So wird denn auch im Japanischen der Ton auf die Hauptsilbe gelegt. In den Städtenamen Yokahama, Nagasaki z. B. ist der Ton auf der ersten Silbe. So etwas giebt es im Chinesischen nicht. Jede Silbe hat ihren gleichen Wert und sie sind alle gleich schwer. Z. B. die drei Silben des Flußnamens Yang tse kiang müssen gleich schwer betont werden.

Aus den Bildungsformen der Zeichen läßt sich auch vielfach auf das Kulturleben der alten Chinesen zurückschließen. Die Zeichenbildung muß begonnen haben, als sie noch vornehmlich Nomaden waren. So wird z. B. das Zeichen für Schaf viel in Zusammensetzungen verwendet. (zusammengesetzt aus und „ich“, (phonetisch verwendet) Gerechtigkeit.*) (Schaf und groß) hübsch u. s. w. Auch das Jagd-

*) Chinesische Christen lieben das Zeichen für Gerechtigkeit, weil es aus „Schaf“ und „ich“ zusammengesetzt ist, so zu erklären: ich muß Jesu Schäflein sein, das ist Gerechtigkeit.

handwerk zeigt sich in der Zeichenbildung. So ist Gratulation, Beglückwünschung, aus Hirsch, Herz und langsam gehen zusammengesetzt; Freunde kommen mit dem Geschenke eines Hirsches herzlich zu jemandem, um ihm zu gratulieren. Dagegen wird kondolieren mit gegeben (zusammengesetzt aus Bogen und Mensch), mit herabhängendem Pfeilbogen vor jemanden treten zum Zeichen der Trauer.

Zur Charakteristik Altchinas können noch folgende Zeichen dienen: Ehefrau (links das Zeichen für Frau und rechts Besen); die Frau soll die Wohnung in Ordnung halten. Mann (oben Feld unten Kraft); der Mann soll seine Kraft auf dem Felde gebrauchen. Schon frühe müssen die Chinesen gerne Schweinezucht getrieben haben, wie auch jetzt noch in den chinesischen Häusern auf den Dörfern sehr oft ein Schweinlein das erste ist, dem man bei einem Hausbesuche begegnet. Das Zeichen für Haus, Familie ist (aus Dach und zusammengesetzt). Das Zeichen für Frau ( ) wird in Zusammensetzungen vielfach im schlimmen Sinne gebraucht und man sieht hieraus, was die alten Chinesen schon von ihren Frauen gehalten haben. Z. B. Neid, Anmaßung, Begehrlichkeit, einschmeicheln u. s. w. Das Zeichen giebt hier immer die Begriffsklasse an, während die andern Zeichen-Bestandteile den Laut bezeichnen. Für „Streit" setzen die alten Chinesen zwei Frauen neben einander. Dagegen bezeichnen sie „Ruhe" mit (oben das Zeichen für Dach, darunter eine Frau). Wir Europäer pflegen es im guten Sinn zu deuten, wenn einer einmal ein Heim gegründet hat; d. h. wenn eine Frau unter Dach gebracht ist, so hat man Ruhe. Der Chinese glaubt aber eher das Zeichen

im Sinne der Zeichenbilder so erklären zu müssen: wenn die Frau daheim unter dem Dache bleibt, nicht ins Nachbarhaus geht um zu schwatzen, so hat man Ruhe.

Herr Prälat Kapff in Stuttgart sprach einmal mit mir über die Schwierigkeit der chinesischen Zeichenschrift und meinte, dieses komplizierte Schriftsystem müsse eine Erfindung des Teufels sein. Dagegen sagte Herr Pfarrer Staudt in Kornthal: das glaube er denn doch nicht; habe er doch einmal gehört, daß die Chinesen den Begriff Geduld so in Zeichen geben, daß sie ein Herz unter ein Messer setzen. Das sei doch kein teuflischer Gedanke. Hier ist nun aber das Zeichen der phonetische Teil und hat in dieser Komposition keinen ideographischen Sinn.

Bei der Zeichenerklärung muß man in seinen Schlüssen vorsichtig sein und man hält sich hiebei am besten an das alte Wörterbuch Schot wun (100 n. Chr.). Wenn wir aber auf die alten Formen zurückgehen, haben wir doch vielfach sichern Grund, die alten Begriffsverbindungen herauszufinden. Schön ist z. B. das Zeichen für Mildthätigkeit, Lindigkeit , zusammengesetzt aus Wasser (links drei Tropfen), ein Mensch ( ) in einem Käfig und ein Gefäß unter ihm, also einem Gefangenen in einem Gefäße einen Trunk frischen Wasser bringen ist Mildthätigkeit. Sich erbarmen wird mit den zwei Zeichen Herz (in Kompositionen) und Blut gegeben. In der Heidenpredigt können wir den Chinesen sagen, daß erst mit dem Kommen des Herrn Jesus sich dieses Zeichen recht erfüllt hat. Zum Heile der Menschen sein Herzblut hergeben ist die rechte Barmherzigkeit. Bezeichnend ist das Zeichen für Wohlbehagen , Dach, Herz und Gefäß; gemütlich unter einem Dache bei einer vollen Schüssel sitzen ist Wohlbehagen.

Es läßt sich leicht denken, daß die chinesischen Bücherleser gerne Wortspiele gebrauchen, um die Schönheit und Sinnigkeit ihrer Zeichen zu zeigen. Khen lung, einer der größten Kaiser der

jetzigen Dynastie, gab einmal in sechs Zeichen die Quintessenz der drei staatlich anerkannten Religionen: Konfucianismus, Buddhismus und Taoismus, und zwar: 恕忠 (Treue und „wie du mir, so ich dir") Konfucianismus; 悲慈 (Barmherzigkeit und Mitleiden) Buddhismus; 應感 (Einfluß und entsprechende Rückwirkung) Taoismus. Die drei Zeichenpaare geben auch je Hauptbegriffe der Schriften der drei Religionen. Der Kaiser schrieb dann auch noch: „Die drei Lehren haben dasselbe Herz" (thung sim), um das friedliche Beisammensein der drei Religionen zu charakterisieren. Jedes der sechs Zeichen hat unten das Herzzeichen als ideographisches Zeichen; der obere Teil der Zeichen giebt den betreffenden Wortlaut. Das Zeichen Herz wird in Zusammensetzungen vielfach für geistige, abstrakte Begriffe gebraucht.

Im gewöhnlichen Leben braucht man natürlich nicht alle 44 000 Zeichen des berühmten kaiserlichen Lexikons. Mit 5000 bis 6000 Zeichen kommt man gut aus. Unsre Bibel (Altes und Neues Testament) hat 4100 und etliche verschiedene Zeichen. Alle Zeichen werden in den chinesischen Wörterbüchern seit dem Kaiser Khang hi unter den 214 Radikalen in 214 Klassen gebracht. Nach der Anzahl der Striche werden sodann die betreffenden Zeichen einer Klasse gruppiert. Mehr eine wissenschaftliche Klassifizierung der Zeichen nach den ca. 1000 Phoneticis hat Dr. Chalmers nach dem Vorgange eines chinesischen Lexikographen vorgenommen, die für das wissenschaftliche Studium der Zeichen wertvoll ist. Für den praktischen Gebrauch sind jedoch die gewöhnlichen chinesischen Wörterbücher, nach den 214 Radikalen geordnet, die brauchbarsten.

3.

Was nun schließlich noch die Schriftsprache betrifft, so ist ihr Verhältnis zu den jetzt gesprochenen Sprachen ein eigenartiges. Man hört öfters sagen: ein Missionar müsse in China zwei ganz verschiedene Sprachen lernen, nämlich die in seinem Gebiet gesprochene Umgangssprache und die Schriftsprache. Man sagt wohl auch, die Schriftsprache sei ähnlich den alten toten klassischen Sprachen. Am besten läßt sich dieses Verhältnis der Umgangs-

ſprache zur Schriftſprache an konkreten Beiſpielen zeigen. In der Schriftſprache heißt „Unſer Vater im Himmel“:

吾 ng Unſer

父 fu Vater

在 tshai im

天 then Himmel.

In der Umgangsſprache in Hakka:

ngai teu kai	Unſer
a pa	Vater
tshoi	in
then	Himmel
schong kai	oben.

„Dein Wille geſchehe“:

Schriftſprache: 爾 ni Dein

旨 tschi Wille

得 tet erlange

成 tschin Erfüllung.

Umgangsſprache:

nya	Dein
tschu yi	Wille (eigentl. Hauptwille)
oi tet	erlange (ſoll erlangen)
tschin tshyu	Erfüllung (erfüllen und ankommen).

Schriftſprache: 在 tshai in

地 thi Erde

若 yok gleich

天 then Himmel.

Umgangssprache:	tshoi	in
	thi ha	Erde unten
	yi thung	gleich wie
	tshoi	in
	then schong	Himmel oben
	yit yong	eine Art.

Hieraus läßt sich ersehen, daß die Umgangssprache meistens eine Paraphrase der knappen Schriftsprache ist. Um einen Gedanken dem Ohr zu vermitteln, muß man Synonyme und Wortzusammensetzungen gebrauchen, weil ja dasselbe Wort im gleichen Tone öfters verschiedene Bedeutungen hat. Beim Lesen (der Chinese heißt Lesen khon schu „sehen Buch") genügt aber die knappe Schriftsprache, weil man die Zeichen sieht, die dem Auge den Gedanken klar übermitteln.

Im Jahr 1890 wurden auf der allgemeinen Missionskonferenz in Schanghai Kommissionen ernannt, die eine einheitliche gute Bibelübersetzung beschaffen sollten. Fünf Missionare sollen eine Uebersetzung in der klassischen Schriftsprache herstellen, fünf andere eine Uebersetzung im Mandarindialekt, dem verbreitetsten in China. Ferner wurden fünf ernannt, die ein Zwischending, eine Uebersetzung im sogenannten Leichtbücherstil zu besorgen haben. Bald zeigte es sich aber, daß man nicht recht weiß, was hierunter zu verstehen ist. Die einen — die Missionare in Nordchina, wo Mandarin gesprochen wird — geben ein Gemisch von knapper Schriftsprache und Mandarindialekt, ein Stil ähnlich dem der chinesischen Romanlitteratur. Die andern — die Missionare Südchinas, wo die verschiedensten Dialekte gesprochen werden — machen einen mächtigen Gebrauch von Synonymen und sonstigen Wortzusammensetzungen, um eine dem Auge gefällige Schrift, die, wenn gelesen, auch ohne weitere Paraphrase dem Ohr verständlich sein soll, herzustellen. So wird z. B. Gerechtigkeit mit der Zusammensetzung kung ngi statt mit ngi allein gegeben. Kung heißt aber „allgemein". So wird aber der Begriff Gerechtigkeit mit dieser Zusammensetzung nicht näher qualifiziert, sondern alteriert. Einige gebrauchen durchweg 聖神 schin schin für Geist. Nun haben wir „Geist" sehr oft ohne das „heilig" in der heil. Schrift. Wie

die chinesische Sprache nun einmal ist, kann nur in der eigentlichen Schriftsprache eine gute präcise Uebersetzung hergestellt werden.

Der Verwendung der Zeichenschrift zur Wiedergabe der breiten Umgangssprache ist jedenfalls eine Alphabetschrift vorzuziehen. Ganz abgesehen von der lautlichen Verwendung von Zeichen, die eigentlich eine ganz andere Bedeutung haben, ist die Wiedergabe von Synonymbildungen und sonstigen Wortzusammensetzungen in Zeichenschrift sehr störend. So hat die von uns eingeführte Alphabetschrift immer noch ihren Wert. Nun fangen aber die Chinesen, nach dem Vorgange Japans, selbst an, eine neue Schrift zu schaffen. Alle diese Versuche geben einfache Striche (von ihren chinesischen Zeichen entlehnt) zur Bezeichnung der ca. 30 Anlaute und 60 Auslaute der chinesischen Monosyllaben.*) Vielleicht nimmt sich die Regierung bald dieser Sache an, wie es seiner Zeit in Japan geschehen ist.**)

Die chinesische Schriftsprache ist unendlich reich. Die Chinesen haben die Jahrtausende hindurch über alles mögliche in feiner Formvollendung geschrieben. Wenn aber einige Kenner der chinesischen Sprache glauben, daß wir hier noch die Ursprache der Menschheit haben, und wenn Viktor von Strauß vermutet, daß sich die Chinesen schon vor der Babelkatastrophe vom allgemeinen Menschheitsstamm abgezweigt haben, so gehen diese Sprachforscher in ihren Schlüssen gewiß zu weit. Die gegenwärtigen Sprachen sind wohl alle nur die abgelösten Glieder der alten Ursprache, von denen jedes Glied seine Vorzüge und Schönheiten hat neben seinen Mängeln. Das ist aber gewiß: im Chinesischen haben wir eine reichhaltige, produktive Sprache.***) Hier sind Gefäße, die sich dazu eignen, den höchsten Inhalt des Geisteslebens aufzunehmen.

---

*) Ein Kantoner Gelehrter schickte mir jüngst seinen Versuch, das Kantonesische in dieser Weise zu schreiben, zu. Seine Schrift hat 75 Zeichen zur Bezeichnung der 22 Anlaute und 53 Auslaute der Wörter dieses Dialekts. Z.B. 我 ngo „ich" wird mit dem Anlaut ng ( ) und Auslaut o ( ) mit gegeben.

**) Die Japaner haben neben der alten von China erhaltenen Zeichenschrift eine Silbenschrift von 48 Zeichen.

***) „Wenn die herrschende Ansicht von einer Entwicklung der Völker und Sprachen von unten nach oben richtig wäre, so müßte mit der steigenden Ent-

Vor einigen Jahren war ein junger Engländer auf unsrer Station Lilong, einer der glaubensfrohen, thatenlustigen Freimissionare, wie sie gegenwärtig massenweise nach China kommen. Er erhielt etwas Anleitung im chinesischen Sprachunterricht, war aber hiezu viel zu ungeduldig. Er sagte öfters: „Gründliches Sprachstudium soll nur Sache der gelehrten Sprachforscher sein; wenn wir Missionare nur ein paar Sätze lallen können, so genügt es. Der Herr habe sich ja aus dem Munde der Unmündigen eine Macht zubereitet.“ Das klingt nun allerdings schön und es ist gewiß wahr: Kenntnis der Sprache macht einen noch nicht zum rechten Missionar. Wir müssen die stets neu von oben geschenkte Geistesfrische haben, um Zeugen Christi sein zu können. Aber wie Luther sagte, als er vom klassischen Sprachstudium sprach: „Lasset uns hart hinter den Sprachen sein, denn sie sind die Scheide, worin das Schwert des Wortes Gottes steckt!“ So müssen auch wir Missionare uns tüchtig an die Sprache des Volkes machen, unter dem wir arbeiten; denn sie ist die Scheide, in die wir das Wort Gottes stecken müssen.

Unter den Urbewohnern von Borneo.

Im britischen Gebiet von Nord-Borneo, das seit 1878 der Verwaltung einer Kompagnie unterstellt ist und einen Flächenraum von über 80 000 Quadratkilometer mit ca. 200 000 Einwohnern umfaßt, ergießt sich der Padas-Fluß in die weite Brunai-Bucht. Letztere bildet einen der besten und schönsten Häfen, die die große Insel Borneo aufweist. Während die rheinische Mission im Süden

wicklung der Geschichte auch eine steigende Vervollkommnung der Sprachen stattfinden. Nun findet aber nach dem eigenen Zugeständnisse der bedeutendsten Sprachforscher das Gegenteil statt. Zwar wächst mit der Entwicklung der Civilisation eines Volkes dessen Fähigkeit zur Bezeichnung abstrakter Begriffe; aber mit diesem mindert sich auch der innere Reichtum und die eigentliche produktive Kraft der Sprache. Es ist auch hier wieder wie bei aller äußeren Kultur und Civilisation eine Entwicklung in die Breite und Länge, ohne ebenmäßige Entwicklung in die Tiefe und Höhe.“ (Dr. Fabri: Entstehung des Heidentums.)

derselben unter der malayischen und dajakischen Bevölkerung seit Jahrzehnten arbeitet, hat die englische Ausbreitungsgesellschaft hier im Norden sowohl unter den Landdajaken wie unter den sogenannten Seedajaken Eingang gefunden, zugleich aber auch den eingewanderten Chinesen ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Neuerdings ist sie auch von der Küste aus den Padas-Fluß aufwärts gedrungen und versucht hier unter den sogenannten Muruts mit ihrer Missionsarbeit einzusetzen.

Um den Padas* hinaufzufahren, in dessen Flußgebiet die Muruts ihre Sitze haben, pflegt der reisende Missionar gewöhnlich von der Insel Labuan aus einen kleinen Flußdampfer zu benützen, der ihn bis Gadong, oder wenn es gerade Hochwasser ist, bis nach Lungbawang bringt. In diesem Fall gewinnt man zwar Zeit und reist bequemer, aber man hat keine Gelegenheit, das Charakteristische jener Küste, die vielverschlungenen Wasserläufe, die einen Flußarm mit dem andern verbinden, kennen zu lernen. Diese natürlichen Kanäle, die das Land durchschneiden, sind in der Regel so schmal, daß die überhängenden Zweige der Bäume von beiden Seiten sich in einander verweben und mit ihrem grünen Laubdach herrlichen Schatten gewähren. In dem dichten Gezweig aber tummeln sich Scharen von muntern Affen, die herüber und hinüberspringen, auf den Aesten auf- und niederwippen und ihre schrillen Warnungsrufe ausstoßen, sobald das Boot sich ihnen allzusehr nähert. Da und dort sieht man Krokodile ihre gepanzerten Riesenleiber auf einer Schlammbank sonnen oder im dichten Mangrowegebüsch des Ufers dahinschleichen. Sobald sie jedoch die Annäherung ihres Feindes, des Menschen, wahrnehmen, erheben sie sich instinktiv aus ihrer Ruhe und stürzen sich mit Wucht ins Wasser. Eine ihnen nachgesandte Büchsenkugel läßt selten erkennen, ob sie ihr Ziel getroffen.

Am interessantesten aber ist eine Bootfahrt auf einem solchen schmalen und gewundenen Nebenlauf während des Abends, wenn das silberhelle Mondlicht nur schwach durch das dunkle Blätterwerk schimmert und das ringsum herrschende Walddunkel noch stärker hervortreten läßt. Myriaden von Leuchtkäfern durchschwirren das Düster der Urwildnis und gleich sprühenden Funken flimmert und leuchtet es auf. Tiefe Stille herrscht ringsum in der Natur. Nur das regelmäßige Aufschlagen der Ruder, der eintönige Gesang der Bootsleute und der gelegentliche Kommandoruf des Bootsführers unterbricht das gespenstische Schweigen. Leise und fast unhörbar gleitet das Kanoe zwischen der Waldung dahin.

Bis nach Lungbawang sind die Flußufer niedrig und — wie gewöhnlich in Borneo — dicht bevölkert. Sobald man aber letzteren

Ort hinter sich hat, treten Hügelzüge an den Fluß heran und engen denselben ein. Man sieht nur noch wenige Häuser, und nur ab und zu erblickt das spähende Auge über dem Gewässer drüben eine kleine Plattform, wo der geschäftige Anwohner seinen rohen Sago für die Faktoreien an der Flußmündung zubereitet. Hie und da sehen sich die Ruderer genötigt, zu den bereitliegenden Stangen zu greifen, um damit ihr kleines Fahrzeug fortzustoßen, bis dasselbe schließlich die Stromschnellen erreicht. Flugs springen sie hier aus dem Boot und ziehen es mit Seilen über die von den Strudeln glattgewaschenen Felsen.

Die Scenerie wird immer großartiger. Schäumend stürzt sich der Fluß über die Felsenbänke und drängt sich tosend zwischen dem Gestein thalabwärts. Rechts und links erheben sich die Ufer bis zu 400 und 500 Fuß Höhe, dicht bestanden von hohen schlanken Bäumen. Ein dichtes Waldgehege im üppigsten Grün garniert das Flußgelände, bestehend aus dem Gewirr von zahllosen Schlingpflanzen, Luftwurzeln und prachtvollen Orchideen. Stattliche Baumfarnen und grellfarbige Blütenbüschel wechseln mit einander ab und erhöhen den Reiz der Umgebung, durch die sich der Fluß dahinwindet.

In Sungei Razo, einem überaus romantisch gelegenen Platz, wo drei Thäler ausmünden, verläßt der Reisende das Boot; denn von jetzt an ist der Padas ein wilder Bergstrom, der sich mühsam Bahn durch das Bergland bricht. Ein guter Pfad führt uns durch die berühmte Penotal-Schlucht nach Sapong, wo der Pagalan in den Padas einmündet. Von hier aus erstreckt sich gegen Norden hin ein großes Tafelland, das von einigen Bergketten in nordöstlicher und südwestlicher Richtung durchzogen wird. Nachdem wir zwei dieser Höhenzüge überschritten haben, befinden wir uns auf der Limbawang Ebene und kehren hier im Missionshaus von Kaningan ein.

Das Anwesen erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe, von der man eine prächtige Aussicht nach verschiedenen Richtungen hin hat. Da ruht der Blick im Westen auf den dunkeln Linien der gegen 4000 Fuß hohen Crocker Bergkette, während im Osten die Wheatley Berge auftauchen. Noch etwas weiter im Osten ragt der kegelförmige Trus Madi empor, und im Norden der weithin bekannte Kinabulu, gewöhnlich die „chinesische Witwe" genannt. Klar und majestätisch zeigt sich dieser Berggipfel am frühen Morgen, entzieht sich aber im Dunstkreis des Tages, um dann gegen Abend wieder in der Beleuchtung der untergehenden Sonne hervorzutreten.

Das Missionshaus ist durchweg aus rohen Holzstämmen erbaut. Die Fußböden und Zwischenwände bestehen nur aus Bambus, an dem das Land so reich ist. Das Dach ist aus den Blättern der

Sagopalme hergestellt — alles das Werk der Muruts. Acht Murutknaben, meist Verwandte von Häuptlingen, und vier Dajaken stehen augenblicklich in der Pflege der Mission. Das Klima ist ziemlich gesund, hat aber sehr heiße Tage und verhältnismäßig kühle Nächte.

Die Muruts, denen diese Mission gilt, sind ein kräftiges Geschlecht, von zwar kleiner, aber gedrungener Gestalt, mit pechschwarzem, schlichtem Haar. Sie tragen dieses lang herabhängend und lassen ihm viel Pflege angedeihen, indem sie es häufig und sorgfältig kämmen und mit Kokosnußöl salben. Ihre Augenwimpern, und oft auch die Augenbrauen, reißen sie sich aus Schönheitsgründen aus, während sie ihre Zähne abfeilen. Da sie keinerlei Lasttiere haben, so sind sie von Jugend auf gewöhnt, alle Lasten auf dem Rücken zu tragen. Sie haben darin eine solche Uebung, daß sie die schwersten Bürden viele Stunden weit auf ihrem Rücken fortschleppen. Ihre Bekleidung ist meist sehr mangelhaft, denn sie tragen gewöhnlich nur ein dürftiges Lendentuch und einen hohen, spitzzulaufenden Rohrhut. Doch giebt es auch solche, die der Mode einigermaßen Rechnung tragen und sich zu einem Rock versteigen und — soweit es das schöne Geschlecht betrifft — sich mit einem Unterkleid versehen. Ihre Hauptnahrung ist Reis, und nur wenn dieser knapp ist, begnügen sie sich mit Sago und Tapiokawurzel. Als Leckerbissen gilt eine gewisse Fischspeise, die in dem Hohlraum eines Bambus so lange aufbewahrt wird, bis sie stark riecht. Bei besondern festlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Totenfeierlichkeiten, schlachten sie ein Schwein, eine Ziege oder auch einen Büffel, und vertilgen an diesen Festgelagen große Quantitäten von sogenanntem Tapei oder Reisbranntwein, den sie durch einen Strohhalm aus großen irdenen Töpfen saugen. In Bezug auf Fleisch sind sie übrigens nichts weniger als wählerisch, denn sie scheuen sich nicht, selbst das Fleisch gefallener Tiere mit Wohlbehagen zu verzehren.

Ehe das Land unter die Verwaltung der Britischen Nord-Borneo Kompagnie zu stehen kam, befand sich dasselbe in einem höchst traurigen Zustand. In jener Zeit war die Kopfjägerei ganz allgemein und niemand war vor den sogenannten Kopfschnellern sicher, weder unterwegs auf Reisen, noch auf den Pflanzungen, noch im eigenen Heim. Die Bevölkerung hat infolgedessen auch bedeutend abgenommen, während es früher eine Zeit gegeben haben muß, da sie weit zahlreicher war; denn auf den Ebenen finden sich allenthalben Spuren ehemaligen Anbaus und ausgedehnter Ansiedelungen. Als Schutz im Kampf tragen die Muruts eine Art von Helm aus getrockneter Hirsch- oder Büffelhaut, einen Kriegsrock und großen rechteckigen Schild von demselben Material. Ihre Angriffswaffen bestehen aus einem Blas-

rohr mit vergifteten Pfeilen, aus langen und kurzen Wurfspeeren und dem nationalen Parang oder Haumesser. Heutzutage sind indes Kämpfe unter ihnen ziemlich selten, wogegen sie den Weißen in ihren Kriegszügen vortreffliche Späherdienste leisten. Am besten verstehen sie sich aber aufs Plündern, wobei sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich dabei einen Kopf oder einzelne menschliche Gliedmaßen als Beute anzueignen.

Ueber ihre Sprache läßt sich bis jetzt noch nichts Bestimmtes sagen. Es ist dies um so schwieriger, als fast jedes Dorf einen andern Dialekt spricht. In allen diesen Mundarten scheint jedoch der Kern eines gemeinsamen Sprachidioms zu liegen, der aber erst durch eine genaue vergleichende Prüfung der verschiedenen Dialekte und durch Ausscheidung fremder Elemente herauszufinden ist. Zu dieser Schwierigkeit kommt noch für den künftigen Bearbeiter und Uebersetzer der Umstand, daß der Sprache die Ausdrücke für geistige und religiöse Begriffe zu fehlen scheinen. Wollte man sich aber solcher aus dem Malayischen bedienen, so ist das nicht ratsam, da dasselbe mit dem Islam in zu naher Beziehung steht.

Von einem religiösen Kultus haben die Muruts nicht die geringste Idee, außer was sie etwa davon den mohammedanischen Händlern abgesehen haben, wenn diese ihre Gebete öffentlich verrichten. Sie sehen deshalb auch die Religion lediglich nur als eine äußerliche Ceremonie an und als Gebräuche, die dabei zu beobachten sind. Darum ist auch ihre erste Frage, wenn vom Christentum die Rede ist, jedesmal die, ob die Christen auch Schweinefleisch essen und Reisbranntwein trinken dürfen. Die größte Schwierigkeit jedoch, wenn sichs einmal um den Uebertritt zum Christentum handeln wird, werden jedenfalls die heidnischen Familienverhältnisse und vor allem die Vielweiberei bereiten.

Nach den religiösen Anschauungen der Muruts giebt es außer der Erde noch zwei Welten, wo menschliche Wesen wohnen: eine über den Wolken, die sie „Pinagaringan“ nennen, und eine unter der Erde, Namens „Kinapunam“. Fragt man sie aber, wie sie sich jene Welten denken, so heißt es, daß noch niemand von ihnen dort gewesen sei und man nichts Genaueres wisse. Sie machen sich auch weiter keine Gedanken darüber. Unter dem ersteren Ausdruck scheinen sie zugleich den Aufenthaltsort des höchsten Wesens, ja dieses selbst zu verstehen. Ebenso kann man gelegentlich die Aeußerung hören, daß die Seelen der Verstorbenen sich auf die Bergspitze des Kinabulu begeben, dort in einem großen Hause beieinander wohnen und Reisbranntwein trinken. Fragt man aber der Sache näher nach, so lacht der Murut darüber.

Weit mehr Aufmerksamkeit wird den höheren Mächten in Krankheitsfällen geschenkt. Sobald jemand krank wird, oder auch nur einen beunruhigenden Traum gehabt hat, ruft man sofort alle Familienglieder und Freunde zusammen. Es wird Reisbranntwein abgezapft, ein Schwein oder Huhn geschlachtet und dessen Blut auf die Stirn des Kranken gestrichen. Währenddem werden Gongs im Takt geschlagen, man singt dazu und fordert den Krankheitsgeist oder den bösen Traum auf, von hinnen zu weichen. Dabei werden ab und zu gellende Töne ausgestoßen, daß es dem fremden Zuschauer durch Mark und Bein dringt.

Es ist dies augenscheinlich eine milde Form von Dämonendienst, der auch sonst in Borneo üblich ist. Aber die eigentliche Bedeutung der Ceremonie scheint den Leuten selbst nicht mehr klar zu sein und sie gewöhnen sich sehr rasch daran, den Medikamenten und Pillen der Weißen mehr Glauben zu schenken, als den abergläubischen Gebräuchen und dem Hokuspokus ihrer Volksgenossen. Man ersieht daraus, daß der Murut eigentlich wenig Religion hat, ja nicht einmal viel von Aberglauben weiß. Um so wichtiger ist es für den Missionar, daß er bei seinem Bemühen, die Muruts dem Christentum zuzuführen, gleich von vornherein gründlich zu Werke geht und sorgfältig darauf sieht, daß das höhere Leben, das er in ihnen zu pflanzen sucht, auch recht zur Ausgestaltung komme.

Die Mission unter diesem Volksstamme befindet sich bis jetzt noch ganz in den Anfängen. Während des ersten Jahres, das hinter ihr liegt, war man hauptsächlich damit beschäftigt, die nötigen Gebäulichkeiten zu errichten und das Missionsland zu klären und zu bepflanzen. Zugleich wurden die Eingeborenen fleißig besucht, biblische Bilder gezeigt und erklärt, Medizinen verabreicht und Kranke behandelt. Außerdem werden die Knaben, die sich nach und nach der Mission genähert haben, im Lesen und Schreiben unterrichtet. Auch erhalten sie an Hand von biblischen Bildern täglich eine Lektion in der biblischen Geschichte.

Von irgendwelchen sichtbaren Erfolgen läßt sich natürlich bis jetzt noch nichts berichten. Dazu ist das Missionsunternehmen noch zu neu. Aber es ist ein Anfang, dem wir einen gesegneten Fortgang wünschen.

Missions-Zeitung.

a) Rundschau.

Die Missionen im Nyassa-Land.

Die seiner Zeit von Livingstone entdeckten Nyassaländer, vor allen das Schirehochland, haben in den letzten Jahren sich so rasch und günstig entwickelt und dadurch für die Kultur- und Missionsunternehmungen eine solche Bedeutung erlangt, daß wir nicht umhin können, sie im Rahmen einer besonderen Rundschau kurz vorzuführen. Wir legen dabei der Darstellung außer den Berichten der dort arbeitenden Missionsgesellschaften die treffliche Schrift von J. Richter: „Die neueste Geschichte des Nyassa-Landes" zu Grunde.

Der Wettbewerb zwischen den einzelnen Kolonialmächten hat auch für dieses innerafrikanische Ländergebiet zur Folge gehabt, daß dasselbe im Jahr 1890 in einzelne Interessensphären abgegrenzt und diese als Schutzgebiete der Briten, Deutschen und Portugiesen erklärt wurden. Trotz der anfänglichen Ansprüche und Bemühungen Portugals, die gesamte Ländermasse wenigstens nominell unter seine Oberhoheit zu stellen, gelang es den Engländern durch ihren rührigen Vertreter Johnston, das obere Schirethal und die gesamte Westküste des Nyassa, und damit den wichtigsten Teil des Landes für sich zu retten, während den Portugiesen die dichtbevölkerte südliche Hälfte der Ostküste und das Gebiet des unteren Schire zugesprochen wurde. Deutschlands Anteil war das schöne und fruchtbare Nordende des Sees, sowie die nördliche Hälfte der Ostküste. Letztere bildet die südliche Grenze seines bedeutenden ostafrikanischen Kolonialbesitzes.

Bei der bekannten Energielosigkeit und Gleichgiltigkeit der Portugiesen, die sie auf allen ihren Kolonialgebieten an den Tag legen, darf es nicht wundernehmen, daß sie auch in den ihnen zugesprochenen Ländern am Nyassa und Schire bis jetzt nicht das geringste zur Kultivierung derselben gethan haben. Sie haben nicht einmal den Versuch gemacht, ihre Oberhoheit zur Geltung zu bringen, geschweige eine geordnete Verwaltung einzuführen. Die großen Yao-Häuptlinge auf dem Hochlande treiben noch immer ungestört Sklavenhandel und die Stämme am See sind den räuberischen Einfällen der Magwangwara schutzlos preisgegeben.

Ganz anders sind die Engländer ihrer kolonialen Aufgabe nachgekommen. Ihr Administrator Johnston hat seine ganze Kraft daran gesetzt, die innerhalb der britischen Interessensphäre liegenden

Gebiete zu einem für sein Vaterland möglichst wertvollen Kolonialbesitz zu gestalten. Auf friedlichem, und — wo es nötig war — auf kriegerischem Wege hat er es verstanden, die zuerst nur nominelle Anerkennung der englischen Oberhoheit in eine wirkliche Machtstellung zu verwandeln. Man erwarb für den britischen Handelsverkehr, der sich den Sambesi und Schire hinauf nach dem Nyassa von selbst ergab, an der neuentdeckten Tschinde-Mündung des Sambesi-Deltas von den Portugiesen ein Stück Land für einen Freihafen, wo die transatlantischen Dampfer die Güter direkt in die Flußdampfer verladen können. Um diesen für alle nach Britisch-Centralafrika gehenden Transporte höchst wichtigen Freihafen ist nun eine Stadt im Entstehen begriffen, die das Bindeglied zwischen der civilisierten Welt und der weit im Innern Afrikas gelegenen Kolonie darstellt. Johnston regelte auch die schwierige Landfrage und übernahm den Verkauf der Grundstücke an die ins Land hereinströmenden englischen Einwanderer, die auf dem Schirehochland sich auf die Plantagenwirtschaft und Kaffeekultur warfen. Damit hing zusammen, daß er auch der Arbeiterfrage seine Beachtung schenkte. Die Verwaltung, mit der eine Reihe von Beamten betraut wurde, sah darauf, daß die als Arbeiter sich stellenden Eingebornen gerecht behandelt und sicher gestellt wurden, daß sie den Pflanzungen erhalten blieben und der Zuzug von weiteren Arbeitern gehoben wurde. Das alles ließ sich in friedlicher Weise auf dem Wege einer geordneten Verwaltung anbahnen und durchführen.

Weniger friedlich ging die Begründung der englischen Autorität von statten. Es galt da vor allem die zu Anfang der sechziger Jahre ins Schirehochland eingedrungenen grausamen Fürsten der Yao- oder Adjawastämme zu unterwerfen, die nicht nur die einheimische Nyanga-Bevölkerung unterjochten und schwer bedrängten, sondern auch insgesamt Sklavenhändler waren. Letzteres sind auch die mächtigen Häuptlinge am Ost- und Westufer des Sees, von wo aus Jahrzehnte lang der arabische Sklavenmarkt und die portugiesischen Pflanzungen mit unzähligen Schwarzen versorgt wurden. Alle diese eingebornen Fürsten mußten teils in Güte, teils mit Gewalt dazu gebracht werden, den schändlichen Sklavenhandel aufzugeben. Dazu kamen noch die Araber, die sich am Nordende des Nyassa eingenistet hatten und dort eine arabische Herrschaft aufzurichten versuchten. Auch diese war, wie überall in Centralafrika, wo die Araber die Herren sind, mit dem grauenvollsten Menschenraub und Sklavenhandel verbunden. Dieser Herrschaft mußte für immer ein Ende gemacht werden, sollte der Handel mit der schwarzen Ware aufhören. Die Bekämpfung und Ausrottung dieses Uebels entsprach auch dem seinem

Volk hinterlassenen Vermächtnis Livingstones, sowie dem sittlichen Gefühl der Engländer. So führte Johnston mit einer kleinen Truppe in den Jahren 1891 bis 1896 eine Reihe von größeren und kleineren Kriegszügen aus, deren Ergebnis die heutigen geordneten und gesicherten Zustände des Landes sind. Nach dreijährigen hartnäckigen Kämpfen wurde im Herbst 1893 der gefährlichste Feind der Engländer, der Yao-Häuptling Wakanjira am Südufer des Sees besiegt, und im Dezember 1895 gelang es, die Herrschaft der Araber am Nordende des Nyassa zu vernichten.

Damit haben — seit 1896 — die Kämpfe um die thatsächliche Anerkennung der britischen Hoheitsrechte, sowie die Kriegszüge zur Bekämpfung des Sklavenhandels ihren vorläufigen Abschluß erlangt. Die Häuptlinge sind alle nacheinander unterworfen und die widerspenstigen in die Verbannung geschickt; an den bedrohten Punkten sind englische Forts errichtet und mit einer kleinen Besatzung versehen. Die britische Herrschaft gilt für gesichert, im ganzen Protektorat herrscht Ruhe, der Sklavenhandel ist im wesentlichen unterdrückt und die alten Karawanenwege für die Sklaventransporte sind von englischen Forts beherrscht. Der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung des Landes, wofür besonders im Schirehochland die Verhältnisse sehr günstig liegen, steht nichts mehr im Wege.

Stützpunkt der deutschen Macht im Nyassa-Gebiet ist die am Nordende des Sees an der Mündung des Rumbira gelegene Militärstation Langenburg, von wo aus die umwohnenden Stämme im Schach gehalten werden. Nur im Hinterland herrschen noch unbeschränkt die räuberischen Magwangwara, die das Land weithin zur trostlosen Einöde verwandelt haben und eine Geißel für die übrigen Volksstämme sind. Hoffentlich gelingt es der deutschen Kolonialverwaltung, sie wie die Wahehe durch Unterwerfung zur Ruhe zu weisen. Leider sind die politischen Verhältnisse im Kondeland in letzter Zeit nicht ganz ungetrübt gewesen, und es ist mehrmals zu bewaffneten Zusammenstößen der Eingebornen mit der deutschen Schutztruppe gekommen. Es ist dies um so bedauerlicher, als sich dadurch viele der sonst als friedlich bekannten Konde nach Niederbrennung ihrer Dörfer über den Songuefluß hinüber auf englisches Gebiet geflüchtet haben.

Gehen wir nun zu den verschiedenen evangelischen Missionen im Nyassa-Land über. Wir beginnen mit der der schottischen Staatskirche im Schirehochland. Sie hat ihren Mittelpunkt in der ansehnlichen Hauptstation Blantyre, der sich die beiden andern Stationen Domasi und Mlandsche anreihen. In neuester Zeit ist von ihr auch ein Sanatorium in der Nähe des Berggipfels Zomba,

ca. 3000 Fuß oberhalb Domasi, errichtet worden. Die Mission hat in den letzten sieben Jahren sehr schwere Zeiten erlebt. Anfang 1891 wurde fast das gesamte europäische Arbeiterpersonal Blantyre's durch den Tod hinweggerafft, und auch später fielen mehrere dem Klima zum Opfer, so der tüchtige Missionsarzt Dr. W. A. Scott am 21. März 1895, und unmittelbar darauf dessen Schwägerin, Frau D. C. Scott, die auf der Heimreise im Hafen von Mosambik starb. Andere kehrten nach Europa zurück oder quittierten den Missionsdienst. Viel Not und Unruhe brach über die Stationen herein durch die Kriegszustände und Raubzüge der aufständischen Häuptlinge. Mlandsche wurde dabei überfallen und geplündert, die Missionare mußten flüchten und entgingen mit knapper Not der Ermordung. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Missionsarbeit erheblich gestört worden ist. Doch ist die Zahl der Getauften in den beiden letzten Jahren, da der Mission ruhigere Zeiten beschieden waren, verhältnismäßig rasch gewachsen, indem der Zuwachs etwas über 200 Seelen beträgt. Nach dem letzten Census (1. Jan. 1898) zählten die beiden Stationssprengel Blantyre und Domasi zusammen 517 Christen, darunter 382 Kommunikanten. In den 27 Missionsschulen, wo zum Teil auch Landwirtschaft und Industrie getrieben wird, werden 1423 Knaben und 547 Mädchen unterrichtet. Eine kleine Anzahl von jungen Leuten erhält auch speziellen Unterricht für das spätere Diakonat. Von den 14 Außenplätzen, auf denen der Schularbeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, liegt der neueste im Lomweland, ca. 100 englische Meilen östlich von Blantyre im portugiesischen Gebiet. Miss. Reid drang im letzten Jahr bis zu den Namuli-Bergen vor, die schon früher von Dr. W. Scott besucht worden waren. Damals war die Reise dahin wegen der feindseligen Haltung der Häuptlinge mit mancherlei Gefahren verbunden. Jetzt fand Reid die Stimmung wesentlich freundlicher. Das Land ist aber noch fast ganz unberührt von europäischem Einfluß, sodaß Stammesfehden und Sklaverei allgemein sind. — Die Station Mlandsche, die mehrere Jahre wegen Arbeitermangel von einem eingebornen Lehrer versehen werden mußte, ist nun wieder von einem europäischen Missionar besetzt.

Ein etwas abenteuerliches Missionsunternehmen im Schirehochland ist die sogenannte Sambesi-Industrie-Mission, die ihre Entstehung dem Baptisten Joseph Booth verdankt. Unterstützt von schottischen Kapitalisten ließ er sich mit 26 Mitarbeitern aus allerlei Volk und Beruf — nur Theologen befanden sich nicht darunter — im Jahr 1892 in der Nähe von Blantyre nieder und kaufte hier — es stand ihm ein Anlagekapital von 400 000 Mark zur Ver-

fügung — ein großes Grundstück. Auf ihm sollten ausgedehnte Kaffeepflanzungen angelegt und aus dem Ertrage derselben eine sich selbst erhaltende Mission betrieben werden. Missionsobjekt sollten die Plantagenarbeiter sein, denen man das Christentum durch das Beispiel vorleben wollte. Auch sollten Sklaven losgekauft und angesiedelt werden. Booth setzte die Sache ins Werk, benahm sich aber so rücksichtslos gegen die benachbarte schottische Mission, der er durch hohe Löhne ihre besten Arbeiter abspenstig machte, daß ihm die Leitung entzogen wurde. Das Unternehmen hat indes seinen Fortgang genommen, da für derlei Projekte bei der gehörigen Reklame in britischen Kreisen sich leicht Leute und Gelder finden. Nach dem „Christian“ (Aug. 1898) beschäftigt diese sogenannte Mission einige 30 Missionare an 10 verschiedenen Punkten, unterhält 11 Schulen mit nahezu 1000 Schülern, und 2 Hospitäler. In Bearbeitung stehen 750 Acres, die mit Kaffeebäumen bepflanzt sind und von denen man dieses Jahr eine Ernte von 35 bis 40 Tonnen (700 bis 800 Zentner) Kaffee erhofft. Den Ertrag berechnet man auf ca. 80 000 Mark, der der Mission zugute kommen soll. Bei den gegenwärtigen niedrigen Kaffeepreisen aber dürfte diese Rechnung viel zu hoch angeschlagen sein. Aber auch im günstigsten Fall scheint demnach das kaufmännisch-civilisatorische Unternehmen sich noch nicht zu rentieren. Was aber die Ergebnisse als Missionsunternehmen sein mögen, davon darf wohl bei dem eigenartigen Betrieb nicht allzugroße Erwartungen hegen. Der beiseite geschobene Booth aber hat seitdem von neuem Geld in Schottland gesammelt und eine weitere Kaffeeplantagen-Mission, die schottisch-baptistische Industrie-Mission, ins Leben gerufen, die jenseits des Schire, westlich von Blantyre, ihre erste Station gegründet hat.

Ebenso abenteuerlich ist das kolonisatorische Projekt eines westindischen Negers, Namens Thorne, der westindische Negerfamilien in Abteilungen von je 100 als Pflanzer im Schirehochland ansiedeln will. Die englische Regierung hat ihm das zur Besiedelung erforderliche Land geschenkt und Freunde des Unternehmens haben die Mittel zur Ueberfahrt zur Verfügung gestellt. Wir zweifeln aber, daß seine schwarzen Mitbrüder die Leute sind, um landwirtschaftliche Musterstationen anzulegen. Die Liberianer haben seiner Zeit den Beweis vom Gegenteil geliefert.

Noch bedeutender und ausgedehnter als die Blantyre-Mission ist die sogenannte Livingstonia-Mission der schottischen Freikirche, die sich das ganze Westufer des Nyassa entlang erstreckt. Ihren südlichen Flügel mit der Hauptstation Livlezi-Thal und einigen Nebenposten hat sie indes wegen Arbeitermangel an die ihr befreundete kapholländische Mission abgetreten. Den Schwerpunkt der Freischotten

bildet das etwa in der Mitte des Westufers gelegene Bandawe, wo sie die Arbeit unter den Atonga und den auf der westlich angrenzenden Hochebene wohnenden Angoni mit großem Eifer treiben. Unter diesen beiden Stämmen hat die Mission ihre gesegnetsten Erfolge. Hier kommt auch ihre Eigenart am deutlichsten zum Ausdruck, indem sie mit der evangelistischen Thätigkeit die kulturelle verbindet und mit besonderem Nachdruck das Schulwesen pflegt. Aus der Zahl der Schüler, die sie um sich sammelt und außer der religiösen Unterweisung in verschiedenen Zweigen der Industrie unterrichtet, sucht sie die Christen zu gewinnen und sie für die Evangelisation und geistliche Mitarbeit heranzuziehen. Bei dem großen Gewicht, das die Mission auf die selbständige Mitarbeit der Eingebornen legt, genügt ihr eine verhältnismäßig sehr geringe Anzahl von europäischen Missionsarbeitern. Nach dem letzten Bericht war das Verhältnis folgendes: 6 ordinierte Missionare, 3 Missionsärzte, 7 europäische Lehrer und Lehrerinnen, 6 Laiengehilfen, 151 eingeborne Missionsgehilfen und 208 ungetaufte Lehrer. Auf den Stationen mit ihren 30 Zweigstationen befanden sich 557 Kommunikanten und 13122 Schüler. Für die gründlichere Ausbildung des eingebornen Arbeiterpersonals hat Dr. Laws, der Leiter der Mission, neuerdings eine Lehranstalt, das sogenannte Livingstonia-Institut, auf dem gesunden Kondowi-Plateau, westlich von der Florence-Bai und nördlich von Mount Waller, errichtet. Leider bildet die sprachliche Zerrissenheit des westlichen Nyassa-Gebiets eine große Schwierigkeit und es gehören die 127 Zöglinge des Instituts nicht weniger als 15 verschiedenen Stämmen mit abweichenden Mundarten oder Sprachen an. Dr. Laws hat deshalb das Nyanga als die zukunftsreichste Sprache zur Unterrichtssprache seiner Anstalt gemacht. Der abschließende theologische Unterricht soll dagegen in Englisch erteilt werden.

Weniger systematisch als im Atonga- und Ngoni-Gebiet ist die freischottische Mission am Nordende des Nyassa vorgegangen. Man hat dort bis jetzt nur experimentiert und ist deshalb noch zu keiner rechten Ansässigkeit und gründlichen Arbeit gekommen. Die ursprünglich geplante Stationsanlage in Kararamuka wurde wegen der deutsch-englischen Grenzbestimmungen, wonach der Platz auf deutschem Gebiet lag, wieder aufgegeben und Dr. Kerr-Croß ließ sich im schönen Bergland von Bundali nieder. Allein eine Feuersbrunst vernichtete die Anfänge, und da auch diese Landschaft sich als deutsches Gebiet auswies, siedelte er sich wieder in der Ebene, zwei Stunden von Karonga entfernt, an, verlegte aber schließlich seinen Sitz ganz nach Karonga, bis er aus dem Missionsdienst ausschied. Inzwischen ist die schon früher angefangene Arbeit an der Steffenson-Straße, der Ver-

bindungslinie zwischen dem Nyassa und dem Tanganjika, wieder aufgenommen worden, und zwar in der Nähe von Fife, dem Haupt-Handelsplatz der Seengesellschaft.

Unter sehr erschwerenden Verhältnissen hat die englische Universitäten-Mission in den letzten Jahren ihre Arbeit an der Ostküste des Nyassa gethan. Wegen der allzugroßen Entfernung von Sansibar, dem Sitz des Bischofs, wurde das Nyassa-Gebiet von dem ostafrikanischen Sprengel abgezweigt und erhielt in dem englischen Geistlichen Hornby einen eigenen Bischof. Im Jahr 1893 reiste derselbe nach seiner Diözese ab, fand aber bei seiner Ankunft in Likoma fast sämtliche Missionsgebäulichkeiten in Ruinen. Die leichten Bauwerke waren Ende 1892 ein Raub der Flammen geworden. Bischof Hornby beschloß, das Zerstörte wieder aufzubauen und dazu eine weitere Station, Unangu, auf den luftigen Berghöhen unter den Yao anzulegen, wo der Sklavenhandel unter der portugiesischen Herrschaft noch ungestört fortbesteht. Aber es zeigte sich bald, daß die Gesundheit des Bischofs dem afrikanischen Klima nicht gewachsen war. Er mußte für immer nach Europa zurückkehren. Von der großen Reisegesellschaft, die seiner Zeit mit ihm an den Nyassa ausgezogen war, erlagen binnen Jahresfrist drei dem Klima, die übrigen vier mußten wegen gebrochener Gesundheit das Land verlassen. Das Bischofsamt ging nun auf den bisherigen Archidiakonus Chauncy Maples über, der schon seit 1875 im afrikanischen Missionsdienst stand. Er wurde Anfang 1895 in London zum Bischof geweiht, erreichte aber Likoma nicht. Auf der Reise dahin ertrank er am 1. September 1895 in den Fluten des Nyassa. In denselben Tagen wurde der junge Missionar Atlay von Likoma auf einem Ausflug nach dem Festland von einer herumstreifenden Magwangwara-Horde ermordet. Alle diese Schläge haben die Universitäten-Mission in den letzten Jahren ziemlich lahm gelegt, zumal auch das Missionsschiff Charles Janson, mit dessen Hilfe die Mission an der Küste entlang betrieben wurde, sich altersschwach zeigte und den Dienst versagte. Erst neuerdings scheint die Arbeit wieder in bessern Fluß gekommen zu sein. An die Stelle Maples' ist der Missionsarzt Dr. Hine, der Gründer von Unangu, 1896 zum Bischof geweiht worden, in Likoma sind die Missionsgebäude in soliderer Weise als früher, aus Steinen, aufgeführt worden, und es scheint, daß die Insel auch fernerhin das Centrum der Mission bleiben soll. Ferner ist die Station Kotakota auf der Westküste besetzt worden, während man in Mponda, am Südufer des Sees, einen Ausgangspunkt für die Arbeit am obern Schire geschaffen hat. Auch das Missionsschiff ist am See, wo sich in 23 Uferdörfern Lehrer befinden, wieder in Dienst gestellt, wozu noch der

neue Dampfer Chauncy Maples kommt. In Unangu hat bis jetzt der eingeborne Diakon Johanna Abdallah der Arbeit treulich obgelegen und nicht ohne Erfolg gewirkt. Als Mittelglied zwischen Unangu und dem Seeufer ist im letzten Jahr die Station Tschiwegulu, ebenfalls unter den Yao, eröffnet worden. An Getauften führt der letzte Bericht (1897) 936 auf, darunter 357 Kommunikanten. Die Zahl der Schüler betrug 958 Knaben und 312 Mädchen.

In hoffnungsvoller Entwicklung stehen die im deutschen Gebiet am Nordende des Nyassa arbeitenden Missionen von Berlin I und der Brüdergemeine. Die ersten schwierigen Anfänge sind glücklich überwunden und der Grund zu kleinen Gemeinden ist gelegt. Beide Missionen haben seit ihrem Eintreten in die dortige Arbeit (1891) eine rasche Ausdehnung erlebt. Nachdem die ersten Niederlassungen im Kondeland gegründet waren, sind die Berliner weiter ostwärts zu dem Bergvolk der Kinga vorgedrungen, während die Brüdermissionare dem Norden zustrebten und in Utengulu, der Hauptstadt Mereres, ihre nördlichste Station anlegten. Ihre übrigen Missionsplätze ziehen sich von der Anfangsstation Rungue über Rutenganio nach Süden gegen den See zu, wo sie in der Ebene den Speditionsplatz Ipiana angelegt haben. Leider liegt derselbe gesundheitlich nicht sehr günstig, so daß bereits zwei erwachsene Mitglieder der Brüdermission dort begraben liegen. Vorderhand ist im Blick auf ein weiteres Vordringen das Augenmerk auf das im Westen von Konde gelegene schöne Bundali-Gebirge gerichtet, in dessen fruchtbaren und gesunden Thälern eine sehr zahlreiche Bevölkerung auf verhältnismäßig engem Raum zusammengedrängt ist. Besonders in dem Thale des Kyiya, eines Nebenflusses des Songue, reiht sich Dorf an Dorf. Das Thal ist zugleich einer der Hauptverkehrswege dieser Gegend, und mit Leichtigkeit könnte man von dort zu dem zahlreichen Volke der Nyika und zu den Barambia bis an den Rukwa-See vordringen. Es liegt deshalb den Brüdermissionaren sehr am Herzen, in diesem günstig gelegenen Bergland ihre fünfte Station anzulegen.

Während sich die Brüdermission westlich und nördlich hält, hat die Berliner Mission bis jetzt den östlichen Teil des Kondelandes mit den drei Stationen Wangemannshöh, Manow und Muakereri besetzt, zum Teil am Fuß des Livingstone-Gebirges, zum Teil nordwestlich von Wangemannshöh auf herrlichen Bergeshöhen. Dazu kommt noch die auf einer sandigen Halbinsel des Nyassa gelegene Station Ikombe für die Arbeit im volkreichen Niederland und als Stützpunkt des Verkehrs für die landeinwärtsgelegenen Missionsplätze. Dem Verkehr auf dem See, sowie der Missionsarbeit längs desselben dient das Stahlboot, der Paulus. Die Berliner haben sich aber,

wie schon gesagt, nicht auf das Kondeland beschränkt, sondern ihre Arbeit nach Osten hin ausgedehnt und auf dem Hochland unter den Kinga die beiden Stationen Bulongoa und Tandala angelegt. Letzteres liegt über 6000 Fuß über dem Meere und hat ein kühles, gesundes Klima. Das ziemlich verschüchterte Bergvolk hat sich bisher freundlich zu den Missionaren gestellt und findet sich auch zahlreich zum Gottesdienst ein. Auf der Station Bulongoa hat der Missionar schon einige Leute im Taufunterricht.

Mit der Besetzung des Kingalandes ist ein wichtiger Schritt gegen das Hochland von Inner-Deutsch-Ostafrika hin gethan worden. Ihr weiteres Vordringen gegen Nordosten wird die Berliner Mission zu den kriegerischen Wahehe führen, mit denen die Deutschen wiederholt Krieg geführt und deren Land sie nach Vertreibung des Oberhäuptlings in drei Reiche geteilt haben. Doch ist bis jetzt in diesem Gebiet noch nicht völlig Ruhe und Sicherheit eingetreten. Es wird aber auch hier die Zeit kommen, da die evangelische Mission mit ihrer Arbeit des Friedens wird einsetzen können.

---

b) Neuestes und Vermischtes.

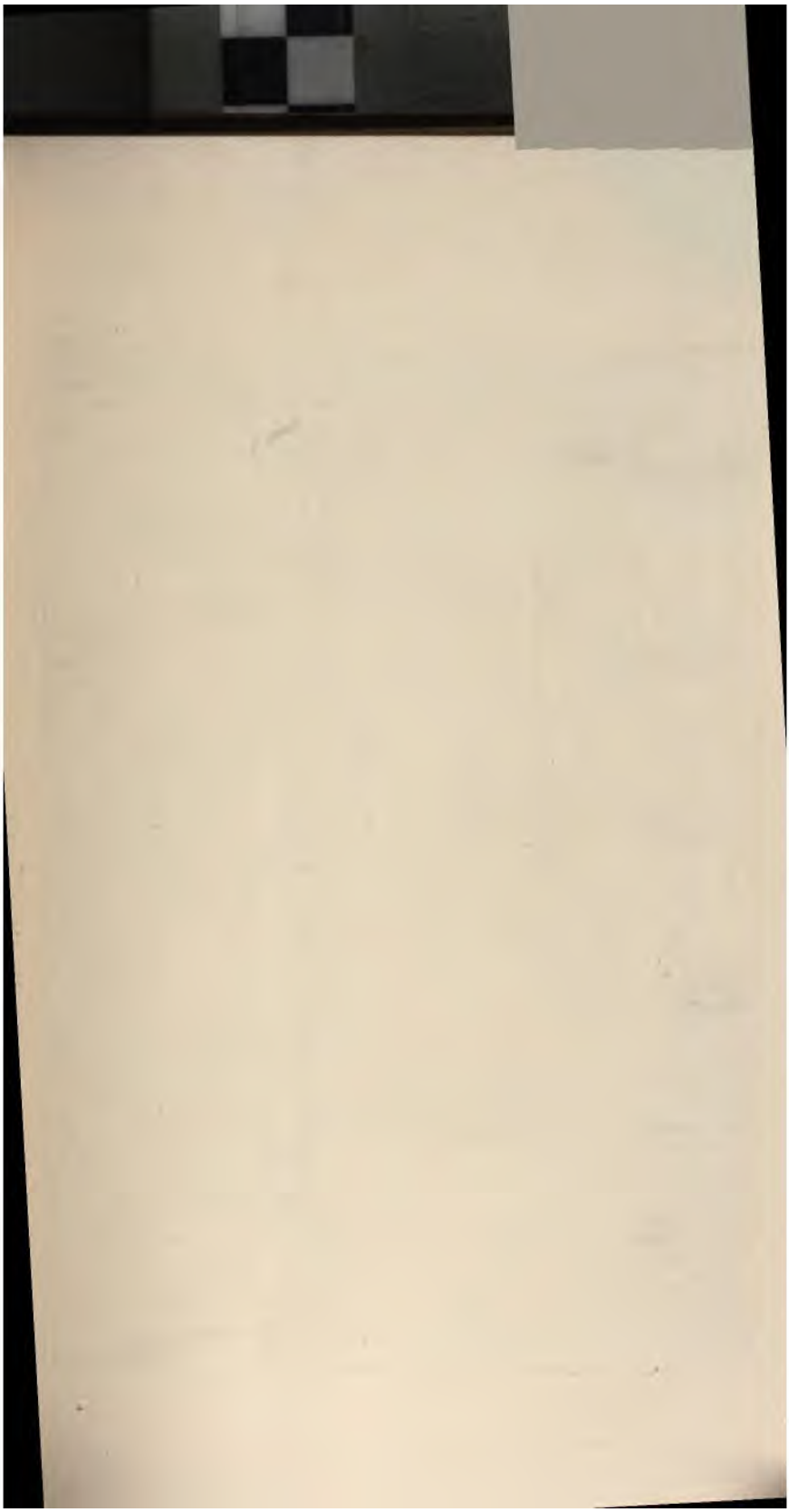
China. Am 27. März 1897 besetzten die Russen Port Arthur auf der Halbinsel Ljao-dung im nördlichen China. Sie fanden dort eine lutherische Mission in der Arbeit stehen, nämlich die dänische Missionsgesellschaft, als deren Sendboten drei Missionare in Port Arthur stationiert sind. Anfangs schien es, als wollten ihnen die Russen nichts in den Weg legen. Aber bald kehrten dieselben ihre wahre Natur heraus. Als Missionar Byff am 19. April d. J. um die Erlaubnis bat, in Pikov, das auch auf russischem Gebiete liegt, ein Haus zu gottesdienstlichen Zusammenkünften zu mieten, erhielt er die Antwort: die Russen erlaubten keinen anderen als ihren eigenen Missionaren, auf russischem Gebiete zu wirken. Auf ein Telegramm an den russischen Minister in Peking kam die Antwort, die Erwerbung eines Hauses zur Kapelle müßte notwendig ausgesetzt werden, bis die Landordnung für Ausländer in Port Arthur und anderen Orten vollständig in Ordnung gebracht wäre; gegen die Gründung einer neuen Missionsstation in Pikov sprächen die russischen Gesetze, und es müßte erst klar festgestellt werden, wie weit dieselben auf das an Rußland übergegangene chinesische Territorium Anwendung finden sollten. Die Missionare antworteten darauf mit der Bitte, daß man sie nicht lange in Ungewißheit lassen möge. Sie warteten und warteten, aber von den Russen kam keine endgiltige Antwort. Vielleicht dürfen die Missionare bleiben,

wo ſie ſchon ſind, und nur keine neuen Stationen auf ruſſiſchem Gebiete anlegen. Vorläufig ſchont man ſie noch in ihrem Beſitzrecht, während man ſonſt nicht gerade rückſichtsvoll vorgeht. Die Ruſſen wollen im weſtlichen Teile von Port Arthur ein Europäer-Viertel anlegen und alle dort wohnenden Chineſen zwingen, ihnen ihre Häuſer abzutreten. Von dieſer Maßregel werden glücklicherweiſe die däniſchen Miſſionsgebäude nicht getroffen, da ſie im öſtlichen Stadtteil liegen.

Die däniſche Miſſion hat noch eine zweite Station mit zwei Miſſionaren auf der Halbinſel Ljao-dung. Sie heißt Da-gu-ſan und liegt auch am Koreabuſen; dieſer Ort iſt von den Ruſſen bis jetzt noch nicht annektiert worden. Um eine Verbindung von da nach Newchwang (am Ljao-dung-Buſen) herzuſtellen, hat die Konferenz der däniſchen Miſſionare am 25. Mai beſchloſſen, in Sju-jang eine Station anzulegen. Ferner hat ſie vorgeſchlagen, daß das für unverheiratete Miſſionarinnen beſtimmte Haus in Port Arthur verkauft oder vermietet werde, ſintemal Fräulein Nielſen, falls ſie als Miſſionslehrerin ausgeſandt werden ſollte, nicht dorthin, ſondern nach Da-gu-ſan geſchickt werden muß. Denn in Port Arthur kann ſie nicht wohnen wegen der ruſſiſchen Soldaten, die ſowohl Männer wie Frauen verunglimpfen, ja in berauſchtem Zuſtande die Thüren einſchlagen und in friedlicher Leute Häuſer zur Nachtzeit einbrechen!

Die Miſſionsleitung iſt vor eine ſchwere Entſcheidung geſtellt, und die junge däniſche Miſſion in China, die nach zweijähriger Arbeit die vier Erſtlinge hat taufen dürfen, iſt an einem Wendepunkt ihrer Geſchichte angelangt. (Hannov. Miſſionsblatt)

Indien. Das indiſche Klima wirkt erſchlaffend, aber, wenn die nötige Vorſicht angewendet wird, keineswegs ſo lebenverkürzend, wie man gewöhnlich daheim annimmt. Die indiſche Zeitung „Indian Witneß", bringt eine Liſte von Miſſionaren, die eine lange Reihe von Jahren in Indien gearbeitet haben, nämlich 81 evangeliſche Miſſionare mit 30—60 Dienſtjahren (darunter elf mit 40—45, acht mit 45—50 und ſieben mit 50 und mehr Dienſtjahren u. ſ. w.) Kürzlich ſtarb in Indien der amerikaniſche Miſſionar D. Fairbank, der 52 Jahre lang in der Maräthi-Miſſion gearbeitet hat. Der amerikaniſche Miſſionar Brayton iſt jetzt der älteſte Miſſionar in Barma, vielleicht auch in Indien: 70 Jahre lang war er in Barma thätig und iſt trotz ſeiner 90 Jahre immer noch friſch und thatkräftig, ſteht jeden Morgen um vier Uhr auf und erfüllt ſeine Amtspflichten. Er hat die ganze Bibel in die Sprache der Pwo-Karenen überſetzt. (Leipziger Miſſionsbl.)



Auf dem Kamerun-Fluß.

Die Evangelien und die Hoffnungen der Mission.*)

Von Ober-Konsistorialrat Waas in Darmstadt.

Von den Hoffnungen der Mission will ich reden. Als im Jahr 1792 W. Carey seine berühmte Predigt hielt, die in seinem Kreise einschlug, wie 50 Jahre später die Rede Wicherns auf dem Wittenberger Kirchentag, stellte er die doppelte Forderung auf: Unternimm große Dinge für Gott und erwarte große Dinge von Gott. Große Hoffnungen, ein Heldentum der Hoffnung, das sich hoch über die gemeine Ansicht und Erwartung erhebt, gehört zu allen großen Dingen auf dem Gebiete des Reiches Gottes. Es steht neben dem Heldentum im Glauben, das der Herr Matth. 17, 20 mit der Verheißung auszeichnet: „So ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin! so wird er sich heben und euch wird nichts unmöglich sein.“ Auch auf anderen Gebieten sind große Unternehmungen allemal mit einer großen Kraft, zu hoffen, durchgeführt worden. Die Fahrt Nansens, so wenig Gottes-Hoffnung ihn leider beseelte, würde ohne die Größe der Hoffnung, die ihn erfüllte und die er auf seine Genossen übertrug, nicht gelungen sein. Die Hoffnung, die dem Augenschein weit vorauseilt, ist etwas Geniales, wenn ihr Gebäude auf guten, aber nicht jedem zugänglichen Fundamenten steht. Diese Genialität kann die Hoffnung des schlichtesten Christenmenschen, welcher ohne durch das, was vor Augen ist, entmutigt zu sein, einfältig sich auf das Wort Gottes und die Treue Gottes verläßt, haben. Diese Genialität der Hoffnung, welche einfach an Gottes Mund hängt,

*) Mit diesem Vortrag, der für den Druck nur geringe Abänderungen erfahren hat, wurde der diesjährige Missionskursus in Friedberg in Hessen (19. bis 21. Juli) eingeleitet.

auf Gottes sichere Treue rechnet und Gott ohne Weigern gehorcht, hat die Mission in ihren Anfängen gehabt. Entmutigende Erfahrungen draußen und irremachende Urteile daheim dürfen ihr diese Hoffnung nicht nehmen oder mindern.

Aber ist denn die Hoffnung, mit der wir Mission treiben, gesund und steht ihr Gebäude auf gutem Fundament? Hat die Mission Auftrag und Verheißung? Und ist die Mission so beschaffen, daß sie sich diese Verheißungen anzueignen vermag? Ist die Wurzel vorhanden, aus der die Hoffnung wächst?

Die Mission ist ein hochgeborenes Kind, geboren aus Aufträgen Christi selbst und genährt mit Verheißungen Christi. Sie ist nicht eine abenteuerliche Unternehmung zweifelhaften Ursprungs und zweifelhaften Verlaufs.

Wir werden uns heute — denn ich habe mir mein Thema gegen meine ursprüngliche Absicht eingeschränkt*) — nur mit Worten des Herrn selbst beschäftigen. Wir werden die Hoffnungen der Mission heute nicht aus dem ganzen neuen Testament, sondern nur aus den Evangelien, aus den Worten des Herrn selbst, ableiten. Es ist erstaunlich, welche Hinweise auf die Mission man in den Evangelien findet, wenn man sie einmal daraufhin liest. An allen Ecken und Enden stößt man auf den universellen Zug des Christentums. Das Werk Christi macht an keinen Schranken Halt, welche sonst hemmen; es duldet keine zeitliche und örtliche Einengung, ja seinen Gedanken ist diese Welt zu klein und sie ragen in die zukünftige Welt hinüber, um auch diese zu beherrschen. Das Himmelreich ist herbeigekommen, sprach Jesus, als er seine öffentliche Thätigkeit begann (Matth. 4, 17). Die Krankheiten hielten das Himmelreich nicht auf; Jesus hob diese Störungen, er heilte zahlreiche Kranke; hier zog also die Grenzlinie der Macht und des Reiches Jesu nicht. Die uralte Ordnung des Todes schränkte den König des Himmelreichs nicht ein; der Tod wurde in Jesu Nähe schwach, er zwang den Tod. Die Schuld hinderte das Himmelreich nicht; Jesus vergab die Schuld, er hob die Schatten der Schuld auf, das Licht strahlte ungehemmt auf die vorher Schuldigen, denen er vergeben hatte. Die Sünde

*) Das Thema lautete ursprünglich: Das Neue Testament und die Hoffnungen der Mission.

hemmte seinen Gang nicht; er verlieh durch den heiligen Geist eine neue Kraft, die ihr überlegen war. An der Grenze der Völker und Menschenrassen stand das Himmelreich nicht still; Jesus war gekommen, damit alle, die an ihn glauben, das ewige Leben hätten. Er sah hinter dem Hauptmann von Kapernaum eine ungezählte Schar Heiden herbeiströmen, die an ihn glaubten (Matth. 8, 11). Seine Herrschaft und sein Wort beschränkt sich nicht auf Zeiten; Jesus sah große Umwälzungen kommen, ja er sah endlich die gegenwärtige Gestalt der Erde sich ändern (Matth. 10 u. 24), aber über alle diese Katastrophen hinaus sah er sein Wort bleiben. („Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.") Keines seiner Worte ist so beschaffen, daß es mit irgend einer vorübergehenden Ordnung verwoben wäre und mit ihr hinsänke. Seine Worte sind ideal, überzeitlich. Sein Wort hat Knospen, die bis heute unentfaltet sind, die sich erst künftig entfalten werden, zu deren Entfaltung die Luft einer künftigen Zeit nötig ist. Es hat einen noch nicht zur Erfüllung gekommenen Teil, der in die Zukunft, ja in die Ewigkeit hinüberreicht. Man denke an die bekannten Vorschriften der Bergpredigt: So jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel; ihr sollt allerdinge nicht schwören; ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden (Matth. 5 u. 6). In ihrem ganzen Sinn auf die gegenwärtige Zeit angewandt würden diese Worte unser Rechts- und Wirtschaftsleben verurteilen und vernichten. Sie sind größer als jede Zeit. Sie stoßen mit ihrer Spitze an die niedrige Decke jeder Zeit. Sie zeigen ein jenseits der Zeit liegendes Ziel, dem in allen Zeiten zugestrebt werden muß. Sie sprechen über jede wirtschaftliche und rechtliche Ordnung das Urteil der Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit, der Inferiorität gegenüber den Forderungen und Zielen des Christentums. Sie sind Belege für die Wahrheit des Wortes Christi: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Diese Größe und Unendlichkeit der Worte Christi, des Werkes Christi und des Reiches Christi begegnet uns überall in den Evangelien. Das Christentum wird durch keine Satzung gehindert, die es nicht über die Grenze mitnehmen könnte, wenn es von einem Volk zum andern, von einer Zeit in die andere übergeht. Man soll den neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen, sagte Christus (Matth. 9, 17). Da

ist nichts, was das Christentum bei seinem Fluge durch die Zeiten und zu allen Völkern beschweren könnte; da ist nichts, was die Zeiten ausscheiden, nichts, was sich überlebt, was abwelkt und von neuen Trieben abgestoßen wird. Und bei aller Freiheit von vergänglichen Ordnungen diese Anerkennung der göttlichen Ordnungen, welche, wie die Ehe und das Vater- und Mutteramt, stehen, so lange diese Welt steht! Jesus geht bezüglich der Ehe hinter Moses, der schon der Herzenshärtigkeit des Volkes Zugeständnisse gemacht hat und von der Höhe dessen, was „von Anfang war", heruntergestiegen ist, auf den Willen des Vaters zurück. „Vom Anbeginn ist's nicht also gewesen" (Matth. 19, 8). „Was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden" (Matth. 19, 6). Und neben dieser Größe der Gedanken Christi dieser Respekt vor der Geschichte! „Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen" (Matth. 5, 17). Da wird, was vergängliche Satzung ist, als vergängliche Satzung erkannt und dem Tode überlassen, ein mürbe werdender Schlauch; da wird, was eine Ordnung Gottes für den gegenwärtigen Aeon ist, als eine Ordnung Gottes für den gegenwärtigen Aeon erkannt, — „in der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien lassen" (Matth. 22, 30), — und was ewige Wahrheit ist, die Himmel und Erde überlebt, als Himmel und Erde überlebende Wahrheit erkannt. Da wird insbesondere erkannt und gefordert, daß das Reich Christi jedem andern Land vorgeht. Was für ein Selbstbewußtsein, das sich in dem Worte ausdrückt: „Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wert" (Matth. 10, 37). Derselbe, der die Heiligkeit und Festigkeit des Bandes, das Vater und Kind verbindet, gegenüber der Satzung hervorgehoben hat (Matth. 15, 3 ff.), derselbe fordert, daß es nichts gelte, wenn er, der König des Himmelreichs, in Frage kommt. Jesus sieht es kommen und hindert es nicht, daß seinetwegen Völker sich bekriegen, Familiengenossen sich gegen einander wenden. Die Zugehörigkeit zu ihm ist das alles beherrschende Verhältnis.

Der Universalität seines Geistes entspricht die Universalität seiner Liebe. Des Menschen Sohn führt die Angelegenheit seines ganzen Geschlechtes. Ihn drückt die Gesamtlast, ihn durchschauert die Gottesferne und der Schuldgeruch des Todes, der das Geschick seines ganzen Geschlechtes ist (Joh. 11, 33. 38; Matth. 26, 36 ff.

27, 46). Er war gekommen, zu dienen und sein Leben zum Lösegeld für viele zu geben (Matth. 20, 28). Er betete, daß die Seinen alle eins würden (Joh. 17). Er hat die „alles hoffende Liebe" (1 Cor. 13, 7). Er will seine Schafe, alle, die ihm der Vater gegeben hat, herbeiführen (Joh. 10, 16; Joh. 6, 37. 39). Er erwartet alle bei sich, die für die Wahrheit Gehör haben; „wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme" (Joh. 18, 37). Die Weltgeschichte ist in ihrem Kerne die Geschichte seines Reiches. Das Leben dieser Erde wird nur so lange gefristet, bis sein Reich zu allen Menschen gedrungen ist, bis jeder sein Angesicht gesehen, seine Stimme gehört hat. Es ist der Beruf der Erde und der Zeit, das Baugerüste zu sein, mit dessen Hilfe das Reich Christi gebaut wird. „Es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen" (Matth. 24, 14). Dann wird das Baugerüst abgebrochen werden.

Hinter dieser Größe seines Werkes und Reiches steht selbstverständlich die Größe Jesu selbst, steht *seine mit ihren Wurzeln in den Himmel hinüber reichende Person*; weist die Größe der *Sache* in alle Welt und in alle Zeiten, so nicht minder die Größe der *Person* Jesu. Der Baum, der die Welt einnimmt mit seinen Aesten, hat verborgene Wurzeln, welche diesem Wachstum entsprechen. Hinter dem, was von Christi Werk und Person am Tage liegt, befindet sich in der Verborgenheit das große Geheimnis seines Zusammenhangs mit dem Vater und seiner vorzeitlichen Existenz. „Ehe denn Abraham ward, bin ich" (Joh. 8, 58). „Ich und der Vater sind eins" (Joh. 10, 30). Trat uns in den Evangelien zunächst die wunderbare Größe des *Christentums* entgegen, das sich anschickt, den Flug durch die Jahrhunderte und zu allen Völkern zu nehmen und das ganz die Eigenschaften für diesen Flug hat, so steht hinter diesem allem die wunderbare Größe der geheimnisvoll mit dem Vater verbundenen *Person Jesu*. Johannes der Täufer sagt: „Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde; der vom Himmel kommt, der ist über alle und zeuget, was er gesehen und gehöret hat" (Joh. 3, 31. 32). Jeder Ball, den Menschenhände geworfen haben, fällt zur Erde zurück. Der Erdball, der in seiner Bahn diesen ganzen Aeon hindurch weiterfliegt, ist von außerirdischer und übermensch-

licher Macht geworfen. Das Christentum ist Bewegung und Leben, von einer übermenschlichen Macht erzeugt. Eben darum kommt es nicht zum Stillstand. Es vollendet seinen Weg. Es nimmt die Erde ein. Es wird Gemeingut der Menschheit. Auch wenn nicht der ausdrückliche Befehl Jesu da wäre: „Gehet hin und lehret alle Völker" (Matth. 28, 19) und: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur" (Mark. 16, 15), so drängte die ganze Natur des Evangeliums und führte die Größe der Person Jesu in alle Welt hinaus. Es ist ein auffallender Beweis dafür, wie wesentliche Keime des Evangeliums zeitweise schlafen können, — mit Gottes Zulassung schlafen können, der für jede Arbeit die rechte Zeit und die rechte Grenze weiß*) — daß es Zeiten gegeben hat, wo es keine Mission gab, trotz dieser hundert Zeiger, die in dem Evangelium aufgerichtet sind und in die Heidenwelt hinaus weisen.

Weist der Herr und sein Wort selbst uns unzweifelhaft zu den Heiden, damit alle Kreatur unter die Herrschaft des Evangeliums komme und die volle Erlösung und Freiheit angebahnt werde, so haben wir auch zu hoffen, daß die Verbreitung des Evangeliums gelingt. Es wird kein bewohnter Teil der Erde übrig bleiben, der nicht für das Christentum erobert würde. Das Kreuz wird überall aufgerichtet werden. Jesus selbst zweifelte nicht. Er hatte zwar mit einem Volke zu thun, dessen Führer ihn kreuzigten. Selbst seine Jünger waren, so lange er bei ihnen war, noch so unreif, daß man es begreifen würde, wenn Jesus sich nicht getraut hätte, ihnen die Zukunft seines Reiches anzuvertrauen. Wir würden nicht erstaunt sein, wenn Jesus im Blick auf die Menschen, die er hatte, gezagt hätte. Aber wir finden niemals eine Spur von Verzagtheit und Zweifel in dieser Beziehung bei ihm. Wohl wird er unwillig über den Kleinglauben seiner Jünger, er nennt sie langsam im Glauben und Verstehen. Aber er übergiebt Petrus doch seine Schafe (Joh. 21). Er will durch seine Jünger seine Kirche bauen, welche die Pforten der Unterwelt nicht überwältigen soll (Matth. 16, 18). Er spricht ruhig davon, daß Himmel und Erde vergehen, daß aber seine Worte diesen Zusam-

*) Vgl. das Wort Jesu Matth. 15, 24: „Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel."

menbruch überleben würden. Er sieht gewaltige, wegen des Evangeliums entbrannte Kämpfe voraus; er sieht große Verfolgungen über die Seinen kommen, aber er zweifelt nicht an ihrer Treue und an ihrem Siege. Auch diese Hoffnung ist größer, als daß sie auf unserm Boden gewachsen sein könnte.

Hoffen wir nun auch in der Kraft desselben Geistes, den er hatte und den er der Kirche gab! Zwar jeder sittliche Mangel an uns wirft seinen Schatten in unser Gewissen und erzeugt Verzagtheit und Kleinmut. Nur die Vollkommenheit ist begleitet von uneingeschränkter Hoffnung. Aber auch der von Gott Gerechtfertigte, mit dem Gott Friede geschlossen hat, vermag zu hoffen. Unsere Hoffnung beruht auf dem Glauben an Jesum und auf der Vergebung der Sünden und der Mitteilung des heiligen Geistes.

Was hoffen wir für die Mission? Was darf die Mission für unterwegs hoffen, und welches ist ihr erhofftes letztes Ziel?

Frucht hofft sie von der Verkündigung des Evangeliums, Frucht da, wo Gott ihr die Wege gewiesen und die Thüren geöffnet hat. Dabei weiß sie, daß es Zeiten der Saat giebt, — und Saatzeiten sind keine Erntezeiten, — und daß es Zeiten der Ernte giebt (Joh. 4, 37). Die Mission hofft Frucht. Denn „das Reich Gottes hat sich also," sagt der Herr, „als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same geht auf und wächst, daß ers nicht weiß; denn die Erde bringt von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren" (Mark. 4, 26 ff). Die Mission erwartet Frucht auch bei heruntergekommenen Völkern. Ein stark hervortretender Zug bei dem Herrn Jesu ist sein Mitleid mit den Schwachen. Kinder und Schwache und Kranke zeichnet er aus. Die Schwachheit übt Anziehungskraft auf seine Barmherzigkeit. So werden die sogenannten minderwertigen Völker und Stämme auch Anziehungskraft auf ihn üben, und die Mission wird in seinem Sinn gehandelt haben, wenn sie auch zurückgebliebene Völker zum Missionsfeld wählte. Der thörichten Rede, daß die Kultur erst eine Humusschicht schaffen müsse, ehe das Evangelium keimen könne, daß man an ganz wilden Völkern nicht Mission treiben könne, ist u. a. mit dem Worte Jesu zu begegnen: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast

es den Unmündigen geoffenbaret" (Matth. 11, 25). Die Mission wird allerdings ihre Stimme zu „wandeln" haben (Gal. 4, 20). Der Zug des Vaters zum Sohn (Joh. 6, 44) führt Wilde und Civilisierte herbei. Die Erfahrung bestätigt diese auf die Schrift gegründete Hoffnung. — Wenn die Mission nach dem Worte Christi von den Unmündigen und nach dem ganzen Barmherzigkeitszuge, der sie zu den Aermsten zieht, zu allen Völkern geht und überall hofft, mit Grund hofft; wenn sie nicht abwartet, bis sich eine Kulturschicht *ohne sie* gebildet hat, die in diesem Falle keine für sie günstige Schicht sein würde, so erwartet sie, daß ihre Arbeit nach und nach *selbst* eine Kulturschicht *erzeugt*. Das Gleichnis vom Sauerteig (Matth. 13, 33) bestätigt diese Hoffnung. Der Teig der Denkweise, der Sitten, der Lebensgewohnheiten eines Volkes wird durchsäuert und dadurch zugleich künftiger, wirksamerer Missions- und Gemeindethätigkeit vorgearbeitet.

Was darf die Mission *für ihren Unterhalt* hoffen? Sicherlich steht auch für die Mission das große Hauptgesetz fest: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles, d. h. der Unterhalt, zufallen (Matth. 6, 33). Was sagt dieses Gesetz? Wem das Reich Gottes und die Gerechtigkeit, die in dem Reich Gottes Kurs hat, sein *Hauptanliegen*, sein *stärkster* Wunsch ist, dem wird Gott das Geringere freundlich ordnen helfen. Es steht nicht da, daß es ihm *ohne Arbeit und ohne Vorsorge* zufalle. Es steht nur da, daß es ihm *zufalle*. Die Mission, welche die Liebe Christi dringet, welche nichts anderes will, als das Evangelium bringen, die Völker befreien, Jesu Herrschaft ausdehnen, darf sich darauf verlassen, daß ihr die Mittel gewährt werden. Nicht unerbeten, nicht ohne ihr Zuthun kommen sie, aber sie kommen, sie fehlen nicht. Man hat häufig auf Worte Jesu, die Matth. 10 stehen, gestützt Mission getrieben ohne alle Vorsorge, ohne allen irdischen Rückhalt. Man hat es vielleicht für ein höheres Maß von Glauben gehalten, wenn man sich ganz allein und ausschließlich auf Gott verlasse und ihm nicht durch Vorsorge, die man selbst treffe, zu Hilfe komme. Aber man müßte doch erst wissen, daß das sein Wille ist. Wie steht es mit jenen Worten des Herrn, Matth. 10, 9? Dort heißt es: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben, auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe,

auch keinen Stecken; denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert." Aber diese Worte Jesu waren gesprochen, als er seine Jünger in ihrem Heimatland, zu ihren Volksgenossen aussandte. „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel," sagte der Herr (Matth. 10, 5. 6). Was er dann von den Häusern und Städten sagt, die sie nicht aufnehmen und ihre Rede nicht hören würden und denen es darum am jüngsten Gericht schlimmer gehen solle als dem Lande der Sodomer und Gomorrher, das war schlechterdings nur zu sagen möglich, wenn es sich um jüdische Häuser und Städte handelte. Was der Herr für eine Aussendung in die Umgegend vorschrieb, das kann, obwohl ein Teil jenes Kapitels auf spätere Zeiten zielt, nicht ohne weiteres auf die Aussendung in ferne Heidenländer angewandt werden. Auch ist in den in Rede stehenden Worten überhaupt kein Gesetz für alle Zeiten gegeben, an das vielleicht die heimatliche Mission, die innere Mission, buchstäblich gebunden wäre. Es wird in den Worten: kein Geld, keine Tasche u. s. w. nur ausgedrückt, daß die Mission durch und durch Glaubenssache sein müsse, daß dabei schlechterdings nicht deswegen auf Gelingen gehofft werden dürfe, weil reichliche Mittel und mächtige Gönner da seien, und daß eine Unternehmung, deren Stunde gekommen ist, deshalb nicht unterlassen werden dürfe, weil die Mittel noch nicht beisammen sind. Aus diesen Worten des Herrn folgt aber gewiß nicht das, daß man ohne den Rückhalt einer Organisation, einer Gesellschaft oder Kirche, welche aussendet, gehen soll, bloß dem (möglicherweise irreführenden) inneren Rufe und Drange folgend.

Darf die Mission auf die Hilfe des Herrn zu ihrem Unterhalt hoffen, weiß sie, daß die freundlichen Hände Gottes um sie bemüht sind, so ist ihr auf der andern Seite doch auch von Anfang an klar gesagt, daß Verfolgung und Tod ihr nachgehe. Das Wort: „Hütet euch vor den Menschen", und das andere: „Fürchtet euch nicht vor ihnen" (Matth. 10, 17. 28), hat der Herr nicht bloß seinen ersten Boten mitgegeben. Er hat vielemale von dem tiefen Gegensatz zwischen seinem Reich und der Welt, der nicht aufgehoben werden kann, und von der Notwendigkeit gesprochen, daß seine Jünger gehaßt werden. Sie sind in der Welt und nicht von der Welt (Joh. 17). Der Geist des Glaubens und der Geist,

dem nur das Augenscheinliche feststeht, der Geist der Liebe und der Geist der Selbstsucht und des Hasses, der Geist der Geduld und der Geist der Rachsucht, der Geist der Entsagung und der Geist des Genießens, der Geist des Gehorsams und der Stille und der Geist des ungeduldigen Drängens kann nicht im Frieden miteinander bleiben. Christus ist gekommen, das Schwert zu bringen (Matth. 10, 34). Wenn das schon zu Hause sich bewahrheitet, so erst recht bei der Mission in den Heidenländern. — Große Verheißungen wiegen das Gewicht weit auf, das die gedrohten Verfolgungen haben. „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater" (Matth. 10, 32). „Wer dieser Geringsten einen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt in eines Jüngers Namen, wahrlich ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben" (Matth. 10, 42). „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf" (Matth. 10, 40). „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen ꝛc. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden" (Matth. 5, 11. 12).

Hier ist auch ein Wort über andere Verheißungen und Vollmachten zu sagen, die Jesus seinen ersten Jüngern gegeben hat. Matth. 10, 8 steht: „Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Toten auf, treibet die Teufel aus." Mark. 16, 20 heißt es: „Der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen." Matth. 10, 19. 20 nimmt Jesus seinen Aposteln die Sorge ab, wie oder was sie reden sollten, wenn sie seinetwegen vor Fürsten und Könige gestellt werden würden. „Es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt; denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet." Ohne Zweifel ist es nicht erlaubt, diese Worte ohne weiteres auf alle Zeiten anzuwenden. Die größere zeitliche Nähe bei Christus und das einzigartige Amt der Apostel hat manches vor den späteren Zeiten voraus. Gründungszeit der Kirche und Erhaltungszeit sind nicht dasselbe. Es ist kein Zweifel: der Herr der Kirche vermag auch ohne ärztliche Mittel und ohne theologische Bildung direkt zu wirken. Aber es giebt Zeiten, wo er dies thut, und Zeiten, wo er dies nicht thut, Zeiten, wo er Mittelursachen überspringt, und Zeiten, wo er sie, weil sie zu haben sind, in ihrer Stellung läßt. Er bestimmt diese Zeiten. Er weiß „seine Stunde".

Ist nun aber, und das ist die Hauptfrage, eine allmähliche Christianisierung der ganzen Menschheit, eine Gewinnung aller Menschen für Christus, zu hoffen? Es ist von großer Wichtigkeit, daß die Mission sich über ihre letzten Hoffnungen, die sie haben darf, klar ist. Welches wird der Abschluß der Missionsarbeit sein? In dieser Beziehung läßt Christus keinen Zweifel. Es gehen zwei Ströme, die in entgegengesetzter Richtung fließen, durch die Welt und Zeit. Der eine nimmt die einen auf, der andere reißt die andern mit sich fort. Die einen kommen vom Morgen und vom Abend zu dem Könige der Menschheit, die andern entfernen sich von ihm und endigen in der äußersten Finsternis (Matth. 8, 11. 12). Wenn auch dem Einzelnen lange Zeiten hindurch ein Schwanken zwischen beiden Geistesströmen möglich ist, so giebt es doch für jeden Menschen einen Punkt, von dem an eine Aenderung der Lebensrichtung nicht mehr geschieht. Die Erde trägt eine doppelte Ernte: Weizen und Unkraut; beides reift. Beides gewinnt an Kraft und offenbart mehr und mehr seine innerste Natur. Der Ausgang der Wege Gottes ist nicht der, daß alle Menschen Christen und durch Christus reifer Weizen werden, sondern daß das Gericht die völlig zur Erscheinung gekommene Unkraut-Natur des Unkrautes beleuchtet und das Unkraut an seinen Ort bringt, während der Weizen in Gottes Scheunen geerntet wird (Matth. 13, 24 ff.). Es ist nicht zu übersehen, wie in Jesu Augen die Menschen, nicht infolge eines Verhängnisses, sondern infolge ihrer Wahl, zerfallen in solche, die zu seinen Schafen gehören, und in solche, die nicht die Natur seiner Schafe haben, — „Ihr glaubet nicht, denn ihr seid keine von meinen Schafen“ (Joh. 10, 6) — oder in solche, die ihm der Vater gegeben hat, und in solche, die er ihm nicht gegeben hat (Joh. 6, 37. 65; 10, 29; 17, 24 u. s. w). Da sind Wahrheitskinder, — wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme; so weit das Gehör für die Wahrheit reicht, so weit erstreckt sich sein Reich; — und solche, die nicht aus der Wahrheit sind (Joh. 18, 37). Das ist dann kein wieder aufhebbarer Unterschied, sondern diese Kluft wird tiefer, je länger es dauert; die zweierlei Natur, welche geworden ist, nicht von Anfang an war, tritt immer deutlicher hervor; es handelt sich nicht mehr um Wege, die sich von einander entfernen und nach einiger Zeit wieder begegnen, sondern die Ent-

fernung wird größer bis in die Unendlichkeit. Es geht in unendliche Entfernung von Gott hinein. Es folgt das daraus, daß das Böse nicht ein Mangel, sondern etwas Positives ist. Es ist Same des Satans, der Fürst dieser Welt hat diesen Samen geworfen (Matth. 13, 28. 39). Der Herr kennt ein Verwachsensein mit dem Bösen, welches unheilbar ist. Er kennt einen Grad von Bosheit, für welchen keine Hoffnung ist. Er spricht von Sünden, die nicht vergeben werden können, weder in dieser noch in jener Welt (Matth. 12, 31. 32; Mark. 3, 29). Sie können nicht vergeben werden, weil bei ihnen der Anziehungskreis Gottes verlassen ist. Man ist andern Mächten verfallen. Das Böse verändert unsere Natur. Es kann bis zur Unlöslichkeit mit uns eins werden. Dann ist Unheilbarkeit vorhanden und keine Vergebung möglich. Nur für Viele wird das Blut Jesu vergossen (Matth. 20, 28; 26, 28). Ist es so, und ist es ferner so, daß Christus den einen zum Fallen und den andern zum Auferstehen gereicht (Luk. 2, 34; Joh. 9, 39), daß sich an ihm die Menschheit scheidet, so sammelt sich im Verlauf der christlichen Zeiten die Macht des Bösen gegen die Macht des Guten, und die Zusammenstöße werden heftiger, je mehr wir uns dem Ende, der Reife nähern. Das hat denn auch Christus geweissagt. Er spricht nicht von einer einheitlichen Menschheit, über welcher die Sonne des jüngsten Tages aufgeht, sondern von tiefen Zerspaltungen. Es wird sich ein Volk gegen das andere und ein Königreich gegen das andere erheben, die Auserwählten werden in Gefahr und Versuchung sein, große Drangsal wird kommen, und wer beharret bis ans Ende, wird gerettet werden (Matth. 24). Der Gerichtstag wird eine ausgereifte, tiefe Scheidung vorfinden. Darauf hat sich die Mission und die ganze Christenheit gefaßt zu machen. Falsche Hoffnungen sind gefährlich.*)

Es ist nicht zufällig, wenn die Missionskreise sich mit den eschatologischen Fragen beschäftigen. Die Mission hat einen weiten Blick. Ihr Auge überfliegt große Räume; kein Meer und keine Wüste hindert es. So überfliegt es auch die Zeiten. Das Auge des Missionsmannes übersieht nicht, da es nach Anhaltspunkten

*) Für die apokalyptische Hoffnung eines tausendjährigen Reiches findet sich wenigstens in den Weissagungen Jesu selbst kein Anhaltspunkt. In seiner Zeichnung von der zunehmenden Zerspaltung (Matth. 24) ist kein lichter Punkt zu sehen, keine Zeit, die wie eine Oase winkte, keine Ruhe vor dem letzten Streit.

für seine Hoffnungen ausschaut, die Andeutungen, welche der Herr über die Entwicklung seines Reiches gegeben hat, wie das Auge keines Christen so nahsichtig sein sollte, daß es bloß einwärts, nach den inneren Bewegungen, und nicht auch rückwärts und vorwärts sähe. Niemand sollte übersehen, welche große Bedeutung in der Predigt Christi die Endzeit und seine Wiederkunft hat.

Die Mission hofft. Sie hofft auf Leitung von oben, auf Gelingen, auf Frucht, auf göttlichen Schutz, auf den Anbruch des vollendeten Reiches Christi. Es könnte die Frage erörtert werden: Sind wir hoffnungsfähig? Denn die Hoffnung ist nichts für sich, sie ist eine Erscheinung, die der gleiche Lebensstrom und Säftefluß hervorbringt, der Glaube und Liebe erzeugt. Diesem Vortrag, der davon handelt, was die Mission hoffen darf, könnte ein anderer folgen, der die Frage beantwortete: Welche Mission darf und kann hoffen? Ich beschränke mich auf die Bemerkung: zu hoffen ist verliehen dem gehorsamen Glauben und der gehorsamen Liebe. Hoffen kann und hoffen wird, wer an den Sohn Gottes glaubt, wer von ihm mit unendlichem Vertrauen die Errettung des rettbaren Teiles der Menschheit und die Aufrichtung eines Reiches, in welchem er allein König ist, erwartet. Hoffen kann, wer Jesu Winken gehorcht und sich von ihm Ort und Zeit anweisen läßt. Hoffen kann, wer Liebe hat. Die Liebe hoffet alles (1 Kor. 13). Ihr sind Augen verliehen, welche da eine werdende Zukunft sehen, wo andere nur Wüste erblicken. Sie sieht an den Menschen das Ebenbild Gottes und die Wirkungen des heiligen Geistes und hofft, wo andere verzweifeln. Ihr ist wie dem Glauben ein Heldentum eigen. Und der hoffende Glaube wie die hoffende Liebe erlebt es, daß sich das Wort Jesu in verschiedenen auf einander folgenden Zeiten in verschiedenem Sinn erfüllt: „Es wird Eine Herde und Ein Hirte werden" (Joh. 10, 16).

Die Syrische Kirche in Südindien.

Von Miss. W. Bader.

(Fortsetzung)

2. Die Schicksale der syrischen Kirche in Südindien von ca. 600 n. Chr. bis zur Neuzeit.

Ueber die Schicksale der beiden christlichen Kolonien auf Ceylon und auf der Koromandelküste haben wir außer dem aufgefundenen Steinkreuz, das die Existenz einer christlichen Kirche in Mailapur ums Jahr 800 bezeugt, keine historischen Nachrichten. Beide christlichen Niederlassungen sind wohl schon vor dem Eintreffen der Portugiesen in Indien vom indischen Boden verschwunden; die Kolonie in Mailapur wahrscheinlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts, die auf Ceylon schon viel früher. Nur die christliche Kirche an der Malabarküste hat alle Wechsel der Zeit überdauert und zählt heute noch ca. 400000 Glieder. Die Geschichte dieser Kirche kann man in drei Perioden einteilen: in die nestorianische, die römische und die jakobitische.

a) Die nestorianische Periode. Wir haben gesehen, daß da, wo die Malabarkirche zuerst deutlich in der Geschichte hervortritt, sie sich als einen Zweig der nestorianischen Kirche darstellte, und als solche hat sie sich auch bis zum Jahr 1599 behauptet. Die Thatsache, daß die Malabarkirche sich bis auf den heutigen Tag als Kirche halten konnte, während die beiden christlichen Kolonien auf Ceylon und auf der Koromandelküste vom Schauplatz der Geschichte verschwunden sind, hat wohl ihren Grund hauptsächlich darin, daß sie eine Missionskirche war und durch allerlei glückliche Umstände schon sehr früh sich eine hohe soziale und politische Stellung auf der Westküste errang.

Für das letztere zeugen zwei alte Dokumente oder Kupferplatten, wonach den Malabarchristen allerlei Privilegien und Rechte zugesichert wurden. Das erste Dokument, eine Kupferplatte, die auf beiden Seiten in alten Tamilbuchstaben beschrieben ist, stammt nach den Berechnungen von Dr. Burnell aus dem Jahr 774 n. Chr. In diesem Dokument überträgt der König Wira Raghawa Tschakrawarti dem Großhändler Irawi Korttan von Kranganur, als dem Haupt der

Christen, und seinen Kindern und Enkeln die Herrschaft Manigramam („Perlstadt") mit allen Zeichen fürstlicher Gewalt und dem Titel „Oberkaufmann von Karala". Es war dies kein leerer Titel, denn die Aufsicht über die vier Klassen fremder Kaufleute, und die Lehensrechte über die Kaste der Wanier oder Oelmacher und über die fünf Stämme der Kammaler oder Handwerker werden damit ausdrücklich verbunden. Auch aller Zoll von den in den Kodungalurfluß einlaufenden Schiffen soll dem Herrn von Manigramam gehören. Unter den Zeugenunterschriften figurieren zu oberst die zwei Repräsentanten der Weischnawa- und Scheiwa-Brahmanen, zum Zeichen, daß der Buddhismus damals gestürzt war; nach ihnen unterzeichnen die vier Reichsfürsten von Wanadu, Odunadu, Franadu und Walluwanadu.

Das zweite Dokument besteht aus fünf Kupferplatten, die von einem Ring zusammengehalten werden. Es enthält sieben Seiten Tamil-Malajalam und zwei Seiten Pehlewi und Arabisch, mit einer großen Anzahl Unterschriften, darunter elf mohammedanische (in kufischer Schrift) und vier hebräische Namen. In dieser Urkunde, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Jahr 824 n. Chr. stammt und mit der Sanktion des Majordomus des Königs Sthanu Rawi Gupta ausgestellt wurde, vermacht ein gewisser Muruwan Sapir Iso der Tarasa-Kirche (Tarasa bedeutet im Persischen Christen, namentlich Nestorianer) einen bedeutenden Grundbesitz im Gebiet von Wanadu (Travankor). Die Pflichten und Rechte der Tarasa-Kirche sind in diesem Kupferdokument genau bestimmt. Die Gemeinde steht zunächst unter dem Schutz der Herren von Manigramam und Andschuwamam; sodann verpflichtet sich der Fürst von Wanadu mit andern Nachbarn ihre Freiheiten zu wahren. Sie hat jenen beiden Schutzherren, wie auch an die Regierung des Perumal Abgaben zu entrichten, darf aber ungehindert in allen Streitigkeiten der Christen entscheiden und genießt alle Rechte des hohen Adels. Daher sind die heidnischen Familien auf jenem Boden, worunter Wellaler, Ilawer, Wascherleute, Schreiner und Sklaven ausdrücklich erwähnt werden, ganz in die Hände der Gemeinde gegeben.

Durch diese beiden Dokumente und die schon früher genannte, dem Juden Joseph Rabban ausgestellte Urkunde erhalten wir nicht nur einen ziemlich genauen Einblick in die damalige soziale und nationale Konstitution des Malabarvolkes, sondern erfahren auch, welche Stufe in der gesellschaftlichen Skala die Thomaschristen einnahmen. Wir gehen auf eine Beschreibung der ersteren nur soweit ein, als nötig ist, um die Stellung der Thomaschristen im Volksganzen Malabars klar zu kennzeichnen.

Das Reich der Perumals, wie die Könige Malabars damals

hießen, erstreckte sich von Kalikut im Norden bis Quilon (Kollam) im Süden und trug den Namen Tschera oder Kerala. Die Masse des Volkes, wie auch die Könige, waren Drawiden. Aber obwohl die Drawiden den weitaus größten Teil der Bevölkerung ausmachten, erlangten doch mehr und mehr die eingewanderten Arier den größten Einfluß. Arische Kultur wurde zuerst von den Dschainas, die im 3. Jahrhundert v. Chr. nach Südindien kamen, nach Malabar gebracht. Dschaina-Missionare drangen zu Asoka's Zeit bis nach Malabar vor; doch scheint ihr Einfluß auf das religiöse Denken wie auf die sozialen Einrichtungen kein bedeutender gewesen zu sein. Erst ihren Nachfolgern, den Brahmanen, die wahrscheinlich im Lauf des achten Jahrhunderts nach Malabar kamen, ist es gelungen, einen bleibend dominierenden Einfluß auf die Religion und die sozialen Verhältnisse der drawidischen Bevölkerung des Landes zu gewinnen. Mit ihrem bekannten Anpassungsvermögen ließen die Brahmanen die bestehenden Götter der Drawiden gelten und erfanden für sie Genealogien, die sie mit ihren eigenen arischen Gottheiten aufs engste verknüpften. Daher kommt es, daß alle die Dämonen und Götter, wie sie von den Malajalis seit undenklichen Zeiten angebetet wurden, im Hinduismus, wie er in Malabar vertreten ist, eine Stelle fanden.

Aber der Einfluß der Brahmanen blieb nicht auf die Religion beschränkt; sie führten auch eine neue soziale Gliederung in Malabar durch. Die alte indische Einteilung in die vier Kasten der Brahmanen, Kschatrijas, Waischjas und Schudras ist bekannt. Diese Einteilung diente den Brahmanen als Muster, aber da sie es mit einem fremden Volk zu thun hatten, war es ihnen nicht möglich, das alte Schema der Einteilung in allen seinen Proportionen genau durchzuführen. Sie waren nicht geneigt, einen Teil der drawidischen Bevölkerung Malabars bis zum Rang von Kschatrijas oder Waischjas zu erheben, und doch brauchten sie eine Klasse von Beschützern. Sie machten deshalb die herrschende Rasse in Malabar zu Schudras, übertrugen auf sie die Funktionen der Kschatrijas und hießen sie Najer (Führer). Die Najer bildeten fortan das Militär, die Polizei und in gewissem Sinn die Wahrer der Sitten der Nation.

Aber noch eine andere Pflicht fiel den Najern zu. Sie waren von Haus aus Bauern und gehörten zu der Kaste der Wellaler. Als solche waren sie auch geeignet als Landagenten und Steuerbeamte verwendet zu werden. So wurden die Najer in der Entwicklung des Kastensystems nicht nur zu Beschützern des Staates nach innen und außen, sondern auch zu Verwaltungsbeamten und Sammlern der jährlichen Staatseinkünfte. In dieser Eigenschaft hatten sie den Namen Mennokki (Aufseher). Ursprünglich scheinen die Najer

zu je „Sechshundert" organisiert gewesen zu sein. Jedes „Sechshundert" hatte je ein Nadu (Bezirk) zu beschützen. Das Nadu war wieder eingeteilt in Taras (Familienverbände) und jedes Taru stand unter einem Karanawar oder Familienhaupt. Als Erkenntlichkeit für ihren Schutz und Verwaltungsdienst erhielten die „Sechshundert" einen Teil der Einkünfte; wie viel das war, läßt sich nicht mehr feststellen. Einen andern Teil der Einkünfte erhielt der König.

Nach dieser Abschweifung wird es uns leicht, die Stellung der Malabarchristen innerhalb des Volksganzen zu erkennen. In dem Freibrief vom Jahr 824 werden sie den Najern durchaus gleichgestellt, sowohl in Bezug auf die beiden charakteristischen Funktionen als auf die Privilegien der letzteren. Die syrischen Christen wurden also schon sehr früh in Malabar zur Aristokratie des Landes gezählt. Während die Najer nach arisch-brahmanischer Einteilung und Benennung die Kschatrijas darstellen, wurden die syrischen Christen gewissermaßen als die Waischjas (die Kaufleute) des Landes angesehen.

Welches waren die Gründe, die zu einer solch hohen Anerkennung der Thomaschristen von seiten der heidnischen Regierung und Bevölkerung Malabars führten? Die Gründe waren gewiß nicht religiöser Natur. Malabar war damals schon ein von den Brahmanen beherrschtes Land. Sie waren die Ratgeber der Könige, und daß diese Brahmanen dem Christentum der Syrer günstig gesinnt waren, ist nicht anzunehmen. Nein, es war vielmehr Selbstinteresse, was die damaligen Könige und ihre Ratgeber veranlaßte, den Christen eine solch hohe Stellung zuzuerkennen. Das Reich der Perumals wurde damals im 8. und 9. Jahrhundert wiederholt von Norden und Osten her durch kriegerische Einfälle schwer heimgesucht. In solchen Zeiten brauchten die Herrscher Leute und Geld, um die feindlichen Heere zurückzuschlagen und die schweren Kontributionen aufzubringen. In diesen Zeiten mögen die reichen syrischen Händler und Kolonisten durch Geldspenden und sonstige Dienstleistungen sich bei der Regierung und dem Volke des Landes beliebt gemacht haben, nicht zu vergessen der kommerziellen Vorteile, die Malabar durch die Niederlassung dieser christlichen Kaufleute genoß. Als Gegenleistung für diese Dienste machte man sie zu Gliedern der Aristokratie und ließ sie teilnehmen am Genuß der Privilegien der nach den Brahmanen bevorzugtesten Klasse.

Auch die damalige starke numerische Zunahme der Kolonisten mag dazu beigetragen haben, ihr Ansehen vor den Kindern des Landes zu steigern. Nach der kirchlichen Ueberlieferung der Thomaschristen kam im Jahr 745 n. Chr. eine Schar Christen von Bagdad, Ninive und Jerusalem, die sich in Kranganur niederließen. Ihr Anführer war ein gewisser Thomas von Kana (genannt Mar Thoman Kanai). Diesem Thomas von Kana wurde von manchen nicht nur die Verstärkung, sondern sogar die Gründung der syrischen Kolonie zugeschrieben; ja manche Historiker haben gemeint, die Tradition der Malabarchristen, wonach der Apostel Thomas die Kirche in Malabar gegründet haben soll, sei dadurch entstanden, daß die dortigen Christen in späterer Zeit diesen Thomas von Kana mit dem Apostel Thomas verwechselt haben.

Im Jahr 822 kam eine zweite Schar von Einwanderern, die sich in der Nähe von Quilon ansiedelten. Mit ihnen kamen zwei angesehene Männer: Mar Peroz und Mar Sapor. Der letztere ist kein anderer als jener Muruwan Sapir Iso des Kupferdokuments vom Jahr 824. Die Ankunft dieser bedeutenden Kolonistenschar scheint auf die damaligen Machthaber in Malabar einen tiefen Eindruck gemacht und dazu beigetragen zu haben, daß den Christen die oben dargelegte hohe soziale Stellung eingeräumt wurde. Diese beiden Einwanderungen und Ansiedelungen bilden höchst wahrscheinlich auch die historische Grundlage für die lokale Trennung der Thomaschristen in „Südliche" und „Nördliche".

Diese Trennung in eine Süd- und eine Nordpartie hat übrigens durchaus keinen kirchlichen Charakter. Aber obgleich beide Parteien dieselbe Lehr- und Kirchenordnung und dasselbe kirchliche Oberhaupt haben, so halten sie sich doch bis auf den heutigen Tag säuberlich getrennt; sie würden z. B. nie unter sich heiraten. Die Südlichen, die etwa den vierzigsten Teil der Thomaschristen ausmachen, haben eine hellere Gesichtsfarbe als ihre nördlichen Brüder und machen diesen Umstand als Beweis dafür geltend, daß ihre Abstammung von der Mutterkirche eine direktere sei und daß sie echtes syrisches Blut in ihren Adern haben. Eine Ueberlieferung der Syrer sagt, daß Thomas von Kana zwei Frauen gehabt habe — ob nebeneinander oder nacheinander wird nicht gesagt. Die eine sei eine bekehrte Sklavin, die andere eine getaufte Nazarin gewesen. Von beiden Frauen habe er eine zahlreiche Nachkommenschaft erhalten, die sich von Anfang an streng in die schwärzere Nordpartie (Nachkommen

der Sklavin) und in die edlere Südpartie (Nachkommen der Najerin) gespalten hätten.

Was nun aber auch die eigentliche Ursache dieser Trennung in eine Süd- und Nordpartie gewesen sein mag, so viel ist sicher, daß die heutigen Thomaschristen weder arischer noch semitischer, sondern drawidischer Abstammung sind. Daraus dürfen wir mit Gewißheit schließen, daß die Einwanderungen von Asien her nach und nach ganz aufhörten und daß die ansässig gewordenen syrischen Kolonisten nun auf andere Weise den Fortbestand ihrer Kirche zu sichern und deren Einfluß in ihrem neuen Heimatlande zu erweitern suchten. Die syrische Kirche wurde zur Missionskirche. Ob die christlichen Syrer im apostolischen oder modernen Sinn des Wortes Mission trieben, wissen wir nicht; aber man darf annehmen, daß doch auch bei einzelnen Kolonisten ein regeres geistliches Leben und infolge davon auch ein mehr oder weniger kräftiger Missionstrieb vorhanden war. Freilich mögen die meisten der übergetretenen Malajalis zunächst Angestellte und Pächter des „Oberkaufmanns von Karala" und seiner reichen Mitbrüder gewesen sein. Die Ausbreitung des Christentums unter den Eingebornen wird besonders in der Zeit, als die syrischen Kolonisten die Günstlinge der Machthaber Malabars waren, rasch vor sich gegangen sein. Später starb das syrisch-persische Element aus oder wurde absorbiert und das eingeborene Element trat in den Besitz der geistlichen und weltlichen Machtbefugnisse und Privilegien der syrischen Kolonisten. So heißen denn die heutigen Glieder der syrischen Kirche in Malabar „Syrer", nicht weil sie syrisches Blut in den Adern haben, sondern weil ihre Liturgie und Kirchensprache syrisch ist. Der Ausdruck „syrisch" hat also heutzutage rein kirchlichen Sinn. Die Muttersprache der syrischen Christen ist Malajalim.

Es wäre interessant, Näheres über die Entwicklung der Malabarkirche in den zwischen der Zeit der Verleihung jenes Freibriefes vom Jahr 824 und der Ankunft der Portugiesen in Indien liegenden Jahrhunderten zu erfahren; aber die geschichtlichen Nachrichten fehlen uns fast vollständig. Was den Hindu im allgemeinen fehlte: der rechte Begriff der Zeit und ein Sinn für Geschichte, fehlte auch den Thomaschristen. Sie haben uns keine Geschichte ihrer Kirche hinterlassen. Ein Stück kirchlicher Ueberlieferung soll aber noch erwähnt werden. Die syrischen Christen rühmen sich, einst ihre eigenen christlichen Könige gehabt zu haben. Man wird diese Tradition in folgender Weise zu erklären haben. Es scheint Thatsache zu sein, daß im Jahr 825 Tscheruman Perumal, der letzte der Malabarkönige aus dem Hause der Perumal, nach Arabien gereist, dort Mohammedaner geworden und nach Verlauf von zwei Jahren daselbst ge-

storben ist. Nach seinem Ableben ging in Malabar alles aus den Fugen und es kam eine Zeit, in der das Faustrecht herrschte und jeder that, was ihn gut däuchte. Das Reich der Perumal fiel in viele kleine, mehr oder weniger selbständige Fürstentümer und Grafschaften auseinander. In dieser Zeit mag es gewesen sein, daß auch das Territorium, auf dem die Christen wohnten, eine Zeitlang ein unabhängiges Gemeinwesen bildete, an dessen Spitze etwa der „Oberkaufmann von Karala" oder sonst ein syrischer Grundherr stand und dem man den Titel „König" beilegte. Später entwickelten sich aus dem auseinandergefallenen Reich der Perumal drei Reiche: das Reich des Samorin von Kalikut im Norden, Kotschi in der Mitte und Trawankor im Süden. Die Thomaschristen wurden Unterthanen der Könige von Kotschi und Trawankor und wurden von diesen sehr begünstigt, während der Samorin von Kalikut der spezielle Gönner der nun in großer Zahl von Arabien her einwandernden Mohammedaner wurde, die einen großen Teil des Handels an der Malabarküste an sich rissen. Daß es zwischen den Mohammedanern und Christen schon aus Brotneid oft zu Reibereien kam, läßt sich leicht denken; doch scheinen die Thomaschristen weniger Unbill von den Mohammedanern erlitten zu haben, als die Juden. Immerhin stand fortan den Thomaschristen im Mohammedanismus ein noch gefährlicherer Feind gegenüber als das Heidentum.

Ueber das innere Leben und äußere Wachstum der syrischen Kirche in dieser mittelalterlichen Periode wissen wir soviel wie nichts. Aber daß es mit dem religiösen Leben mehr und mehr abwärts ging und das Christentum der Syrer immer mehr in äußerem Formalismus aufging, ist aus dem späteren uns bekannt gewordenen Zustand der Malabarkirche leicht zu schließen. Schon das, daß der Gottesdienst durchaus in Syrisch gehalten wurde, mußte in dem Grad, als die eigentlichen Syrer ausstarben und die Kenntnis des Syrischen schwand, geisttötend und versteinernd wirken. Das äußere Ceremoniell, besonders die Messe, spielte im Gottesdienst die Hauptrolle. Die Predigt, vollends in der Muttersprache, fehlte ganz oder fast ganz, und die Hauptquelle für die Privaterbauung der Laien, die Bibel in der Landessprache, war nicht vorhanden. Hand in Hand mit der Abnahme des geistlichen Lebens ging die Abnahme des Bekehrungseifers. Gehemmt wurde die Ausbreitung der Kirche auch gerade durch das, was ihr am Anfang zum Vorteil war — durch jene Freibriefe und ihre Wirkungen. Durch dieselben wurden die Christen anerkannt, aber als Kaste. Und die Christen begannen bald, sich als Kaste zu fühlen und die sozial tieferstehenden Klassen der Bevölkerung zu verachten und als unrein zu meiden. Mit dem Eindringen des Kasten-

geistes, der bei den heutigen Syrern selbst innerhalb der Kirche (man denke an die soziale Kluft zwischen der Nord- und Südpartei!) noch stark ausgeprägt ist, mußte der Missionsgeist weichen. Die Arbeit der Kirche beschränkte sich darauf, den dermaligen Besitzstand zu erhalten; ja man darf annehmen, daß sie das nicht immer vermochte und daß ihr manches Gebiet verloren gegangen ist. Doch wäre es unbillig, die Kirche der Thomaschristen zu streng zu beurteilen. Vergegenwärtigt man sich die Thatsache, daß diese kleine Kirche der numerisch weit überlegenen Macht des Heidentums und der neu und kräftig aufstrebenden Macht des Mohammedanismus gegenüberstand und dazu im Kampf mit diesen Mächten der Hauptbedingungen gesunder kirchlicher Entwicklung und lebenskräftigen Wachstums fast gänzlich ermangelte, auch von außen keinerlei Zufluß geistlichen Lebens erhielt, so erscheint es einem als ein Wunder, daß die Kirche der Thomaschristen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Und hätte sie im 16. Jahrhundert eine geistige und geistliche Neubelebung erfahren, wie viele der europäischen Kirchen, es ist nicht zu ermessen, welch gewichtiger und gesegneter Faktor sie geworden wäre in der Missionierung der Millionen Indiens. Aber anstatt zur evangelischen Freiheit geführt zu werden, kam sie in der Zeit der Reformation unter die Knechtschaft Roms und wurde dadurch zerrissen und zersplittert.

b) Die römische Periode. Der erste Anspruch Roms auf kirchliche Rechte in Indien geht zurück in den Anfang des 14. Jahrhunderts. Aus zwei noch vorhandenen Briefen des französischen Dominikanermönchs Jordanus, wie auch aus seinen „Mirabilia" erfahren wir, daß derselbe zweimal als Missionar nach der Westküste Indiens gekommen und dort den katholischen Glauben gepredigt haben muß. Der eine Brief datiert vom Oktober 1321 und ist eine Art Cirkular, das er an seine eigenen Confratres und an die Franziskanermönche in Persien richtete und in denen er ihnen Indien als ein Feld für systematische Missionsarbeit empfahl. Er muß bald darauf nach Indien abgereist sein, denn in einem zweiten Brief vom Januar 1324 erzählt er von seiner Reise nach Indien und den Abenteuern, die er mit seinen Begleitern erlebte. Auf seiner Missionsreise kam er auch nach Malabar und machte die Bekanntschaft der Thomaschristen. Er schreibt in seinen „Mirabilia": „Dort (in Indien) ist ein zerstreutes Volk, hier einer und dort einer, die sich Christen nennen, es aber eigentlich nicht sind, denn sie haben keine Taufe, auch wissen sie nichts vom

Glauben, ja sie meinen St. Thomas, der Große, sei Christus. Dort in jenem Teile Indiens taufte und brachte ich zum Glauben über 300 Seelen, von denen viele Götzendiener und Sarazenen gewesen waren." Und an einer andern Stelle der Mirabilia sagt er mit Beziehung auf Indien: „Wenn wir dort zwei oder dreihundert tüchtige Mönche hätten, die treu und hingebend den katholischen Glauben verkündigen würden, kein Jahr verginge, in dem sich nicht mehr als 10 000 Personen zum christlichen Glauben bekehren würden. Denn ich glaube, daß als ich unter jenen Schismatikern (den syrischen Christen) und Heiden arbeitete, mehr als 10 000 zum Glauben bekehrt wurden.

Ums Jahr 1330 ging Jordanus ein zweites Mal nach Malabar und zwar diesmal mit dem Titel eines Bischofs von Quilon und vom Papst Johann XXII. mit großen Vollmachten ausgerüstet. In einer Bulle vom 5. April 1330, die der Papst dem Jordanus an die Christen von Quilon mitgab, empfiehlt derselbe den syrischen Christen (Nascarini) den neuen Bischof und die übrigen Missionare und fordert sie auf, ihre Häresie aufzugeben und sich mit der katholischen Kirche zu einigen. Wir wissen nicht, wie lange Jordanus in Malabar arbeitete, ebensowenig, ob er irgendwelche Nachfolger im Amt hatte. Auch ist nicht zu ermitteln, welche Wirkung der Inhalt jener päpstlichen Bulle auf die Thomaschristen ausgeübt hat; die Bulle wird kaum Eindruck gemacht haben. Unwahrscheinlich ist, daß die Gemeinden, die Jordanus gründete, Bestand hatten. Die Zeit war noch nicht gekommen, da die Papstkirche auf der Westküste Indiens ihre Macht entfalten konnte; sie bedurfte der Hilfe des weltlichen Armes, um ihre Herrschaftsgelüste durchzusetzen.

Durch einen glücklichen Umstand landeten die Portugiesen im Jahr 1498 gerade in dem Teile Indiens, wo schon seit vielen Jahrhunderten eine christliche Kirche bestanden hatte. Die Syrer nahmen die christlichen Portugiesen mit offenen Armen auf, und die Portugiesen hinwiederum pflegten die Freundschaft mit den Syrern schon aus Selbstinteresse. Im Jahr 1502 übergaben die Syrer Vasco de Gama eine Petition, in der sie ihn baten, sie unter die Protektion seines christlichen Herrn, des Königs von Portugal, zu nehmen, damit sie so geschützt sein möchten gegenüber der vielen Unbill, die sie von den heidnischen Fürsten und den Mohammedanern zu leiden hatten. Als ein Zeugnis ihrer Unter-

werfung unter den König von Portugal sandten sie demselben das von ihnen aufbewahrte Szepter ihrer früheren christlichen Könige. Als ein weiteres Zeichen ihres Vertrauens zu den Portugiesen übergab ihr Bischof dem königlichen Kommissarius von Kotschi die sechs Kupferplatten, auf denen ihre alten Rechte und Privilegien verbürgt waren, damit er dieselben aufbewahre.*) Dieses gegenseitige Vertrauensverhältnis führte naturgemäß zu einem lebhaften Verkehr zwischen den beiden Rassen, und die Portugiesen wurden ohne Anstand zu den Gottesdiensten der Syrer zugelassen. Auf diese Weise wurde es den ersteren leicht, diejenigen Punkte in Lehre und Leben herauszufinden, in denen die Syrer sich von ihnen unterschieden.

Wir haben einen jedenfalls übertriebenen, aber in der Hauptsache doch authentischen Bericht über die Verhandlungen der Synode von Diampur in den von dem Augustinermönch geschriebenen und 1606 in Coimbra herausgegebenen „Jornada". In diesem Bericht werden die Abweichungen in Lehre, Ritual und Sitten der Syrer, wie sie den römisch-katholischen Portugiesen anstößig waren, einzeln aufgezählt. Wir können hier nur die hauptsächlichsten anführen. Vor allem fiel den Portugiesen der Unterschied zwischen der Vulgata und der syrischen Bibel auf. Im alten Testament fehlten das Buch Esther, Tobias und die Weisheit Salomos; im neuen Testament der zweite Brief Petri, der zweite und dritte Brief Johannis, der Judäbrief und die Offenbarung Johannis. Ferner fehlten der Abschnitt Joh. 8, 1—11 und die trinitarische Stelle in 1 Joh. 5, 8, während beim Vaterunser in Matth. 6 die Doxologie beigefügt war. Noch anstößiger waren den Portugiesen die den nestorianischen Syrern eigentümlichen Ansichten in Betreff der Person Christi und der Jungfrau Maria, sowie die Behauptungen der Syrer, daß sie ihre Glaubenssätze direkt von den Aposteln überkommen hätten, daß dieselben durch die babylonische Kirche treu überliefert worden und daß der nestorianische Patriarch von Babylon das universale Haupt der Kirche unmittelbar unter Christus sei. Die Thomaschristen erkannten die ersten zwei Kirchenkonzilien an, das Athanasianische Glaubensbekenntnis (Quicunque vult) jedoch war ihnen völlig unbekannt, und sie behaupteten, daß der heilige Geist nur vom Vater und nicht vom Vater und vom Sohn ausgehe. Von den sieben römischen Sakramenten nahmen sie

*) Sie wurden am Anfang dieses Jahrhunderts nach fleißigem Suchen von Oberst Macaulay im Fort von Kotschi aufgefunden.

nur drei: die Taufe, das Abendmahl und die Ordination als solche an. Aber auch in der Verwaltung dieser drei Sakramente entdeckten die römisch-katholischen Censoren bedeutende Mängel. So hatten die Syrer bei der Taufe nicht ganz dieselbe Formel, sie hatten keine Sponsoren (Taufzeugen) und in vielen Kirchen keine rechten Taufsteine. Sie tauften ihre Kinder nicht schon am achten Tag nach der Geburt, sondern oft viel später, ja sie gaben sogar den Kindern biblische Namen in jüdischer Form. Von einer Firmelung wußten die Syrer überhaupt nichts. Das Abendmahl nahmen die Syrer in beiderlei Gestalt und zwar so, daß das Brot vom celebrierenden Priester in den Wein getaucht und den Kommunikanten in die Hand gegeben wurde. Daß manchmal statt Weizenbrot Reisbrot und statt Traubenwein Saft von Rosinen oder Datteln genommen wurde, betrachteten die Römischen auch als eine schreckliche Sitte. Noch gefährlicher aber erschien den Portugiesen die syrische Lehre vom Abendmahl. Die Syrer vertraten die Ansicht, daß im Abendmahl nicht der wahre Leib des Herrn, sondern nur ein Bild desselben vorhanden, daß die heilige Eucharistie nur ein Bild vom wirklichen Menschen, daß der Leib des Herrn Jesu nicht im Abendmahl oder sonstwo, sondern nur im Himmel zur Rechten des Vaters wohne, daß unter dem Element des Brotes nur der Leib Christi ohne Blut und unter dem Element des Weines nur das Blut ohne den Leib dargestellt werde, und daß im Sakrament des Altars nur die Kraft Christi, aber nicht sein Leib und Blut gegenwärtig sei. Weiter rief der syrische Priester bei der Abendmahlshandlung den heiligen Geist an, daß er vom Himmel komme und die Elemente konsekriere, „während es doch der Priester sei, der das thue, wenn auch nicht in seinen eigenen Worten, sondern in den Worten Christi." Die Transsubstantiation, die sacerdotale Funktion des Priesters und das Meßopfer für die Lebenden und die Toten waren also den Syrern damals fremde Dinge. — Von den sieben Weihen der römischen Kirche kannten die Syrer nur zwei, nämlich die Weihe des Priesters (Koshisha) und die Weihe der Diakonen (Shumshana), und zum großen Aergernis der Portugiesen waren die meisten syrischen Priester verheiratet. „Einige hatten sogar geheiratet, nachdem sie die Weihe schon erhalten hatten, ja manche waren mit der Absicht in den Priesterstand eingetreten, damit sie destoleichter sich verehelichen könnten und hatten zuweilen Witwen geheiratet." Die Meinung der Syrer in betreff der Ehe ging dahin, daß dieselbe kein Sakrament sei und nie als ein solches betrachtet werden könne. Von den Sakramenten der Buße, der Ohrenbeichte und der letzten Oelung wußten die Syrer nichts. Ferner wurde ihnen von den Römischen vorgeworfen, daß sie

die rechte Zubereitung des Weihwassers nicht verstünden, daß ihnen „der nützliche Gebrauch der Bilder“ in den Kirchen fehle, daß wie sie die Bilder als schmutzige und greuliche Idole verabscheuen, so auch die Anbetung der Jungfrau Maria, die Anrufung der Heiligen und die Lehre vom Fegfeuer verwerfen; daß sie vielfach den Sonntag entheiligen, Zauberei treiben, an heidnischen Festen teilnehmen, heidnischen Gottesurteilen sich unterziehen, Wucher treiben, aus Armut ihre Kinder als Sklaven verkaufen ꝛc. ꝛc. Aber das Schlimmste von allem war in den Augen der römisch-katholischen Portugiesen und Jesuiten doch das, „daß die Syrer 1200 Jahre im Ungehorsam gegen die heilige römische Kirche, die Mutter aller andern Kirchen, verharrt hatten.“ Das war Grund genug gegen die Syrer vorzugehen.

Die portugiesischen Katholiken machten sich denn auch bald daran, in der syrischen Kirche eine Reformation durchzuführen und — was ihnen jedenfalls noch viel wichtiger war — die Thomaschristen unter die Botmäßigkeit des römischen Stuhls zu bringen. Aber wie sollte man die Sache bewerkstelligen? Wie so oft wurden auch hier die Mönchsorden als Werkzeuge benützt, die Ketzer in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Die Franziskaner machten den ersten Versuch. Sie gründeten im Jahr 1546 in Kranganur ein theologisches Seminar, um Priester im orthodoxen Glauben zu erziehen, die dann über die syrischen Gemeinden gesetzt werden sollten. Aber ihr Versuch mißlang und zwar wurde der Mißerfolg von den Jesuiten dem Umstand zugeschrieben, daß die Franziskaner der syrischen Sprache, die von den Thomaschristen für heilig gehalten wurde, nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Die Jesuiten gründeten deshalb im Jahr 1587 das berühmte Seminar von Waiyikotta an einem stillen Plätzchen auf der Insel Malankara, wo seinerzeit St. Thomas gelandet sein soll, und verwandten viel Zeit und Mühe auf das Studium der syrischen Sprache und Litteratur. Aber trotz der Bekanntschaft der im jesuitischen Seminar gebildeten Priester mit der syrischen Sprache wurden dieselben von den syrischen Gemeinden nicht angenommen. So schlug auch dieser zweite Versuch fehl, durch geistige Mittel die Herrschaft über die syrische Kirche zu gewinnen. Aber die römische Kirche hat bekanntlich noch andere Mittel, um die von ihr verfolgten Zwecke zu erreichen, und sie wandte sie auch in diesem Fall an. War mit Milde nichts zu erreichen, so mußte

Gewalt angewandt werden. An Männern, Roms Ansprüche im gegebenen Moment durchzudrücken, hat es der Papstkirche nie gefehlt.

Ein kraftvoller und gewaltthätiger Mann, Alexes de Menezes, war zum Erzbischof von Goa und zum Primas von Indien ernannt worden und mit einem päpstlichen Breve vom 27. Januar 1595 ausgerüstet in Indien angekommen. In diesem päpstlichen Schreiben wird Menezes angewiesen, „eine Untersuchung einzuleiten gegen den Mar Abraham, und im Fall er denselben der Verbrechen und Irrtümer, deren er angeklagt sei, schuldig finde, ihn festzunehmen, nach Goa in Gewahrsam zu bringen, über dessen Bischofssprengel einen apostolischen Vikar von der römischen Kirche zu ernennen und nach dem Tode des Mar Abraham Sorge zu tragen, daß kein von Babylon aus gesandter Bischof mehr zum Nachfolger gemacht werde." Im Jahr 1597 starb Mar Abraham, nachdem er die Sorge für die syrische Diözese dem Archidiakon Georg übertragen hatte. Nun war der günstige Zeitpunkt gekommen, die im päpstlichen Breve gegebenen Intentionen auszuführen. Freilich war die Sache nicht so leicht; denn der Archidiakon gab anfänglich die bestimmte Erklärung ab, daß weder der römische Papst etwas mit ihnen, noch sie etwas mit dem Papst zu thun hätten. Auch versprachen die geistlichen und weltlichen Vertreter der syrischen Kirche auf einer Synode in Angemala mit einem Eide, treu zu ihrem Archidiakon zu stehen und den Glauben ihrer Väter zu verteidigen. Aber Menezes war nicht der Mann, der sich leicht einschüchtern ließ, und die Syrer waren nicht die Leute, die vor Verlangen brannten, mit der im Jahr 1560 auf Ansuchen des vielgerühmten Jesuitenmissionars Franz Xaver eingeführten Inquisition nähere Bekanntschaft zu machen. Als der willensstarke und rücksichtslose römische Prälat in eigener Person und ausgerüstet mit weltlicher Machtvollkommenheit unter den Syrern erschien, gaben sie bald nach. Die Gemeinden sandten gehorsamst ihre Vertreter zu der von Menezes anberaumten Synode zu Diampur (Udajampura). Am 20. Juni 1599 wurde die Synode in Gegenwart der höchsten kirchlichen und weltlichen Würdenträger und unter dem Vorsitz des Erzbischofs mit einer feierlichen Messe und einer Predigt gegen die Schismatiker eröffnet und dauerte sieben Tage. Die syrischen Gemeinden hatten 153 Priester und 660 Laien als Vertreter geschickt. Aber dieser große Haufe hatte nicht den Mut, dem tyran-

nischen Kirchenfürsten und seinen geistlichen und weltlichen Helfers-Helfern kräftig zu opponieren; sie unterzeichneten, wenn auch wohl mit innerem Widerstreben, die Beschlüsse dieser Räubersynode. Die syrische Bibel wurde nach der Vulgata korrigiert und vervollständigt. Die römische Form des nicäischen Glaubensbekenntnisses mit all den kirchlichen Traditionen, die sieben Sakramente, die Transsubstantiation, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, der Ablaß, die Verehrung der Reliquien ꝛc. wurden von den Syrern ohne weiteres angenommen und Nestorius mit all seinen Werken verworfen. Die nestorianischen Heiligentage wurden abgeschafft und der römische Kalender eingeführt. Der Patriarch von Babylon wurde in den Bann gethan und die Syrer wurden genötigt, eidlich zu versprechen, daß sie in Zukunft keinen Erzbischof oder Bischof, der nicht vom Papst ernannt sei, in ihrer Kirche aufnehmen wollten. Allerlei kirchliche Mißbräuche und verschiedene heidnische Unsitten sollten abgeschafft werden. Unter den Laien sollte eine striktere Zucht gehandhabt und die Priester sollten zu größerer Pflichttreue angehalten werden. Schließlich wurden die Syrer unter den Schutz der Portugiesen gestellt. Den Jesuiten wurde gestattet, auch ohne die Erlaubnis der Ortsgeistlichen überall in der Diözese zu predigen und die Sakramente zu verwalten, und die syrischen Gemeinden wurden genötigt, sich der Inquisition zu unterwerfen. Die heiligen Bücher der Syrer, ihr geweihtes Oel und ihr Kirchenschmuck wurden verbrannt. Die grausamste Bestimmung der Synode zu Diampur war aber diejenige, die sich auf den Cölibat der Priester bezog. Mit derselben Gefühlslosigkeit und Härte, wie einst Gregor VII., zwang Menezes die schon verheirateten syrischen Priester, ihre Frauen zu entlassen, unter Androhung der Exkommunikation. Um die Ausführung der Synodalbeschlüsse persönlich zu überwachen, blieb Menezes noch einige Monate in Malabar und machte eine Visitationsreise durch die ganze syrische Diözese. Mit einem Gefühl tiefster Befriedigung mag dieser Kirchentyrann nach Goa zurückgekehrt sein, umsomehr als dort eine reiche Belohnung seiner Dienste auf ihn wartete. Er wurde nämlich nach seiner Rückkehr vom König von Portugal zum Nachfolger des verstorbenen Vizekönigs ernannt.

Es dauerte aber nicht lange, so begannen die Pergamentbekehrungen des Menezes ihre Kraft zu verlieren. Trotz der Wach-

samkeit der Goa-Inquisition fielen die Beschlüsse der Synode von Diampur bald mehr und mehr der Verachtung anheim und die Syrer, die unter dem Druck der Jesuitenherrschaft schmachteten, suchten Gelegenheit, das römische Joch abzuschütteln. Der Umschwung in den politischen Verhältnissen trug dazu bei, den Syrern den Mut zu stärken. Es erstand gegen Ende des sechszehnten und am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in der protestantischen Seemacht der Holländer den Portugiesen ein Rivale, der schließlich ihrer Herrschaft an der Westküste Indiens ein Ende machte. Schon im Jahr 1595 hatten die Holländer Java genommen, und Batavia, die Hauptstadt ihrer Besitzungen im indischen Archipel, gegründet. Rasch nacheinander folgte die Besetzung von Formosa, Amboina und anderer Inseln. Nachdem sie schon längere Zeit mit Ceylon einen beträchtlichen Handel getrieben hatten, verbanden sie sich mit dem König von Kandi und vertrieben die Portugiesen von der Zimmetinsel. Dieses Zurückgehen der portugiesischen Macht in Indien machte die Syrer kühn. Im Jahr 1653 wagten sie es, sich vom römischen Bischof loszusagen. Sie versammelten sich eines Tages zu Tausenden in einem Dorf in der Nähe von Kotschi um das sogenannte „Kunenkreuz" und schwuren, daß sie in Zukunft mit den portugiesischen Bischöfen nichts mehr zu thun haben wollten und sie nie mehr anerkennen würden. Zugleich konstituierten sie sich wieder als eigene Kirche und erwählten vorläufig den Archidiakon Thomas zu ihrem Bischof. Es war dies eine großartige Erhebung, an der leider nicht alle Syrer teilnahmen, sodaß später doch ein Teil der Syrer römisch-katholisch blieb. Zehn Jahre später, im Januar 1663, fiel Kotschi in die Hände der Holländer. Dadurch war der portugiesischen Macht in Indien der Todesstoß versetzt und damit hörte für die Syrer auch die sogenannte Bischofssperre auf. Um die Besetzung des syrischen Bischofsstuhles mit nestorianischen Bischöfen aus Persien zu hintertreiben, hatten nämlich die Portugiesen alle Häfen der Küste entlang bewacht und jeden nestorianischen Bischof, der landen wollte, verhindert, die Küste zu betreten oder ihn ergriffen und nach Goa in Gefangenschaft gebracht. Der Sieg der Holländer machte dieser Bischofsblockade ein Ende. Im Jahr 1665 sandte der Patriarch von Antiochien der verwaisten syrischen Kirche Indiens einen Bischof, Mar Gregorius. Der neue Bischof gehörte nicht zum nestorianischen, son-

dern zum jakobitischen Zweig der asiatischen Kirche. Im Kampf mit der römischen Kirche hatten die Syrer ihre nestorianische Kirche mehr oder weniger vergessen und bewillkommneten den jakobitischen Bischof als ihren Erretter.

Seit der Ankunft des Mar Gregorius blieb die syrische Kirche in zwei Parteien, die Palaja Kuttukar und die Puttan Kuttukar, gespalten. Die Palaja Kuttukar sind die nach der Erhebung beim Kunenkreuz hauptsächlich durch die Anstrengungen der Karmelitermönche der römischen Kirche treu gebliebenen Syrer. Diese „alte Partei" hat in ihren Gottesdiensten die syrische Sprache und zum Teil auch das syrische Ritual beibehalten, erkennt aber den Supremat des Papstes und seines apostolischen Vikars an; sie bildet also einen etwas eigentümlichen Bestandteil der Papstkirche. Die Glieder dieser Kirche heißen auch „Katholiken des syrischen Ritus", zum Unterschied von den durch die römischen Missionare direkt aus dem Heidentum zur lateinischen Kirche Bekehrten, die man „Katholiken des lateinischen Ritus" nennt. Die Katholiken des syrischen Ritus, die etwa 110 000 zählen, sehen mit großer Verachtung herab auf die lateinischen Katholiken und würden nie mit denselben in einem Gotteshaus zusammen anbeten. Ihre beiden Bischöfe oder apostolischen Vikare sind Europäer; die Priester, über 400 an der Zahl, sind jedoch alle Eingeborene. Die Syrer, die im Jahr 1653 von der römischen Kirche abfielen und der jakobitischen Kirche sich anschlossen, heißen Puttan Kuttukar „die neue Partei" und zählen ca. 330 000 Glieder. Ihre weitere Geschichte ist es, die wir noch zu verfolgen haben; denn ihre Gemeinschaft ist als die Fortsetzung der altsyrischen Kirche zu betrachten.

(Schluß folgt.)

Zu den Wakamba.

Schon der Nestor der ostafrikanischen Mission, der sel. Missionar Dr. Krapf, hatte (im Juli 1851) den Versuch gemacht mit einer Mission unter dem Volk der Wakamba, das sich im allgemeinen zwischen dem Kilimandscharo, dem Kenia und dem Tana-Fluß bis in die nordwestliche Nähe von Mombas ausbreitet. Der Versuch war vergeblich; aber der Plan wurde von einer der jüngeren evangelischen

Missionen Ostafrikas wieder aufgenommen. In sein Erbe ist die lutherische Mission eingetreten, die seit 1886 von Bayern und nach Auflösung der betreffenden Gesellschaft seit 1893 von Leipzig aus dort getrieben wird.

Bis jetzt besitzt dieselbe drei Stationen, nämlich Jimba (spr. Dschimba), fünf Stunden nordwestlich von Mombas, Mbungu, noch weitere sechs Stunden in derselben Richtung gelegen, und Ikutha im Innern des Landes. Die erste Station erfreut sich nicht nur einer schönen, hochgebauten, vom Seewind angenehm umspielten Lage, sondern auch einer kleinen Gemeinde, die allerdings nicht zum Volk der Wakamba gehört, und einer neuen Kirche, an Stelle des alten Gebäudes, die erst in diesem Jahr eingeweiht wurde. Anders die zweite Station, Mbungu, welche an den Wakamba selbst eine schwierige Arbeit hat.

Dorthin zur Unterstützung Missionar Pfitzingers wurde Ende vorigen Jahres von der Heimat ein weiterer Bruder, Missionar Fuchs, gesandt, zu dessen Begleitung im Geiste unter die Wakamba der Leser freundlich eingeladen ist.

1. Nach Jimba.

Am Morgen des 20. Dezember vorigen Jahres, als wir an Bord des Dampfers „Canara" eben den Kaffee eingenommen hatten, donnerte plötzlich ein Kanonenschuß über die Wasserfläche und rief sämtliche Passagiere an Deck. Es war der Salutschuß der Seewarte von Mombas, das in den goldenen Strahlen der Morgensonne vor uns lag. Schon nach einer halben Stunde, nachdem wir Anker geworfen hatten, betrat ich diese romantisch gelegene Hafenstadt mit den alten, zerfallenen portugiesischen Festungswerken, dem bunten Häuserkomplex und den noch bunteren Farben der verschiedensten Menschenrassen, wo neben dem zweifelhaften „Afrikahotel" die Pflockhütte des Eingebornen steht und auf dem „Pigott-Market" der bronzefarbigene Indier und der tiefschwarze Neger, einer schlauer als der andere, seine Ware anpreist. Doch ich habe keine Lust in diesen engen, staubigen Gassen, wo eine erschlaffende Gluthitze brütet, länger zu verweilen und entschließe mich dazu, noch am selben Tag nach Jimba weiterzureisen.

Diese Station erreicht man von Mombas aus zu Fuß in etwa fünf Stunden. Indes wir können die wegen der großen Hitze nicht beliebte Fußtour vermeiden und auf dem etwa drei Stunden ins Innere des Landes sich erstreckenden Meeresarme im Boot ein gut Teil des Fußwegs abschneiden. Und wie lieblich ist es, im schwankenden

Fahrzeug, umspült von den kosenden Wellen und unter dem muntern Gesang der Bootsleute (meistens Knaben), vom kräftigen Seewind getrieben, über die glitzernde Wasserfläche dahinzugleiten, vorüber an der prächtigsten Tropenvegetation, an der sich das Auge mit Wonne weidet. Hie und da begegnet uns ein Fischer im Kanoe und sendet sein ‚jambo Bwana' herüber. An einer freien Stelle am Ufer steht eine Anzahl schwarzer Träger in der Meinung, wir würden anlegen und Lasten für sie ausladen. Sie waten soweit als möglich ins Wasser, um uns zu empfangen; aber wir schießen pfeilgeschwind an ihnen vorüber und lassen sie unter entsprechender Handbewegung enttäuscht zurück.

Endlich gelangen wir an den Landungsplatz — bandarin genannt — und werden dort von einem asikari (Soldaten), der den zum Aufbewahren der Lasten bestimmten Schuppen zu bewachen hat, empfangen. Da stehen auch schon Leute von unserer Station Jimba mit dem gutmütigen Punda, d. i. Esel (Personen- und Eigenname zugleich), um den neuen Bwana abzuholen. Ich schwinge mich auf das Reittier, und nun gehts frisch landeinwärts. Wie fremdartig und doch wie anheimelnd ist die Umgebung! Ein mächtiger Affenbrotbaum steht zur Rechten des Weges; ein kleines, eichhornähnliches Tierchen tummelt sich in seinen Zweigen und untersucht die lang herabhängenden Früchte. Auf einem stachlichten Kaktusbaum sitzen buntschillernde Vögel und singen ihre afrikanischen Weisen. Hoch in den Lüften kreisen gewaltige Adler, und fast im Zenith steht dieselbe Sonne, die nun auch meinen Lieben in der fernen Heimat bald wieder heiß machen wird, nur mit dem Unterschied, daß das eigentlich in Europa gar nichts heißen will im Vergleich zu der intensiven Hitze, die sie hier hervorbringt.

Vor uns liegt ein steiler Berg, auf dessen Gipfel ein dichter Palmenwald kühlenden Schatten verheißt. Ich steige vom Reittier und führe es am Zügel hinter mir her. Nach kurzem, mitunter beschwerlichem Klettern sind wir oben. Welcher Genuß lohnt die geringe Mühe! Die ganze von Mombas aus zurückgelegte Strecke ist zu übersehen. Auf den in silberhellen Windungen ins Innere des Landes führenden Meeresarmen schaukeln weißstrahlende Segelboote, weit draußen auf inselartiger Landenge liegt das reizende Mombas, und dahinter dehnt sich die unübersehbare Meeresfläche aus. Doch auch nach Westen hin ist der Blick offen. Zu unseren Füßen liegt, in herrlichen Palmenwäldern verborgen, Rabai, die englische Missionsstation und gegenwärtig Sitz einer kleinen englischen Garnison. In verlängerter Richtung von Rabai, nordwestlich, nur etwa anderthalb Stunden entfernt, erscheint auf einer Anhöhe unsere erste Station

Jimba, dessen Stationsgebäude freundlich zu uns herüberwinkt. Wir brechen denn auch wieder auf und passieren Rabai, aus dessen Hütten die Eingebornen hervorkommen und uns begrüßen, und treten nach Verlassen dieser rasch emporblühenden Stadt, wie die Engländer sie nennen, in das eigentliche Gebiet der Wakamba ein.

Die Natur verliert jetzt mehr an Ueppigkeit, die Palme verschwindet und erscheint erst wieder in den Taitabergen, während sie sich natürlich an den Küstenstrichen hält. Die alles überwuchernden Dorngewächse bilden nunmehr den überwiegenden Charakter des Pflanzenwuchses und verleihen neben ausgedehnten Grasebenen der Umgegend ihren eigenartigen Reiz, der freilich, wenn man die großen Strecken Landes mit nichts anderem als diesen leidigen Dornen und sonstigem Gestrüpp überwuchert sieht, nur zu sehr an 1 Mos. 3, 18 erinnert: Dornen und Disteln soll er dir tragen.

Ein von mächtigem Ufergebüsch umsäumter Fluß — von den Wakamba Gulugulu genannt — trennt uns noch von Jimba. Nachdem wir ihn überschritten befinden wir uns im Dorfe, dessen Bewohner freudig überrascht uns entgegenkommen und unsere Ankunft im Missionshause verraten. Nicht lange dauert es und deutscher Gruß tönt uns entgegen, deutsche Gastlichkeit empfängt uns und heißt uns ausruhen nach der Reise.

2. Nach Mbungu.

Infolge Erkrankung der lieben Brüder sah ich mich gezwungen, die Weihnachtsfeiertage über bei ihnen in Jimba zu bleiben. Aber am Sylvesternachmittag, um 3 Uhr, rüstete ich zum Aufbruch nach meinem eigentlichen Ziel, der etwa 6 Stunden nordwestlich gelegenen Station Mbungu.

Wieder besteige ich den Esel und begleitet von zwei Trägern, deren einer, ein Mkamba, mit Schwert, Bogen und Pfeil ausgerüstet ist, nehmen wir Abschied von Jimba. Etwa eine Viertelstunde davon gelangt man an das erste und letzte Wakambadorf, das wir auf unserer Route zu passieren haben. Mehreremal müssen wir das tiefe, felsige Flußbett des Gulugulu hinabsteigen, der glücklicher- oder unglücklicherweise nur noch an vereinzelten Stellen das salzige Naß birgt. Die Bodenformation erscheint jetzt mehr hügelig, ja mitunter eben und weist einen ziemlichen Graswuchs auf, wie denn auch besonders die Gegend bei Mbungu als Weideland bekannt ist. Damals, Ende Dezember, war noch keine Futternot, und überall konnte man die mächtigen Feuer sehen, welche die Eingebornen durch Anzünden des alten, dürren Grases verursachten. Gerät man, wie ich damals,

in einen solchen Brand, so ist das keineswegs angenehm. Prasselnd und knisternd wälzte sich das seiner Fesseln entledigte feurige Element heran; aber mein Punda merkte die Sache bei Zeiten und setzte laut schreiend an der nahen Gefahr im Galopp vorüber, während die beiden Träger ebenfalls im Laufschritt und unter heiterm Lachen folgten.

Nach etwa drei Stunden machten wir Halt, um etwas zu ruhen und den Proviant, den die fürsorgliche ‚Bibi' (Missionarsfrau) in Jimba mitgegeben hatte, zu untersuchen. Dann gehts wieder weiter. Jetzt wird der Dornwuchs so üppig, daß sehr oft nur in vorsichtiger, gebückter Haltung auf dem schmalen Wege vorwärts zu kommen ist. Inzwischen bricht auch die Nacht herein, aber hell leuchtend steht der Mond am Himmel und macht die Finsternis fast zum Tage. Still liegt ringsum die weite Steppe, aus der nur hie und da das heisere Lachen der Hyäne, das Bellen des Schakals und das Pfeifen der Wildkatze ertönt.

Endlich schlagen abseits fröhliche Stimmen an unser Ohr, und auf Befragen erfahre ich, daß Mizoloni, einer der nach Mbungu gehörigen Predigtorte, am Wege liege. Nach dreiviertel Stunden glänzt auch das mondbeschienene Wellblechdach des Stationsgebäudes durchs Buschwerk. Ich löse den Revolver und melde den Bewohnern durch einige Schüsse die unerwartete Ankunft des neuen Gastes. Der Abend vereinigte uns dann — es war neben dem Stationarius Br. Pfitzinger auch Missionar Säuberlich nebst Frau anwesend — zu heiterer Geselligkeit, und als ich am Morgen frisch und gesund erwachte, war ich pünktlich mit dem ersten Tag des neuen Jahres auf der mir bestimmten Station und konnte Gott für die gnädige Beschirmung auf meiner See- und Landreise danken.

3. Die Wakamba.

Während an der Küste und noch in Jimba die Suahili der vorherrschende Bestandteil der Bevölkerung sind, finden wir hier in Mbungu bereits reine Wakambabevölkerung, die wie überall so viel als möglich das Eindringen anderer Volkselemente zu verhindern sucht.

Die Wakamba sind eigentlich ein Nomadenvolk. Vor langer Zeit durch die Raubzüge der Wakuafi und Masai aus ihrer wahrscheinlich in der Nachbarschaft von Dschagga (am Kilimandscharo) gelegenen Heimat vertrieben, wanderten sie nach und nach in das von ihnen jetzt bewohnte Gebiet aus. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht; namentlich letztere pflegen sie sehr eifrig. Daneben treiben

sie aber auch Handel, sowohl mit den Suahilikaufleuten und Indern, die das ganze Land durchkreuzen, als auch direkt mit der Küste, indem sie selbst in großen Karawanen ihre Verkaufsartikel nach Mombas bringen.

Was ihren Körperbau betrifft, so ist derselbe keineswegs häßlich zu nennen. Sie sind von schlankem Wuchs, schwärzlicher, teilweise gelblich-roter Hautfarbe, tragen nur selten einen Bart und rasieren sich meist den Kopf glatt. Beim Europäer mögen sie dagegen den Bart sehr gern leiden, und als sie mich einmal wegen meiner Bartlosigkeit vergebens mit Fragen bestürmt hatten, kamen sie zu dem Resultat: ich müßte eben doch noch recht jung sein.

Ihre Kleidung ist sehr dürftig. Ein Stück Tuch oder Fell um den Leib geschlungen genügt ihnen. Dafür behängen sie sich mit allem möglichen Schmuck: Ketten, Schnüren, Perlen, Elfenbein- und Messingringen u. a.

Ihre Hütten bauen sie in der Weise, daß sie etwa $^1/_2$ m hohe Stangen zu einem Kreise in den Boden stecken, denselben oben durch längere Stangen zu einem Dache zusammenziehen und dann dieses, sowie die Wände dicht mit Gras bedecken. In einer solchen Hütte finden wir alles Geräte, das ein Mkamba besitzt: 2 Steine zum Mahlen der Maiskörner, Töpfe von Thon, Kürbisflaschen zum Wasserholen, den Herd, bestehend aus drei in den Boden gesenkten Steinen, Felle und Matten zum Liegen, kleine, runde Stühlchen, die sie überallhin mitnehmen, zum Daraufsitzen; ferner ihr Handwerkzeug: Beile und kleine Hauen, ihre Waffen: Messer, Schwerter, Bogen, Pfeile. Sie wohnen in Dörfern, die wiederum in einzelne Höfe geteilt sind, und wie jedes Dorf von einer dichten Hecke umgeben ist, so ist auch jeder einzelne Hof durch Pallisaden von dem andern getrennt.

Wie es wohl bei den meisten Stämmen Afrikas üblich ist, heiraten auch die Wakamba, sobald die Jünglinge und Jungfrauen mannbar sind. Je nach Ansehen und Reichtum heiratet ein Mkamba zwei, drei und mehr Frauen, unter denen eine als Hauptfrau gilt. Während die Weiber die Hausarbeit besorgen und die Felder bestellen müssen, verbringen die Herren Ehegatten die Zeit in süßem Nichtsthun mit Essen, Trinken und Unterhaltung. Ich habe mich anfangs manchmal geärgert, wenn ich die Männer dicht gedrängt auf den Hügeln vor den Dörfern sitzend sah, und ihre Frauen gingen unter schweren Holz- oder Wasserlasten, dazu noch mit ihren Kindern auf dem Rücken, schwer seufzend vorüber.

Gewiß hat schon der sel. Dr. Krapf mit Recht betont, daß die Wakamba vor allen andern Stämmen Anspruch auf den Missionar machen könnten, aber auch richtig die Schwierigkeit erkannt, dieses in

Materialismus versunkene, unbeständige und wankelmütige Volk zu dem lebendigen Gott zu bekehren.

Dafür zeugt auch die Missionsgeschichte. Schon ein Jahrzehnt hindurch wird ihnen, nun auf drei Stationen, Gottes Wort gepredigt, und noch nicht ein Mkamba hat sich bekehrt. Sie haben nichts gegen die Predigt ihres Missionars, hören ihn ruhig an, billigen seine Worte, aber dabei bleibts. Es muß ja wohl einen Mulungu (Gott) geben, zu dem der Weiße betet, daß er Regen schickt in trockenen Zeiten. Ihre Zauberei ist ihnen lieber und wichtiger: durch sie kann einer mit Krankheit geschlagen und wieder geheilt werden. In ihrem blinden Aberglauben erkennen sie nicht, daß sie die Betrogenen sind und der Zauberkünstler es nur auf die Erpressung von Gaben abgesehen hat. Es thut einem wehe zu sehen, wie tief dieses Volk noch im Heidentum steckt und wie es gar kein Interesse für sein Seelenheil hat. Keiner empfindet ein Bedürfnis, nach dem vernommenen Worte Gottes eine Frage an den Missionar zu thun, und wenn der Tod vor der Thüre ist — ja dann legt er sich eben auf die Erde, fragt nach niemandem mehr und stirbt, um dann von den Angehörigen hinausgeworfen zu werden in die Wüste, den Hyänen zum Fraß.

Einen kleinen Hoffnungsschimmer erweckt die Jugend. Wie in Ikutha schon längere Zeit, so besteht nun auch in Mbungu eine Schule; worin das schwarze Völkchen eifrig lesen und schreiben lernt. Leider ist es meistens Schuld der Eltern, wenn Kinder es versäumen, zum Unterricht zu kommen, da jene sie entweder durch Beschäftigung gerade zu dieser Zeit abhalten oder aber ihnen gar vom Besuch der Schule abreden. Wie überall bei Säemannsarbeit, so ist eben auch in der Mission, und besonders in unserer Wakambamission, neben fleißiger Arbeit die Tugend ‚bescheidenen Wartens' erforderlich und wir können nur bitten und beten:

„O gieb dein Wort mit großen Scharen,
Die in der Kraft Evangelisten sein;
laß eilend Hilf uns widerfahren
und brich in Satans Reich mit Macht hinein;
o breite, Herr, auf weitem Erdenkreis
Dein Reich bald aus zu Deines Namens Preis."

Auf dem Gipfel des Kupe.

Eine Bergbesteigung in Kamerun.

Südlich von der Basler Missionsstation Nyasoso erhebt sich majestätisch und hehr der ca. 2500 m hohe Kupe-Berg aus dem gewaltigen Gebirgswall, der den südlichen Teil der deutschen Kolonie Kamerun in einem großen Halbkreis umzieht. Wie ein kühner Gebieter steht er unter den übrigen Gebirgshöhen und Bergspitzen da, die ihn wie seine Trabanten in weitem Bogen umlagern. Allerlei Sagen und Berichte der Eingebornen über Feuer- und Aschenregen, über feurige Wagen, heftiges Donnergetöse und sonstige schreckhafte Erscheinungen ließen schon vor Jahren, noch ehe man den Berg näher kannte, darauf schließen, daß er vor Zeiten eine vulkanische Thätigkeit entfaltet habe. Zugleich sind damit allerlei Geister- und Hexengeschichten, die sich die Eingebornen von ihm unter Gruseln erzählen, verknüpft, sodaß jede Annäherung vom Küstengebiet her noch vor wenigen Jahren für den Europäer außerordentlich schwer war. Doch diese Scheu wurde allgemach überwunden und der Bann des vermeintlichen Geisterspuks gebrochen, seit es die Basler Missionare wagten, von der Station Mangamba aus in dieses von der Sage umwobene Gebirgsland von Nkosi vorzudringen und sich in Nyasoso, einem großen Dorf auf der nördlichen Abdachung des Kupe niederzulassen. Es geschah dies im Jahr 1896, und seitdem hat die Mission auf jenem vorgeschobenen Posten Kameruns festen Fuß gefaßt und ihre Arbeit ungehindert in Angriff genommen. Aber zu einer Besteigung des Berggipfels selbst kam es zunächst nicht, trotz seiner unmittelbaren Nähe. Denn noch hielt das abergläubische Volk daran fest, daß kein Sterblicher es wagen dürfe, den dort oben hausenden bösen Berggeistern zu trotzen. Und in diesem Wahn wurde es immer wieder aufs neue bestärkt, wenn ab und zu ein kühner Jäger es wagte, seinen Pürschgang über die gewöhnlichen Grenzen des verrufenen Gebiets auszudehnen und dort verunglückte. So wagten sich vor mehreren Jahren zwei mutige Jäger über die Grenzlinie des Hauptgebirgsstockes allzuweit hinauf und kehrten nie mehr zurück. Den Missionaren aber gebot die Rücksicht auf die abergläubische Furcht der Eingebornen, in der ersten Zeit ihres dortigen Aufenthalts von einer Besteigung des Berggipfels abzusehen, da die Bewohner von Nyasoso fürchteten, die Weißen würden die Berggeister dort oben

gefangen nehmen und sie dann in ihren Wohnstätten zum Verderben der Eingebornen loslassen. Es mußte also erst das Vertrauen des Volkes gewonnen werden, ehe man daran denken konnte, eine Besteigung zu wagen. Andererseits — das mußten sie sich sagen — würde eine solche, wenn sie glücklich ausgeführt wurde, voraussichtlich dazu dienen, dem alten Aberglauben einen heilsamen Stoß zu versetzen.

So wurde denn, als man das Vertrauen der Bevölkerung hinlänglich gewonnen hatte, von den Missionaren Wittwer und Basedow im Februar d. J. der Beschluß gefaßt, die längst gehegte Absicht auszuführen und den Gipfel des geheimnisvollen Kupe zu besteigen. Man erwählte hiezu einen möglichst klaren Tag und begann die nötigen Zurüstungen. Allein der Beschluß war schneller gefaßt als ausgeführt. Denn als es galt, einige Träger für das unerläßlichste Gepäck anzuwerben, wollte sich niemand für die gefürchtete Bergfahrt finden. Selbst die älteren Missionsschüler weigerten sich beharrlich oder wurden von ihren Eltern am Mitgehen verhindert. Mit vieler Mühe gelang es schließlich, vier junge Leute als Begleiter zu gewinnen. Wir lassen nun Missionar Basedow selbst über diese erste Besteigung des Kupe berichten.

Alles war gerüstet. Lebensmittel, Wasser, Schlafsäcke, Thermometer, Kompaß und eine Zeichnung vom Kupe zur Orientierung waren sorgfältig verpackt. Um 8 Uhr morgens sollte der Marsch angetreten werden. Allein wir konnten erst um 10 Uhr aufbrechen, infolge der afrikanischen „Eile" der Träger. Beim Abmarsch standen viele müßige Zuschauer im Missionsgehöft umher und klopften mit ihrem originellen wē! wē! in die Hände und lachten uns aus, denn niemand glaubte an einen Erfolg unseres Unternehmens. Es war aber auch zum Glück niemand da, der irgendwelche Miene gemacht hätte, uns davon zurückzuhalten.

Rüstig schritt der kleine Zug voran, einem alten Jägerpfade folgend, der aber leider nur zu bald ein Ende nahm. Dann galt es, sich einen neuen Weg in gerader Richtung zu bahnen. Bruder Wittwer und ich wechselten damit ab, uns mit dem Buschmesser durchzuhauen, während unsere Träger mit den Lasten hinterdrein marschierten. Der Weg war im ganzen leicht hergestellt, da nur wenig Unterholz oder Gestrüpp vorhanden war. Nur an den Stellen, wo der Sturm größere Bäume entwurzelt hatte und wo den Sonnenstrahlen freier Zutritt gewährt war, erschwerte das wildwuchernde hohe Schilf das Vorwärtskommen. Auch das lockere, feuchte Erdreich, das den Füßen nicht genügend Halt bot, ließ uns den Marsch bei einer Steigung von ca. 30 Grad etwas sauer werden.

Es galt zunächst einen Bergrücken zu erklimmen, der dem eigentlichen Kupe vorgelagert ist und von wo aus dann die Steigung bis zur höchsten nördlichen Spitze eine geringere ist. Endlich um 5 Uhr nachmittags wurde Halt gemacht. Durch das fortwährende ungewohnte Berganſteigen waren unſere eingebornen Begleiter ziemlich erſchöpft und ſie ließen uns merken, daß ſie nun genug hätten und am liebſten wieder umkehren möchten. Da aber der Anbruch der Nacht nicht mehr ferne war, ſo blieb ihnen kein anderer Ausweg übrig, als geduldig bei uns auszuharren. Es dauerte auch nicht lange, ſo war der Lagerplatz in der Urwaldung hergerichtet und ein kleines Feuer flackerte luſtig in unſerer Mitte. Gern hätten wir ein größeres angezündet, um dem auf der Station weilenden Br. Dorſch unſern Lagerplatz anzuzeigen, aber es fand ſich dazu nicht genug trockenes Holz. Das einfache Mahl, beſtehend aus Kaffee und Brot, war bald verzehrt, und nachdem wir uns dem Schutze Gottes anbefohlen hatten, legten wir uns zur Ruhe nieder. Dieſe wurde auch durch nichts geſtört; nur hie und da ließ ſich ein kleines Heimchen mit ſeinem ſchrillen Zirpen vernehmen. Auch war, obſchon das Thermometer nur 15° R anzeigte, die Kühle der Nacht nicht ſonderlich zu ſpüren, da die Baumkronen mit ihrem dichten Laubwerk jeden Luftzug abhielten. So konnten wir uns denn erfriſcht und geſtärkt am Morgen von unſerm Lager erheben, ohne irgend etwas wie Steifheit in den Gliedern zu ſpüren.

Die wohlthuende Ruhe hatte auch unſern eingebornen Begleitern wieder einigen Mut eingeflößt, ſo daß wir uns in aller Frühe auf den Weg machen konnten. Ihr Mut wurde noch dadurch erheblich erhöht, daß wir ſchon nach anderthalbſtündigem Marſch den Gipfel erreichten. Jetzt wollte niemand mehr zurückbleiben. Vergeblich ſchauten wir nach einer größeren Lücke im Gebüſch aus, die uns einige Ausſicht gewähren ſollte. Wo uns aber auch ein kleiner Ausblick geboten war, war wegen des Nebels wenig zu ſehen. Herrlich war jedoch hier die Luft, wie ſie das ſchwüle Niederland nirgends bietet. Ein ſtarker Oſtwind ſtrich beſtändig über die Höhen und kühlte die Luft angenehm ab.

Nachdem wir unſere Namen mit Angabe des Datums in die Rinde eines Baumes eingeſchnitten hatten, drangen wir weiter vorwärts. Meiſt ging es durch dichtes Geſtrüpp, darunter auch durch ſolches von Brombeeren, das beſonders das Vorwärtskommen unſerer unbeſchuhten Leute ſehr erſchwerte. Indem wir eine ſüdöſtliche Richtung verfolgten, kamen wir an verſchiedenen Stellen vorbei, wo das Wild gelagert hatte, von dem wir aber kein einziges Stück erblickten, da es längſt das Weite geſucht hatte. An größerem Wild ſoll es

hier besonders viele Büffel, Wildschweine und Antilopen geben. Auch zeigten uns zahlreiche tiefe Fallgruben, die von den im Osten des Kupe wohnenden Eingebornen angelegt werden, daß das Wild hier oben häufig vorkommt. Merkwürdig ist auch, daß sich auf diesem Gebirgskamm, wie auf dem ganzen Weg, den wir bis jetzt zurückgelegt hatten, sehr wenig oder gar keine Felsen vorfanden, sondern daß die ganze Bergseite von einer tiefen, schwarzen Humusschicht bedeckt ist, was auch die vielen Fallgruben deutlich erkennen ließen, die alle zwei bis drei Meter tief waren. Am meisten überraschte uns aber eine Quelle, auf die wir stießen und die nur ca. 80 bis 100 Meter unterhalb des oberen Bergkammes entspringt. Sie sprudelte noch lustig fort, obschon die trockene Zeit sehr weit vorgeschritten war, in der die meisten Bäche in den Thälern unten längst versiegt sind.

Hie und da zeigte sich uns beim Vordringen eine Baumlücke, die den schönsten Ausblick gewährte. Wir wurden dadurch nur um so mehr angespornt, nach einem freieren Aussichtspunkt zu fahnden. Nach einigem Suchen fanden wir denn auch einen solchen und zwar da, wo wir ihn nicht erwartet hätten. Denn kaum hatten wir uns eine Strecke weit durch dichtes Gestrüpp hindurch gearbeitet, als wir plötzlich einen kleinen schönen Grasplatz von ca. fünf Meter Flächengehalt vor uns erblickten, der den äußersten Rand einer 100 Meter senkrecht ins Thal abfallenden Felswand bildete. Wie gebannt blieben wir stehen, und überwältigt von dem großartigen Anblick beschlich uns eine Art von Grausen, als sich plötzlich vor uns der gähnende Abgrund aufthat. Unwillkürlich stemmte man die Füße fester in die Grasbüschel ein, als ob der Boden mit uns in die Tiefe versinken sollte. Auch unsern Leuten erging es ähnlich Denn erstlich hatten sie etwas derartiges noch nie zuvor gesehen, und zum andern kam es ihnen zu überraschend. Scheu wichen sie mehrere Schritte zurück und hielten sich in der Nähe des Gebüsches auf. Wie großartig muß dieser Aussichtspunkt bei klarer Luft sein! Der ganze Nordosten bis hin zum Süden wird von hier aus beherrscht. Uns war es leider nur vergönnt, hie und da einen kleinen Blick durch die sich teilenden Wolken hindurch zu thun, was uns nur um so lebhafter wünschen ließ, einmal bei klarem Wetter auf dieser hohen Warte zu stehen und unbehindert den Blick über das herrliche Panorama hin schweifen zu lassen. Von diesem Punkt aus erhält man wohl auch am besten einen Eindruck von der gewaltigen Höhe des Kupe, denn ohne irgendwelche vorgelagerte Bergrücken erhebt er sich hier unmittelbar aus der Mfun- und Fan-Ebene, während nach Osten hin ihn eine tiefe Schlucht von einem ziemlich gleichhohen Höhenzug trennt. Was das

für ein Bergrücken ist, ob der Manenguba oder Nlonako, das konnten wir wegen des vielen Nebels und wegen der Wolkenmassen, die der Wind wild durcheinander jagte, nicht entscheiden. Sehr wahrscheinlich ist es aber ein zum Kupe gehöriger Gebirgsstock.

Unterdes war es 12 Uhr mittags geworden und wir mußten an den Weiterweg denken, denn unser eigentliches Ziel, der Krater des Kupe, war noch lange nicht erreicht. Ueberdies galt es zu eilen, da die mitgenommenen Lebensmittel bereits stark auf die Neige gingen. Als wir uns bald darauf wieder in dichtem Gebüsch befanden, gingen unsere Ansichten in betreff des einzuschlagenden Weges auseinander, woraus unsere Leute sofort den Schluß zogen, daß wir uns verirrt hätten. Das genügte, um sie aufs neue mit Schrecken zu erfüllen, und sie wären am liebsten einem kleinen Bach, den wir kreuzen mußten, thalabwärts nachgegangen, um irgendwo an den Fuß des Berges zu gelangen. Daß wir statt dessen aber die vor uns liegende steile Anhöhe hinaufzuklettern begannen, wollte ihnen nicht in den Kopf. Immer und immer wieder hieß es: Wir sind verirrt! Wir sind verloren! Wie erstaunt waren sie daher, als sie oben angelangt sich plötzlich klar wurden, daß sie am Rande des Kraters standen, auf den wir schon lange zugesteuert hatten. Auch hier gewährte uns die Berghöhe einen Blick in die Tiefe. Da lag dort unten, scheinbar ganz in der Nähe, unser Nyasoso mit dem Missionsgehöft, mit der Brücke und dem neuen Wege. Und da drüben trat Mbule, dort Ngusi und die eine und andere Ortschaft in den Gesichtskreis. Die eingebornen Begleiter waren davon ganz hingenommen und gaben ihrer Verwunderung beredten Ausdruck. O, ihr Europäer, hieß es, was seid ihr doch für Leute! Selbst da, wo ihr noch nie zuvor waret, wisset ihr Bescheid! Eure Weisheit ist groß!

Um eine größere Rundsicht zu genießen, so weit dies die Dunstmassen des Harmattans gestatteten, versuchten wir die westliche der beiden Kraterspitzen zu erreichen, mußten aber bald davon absehen, da sich zwischen ihr und uns eine 70 bis 80 Meter tiefe und etwa 4 bis 5 Meter breite Kluft befand, die wir nicht hinab- und wieder hinaufklettern wollten. Es blieb uns demnach nichts anderes übrig, als uns auf den östlichen Felsenrand zu begeben. Da derselbe bis an den äußersten Rand hin mit Bäumen bewachsen war, so konnten wir von da aus ohne Gefahr in die Tiefe hinabblicken. Auch hier war der Eindruck grauenerregend; denn schauerlich gähnte zu unseren Füßen der Abgrund. Senkrecht ragen die gewaltigen, kahlen Felsenwände aus der Tiefe empor. Was den Fernblick betrifft, so steht er dem vorhin geschilderten kaum nach. Beherrscht jener die Gegenden von Nordosten bis zum Süden hin, so dieser die des Nordens,

Westens und Südens. Trotz der Dunstmassen konnten wir deutlich sehen, wie im Westen und Nordwesten sich hohe Bergrücken von Norden nach Süden hinzogen, während die im Norden gelegenen Höhenzüge meist die Richtung von Osten nach Westen nahmen. Dazwischen aber lag das Grasland mit seiner gelblichgrünen Färbung eingebettet, durchbrochen von dem Dunkelgrün der Urwälder. Fürwahr, ein wundervolles Bild!

Auch der Krater selbst bietet viel Interessantes. Er ist dem Hauptgebirgsstock des Kupe wie ein abgeschnittener Zuckerhut nach Süden zu vorgelagert. Nach Norden und Nordwesten ist er teils durch einen Bach, teils durch einen tiefen Spalt von demselben getrennt, während ein tiefes Thal unten vom Krater aus im Westen seinen Ausgang nimmt. Allem Anschein nach lag die Oeffnung des Kraters früher oben, später hat er aber infolge heftiger Eruptionen die Nordwandung durchbrochen und sich bis zur Thalsohle gesenkt. Jetzt wurde es mir auch klar, warum wir nirgends auf der Nordseite auf ein eigentliches Lavabett stießen und nur einzelne zerstreut herumliegende Lavablöcke antrafen, während sich westlich vom Kupe mehrere Stellen vorfinden, wo man deutlich das Lavabett erkennt. Jedenfalls ist dieses große Thal, das in westlicher Richtung vom Krater ausläuft, das eigentliche Lavabett des feuerspeienden Kupe gewesen.

Gern hätten wir uns auf dieser Berghöhe bis zum nächsten Morgen aufgehalten, um beim Sonnenaufgang, ehe die Nebel aufsteigen, ein deutlicheres Bild vom Ganzen zu erhalten; aber wir mußten an den Heimweg denken. Es war bereits in der vierten Stunde, als wir endlich aufbrachen. Natürlich gings mit dem Abstieg um vieles schneller als mit dem Aufstieg. Dagegen war er nicht ganz gefahrlos. Hätte mich Gottes Hand nicht in besonderer Weise geschützt, so hätte ein großer Stein, der durch die mir folgenden Träger ins Rollen geriet, mich schwer verletzen können. Nur eine Handbreit von mir entfernt sauste er an mir vorüber. Rasch eilten wir vorwärts, bald auf allen Vieren kriechend, bald eine Rutschpartie machend, bald durch tiefe Schluchten und an steilen Felswänden entlang, bald über steile Bergrücken kletternd, dann wieder an einem ca. 20 bis 30 Meter tiefen, aber jetzt trockenen Wasserfall vorüber, bis uns die Nacht überholte. Diese nötigte uns, noch einmal einen Lagerplatz im Urwalde aufzusuchen. Viel Umstände waren beim Nachtessen nicht nötig, da kaum mehr etwas von unseren Vorräten übrig war. Es währte auch nicht lange, so lag alles in tiefem Schlaf. Selbst das Feuer glomm nur schwach weiter. Die mitgenommenen Kerzen hatten wir bereits in der vorigen Nacht aufgebraucht. So

mußten wir denn beim schwachen Schein des glostenden Feuers inmitten des dunkeln Urwalds kampieren. Zwar phosphorescierte das faulende Holz, auf dem wir unsere Lagerstatt hatten, ziemlich stark, aber dieser schwache Schimmer hätte nicht vermocht, die wilden Tiere des Waldes von uns abzuhalten, hätte nicht ein höheres Auge über uns gewacht. So durfte uns denn auch kein Leopard, deren es hier so viele giebt, ein Leid zufügen.

Am folgenden Morgen stießen wir schon nach kurzem auf unsern alten Weg, auf dem wir den Aufstieg bewerkstelligt hatten, und langten um 9 Uhr vormittags wohlbehalten, wenn auch ermüdet und beschmutzt, auf unserer Missionsstation in Nyasoso an. Die Kunde von unserer glücklichen Rückkehr verbreitete sich bald wie ein Laufeuer durch den ganzen Ort. Viele wollten es gar nicht glauben, daß wir wirklich das Unternehmen ausgeführt hätten und auf dem Gipfel des Kupe gewesen seien. Aber die begeisterte Schilderung unserer eingebornen Begleiter, sowie die Uebereinstimmung ihrer Aussagen ließen schließlich keinen Zweifel mehr aufkommen.

So war es denn mit Gottes Hilfe gelungen, den geheimnisvollen Schleier des Kupe etwas zu lüften und dem alten Aberglauben seiner Umwohner einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Sind wir doch alle ohne jeglichen Unfall wieder wohl und gesund von der Bergfahrt zurückgekehrt. Doch ist es vielen Eingebornen nicht recht klar, weshalb wir eigentlich den von ihnen gefürchteten Berggipfel bestiegen haben und sie konnten nicht umhin, unsere Träger wiederholt zu fragen, ob wir nicht etwa Gold oder irgendwelche Kostbarkeiten von dort mitgebracht hätten.

In uns aber hat diese erstmalige Besteigung des Kupe den lebhaften Wunsch wachgerufen, einen weiteren Aufstieg zu unternehmen und zwar unmittelbar nach der trockenen Jahreszeit, wenn die ersten Gewitterstürme die Luft reinigen und eine klare Fernsicht gestatten. Erst dann wird man ein sicheres Bild von der Ausdehnung des Nkosi-Gebiets mit seinen 59 Dorfschaften erhalten. Bis jetzt wissen wir nur, daß diese 59 Dörfer fünf verschiedenen Stämmen angehören, die wie seinerzeit bei den Israeliten nach ihrem Stammeshaupt benannt sind.

Missions-Zeitung.

Neuestes und Vermischtes.

Nordamerika. Durch den Aufstand der Indianer in Minnesota, der wie es scheint durch die Rücksichtslosigkeit der Regierung hervorgerufen worden ist, aber sofort mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde, ist die Aufmerksamkeit aufs neue auf das Los der Rothäute gelenkt worden, weshalb wir im nachstehenden einige Angaben über dieselben nach dem lutherischen Kirchenblatt bringen.

Die Geschichte der Indianer dieses Landes ist eine höchst traurige. Der Indianer war seinerzeit Herr desselben. Wie stark die Zahl der Indianer war, als die Europäer sich ansiedelten, kann nicht festgestellt werden. Sie zerfielen in viele Stämme; man sagt in 800.

Im Osten nahmen die Algonkins die Länder ein. Die lutherischen Schweden und auch William Penn schlossen in Treu und Glauben ihre Verträge mit den Indianern. Aber selbst die Pilgerväter, die frommen Puritaner, schlossen ihre Verträge bei der Branntweinkanne. Der Branntwein raffte viele Indianer hin, ebenso die eingeschleppten Krankheiten der Europäer. Die Indianer in Central-Amerika hatten eine Kultur. Noch stehen dort Ruinen ihrer großartigen Städte. Die in den heutigen Vereinigten Staaten dagegen waren wild und lebten von Jagd und Fischfang. Jetzt giebt's nur noch 248 813 Indianer in diesen Gebieten. Die von der Regierung angestellten Indianer-Agenten haben die Indianer auf das schändlichste betrogen. In neuerer Zeit ist es darin etwas besser geworden.

Die Fünf-Nationen im Indianer-Territorium, die zivilisiertesten von allen Stämmen und am weitesten in der Kultur des Bodens fortgeschritten, haben ihre eigene Regierung, wählen ihren Gouverneur und andere Beamten, machen ihre eigenen Gesetze und üben ihre eigene Gerichtsbarkeit aus. Die Cherokees sind die zivilisiertesten, während die Fox und Sac-Indianer sich nur langsam von ihrem alten Nomadenleben abwenden.

Außerhalb des Indianer-Territoriums giebt es noch 93 Indianer-Reservationen, welche zusammen 82 770 345 Acker Land enthalten, oder 129 329 englische Quadratmeilen. Da die Bevölkerung auf diesen 93 Reservationen 182 843 Köpfe zählt, kommen auf jeden Kopf ungefähr 450 Acker Land und zwar fast ausschließlich gutes Land. Von diesen Indianern kleiden sich 88 939 ganz und

33 804 teilweise bürgerlich, der Rest hält an der indianischen Kleidung fest. Indianer, die die englische Sprache genügend kennen, um eine gewöhnliche Unterhaltung führen zu kennen, zählen 45 494. Es gab 25 744 Wohnhäuser auf diesen Reservationen und 1403 wurden im vergangenen Jahre gebaut. Nur 240 indianische Jungen konnten bewogen werden, als Lehrlinge bei Handwerkern einzutreten.

Der Regierung kostet die Fürsorge für sie jährlich bedeutende Summen. Für dieses Jahr hat die Regierung die große Summe von 7 431 620 Dollars ausgeworfen. Diese Summe umfaßt zu mehr als der Hälfte Ausgaben für Proviant, Kleider, für Schulen ꝛc., nahezu die Hälfte bestand in Barzahlungen, gemäß den mit ihnen abgeschlossenen Verträgen für Abtretung von Ländereien.

Außerdem besitzen die 248 813 Indianer ziemlich bedeutende Vermögen, einige Stämme sind sogar recht reich. Die Regierung verwaltet einen Fonds von 32 930 183 Dollars und davon bezogen die Indianer in diesem Jahre 1 631 971 Dollars Zinsen. Für Ländereien, welche den Indianern gehörten und mit deren Zustimmung verkauft wurden, sind 9 977 731 Dollars vorhanden. Die Cherokee-Indianer besitzen Eisenbahn-Aktien im Werte von 201 000 Dollars, denen 6 Prozent Zinsen garantiert sind.

Von der Bildung will der Indianer auch heute noch nicht viel wissen. Auch seine Kinder wollen in keine Schule gehen. Doch hat die Regierung Schulen für sie eingerichtet. Im letzten Jahre waren 17 598 Schüler und Schülerinnen in den Pensionsschulen, die noch ca. 2000 mehr hätten fassen können. Der Durchschnittsbesuch dieser Schulen betrug 15 026. Die Tagesschulen zählten 5366 Schüler und ihr Durchschnittsbesuch ist mit nur 3650 angegeben. Die Schulhäuser sind modern konstruiert und mit modernen Bequemlichkeiten, Dampfheizung, bester Ventilation ꝛc. ausgestattet. Diese Schulgebäude kosten der Regierung ungefähr 4 Millionen Dollars, wovon aber ein guter Teil in die Taschen der amerikanischen Politiker gewandert ist.

Von den 1774 Lehrern und Angestellten in den Schulen waren schon 37 Prozent Indianer, gegen 28 Prozent im vorhergehenden Jahre. Etwa 73 Lehrer, 30 Handwerkslehrer, 26 Farmer, 27 Wächter, 20 Schuhmacher und Sattler, 19 Disciplinarier, 14 Maschinisten, 9 Schneider, 9 Krankenwärter, 9 Zimmerleute, 7 Janitors, 6 Clerks, 6 Fuhrleute, 5 weibliche Handarbeitslehrerinnen, 4 Gärtner, 3 Schmiede, 2 Kindergärtnerinnen, 2 Bibliothekare, 2 Buchdrucker, 2 Instruktoren für Blasmusik, 2 Arbeiter, 2 Hirten und Schlächter, 1 Turnlehrer, 89 Wäscherinnen, 76 Näherinnen und 74 Köchinnen, sämtlich Indianer, was gewiß den besten Beweis für den Wert der Schulen liefert.

Die kirchlichen Miſſionsſchulen haben aus Privatmitteln 208 623 Dollars für Schulzwecke ausgegeben und ebenfalls aus Privatmitteln wurden durch die Miſſionare 112 023 Dollars für Kirchen und Gottesdienſt verausgabt. An Miſſionaren giebt es (außer Lehrern) 305 männliche und 146 weibliche, die verſchiedenen Kirchen angehören. Kirchenmitglieder wurden 23 574 gezählt, jedoch ſind auf verſchiedenen Reſervationen keine Erhebungen vorgenommen worden. Kirchen und Kapellen ſind 306 vorhanden. Es beſtehen 1018 geſetzliche Ehen, und es ſind 62 Eheſcheidungen gemeldet. Die Zahl der Geburten betrug 4326, die Zahl der Todesfälle 4058.

Südafrika. Vor einiger Zeit iſt ein Miſſionar der Londoner Miſſionsgeſellſchaft heimgegangen, deſſen Name und Beiſpiel auch unter uns bekannt zu werden verdient. Sein Name iſt William Aſhton. Er war einer der älteſten Miſſionare der alten Londoner Miſſionsgeſellſchaft in Südafrika. Fünfundfünfzig Jahre iſt er in der Arbeit geweſen, und in all den Jahren war er nur einmal in ſeinem Vaterlande und hat nur neun Monate außer ſeinem Arbeitsfeld zugebracht. Siebenundzwanzig Jahre lang arbeitete er mit Dr. Moffat in Kuruman, und einige Zeit war er der Nachbar Dr. Livingſtones, des bekannten Schwiegerſohnes von Dr. Moffat. Er war einer der kühnen, ſchnellen, klaren, unermüdlichen Geiſter, die der Meiſter gewöhnlich zu neuen Arbeitsfeldern ſendet. Aſhton war ein Mann, der zu allem Geſchick hatte; er war als Sprachforſcher, Ueberſetzer, Prediger, Drucker, Buchbinder, Zimmermann, Maurer, Erdarbeiter ebenſo gut zu brauchen, als zum Buchhändler, Kaufmann und Rechnungsführer, und war bewandert in aller Art Kontorarbeit. Alle ſolche Pflichten und noch viel mehr lagen auf ihm, und das Zeugnis einer Menge ſeiner Mitarbeiter iſt einſtimmig, was ſeine Fähigkeit, Energie und den Segen ſeiner treuen Arbeit angeht.

Sein erſter Gedanke, Miſſionar zu werden, wurde in ihm geboren unter einer Predigt von Richard Knill. Kurze Zeit darauf wurde er mit Dr. Moffat bekannt und durch deſſen Vermittlung ausgebildet, und darauf von der Londoner Miſſion 1842 nach Kuruman in Südafrika geſandt. Da Dr. Moffat noch einige Zeit in England zurückbleiben mußte, benutzte Aſhton ſeine Zeit dazu, Drucken und Buchbinden zu lernen. Und nachdem er ſich verheiratet, zog er mit noch zwei Miſſionaren unter Führung von Moffat zum Kap der guten Hoffnung.

In Kuruman lag Aſhton neben der gewöhnlichen Miſſionsarbeit die Sorge für die Druckerpreſſe ob. Noch vor kurzem ſchrieb der

gegenwärtige Leiter der Druckerei: Die Bücher, die Aſhton eigenhändig geſetzt und gedruckt hat, tragen alle das Siegel ſeines tüchtigen praktiſchen Charakters. Unter den vielen Lehr-, Leſe- und Schulbüchern, welche er druckte, war auch die erſte Bibel in der Sprache der Setſchuana, die von Dr. Moffat überſetzt worden war, und von welcher Aſhton ſelbſt auch alle Korrekturen durchſah, um Moffat die Arbeit zu erleichtern. Im Jahre 1857 fing er an, ein Monatsblatt in der Setſchuana-Sprache herauszugeben. Im Jahre 1864 wurde er mit der Leitung der Miſſionsſtation Likhatlong betraut und arbeitete dabei weiter durch ſeine Druckerpreſſe. Im Jahre 1870 hielt er ſich 9 Monate in England auf, und von da ging er nach Kuruman, von wo Moffat abgereiſt war.

Im Jahre 1876 zog er nach Barkly, wo er die letzten 21 Jahre ſeines Lebens auf ſehr breiter Grundlage gearbeitet hat in einem Diſtrikt, wo Engländer, Boeren, Betſchuanen, Korannas und andere Stämme nebeneinander wohnen. Seine Arbeit am Sonntage trug einen vielſprachigen Charakter. An einem Tage predigte er gewöhnlich in drei, vier verſchiedenen Sprachen, ſo daß das Volk von ihm ſagte: Das iſt der Mann, der einem jeden von uns in ſeiner eigenen Sprache die großen Thaten Gottes verkündet. In Sonntagsſchulen arbeitete er eifrig, und verſchiedene Tagsſchulen ſtanden unter ſeiner Leitung und wurden von ihm regelmäßig beſucht. Aber auch auf dem Verwaltungsgebiet war Aſhton ein Mann, ein Charakter, eine Arbeitskraft von großer Bedeutung. Er war die Seele der finanziellen Verwaltung der ganzen Miſſion in Südafrika. Er war Sekretär und Kaſſierer des Betſchuanen-Gebietes, und ſo lag die Leitung jener ganzen Arbeit in ſeiner Hand. Er war der Fragekaſten für alle anderen und jüngeren Miſſionare und eigentlich das Rad, um welches ſich alles drehte. Er war der Freund und Führer aller, die zu ihm kamen. Sein beſcheidenes Auftreten, ſein helles Auge, ſeine beſtimmte Art nahmen jeden für ihn ein. Für Kinder war er ein Vater, für Unglückliche ein Tröſter. Selbſt in ſehr hohem Alter war und blieb er der freundliche, hilfsbereite Mann. Die Eingebornen kannten ihn alle. Weit und breit war er geehrt und geliebt. Streng war er wohl, und das haben viele erfahren, aber doch hatten alle ihn herzlich lieb. Eine ſchwarze Frau ſagte einſt, indem ſie auf Aſhton zeigte: Wie iſt unſer Land geſegnet durch dieſen Mann!

Im Jahre 1892 feierte er das Jubiläum ſeiner Miſſionsarbeit. Von allen Seiten empfing er die größten Beweiſe der Liebe und Achtung. Aber er blieb der einfache, herzliche Mann, der nichts hören wollte von einer Heimreiſe und einem Niederlegen ſeiner Arbeit. Er arbeitete fort, ſolange die Sonne ſeines Lebens ſchien. Er

schied in Frieden aus diesem irdischen Leben, gesegnet und betrauert von Tausenden. (Missions- u. Heidenbote.)

Indien. Der Würgengel, die Beulenpest, geht noch immer durch die Städte Indiens. In der Bombay-Präsidentschaft ist sie mit erneuter Macht ausgebrochen und hat Ende August in einer Woche 2300 Opfer gefordert. Selbst auf dem Hochland von Südmahratta hat sie Eingang gefunden und breitet sich in erschreckender Weise aus. Auch in der Madras-Präsidentschaft kamen Todesfälle vor. Der bornierte Widerstand der Heiden macht die Bekämpfung der Seuche sehr schwierig. Die Heiden fürchten die Maßregeln der Gesundheitspolizei mehr als die Pest und werden durch dieselben sehr erbittert gegen die Regierung. Manche Aerzte meinen, daß es, wie einst in Europa, so auch in Indien wohl 5 bis 6 Jahre dauern werde, ehe die Seuche erlischt. (Nach dem Leipziger Miss.-Bl.)

Japan. Nach dem letzten, von Missionar Loomis in Yokohama aufgestellten Census betrug die Zahl der in Japan arbeitenden Missionare beiderlei Geschlechts im letzten Jahr 652, wobei die 203 Missionsfrauen nicht mitgezählt sind. An Erwachsenen wurden im Jahr 1897 3062 Personen getauft, 500 mehr als im Vorjahr. Die Gesamtzahl der evangelischen Christen betrug 40578, was einen Zuwachs von 2217 gegenüber dem vorjährigen Bestande ergiebt. Die griechisch-katholische Kirche giebt 23856, die römisch-katholische 52796 Kirchenglieder an. Unter den letzteren werden aber allein 1476 Taufen von Kindern heidnischer Eltern aufgeführt.

Bücheranzeige.

Burkhardt G. **Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden.** Drittes Heft: Deutsch-Ostafrika (Nyassagebiet). Leipzig, Verl. v. Fr. Jansa. 1898. Mk. 1.50.

Wie schon in den beiden ersten Heften, so wird uns auch hier eine Serie von Missionsstunden aus der Brüdermission geboten, die sich durch klare und übersichtliche Darstellung auszeichnet. Das Ganze, das in 10 Abschnitte gegliedert ist, behandelt eines der jüngsten Missionsfelder der Brüdergemeine, weshalb die erst sechsjährige Arbeitsperiode in ihrem geschichtlichen Verlauf, und nicht bloß in einzelnen Miniaturbildern, gezeichnet werden konnte. Man erhält dadurch ein vollständiges Bild dieser hoffnungsvollen jungen Mission. Auch geographisches, ethnographisches und biographisches Material ist reichlich herbeigezogen und verwertet. Jede einzelne Missionsstunde ist durch eine kurze biblische Betrachtung eingeleitet, stofflich gut gruppiert und ansprechend ausgeführt. Wer die beiden ersten Hefte (Grönland, Alaska und Suriname) des Verfassers kennt, wird dankbar für diese treffliche Fortsetzung der Burkhardtschen Missionsstunden sein.

Richter J. **Aus dem kirchlichen und Missionsleben Englands und Schottlands.** Berlin. Verlag von M. Warneck. broch. Mk. 1.50. | geb. Mk. 2.20.

P. Richter hat sich bei seinem verhältnismäßig kurzen Aufenthalt in England und Schottland fleißig umgesehen und hat gut beobachtet. Was er davon in seinen Tagebuchblättern und Studien dem Leser bietet, ist anregend und interessant geschildert und man folgt ihm gern auf seinen Besuchen und Studiengängen. Im ganzen mögen die englisch-schottischen Kirchen- und Missionsverhältnisse vielleicht etwas zu ideal angeschaut und beurteilt sein, aber es ist dies verzeihlich, da sie dem Deutschen, der sich plötzlich in dieselben hineinversetzt sieht, unwillkürlich imponieren. Doch hat der Verfasser meist nur ganz objektiv geschildert, ohne an den einzelnen typischen Erscheinungen Kritik zu üben. Jedenfalls bietet das Schriftchen Theologen und Missionsfreunden eine Fülle von Belehrung und Anregung.

Dietel. Missionsstunden. Zweites Heft: Hinterindien, Madagaskar und Jamaika. Dritte Auflage, durchgesehen und erweitert von P. C. Paul. Leipzig, Fr. Richter. 1898. Mk. 2.

Der Vorzug der Dietelschen Missionsstunden — ihre zusammenhängende geschichtliche Darstellung der Missionsfelder — ist auch der dritten Auflage dieses Heftes verblieben. Zum Teil hat dieselbe auch eine Erweiterung und Ergänzung erfahren, sodaß die Geschichte der betreffenden Missionsgebiete bis auf die Gegenwart fortgeführt ist. Die Missionsstunden bieten somit ein wertvolles Stück Missionsgeschichte in ansprechender Darstellung.

Wendebourg W. **Die freie Mission ein Werk der Kirche.** Hannover, H. Feesche. 1898. 40 Pf.

Ein trefflicher Vortrag, worin in nüchterner Weise geschichtlich nachgewiesen wird, wie 1. die freie Mission geschichtlich ein Werk der Kirche geworden und als solches hinreichend legitimiert ist, und daß 2. dieses Werk einerseits kirchlich, anderseits frei bleiben muß, um sich immer gedeihlicher entfalten zu können.

Schmiedel O. **Was lehrt und lernt der Missionar in Japan.** Siebente Flugschrift des Allgem. evang. protest. Missionsvereins. Mit zwei Bildern. Berlin. A. Haack. 1898. 50 Pf.

Sehr hübsch erzählte Züge aus dem japanischen Missionsleben des Verfassers, die dazu dienen, die schwierige, aber doch auch hoffnungsvolle Arbeit eines Missionars in dem Kulturlande Japan erkennen zu lassen.

Petrich H. **Deutsche Männer.** Erzählungen für jung und alt. Nr. 7. Licht in der Finsternis. Nr. 21. Ein Führer zum Leben. Anklam. A. Schmidt. Preis: je 8 Pf.

Echt volkstümlich erzählte Geschichten, von denen Nr. 7 die Missionsthätigkeit des Bischofs Otto von Bamberg unter den alten Pommern, Nr. 21 dagegen das Lebensbild Goßners kurz vorführt. Jede Nummer weist zwei hübsche Illustrationen auf dem hinteren Umschlag auf. Die kleinen Schriftchen sind für Massenverbreitung berechnet und werden darum auch partienweis zu billigerem Preise abgegeben.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Mohammedaniſche Grabdenkmäler in Bikſchapur.

Das Blutbad
im Hinterland von Sierra Leone.

Daß das Wort des Herrn an seine Sendboten: „Siehe, ich sende euch als die Lämmer mitten unter die Wölfe!" auch heute noch seine volle Bedeutung hat, das zeigen uns Vorgänge, wie sie sich vor einigen Jahren in Kutscheng (in der chinesischen Provinz Fukien) und neuerdings im Hinterlande von Sierra Leone in erschrecklicher Weise zugetragen haben. Dort waren es elf Missionsleute, die nichts Schlimmes ahnend am Morgen des 1. August 1895 in ihrer Wohnung von einer Rotte Mordbrenner unversehens überfallen und ermordet wurden; hier sind es eine Reihe von weißen und eingebornen Missionsarbeitern, die in einem wilden Aufstande afrikanischer Volksstämme haben ihr Leben lassen müssen.

Es war im Februar dieses Jahres, daß im Distrikt von Port Lokkoh, ca. 50 englische Meilen nordöstlich von der Küstenstadt Freetown, plötzlich ein Aufstand unter der kriegerischen Timne-Bevölkerung ausbrach. Den Anlaß dazu bot eine Hüttentaxe, die der Gouverneur der britischen Kolonie den Eingebornen auferlegt hatte. Ein trunksüchtiger Häuptling, Bai Buria, dem durch die englische Verwaltung das Handwerk als Sklavenhändler gelegt worden war, weigerte sich, jene Hüttentaxe zu zahlen und griff zu den Waffen. Mehrere Häuptlinge schlossen sich ihm an, und in kurzem war der ganze Distrikt in hellem Aufruhr. Eine Polizeitruppe wurde gegen den rebellischen Häuptling abgesandt, um ihn gefangen zu nehmen, sie wurde aber geschlagen. Nicht besser erging es einer Kompagnie westindischer (farbiger) Truppen, die von Freetown aus gegen die Aufrührer vorgingen. Unter schweren Verlusten mußten sie sich wieder zurückziehen. Dieser Erfolg ermutigte die Aufständischen so, daß sie es wagten, am 5. März Port

Lokkoh, einen englischen Militärposten und Sitz des Distriktskommissars, anzugreifen, wodurch die dortigen englisch-kirchlichen Missionare in großer Lebensgefahr schwebten. Der Angriff wurde jedoch glücklich zurückgewiesen.

Inzwischen verbreitete sich der Aufstand rasch über das ganze Land, ohne daß die Kolonialregierung seiner Meister werden konnte. Als Opfer desselben fiel Ende März der mutige Missionar Humphrey, der als Leiter der kirchlichen Mission von Freetown aus über Port Lokkoh den gefährdeten weißen und eingebornen Missionsarbeitern auf den im Hinterland gelegenen Missionsposten zu Hilfe eilen wollte. Wahrscheinlich hielt er sich als Missionar, der an dem ganzen Handel unbeteiligt war, für sicher. Aber der Aufstand hatte seinen eigentlichen Grund nicht in der unliebsamen Hüttentaxe, die nur zum Anlaß genommen wurde, sondern in dem Gelüst des Sklavenhändlers und Häuptlings Bai Buria, der das ihm unbequeme Joch der englischen Herrschaft abschütteln wollte, um nach wie vor Sklaven rauben und verkaufen zu können. Von Miss. Humphreys Schicksal hat man bis jetzt nichts weiter erfahren können, als daß er bei seinem Versuch, ins Innere vorzudringen, unterwegs hinter Port Lokkoh in die Gefangenschaft der Aufständischen geriet und von ihnen ermordet wurde.

Die übrigen Missionsarbeiter konnten sich von ihren gefährdeten Posten glücklich an die Küste retten. Einer von ihnen, Miss. Alvarez, der seit dem letzten Jahr in Sinkunia, ca. 210 englische Meilen landeinwärts an der Grenze der britischen Interessensphäre stationiert war, konnte nur mit großer Mühe und äußerster Gefahr die Küste gewinnen. Er erreichte in acht Tagemärschen den Ort Bendembu, etwa 65 engl. Meilen von Port Lokkoh entfernt, brauchte aber dann, da er sich jetzt in aufständischem Gebiet befand, über vier Wochen, bis er Freetown erreichte. Mangel an Nahrung und die beständige Gefahr, in die Hände der Aufrührer zu fallen, gestalteten diese Reise auf der letzten Strecke zu einer höchst angstvollen. Seine Begleiter verließen ihn alle bis auf zwei und er verdankte es nächst Gott nur dem Wohlwollen zweier Häuptlinge, die ihm auf großen Umwegen und auf geheimen Waldpfaden als Führer dienten, daß er mit dem Leben davon kam und schließlich am 1. Mai wohlbehalten in Freetown anlangte.

Der Aufstand blieb aber nicht auf die Timne beschränkt, son-

dern breitete sich auch nach dem Süden des Schutzgebiets aus bis nach Scherbro. Hier erhoben sich die wilden Mendestämme gegen die britische Regierung und verschworen sich gegen alles, was der englischen Sprache kundig war, seien es Weiße oder Schwarze. Mit ausgesuchter Grausamkeit wüteten sie gegen alle, die nicht zur einheimischen Bevölkerung gehörten oder im Dienst der Fremden standen. Handelsniederlassungen und Missionsplätze wurden geplündert und zerstört und ihre Bewohner erbarmungslos niedergemacht. Man berechnet, daß nicht weniger als 2000 Personen dabei ihr Leben verloren. Welche Greuel dabei vorkamen, läßt sich nicht beschreiben. Nur ein Beispiel. Gegenwärtig weilt in England ein junger Sierra Leone-Neger, der an der Scherbro-Küste im Dienst der Regierung stand. Die entmenschten Aufrührer töteten zuerst mit einem Buschmesser seine Frau, ihm selbst aber hieben sie den einen Arm und die Hand des andern Armes ab und ließen ihn liegen. Er wurde in diesem Zustand nach Freetown ins Hospital gebracht und hier geheilt, ist nun aber ein hilfloser Krüppel für sein Leben lang. Aus diesem Grund hat er sich nach England begeben, um sich hier wenn möglich künstliche Gliedmaßen anfertigen zu lassen.

Die Aufständischen verfuhren um so schonungsloser, als sie alle einem Geheimbund angehörten, dessen Mitglieder sich vorher das Wort gegeben hatten, ohne die geringste Rücksicht selbst auf ihre nächsten Verwandten der Parole des sogenannten Pura-Bundes zu folgen und das zu thun, was die Anführer vorschrieben.*)

*) Nach der Darstellung von Miss. Vivian (im Manchester Geographical Journal) ist das Pura (oder Porroh) ursprünglich eine Familienverbindung unter den Mende, die aber nach und nach einen politisch-religiösen Charakter angenommen hat und große Gewalt über die Bevölkerung ausübt. Ihr gehören, wie beim Leoparden-Bund, nur Männer und Jünglinge an, die aber vorher eine Probezeit durchlaufen haben müssen. Für das weibliche Geschlecht existieren zwei andere Geheimbünde. Die Pura-Gesellschaft der Alten bildet den Geheimrat des Häuptlings, dessen politische Autorität dadurch unbeschränkte Gewalt erhält. Im Namen des Pura werden Gesetze gegeben und Strafen auferlegt, Handelspreise festgesetzt und die Zeit der Ernte bestimmt, Landesrechte erteilt u. a. m. Der Häuptling scheint das Haupt des Bundes zu sein; aber von Zeit zu Zeit erscheint — und hierin zeigt sich seine Verbindung mit dem Fetischdienst — eine maskierte Persönlichkeit in der Oeffentlichkeit als Pura-Teufel, um der abergläubischen Bevölkerung, sonderlich den Frauen, Schrecken und Entsetzen einzujagen und reiche Opfergaben zu erpressen.

Im Fall ein Mitglied dem nicht unbedingt Folge leisten würde, so war er selbst dem Tode verfallen. Das Hauptbestreben des Bundes aber war, alle Versuche zur Civilisierung und Christianisierung unter den eingebornen Volksstämmen von Sierra Leone mit Gewalt zu verhindern und das Vorhandene zu vernichten.

Die schmerzlichsten Verluste aber hat in diesem Aufstand die amerikanische Mission der sogenannten United Brethren (der Unierten Brüder) erlitten, die seit 1883 unter den Timne und Mende im Segen arbeitet und bereits eine große Anzahl von Gemeinden gesammelt hat. Mehrere ihrer Stationen sind geplündert und zerstört worden, darunter ihre Hauptstation Rotufunk, die 25 Stunden östlich von Freetown liegt. Am bedauerlichsten aber ist, daß auch eine große Anzahl ihrer Missionsarbeiter, weiße und schwarze, unter entsetzlichen Martern haben ihr Leben lassen müssen. Die wenigen, die dem Blutbad entronnen sind und sich mit knapper Not retten konnten, sind auf den Rat des englischen Gouverneurs Cardew bis auf weiteres in ihre amerikanische Heimat zurückgekehrt, da es wohl einige Zeit währen wird, bis der Aufstand völlig unterdrückt und wieder Ruhe und Sicherheit im Lande hergestellt ist. Das gesamte Missionswerk ist somit bis auf weiteres stillgestellt und es wird bei seiner Wiederaufnahme sehr schwer halten, den angerichteten Schaden zu heilen.

Von dem amerikanischen Missionspersonal sind gefallen: Miss. Cain und Frau, Fräulein Dr. Hatfield und Ella Schenk, die am 3. Mai auf der Station Rotufunk ermordet wurden; ferner Miss. McGrew und Frau, die wahrscheinlich am 8. Mai auf der Mende-Station Tiama, 40 Stunden östlich von Freetown, ihr Leben gelassen haben, sowie Miss. Hughes auf der Avery-Station, die um den 30. April herum von den Aufständischen eingenommen wurde. Außer diesen Opfern sind aber noch eine ganze Reihe von eingeborenen Missionsleuten, die in Amerika ihre Ausbildung erhalten haben und darum als Fremde betrachtet wurden, ermordet worden, darunter ein Missionar David Wilberforce mit Mutter, Gattin und vier Kindern, ein Professor Clemens und Miss. Cole mit Frau, alle auf der Danville-Station. Ein ganz genauer und klarer Bericht über die blutigen Vorgänge auf diesen Missionsplätzen wird kaum je zu erhalten sein, da wohl niemand mehr am Leben ist, der einen solchen geben könnte. Alles, was darüber

bekannt geworden ist, entnehmen wir dem Bericht eines amerikanischen Blattes vom 30. Juni 1898, wie er sich im Calwer Missionsblatt (Nr. 10) findet. Dort heißt es:

Der Ueberfall der Rotufunk-Station kam so gut wie ohne Warnung. Herr Ward, der einzige Ueberlebende von den dortigen Missionaren, begab sich am 28. April nach Freetown, um dort Einkäufe zu machen. Niemand dachte an eine Gefahr. Was später geschah, wurde von Eingebornen wie folgt geschildert: Am frühen Morgen des 3. Mai kamen eingeborne Weiber in großer Aufregung in das Missionsgehöft gelaufen und schrieen, daß ein bewaffneter Haufe sich auf dem Wege befinde, um das Gebäude einzunehmen. Da die fünf Missionare keinerlei Mittel zur Verteidigung hatten, flüchteten sie in die nahegelegenen Wälder. Sie hatten kaum das Gebäude verlassen, als auch schon eine wilde Horde des Timne-Stammes mit schrecklichem Geheul in dasselbe eindrang. Als sie gewahr wurden, daß die Weißen geflohen, begannen sie sofort die Wälder abzusuchen, und es dauerte auch nicht lange, bis sie die Missionare umzingelt hatten.

Die Gefangenen wurden entkleidet und mußten im Gänsemarsch den Rückweg nach der Missionsstation antreten. Die Eingebornen stießen sie beständig mit ihren Speerspitzen und schlugen mit Ruten auf sie ein, so daß das Blut floß. Was folgte, ist so schrecklich, daß es nicht nacherzählt werden kann. Der Tod kam als ein willkommener Gast, machte er doch der schändlichen Behandlung und den qualvollen Schmerzen ein Ende. Die Missionare fielen der Reihe nach angesichts der Missionsstation; die Frauen wurden mittelst der Speere erstochen oder man trennte ihnen mit Messern den Kopf vom Rumpfe. Die männlichen Mitglieder der Mission wurden sozusagen in Stücke gehackt und an den Stacheldrahtzäunen aufgehängt.

Inzwischen hatte auch die amerikanische Kolonie zu Schengeh, 30 Stunden südöstlich von Freetown, vernommen, daß ein Aufstand unmittelbar bevorstehe. Da ihnen indessen ähnliche Gerüchte schon öfters zu Ohren gekommen waren, ohne daß sie sich bewahrheitet hätten, so machten sie sich nur wenig daraus. Die Missionsarbeit ging nach wie vor ihren gewohnten Gang. Eines Tages sprach ein freundlich gesinnter Eingeborner in der Mission vor und erklärte dem Dr. Burtner: „Die Stämme haben beschlossen,

die Mission und alle diejenigen, welche mit derselben verbunden sind, zu vernichten, und ich werde mich zwecks Rettung meines Lebens in die Wälder flüchten, da sie wissen, daß ich hier meine Ausbildung bekommen habe."

„Was soll aus den andern Männern werden?" fragte ihn der Missionar.

„Sie müssen sich den kämpfenden Horden anschließen oder fliehen," lautete die Antwort.

Gar bald begann von dem Dorf und seiner Umgebung aus eine Völkerwanderung aller rüstigen Männer, und am 30. April wurde die Lage so bedrohlich, daß Dr. Burtner alle Freunde der Mission benachrichtigte, daß sie unter dem Dache der letzteren Schutz finden könnten. Bis dahin waren Dr. Burtner und Gattin, wie auch Bruder und Schwester Minshall die einzigen Bewohner der Station gewesen. Sie machten sich unverzüglich an die Arbeit, die Fenster mit Eisenstäben zu befestigen und die Thüren zu verbarrikadieren. Ihre ganze Bewaffnung bestand aus einem Revolver und einem alten, unzuverlässigen Gewehr, nebst Aexten, Beilen und Messern; die Wilden aber waren im Besitz moderner Feuerwaffen. Alle waren sich darüber einig, daß der Tod einer Gefangennahme vorzuziehen sei, und namentlich vertraten die Frauen diese Ansicht.

Am folgenden Tage kamen etwa 500 Frauen und Kinder, die sich nicht geflüchtet hatten, ins Missionshaus, um daselbst Schutz zu suchen. Die Nachricht, daß die Avery-Mission zerstört und die dortigen eingebornen Missionare gefangen genommen worden seien, hatte sie zu diesem Schritt veranlaßt. Die wilden Krieger waren noch weit genug entfernt, um eine Flucht zu Wasser nach der Bananen-Insel, ungefähr zwei Stunden in der See draußen, möglich zu machen. Man schritt unverzüglich dazu, die Boote in Bereitschaft zu setzen. Während der ganzen Samstagnacht verblieben die Frauen und Kinder im Missionshaus, während die Männer an den Booten arbeiteten. Kurz nach Tagesanbruch am Sonntag begann die Ueberfahrt. Jedes einzelne Boot legte die Strecke fünf- bis sechsmal zurück. Dr. Burtner war der letzte, der sich einschiffte, und es war 8 Uhr abends, als das Boot, in welchem er sich befand, über die Wellen glitt. Es war hohe Zeit, denn schon war der Himmel gerötet: die Missionsstationen zu Manoh, Kulong und Otterbein standen in hellen Flammen.

Noch in derselben Nacht wurde die Weiterreise nach Freetown angetreten. Es war am 6. Mai, als die Missionare daselbst eintrafen, und sie wurden vom britischen Gouverneur aufs herzlichste empfangen. Dieser riet ihnen indessen, das Land zu verlassen, da keine Aussicht vorhanden sei, daß die aufrührerischen Stämme in der nächsten Zukunft besiegt werden würden. Die Missionare vernahmen hier ebenfalls, daß die McGrews gefangen und wahrscheinlich getötet worden seien, auch kam ihnen die Schreckenskunde zu Ohren, daß die Danville-Station in die Hände der Eingebornen gefallen und die Insassen ermordet seien.

Während diese Gesellschaft Freetown erreichte, kamen die übrigen Flüchtlinge wohlbehalten auf der Turtle- und Scherbro-Insel an. Boote, welche mit bewaffneten Männern von Freetown dahin abgingen, fanden sie vor, nebst Frl. Mullen, welche ihre Rettung bloß der Wachsamkeit, für welche der britische Beamte im Ausland bekannt ist, zuzuschreiben hat. Frl. Mullen war zu Momaliga stationiert, und zwar war sie die einzige weiße Person daselbst. Diese Niederlassung ist an einem kleinen Flusse gelegen. Am 29. April kam eine Bande des Timne-Stammes singend und johlend durch den Wald gezogen. Frl. Mullen wußte, was das zu bedeuten hatte, und lief dem Fluß zu in der Hoffnung, daselbst ein Boot vorzufinden, in dem sie ihre Rettung bewerkstelligen könnte. Sie wurde indessen getäuscht, da alle Boote von den Eingebornen benützt worden waren, die zum Teil geflohen, zum Teil sich den Aufständischen angeschlossen hatten. Sie sah, daß an ein Entfliehen in die Wälder nicht zu denken war, und so entschloß sie sich, auf ihrem Posten zu sterben, falls der Tod ihr bevorstehen sollte. Sie kehrte zurück und schritt ruhig durch die Reihen der erstaunten Wilden, welche ihr Platz machten. Als sie die Thüre erreicht hatte, ergriff sie einer der Eingebornen und fragte sie, was sie zu thun gedenke?

„Ich gehe ins Haus hinein," erwiderte sie. „Ihr seid so viele und ich kann euch nicht entgehen. Laßt mich eine kurze Weile allein."

Der Krieger hielt ihr einen blutgetränkten Speer vor die Augen und sagte: „Dies ist das Blut deiner Freunde; das deinige wird auch bald daran kleben."

Die ganze Bande drängte sich hierauf an sie heran, zeigte

ihr ihre Waffen und ihre vom Blut geröteten Arme und Brüste. Sie behielt indessen ihren Gleichmut, und ohne Zweifel war es diesem Umstand allein zuzuschreiben, daß sie die Erlaubnis erhielt, das Haus zu betreten. Die Wilden zogen sich ins Laubwerk zurück, doch warnten sie die Missionarin, ja nicht an ein Entfliehen zu denken, da sie sonst ein Kind des Todes sein würde. Als sie so angesichts eines baldigen, gewaltsamen Todes dasaß, hörte sie Schritte, und eine Stimme rief auf gut Englisch: „Ist jemand hier drinnen?"

Als sie hinausstürzte, fand sich Frl. Mullen dem britischen Kommissar von Bonthe (auf der Scherbro-Insel), Dr. Jarrett, gegenüber. Er hatte vernommen, daß der eingeborne Kommissar zu Bogo von den Wilden ermordet worden sei, und hatte sich mit einer bewaffneten Abteilung auf den Weg gemacht, um an Ort und Stelle eine Untersuchung anzustellen. Als er in die Nähe gekommen war, folgte er einem inneren Triebe, da er dachte, er könnte vielleicht den Missionaren von Nutzen sein. So wurde Frl. Mullen gerettet, und sie traf noch rechtzeitig in Freetown ein, um mit den übrigen die Heimreise anzutreten.

Die Syrische Kirche in Südindien.

Von Miss. W. Bader.

(Schluß)

c. Die jakobitische Periode. Bis zur Ankunft des Mar Gregorius hatte der von den Syrern im Jahr 1653 zum Bischof erwählte Archidiakon Thomas, den wir nun Thomas I. nennen können, der syrischen Kirche vorgestanden, obwohl er der eigentlichen, bischöflichen Ordination ermangelt hatte. Als aber Gregorius in Malabar ankam, wurde es für zweckmäßig erachtet, daß Thomas von Mar Gregorius in aller Form zum Bischof geweiht werde. Gregorius vollzog deshalb an Thomas die Konsekration und scheint in der Folge zusammen mit Thomas die syrische Kirche regiert zu haben. Der Raum gestattet nicht, auf die Geschichte der einzelnen Bischöfe, die vom Anfang der jakobitischen Periode bis zur

Neuzeit der syrischen Kirche vorstanden, näher einzugehen; auch sind die wirklich geschichtlichen Nachrichten über die einzelnen Bischöfe meist sehr mager. Vom Jahre 1665 bis 1817 wurde die syrische Kirche nacheinander von neun Bischöfen regiert, die alle den Namen Thomas trugen. Einige von ihnen erhielten die Weihe vom Abgesandten des jakobitischen Patriarchen von Antiochien; die übrigen wurden von ihren jeweiligen Amtsvorgängern konsekriert.

Mit dem Jahr 1816 beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der syrischen Kirche. In diesem Jahr traf nämlich der erste Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, Norton, in Travankor ein, der zusammen mit den nachfolgenden Missionaren Bailey, Fenn und Baker, eine Reformation der syrischen Kirche anzubahnen den Auftrag hatte. Den Anstoß zu diesem Unternehmen gab der schon früher genannte Dr. Buchanan. Nachdem Travankor unter britischen Schutz gekommen war, reiste Buchanan 1806 dahin, um Nachrichten über die syrische Kirche zu sammeln. Seine „Forschungen" („Christian Researches in Asia") weckten eine allgemeinere Teilnahme für diesen Zweig der orientalischen Christenheit und infolge einer Einladung des damaligen britischen Residenten in Travankor, Munro, der ein großes Interesse an der Wiederbelebung dieser alten Kirche nahm, beschloß die englisch-kirchliche Mission, ihr zu einer Reformation des Glaubens und Lebens behilflich zu sein. Dabei wollte man den Bestand der syrischen Kirche in keinerlei Weise alterieren; Charakter und Individualität derselben sollten bewahrt bleiben. Das Ziel war, der syrischen Kirche zu helfen, daß sie sich selber von innen heraus reformiere. Die Missionare erhielten vom syrischen Bischof die Erlaubnis, in den Kirchen zu predigen und zwar in der Landessprache. In ihren Predigten unterließen es die Missionare zunächst, die dem protestantischen Geist und Bewußtsein entgegenstehenden Punkte in Ritual und Praxis offen anzugreifen; sie erwarteten, daß die allmähliche Verbreitung evangelischer Erkenntnis die Syrer dazu führen werde, diese Dinge selber zu ändern. Nur in einem Punkte griffen die Missionare unmittelbar ein. Der moralische Stand vieler syrischen Priester war ein höchst trauriger; eine gründliche Abhilfe erwarteten die Missionare nur von der Aufhebung des Cölibats. Sie veranlaßten deshalb den syrischen Bischof, öffentlich zu erklären, daß es den Priestern freigestellt sei

zu heiraten. Oberst Munro, der englische Resident, bot dem ersten Kattanar, der in die Ehe treten würde, eine Belohnung von 400 Rupien an. Im Jahr 1820 waren von 150 Priestern schon 40 verheiratet.

Die Missionare führten nun eine Arbeitsteilung durch. Norton ließ sich in Alapula (Aleppy), dem Haupthandelsplatz des Reiches nieder und scheint hauptsächlich durch die Predigt gewirkt zu haben. Fenn, Bailey und Baker machten Kottajam, wo der syrische Bischof seinen Sitz hatte und das von einem reichen Syrer erbaute und durch Munro's Vermittlung mit Geldern von der Landesregierung dotierte Priesterkolleg leitete, zum Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit. Fenn lehrte im Kolleg, Bailey war hauptsächlich litterarisch thätig und übersetzte das Neue Testament und die syrische Liturgie ins Malajalam. Baker gründete eine Anzahl (etwa 70) Gemeindeschulen samt einigen Sekundarschulen, in denen neben Malajalam auch Englisch getrieben wurde. Die Arbeit der Missionare zeitigte bald Frucht. Die Syrer bewegten sich nun freier gegenüber den Katholiken, minderten den Bilderdienst und begannen das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen. Anrufungen der Maria und der Heiligen und Gebete für die Toten wurden aus der Liturgie ausgemerzt und öffentliche Schriftverlesung und Gebete in der Malajalamsprache eingeführt.

Bis zum Jahr 1825 ging die Arbeit der Missionare ungestört weiter und Zeichen eines großen Umschwungs machten sich in der syrischen Kirche bemerkbar. Bischof Pulikotu Dionysius (1817—1818), der Nachfolger von Thomas IX., war anfänglich etwas mißtrauisch, erkannte aber bald die Uneigennützigkeit der Missionare und unterstützte ihre Bestrebungen. Bischof Punatharai Dionysius (1818—1825) förderte noch mehr als sein Amtsvorgänger die Arbeit der Missionare und gab sich mit Leib und Seele dem Werk der Reform in seiner Kirche hin. Leider starb dieser treffliche Mann im Jahr 1825 ganz plötzlich an der Cholera, und sein Nachfolger, Bischof Tscheppat Dionysius (1825—1852), ein habsüchtiger Mann, begann den Missionaren bald Schwierigkeiten zu bereiten. Es stellte sich schließlich heraus, daß ein Zusammenarbeiten mit Dionysius unmöglich sei. Im Jahr 1837 vollzog sich der Bruch zwischen den Missionaren und den Leitern der syrischen Kirche. Dionysius berief eine Synode, auf der er

es dahin brachte, daß die Reformpartei überstimmt und ein Beschluß gefaßt wurde, wonach man die Verbindung mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft löste.

Bald nach dem Bruch mit den Missionaren wurde Bischof Tscheppat Dionysius in Schwierigkeiten verwickelt. Er war der erste gewesen, der nicht aus der Palamattam-Familie, aus der die früheren Bischöfe alle genommen worden waren, stammte. Jene Familie war nämlich ausgestorben. Mit Dionysius Tscheppat hatten sich seinerzeit noch zwei weitere Kandidaten um den Bischofsstuhl beworben. Es wurde beschlossen, das Los entscheiden zu lassen. Das Los fiel auf Tscheppat Dionysius. Um dieser Bischofswahl eine weitere Basis zu geben, setzte es der britische Resident bei der Regierung durch, daß Tscheppat Dionysius durch königliche Proklamation als das rechtmäßige Oberhaupt der syrischen Kirche erklärt wurde. Aber seine Gegner gaben sich damit nicht zufrieden. Sie sandten Klage über Klage an den jakobitischen Patriarchen von Antiochien und baten um Absetzung des Dionysius und Einsetzung eines vom Patriarchen konsekrierten Bischofs. Im Jahr 1842 kam ein junger syrischer Christ, Namens Matthäus, nach Mardin, der Residenz des jakobitischen Patriarchen. Dieser Matthäus hatte noch unter den englisch-kirchlichen Missionaren im syrischen Kolleg in Kottajam studiert und war 1837 als einer der begabtesten Schüler und Diakone in die theologische Schule der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu Madras aufgenommen worden. Nach einigen Jahren wurde er aber entlassen. Von Madras reiste Matthäus nach Mardin zum Patriarchen, der gerade durch allerlei schlimme Nachrichten von Malabar her umgetrieben war. Matthäus kam ihm wie gerufen. Er gab ihm schnell hintereinander die vier Weihen und sandte ihn als Bischof Athanasius Matthäus nach Malabar mit der Vollmacht, den Dionysius zu entsetzen und selber den Bischofsstuhl von Malankarai zu besteigen. Die Durchführung dieser Vollmacht war aber keine so leichte Sache. Dionysius ließ sich nicht vertreiben, und die Vorstellungen des neuen Bischofs fanden beim britischen Residenten zunächst ein taubes Ohr. Ja es gelang dem Dionysius und seinem Anhang, den Athanasius beim Patriarchen zu verleumden und diesen auf ihre Seite zu ziehen. Er schickte einen Mar Kurillos, um eine Untersuchung gegen Athanasius einzuleiten und ihn, falls

er ihn schuldig finde, sofort abzusetzen. Zu diesem Zweck gab der Patriarch dem Kurillos ein unbeschriebenes Papier mit seiner Unterschrift und mit seinem Siegel versehen mit, das der letztere nur auszufüllen brauchte.

Kurillos kam nach Malabar, hatte eine Unterredung mit dem Bischof Dionysius und ließ gleich darauf bekannt machen, daß er vom Patriarchen an Stelle des abgesetzten Bischofs Athanasius zum Metropoliten von Malankarai konsekriert sei. Er berief sich dabei auf ein Dokument, das er auf jenem leeren, aber mit der Unterschrift und dem Siegel des Patriarchen versehenen Papier gefälscht hatte. Daß Tscheppat Dionysius ihm dabei geholfen hatte, unterliegt keinem Zweifel. Denn er verzichtete sofort zu Gunsten des Mar Kurillos auf seine Ansprüche und machte davon Anzeige beim britischen Residenten. Nun wurde von seiten der Regierung eine Kommission eingesetzt, um die Sache zu untersuchen. Diese Kommission fand heraus, daß Mar Kurillos seine Ernennungsurkunde gefälscht hatte, seine Ansprüche also hinfällig seien. So wurden die Prätensionen des Mar Kurillos abgewiesen, und da Dionysius resigniert hatte, wurde Athanasius Matthäus durch königliche Proklamation als rechtmäßiger Bischof der syrischen Kirche anerkannt. Aber noch ehe die königliche Proklamation veröffentlicht worden war, kam schon wieder ein neuer Bischof, Athanasius Stephanus Episkopa, in Malabar an. Der Patriarch hatte denselben auf Nachrichten hin, die ihm Mar Kurillos hatte zukommen lassen, nach Malabar gesandt mit dem Auftrag, zusammen mit Tscheppat Dionysius und Mar Kurillos der syrischen Kirche vorzustehen. Stephanus brachte heiliges Oel und neue liturgische Bücher mit, die abgeschrieben und in den Kirchen aufgelegt werden sollten. Vom Patriarchen war ihm besonders eingeschärft worden, die „Rasisa", die kirchliche Steuer für den Inhaber des apostolischen Stuhles (den Patriarchen) einzuziehen. Stephanus wandte sich der Reihe nach an den britischen Residenten, an die Madras-Regierung und die Direktoren der ostindischen Kompagnie in London, aber er fand nirgends Unterstützung seiner Ansprüche.

Nachdem Stephanus (1857) hatte abziehen müssen, ließ man den Bischof Athanasius Matthäus bis zum Jahr 1865 ruhig seines Amtes walten. Und was man auch an Athanasius auszusetzen

haben mag, den Ruhm muß man ihm lassen, daß er, wie kein Bischof vor ihm, sich angestrengt hat, die Kirche zu reformieren und zu beleben. Der Einfluß seiner Erziehung durch die evangelischen Missionare im syrischen Kolleg zu Kottajam und in der theologischen Schule zu Madras wirkte bei ihm doch stark nach. Er ermunterte zum Lesen der von den Missionaren übersetzten Malajalambibel, führte im Gottesdienst Gebete in der Landessprache ein, schaffte die Anrufung der Heiligen, die Anbetung der Reliquien und andere unbiblische und abergläubische Gebräuche ab, und that viel, um durch Sonntagsschulen, Bibellesevereine, Predigt in der Landessprache und andere Bestrebungen die Wahrheit zu fördern. Wie sehr Mar Athanasius Matthäus aller Menschenvergötterung, allem Pomp und allem damit zusammenhängenden Aberglauben abhold war, zeigt die Thatsache, daß er in einer seiner letzten Instruktionen befahl, man solle nach seinem Tod seinen Leichnam nicht in sitzender Position auf einem Paradebett in der Kirche ausstellen, wie das früher beim Ableben der Metropoliten zu geschehen pflegte. Einige Tage vor seinem Tode ließ er sich seinen Sarg machen und drückte das Verlangen aus, wie andere Glieder der Kirche im offenen Friedhof an der Seite seines Onkels, eines hervorragenden Doktors der Theologie der syrischen Kirche und Vaters der Reform, beerdigt zu werden. Athanasius behauptete, und wohl mit einigem Recht, daß die Reformen, die er durchzuführen sich bestrebte, eigentlich keine Neuerungen seien, sondern daß sie nur eine Rückkehr bedeuteten zu jener reineren Lehrgestalt und Gottesdienstordnung, die in der Kirche von Malabar herrschten, ehe die Thomaschristen durch Menezes und die Portugiesen gewaltsam zu Proselyten der römischen Kirche gemacht und ihre alten Religionsbücher vernichtet wurden.

Leider wurden die Anstrengungen des Athanasius Matthäus, die syrische Kirche zu reformieren, paralysiert durch einen Streit, der sich im Jahr 1866 erhob, und der die syrische Kirche Malabars in einen zehnjährigen Prozeß verwickelte und die Gemeinden in zwei Parteien spaltete. Im Jahr 1865 ging ein gewisser syrischer Christ, Joseph, zum jakobitischen Patriarchen nach Mardin und klagte den Athanasius der Häresie und allerlei böser Handlungen an. Der erbärmliche Patriarch ließ auch diesmal nicht untersuchen, ob die Anklage auf Wahrheit beruhe, sondern kon-

sekrierte frischweg den Joseph zum Bischof von Malabar. Als dieser Mar Dionysius Joseph 1866 in Travankor ankam, behauptete er, daß Mar Athanasius Matthäus wegen gewisser Abweichungen vom syrisch-orthodoxen Glauben und Ritus abgesetzt sei und beanspruchte amtliche Anerkennung durch die Regierung von Travankor. Die Regierung erklärte ihre Neutralität in Sachen der christlichen Kirche und riet dem Dionysius Joseph, sich mit dem Athanasius gütlich zu vergleichen, oder aber sich an das Gericht zu wenden, damit dasselbe eine Entscheidung bezüglich seiner Ansprüche treffe. Da Dionysius es angesichts des Einflusses und der Stellung des Bischofs Athanasius schwierig fand, seine Sache durchzusetzen, appellierte er wieder an den Patriarchen, der das Versprechen gab, in eigener Person nach Indien zu kommen und den Streit beizulegen. Nachdem der Patriarch nach London gereist war und vergeblich um die Unterstützung des Erzbischofs von Canterbury (der letztere ermahnte ihn, jede Störung des Friedens in der Malabarkirche zu vermeiden) nachgesucht hatte, kam er im Juni 1875 in Begleitung seines Weihbischofs Gregorius von Jerusalem in Kotschi an. Er besuchte den Gouverneur von Madras und den Maharadscha von Travankor, um ihnen seine Beschwerden vorzutragen, ging auch in einige Kirchen und suchte seine Ansprüche als Oberherr der syrischen Kirche zu begründen. Bei der Regierung von Travankor erreichte der fremde Prälat wenigstens so viel, daß sie die königliche Proklamation vom Jahr 1852 zu Gunsten des Athanasius Matthäus zurücknahm und es so den Gegnern des Athanasius ermöglichte, eine Klage im Gerichtshof anhängig zu machen. Auch sonst setzte der Patriarch allerlei durch, das berechnet war, seine Macht und seinen Einfluß zu stärken. Nach dem Grundsatz „divide et impera“ teilte er die syrische Kirche in sieben Diözesen und konsekrierte neben dem Dionysius Joseph noch weitere sechs Bischöfe. Dionysius blieb zwar immer noch der primus inter pares, aber seine absolute Autorität in der syrischen Kirche mußte dadurch doch einen bedenklichen Stoß erhalten. Dionysius mag überhaupt oft im stillen geseufzt haben, daß er die Geister, die er rief, nicht mehr los wurde. Er wurde verantwortlich gemacht, die Kosten für die Reise des Patriarchen nach England und Indien und für den langen Aufenthalt desselben in Malabar aufzubringen. Dionysius

litt schwer unter der gewaltthätigen Art und der grenzenlosen Geldgier des Patriarchen. Als Beispiel, wie habsüchtig der Patriarch sich zeigte, mag die Thatsache dienen, daß derselbe in der Kirche zu Parur das Grab eines kirchlichen Würdenträgers öffnen und nach Schätzen suchen ließ.

Im Juni 1876, nicht lange vor seiner Rückkehr nach Mardin, versammelte der Patriarch seine Parteigänger in Mulanturuttu, im nördlichen Travankor, und ernannte ein Komitee, um seine Ansprüche vor Gericht im Namen des Dionysius Joseph und gegen Bischof Athanasius zu vertreten. Athanasius Matthäus starb am 16. Juli 1877 und ließ seinen jüngeren Vetter Thomas, den er schon im Jahr 1868 zu seinem Suffraganbischof geweiht hatte, als Nachfolger und Erbe im Amt zurück. Zwei Jahre später, im März 1879, machte Dionysius Joseph im Distriktsgerichtshof eine Klage anhängig. Die Hauptfragen in diesem Prozeß waren die: ob der jakobitische Patriarch von Antiochien die Jurisdiktion über die syrische Kirche habe, ob die Weihe durch ihn oder seinen Delegaten wesentlich und nötig sei, um die Ernennung zum Amt des Metropoliten rechtsgültig zu machen, und ob Bischof Athanasius Thomas im rechtmäßigen Besitz des Metranamtes, der Insignien jenes Amtes, des Seminars und der Stiftungen, die damit verbunden sind, sich befinde. Ende Juni 1883 wurde das erste gerichtliche Erkenntnis und zwar zu Gunsten des Dionysius Joseph verkündigt. Im August 1884 wurde von der Partei des Athanasius Thomas ein Appell an den Landesgerichtshof gemacht, aber das Urteil dieses zweiten Gerichtshofes bestätigte (November 1886) im wesentlichen das Erkenntnis des Distriktsgerichtshofes. Bischof Athanasius Thomas appellierte jedoch noch im selben Jahr an den höchsten Gerichtshof. Hier waren die Richter wieder, wie in den beiden niederen Gerichtshöfen, je ein Heide und ein Christ. Es mag uns sonderbar vorkommen, und es ist gewiß höchst eigentümlich, daß die Entscheidung einer so wichtigen kirchlichen Rechtsfrage teilweise in die Hände heidnischer Richter gelegt wurde, die für derartige Fragen ein ungeheuer geringes Verständnis haben müssen und solches auch thatsächlich in den Verhandlungen und in ihren Entscheidungen an den Tag gelegt haben. Es darf deshalb nicht wunder nehmen, daß schließlich das Erkenntnis des christlichen Richters und das des heidnischen Richters einander

schnurstracks entgegengesetzt waren. Der heidnische Richter urteilte dahin, daß dem Patriarchen von Antiochien der Supremat über die syrische Kirche zustehe, und daß daher Mar Dionysius Joseph kraft der Weihe und Ernennung durch den Patriarchen von Antiochien der rechtmäßige Metropolitan der Malabarkirche sei und daß alle die Güter und Stiftungen der Kirche in seinen Besitz überzugehen hätten. Wie weit die heidnischen Richter sich von anderen als von sogenannten Rechtsgründen leiten ließen, ist nicht zu ersehen. Der christliche Richter, Dr. Ormsby, ein gelehrter Doktor der Rechte und gründlicher Kenner des Kirchenrechts und des einschlägigen kirchenhistorischen Materials, begründete in durchsichtiger und klarer Ausführung sein Urteil und kam zu dem Schluß: „Ich halte es für unmöglich zu leugnen, daß die Weihe des Mar Athanasius Thomas ebenso rechtsgültig ist, als die irgend eines der fünf Metropoliten, die ihm unmittelbar vorangingen. Mein Schluß in Beziehung auf das Ganze ist, daß es nicht bewiesen werden kann, daß die Auflegung der Hände durch den Patriarchen von Antiochien wesentlich und nötig ist zur Weihe des Metrans der Kirche von Malabar, da letztere eine unabhängige und gleichaltrige Kirche ist."

Nachdem die Richter am 15. Juli 1889 im offenen Gerichtshof ihre beiderseitigen so verschiedenen Urteile verkündigt hatten, war es zunächst immer noch etwas unsicher, welches der beiden Urteile der Maharadscha von Travankor bestätigen würde. Freilich, wer die Verhältnisse kannte, mußte sich sagen, daß ein Hindukönig wohl schwerlich das Erkenntnis seines eingebornen Richters umstoßen und das Urteil des christlichen Richters annehmen werde, wie fähig der letztere und wie musterhaft seine Darlegungen und sein Urteilsspruch auch sein mochten. Und so kam es denn auch, daß der Radscha das Urteil seiner heidnischen Richter bestätigte. Die richterliche Entscheidung wurde ausgeführt. Die bischöflichen Insignien, das Eigentum und die Stiftungen wurden dem Mar Athanasius Thomas genommen und dem Dionysius Joseph übergeben. Freilich hat Dionysius damit nicht erreicht, was er wollte. Athanasius Thomas ist immer noch das geistliche Haupt seiner Partei, und sein Einfluß unter der evangelischen Reformpartei besteht ungeschwächt fort.

Während die Reformpartei sich vom gröbsten Aberglauben und

Irrtum in Lehre und Ritus losgemacht hat, versteift sich die dionysische Partei umsomehr wieder in den alten Lehr- und Kultusformen. Diese Altsyrer lehren die Transsubstantiation und verweigern den Laien den Kelch. Sie beten für die Toten, haben die Ohrenbeichte, machen das Zeichen des Kreuzes und beobachten gewisse Fastenzeiten. Sie haben die sieben Sakramente und halten daran fest, daß die Salbung mit heiligem Oel (Zayta) das Wesentlichste an der Taufe sei. Die Gottesdienste werden ganz nach syrischem Ritus gehalten, und obwohl kein eigentliches Bibelverbot besteht, kümmern sie sich doch nicht um das Wort Gottes. Den Mittelpunkt des Gottesdienstes bildet das Absingen der Messe in Syrisch. Dagegen erlauben sie die Weihe eines verheirateten Laien oder Diakonen zum Amt eines Priesters und leugnen die Existenz des Fegfeuers. In ihrem Glaubensbekenntnis folgen sie, wie übrigens auch die Reformpartei, den Sätzen des nicäischen Konzils. Sie glauben an die Trinität, behaupten die Einheit der sogenannten beiden Naturen in Christo [es sei nicht eine Mischung wie von Oel und Wasser, sondern eine Durchdringung wie von Wasser und Wein!] und erklären, daß der heilige Geist nur vom Vater, nicht vom Vater und Sohn ausgehe. Wie ich aus ihrem Katechismus ersehe, rechnen sie die Apokryphen auch zum Kanon. Beim Durchlesen dieses Katechismus fiel mir eines besonders auf, daß man nämlich da gar nichts erfährt über den Heilsweg und die Heilsaneignung. Während in unsern Katechismen die Frage: „Wie wird der Mensch gerecht vor Gott?“ objektiv und subjektiv als die wichtigste aufgefaßt und am gründlichsten behandelt wird, sucht man in diesem Katechismus vergeblich nach einer Antwort auf die das Menschen- und Christenherz am tiefsten bewegende Frage: Wie mag ich Sünder vor Gott Gnade und Leben finden? Dagegen werden allerlei alte dogmatische Fragen aufgestellt und zu beantworten gesucht. Liest man den Eingang des Katechismus, der von den Glaubensbekenntnissen und den ersten Kirchenkonzilien handelt, so fühlt man sich um 14 Jahrhunderte zurückversetzt und man könnte meinen, der Gegensatz zwischen Athanasianern und Arianern oder zwischen Dyophysiten und Monophysiten sei eben erst entbrannt. Ich habe einen logischen Gedankenfortschritt in diesem Katechismus aufzufinden gesucht, bin aber schließlich daran verzweifelt, und ich mußte denken: wenn es so konfus in dem ehrwürdigen Haupte eines Chorepiskopus (von einem solchen ist der Katechismus verfaßt) aussieht, wie mag es da erst um die Erkenntnis der Laien bestellt sein! Man denke sich z. B. einmal den innern Gedankenzusammenhang und Gedankenfortschritt in folgendem Kapitel. Ich gebe eine genaue Reihenfolge der Abschnitte resp. Fragen:

1. Eine Liste der Festtage fürs ganze Jahr.
2. Frage, wann das Neujahr bei den Syrern beginnt.
3. Frage, an welchen Tagen und zu welcher Tageszeit die Messe gefeiert werden soll.
4. Frage, ob die Kleriker je nach ihrem verschiedenen Rang verschiedene Gewänder tragen.
5. Frage, ob die Maria nach der Geburt Jesu noch Kinder geboren habe, und ob die Brüder Jesu, von denen wir in den Evangelien lesen, leibliche Brüder Jesu gewesen seien. (Beides wird verneint!)
6. Frage nach dem Aufenthaltsort der Guten und Bösen nach dem Tod.
7. Frage, ob die Heiligen die Sünder richten werden.
8. Aufzählung der Bücher, die von der syrischen Kirche zum Kanon gerechnet werden, ꝛc. ꝛc.

Wie dankbar wird man wieder beim Durchlesen eines solchen gedanken- und zusammenhangslosen Machwerkes für die herrliche Gabe des lutherischen oder Heidelberger Katechismus.

Noch vor zwei Jahrzehnten hatte man große Hoffnung, daß diese alte ehrwürdige Kirche von innen heraus durch den Geist des reinen Evangeliums, das man in den Kirchen und privatim fleißig zu lesen begonnen hatte, belebt und erneuert werden würde. Ein Hauch neuen Lebens durchwehte damals dte Totengebeine versteinerter Orthodoxie, und die Finsternis alten Aberglaubens und Irrtums begann zu schwinden vor dem reinen Licht des Evangeliums. Da wird dieser unselige Streit heraufbeschworen, und ein fremder Prälat, der sich um das geistliche Wohl der syrischen Kirche nie bekümmert hat, noch bekümmern wird, und dem es nur darum zu thun ist, eine jährliche Abgabe an seinen Patriarchenstuhl, herauszuschlagen, greift mit rohen Händen hinein in die Entwicklung und das Wachstum zarten Lebens, und es gelingt ihm, dieses Wachstum zu hemmen. Je mehr man über die Sache nachdenkt, destomehr erfaßt einen eine innere Entrüstung über diese in vergangenen Jahrhunderten freilich oft dagewesene brutale und freche Anwendung angemaßter geistlicher Macht. Man denke sich die syrische Kirche geistlich lebendig und evangelisch gesund; welch einen bedeutenden Faktor würde sie abgeben für die Missionierung der Westküste Indiens und die Begründung der christlichen Kirche

in Malabar. Alle Hoffnungen sind zwar noch nicht vernichtet. Wenn nur die evangelische Reformpartei, die doch wohl mindestens ein Drittel der syrischen Christen ausmacht, sich als unabhängige Kirche konstituieren oder sich einer der bestehenden Missionskirchen anschließen würde, aber dazu fehlt es ihr doch bis jetzt an der nötigen geistlichen Kraft und Energie. Einem solchen entscheidenden Schritt steht ihr übertriebener Konservatismus und ihre Halbheit im Wege. Es besteht in dieser Beziehung eine große Aehnlichkeit zwischen der syrischen Reformpartei und der altkatholischen Kirche in Deutschland und der Schweiz. Diese Syrer sind eben keine Schotten, sonst hätten sie wohl schon lange die Kirchen und das Kirchenvermögen und anderes darangegeben, von der syrischen Kirche sich losgesagt und entweder eine freie syrische Kirche gegründet oder sich der englischen Kirche, der sie am meisten verdanken, angeschlossen. In gewisser Beziehung haben die Reformparteiler sich zwar getrennt von der dionysischen Partei, insofern sie mit den Gliedern jener Partei nie zusammen ihre Gottesdienste halten. Da gewöhnlich in ein und derselben Gemeinde beide Parteien vertreten sind, hat die Regierung, um Kollisionen zu vermeiden, für jede Partei gewisse Zeiten zur Abhaltung der Gottesdienste angeordnet. Es ist das aber doch ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand. Man glaubt in maßgebenden Kreisen, daß eben auch in Zukunft, wie bisher, einzelne entschiedene Glieder, oder auch ganze Gruppen der Reformpartei protestantischen Missionskirchen sich anschließen und daß die übrigen etwa nach dem Ableben des Mar Athanasius Thomas mit der altsyrischen Kirche sich aussöhnen werden. Es muß jedoch nicht so kommen. Der Herr kann auch unter der dionysischen Partei ein von uns jetzt ungeahntes Werk der Erneuerung vollbringen. Die Glieder dieser Partei sind doch starken evangelischen Einflüssen ausgesetzt. Viele junge Syrer von der dionysischen Partei, die einmal eine führende Rolle in ihrer Kirche einnehmen werden, studieren in protestantischen Missionsschulen; besonders zahlreich sind die Syrer im Christian College, der Hochschule der Freischotten in Madras, vertreten und werden da vom Geist des Evangeliums stark beeinflußt. Sodann können sich die Altsyrer doch auch dem Einfluß der um sie her und unter ihnen arbeitenden Missionsgesellschaften nicht ganz entziehen, am allerwenigsten dem

Einfluß der Bibel, die von diesen Missionsgesellschaften auch unter den Syrern eifrig verbreitet wird.

So wollen wir auch für diesen Zweig der allgemeinen Kirche Christi weiter hoffen und weiter beten. Der Herr kann auch in der syrischen Kirche von Malabar noch große Dinge thun.

Eine Missionsstätte auf den Trümmern indischer Bauwerke.

Nach Mitteilungen von Miss. D. Berli.

Wenn man von der Basler Missionsstation Guledgudd in Südmahratta nach Norden reist und den Krischna-Fluß überschreitet, gelangt man in eine große weite Ebene, die einen ganz andern Charakter hat, als das hügelige Gebiet südlich davon. Die Gegend bietet hier wenig Reiz, zumal in der trockenen Zeit, denn es fehlt ihr fast jegliche Abwechslung. Eintönig hebt und senkt sich wellenförmig das Terrain, und nur selten trifft man eine tiefere Niederung oder einen Hügel. Der Mangobaum, der anderswo mit Vorliebe gepflegt wird und häufig vorkommt, ist hier eine seltene Erscheinung. Nur in den Dörfern und um sie herum findet man schöne schattige Bäume, auch da und dort wohlgepflegte Gärten, in denen Zuckerrohr, Paradiesfeigen und sonstige Fruchtsorten, sowie einiges Gemüse gepflanzt werden. Es ist hier fast durchgängig schwarzer Boden, der sich besonders für die Baumwollenkultur eignet, weshalb auch hauptsächlich Baumwolle in dieser Ebene kultiviert wird. Doch werden auch alle Arten von Getreide, besonders Weizen, Oelpflanzen u. a. angebaut. Die Bevölkerung, die bis jetzt wenig mit der europäischen Kultur bekannt geworden ist, gehört ihrer Religion nach meist dem Hinduismus an und zwar der Sekte der Lingaiten. Doch finden sich unter ihr auch viele Mohammedaner.

Mittelpunkt dieses Distrikts ist die an der Eisenbahn liegende Stadt Bidschapur, einst die Residenz und Feste mächtiger mohammedanischer Fürsten, die in den Jahren 1489 bis 1686 von hier aus das Land weithin beherrschten. Heute ist es nur eine geringe und armselige Stadt, aber von ihrer einstigen Größe und Herrlichkeit zeugen noch viele großartige Bauwerke und gewaltige Trümmerstätten.

Es war im Jahr 1489, daß der Statthalter von Bidschapur Yſuf Adil Khan, ein Sprößling des türkischen Kaiserhauses in Konstantinopel, der als Abenteurer nach Indien gekommen zu sein scheint, sich gegen seinen Herrn und König Mahmud Schah erhob und von ihm abfiel. Er machte Bidschapur zur Haupt- und Residenzstadt seines Reiches, das der Küste entlang sich von Goa bis nach Bombay hin erstreckte. Unter seinen Nachfolgern wuchs das Reich schnell zu Größe und Macht und mit ihm zugleich blühte auch die Stadt empor, so daß sie in den Tagen ihres höchsten Glanzes gegen eine Million Einwohner gezählt haben soll. Innerhalb ihrer mächtigen Ringmauern und Befestigungswerke erhoben sich eine Unzahl von Prachtbauten, deren Kuppeln und Minarets noch heute emporragen, so daß der Wanderer von ferne eine blühende Stadt vor sich zu sehen meint. Trotz ihrer 16 000 Einwohner ist es jedoch öde in den Gassen und zwischen ihren Trümmern und Grabdenkmälern. Aber nicht nur ihre Größe imponiert dem Beschauer, sondern auch der Zauber ihrer Kunst, wie man ähnliches kaum irgendwo an indischen Bauwerken findet. Ja die Prachtbauten Bidschapurs sollen nach der Aussage von Kennern den kunstvollsten Monumenten Kairos nicht nachstehen und in ihrer einzelnen Ausführung noch die berühmte Alhambra übertreffen.

Nicht gerade durch künstlerischen Schmuck, wohl aber durch seine gewaltigen Dimensionen fällt vor allem der Gol-Gumbatz, d. h. der runde Dom auf. Er wird auch der Bol-Gumbatz, d. h. der sprechende Dom genannt wegen seines vielfältigen Echos, das sich darin hören läßt. Dieser beinahe 200 Fuß hohe Dom ist die letzte Ruhestätte von Sultan Mohammed Adil Schah (1625 bis 1656) und seiner Familie. Es ist ein quadratförmiges Gebäude, das von einer massiven Kuppel bedeckt ist. In seinem Innern mißt jede Seite des Vierecks 135 Fuß, so daß es einen Flächenraum von 18 225 Quadratfuß enthält. Die Höhe zwischen dem Boden und der Kuppel beträgt nicht weniger als 175 Fuß. Dabei weist dieser weite Raum keine einzige Säule als Träger der gewaltigen Kuppel auf. Staunen, ja Ehrfurcht erfaßt unwillkürlich den Besucher, wenn er aus dem blendenden Sonnenlicht draußen plötzlich in das feierliche Halbdunkel des majestätischen Domes hereintritt. Der schmucklose, aber großartige Innenraum, mit seiner imposanten Höhe, der jedes laute Wort und jedes stärkere Geräusch wie aus weiter Ferne wiedergiebt und geisterhaft erklingen läßt, eignet sich wahrlich zur Grabesstätte einer Herrscherfamilie.

In der Höhe von 57 Fuß gehen die vier Ecken des Baus in sanft einwärts geneigte Gewölbeflächen über, deren vorspringende

Rippen in eleganten, nach rechts und links aufsteigenden Bogen das Quadrat zuerst in ein Achteck, dann in ein Sechzehneck und schließlich in einen Kreis auslaufen lassen. Da diese Gewölbeflächen sich nicht nur seitwärts ausdehnen, sondern auch etwas einwärts hängen, so wird der Durchmesser des Kreises, den sie in einer Höhe von fast 100 Fuß bilden, etwas geringer als der Durchmesser des Quadrats und es beträgt derselbe nur noch 97 Fuß, anstatt 135. Somit hängt oben an den Wänden ein ungeheures Gewicht des Mauerwerks in den Raum herein, ohne doch einen schwerfälligen Eindruck zu machen. Das nach innen hängende Mauerwerk dient aber nicht nur zum Schmuck, sondern es hat auch dem starken Druck nach außen hin, den die 12 Fuß starke Kuppel auf die vier Wände ausübt, entgegen zu wirken.

Der von diesen Strebegewölben gebildete Kreis von 97 Fuß Durchmesser geht jedoch nicht in die Kuppel über; denn ihr Durchmesser beträgt 124 Fuß. Es bleibt somit zwischen dem offenen Kreis und den Wänden der Kuppel ein mehr als 12 Fuß breiter Weg, der mit einem Backsteingeländer eingefaßt ist und die interessanteste Flüstergalerie der Welt bildet. In jeder Ecke des Gebäudes führt eine Wendeltreppe innerhalb der Mauer von unten zur Galerie hinauf. Spricht man nun in dieser ganz leise gegen die Wand hin, so hört der auf der entgegengesetzten Seite der Galerie Befindliche die Worte laut und vernehmlich, als ob die Laute von der Wand heraustönten.

Auch die Kuppel giebt ein deutliches, unzählige Male sich rasch aufeinander folgendes Echo wieder. Salam! rufst du in den Raum hinaus. Salam, Salam! tönts sofort von allen Seiten in deiner Stimme wieder. Du lachst darüber; sofort lacht eine verborgene Schar aus voller Kehle mit, als ob hundert Kobolde dich necken oder verspotten wollten. Schiltst du sie, so geben sie dir deine eigenen Worte höhnend zurück. Der feierlich ernste Eindruck, den das Gebäude vom Boden aus gesehen auf den Besucher macht, wird durch die komischen Scenen, die das Echo hervorruft, gänzlich verwischt.

Außen sind die vier Ecken des Gebäudes abgestumpft und mit je einem sechsseitigen Turm versehen, der sich an die abgeschrägte Wandfläche anlehnt. Diese Türme sind sieben Stockwerke hoch, von denen jedes an den fünf freien Seiten ein lanzettförmiges Bogenfenster aufweist. Dazu ist jeder Turm mit einer netten Kuppel und fünf kleinen zierlichen Minarets gekrönt. An jeder Ecke führt eine Treppe innerhalb der Mauer zu den einzelnen Stockwerken, so daß man hier etwas ausruhen und die Aussicht genießen kann. Auch außen um den Fuß der Kuppel herum läuft eine Galerie, von der

aus man einen freien Ausblick hat auf das weite Ruinenfeld und die Festungswerke der Stadt.

Die Begräbnisstelle selbst befindet sich unter dem Dome in einem Gewölbe, das ebenfalls zugänglich ist. Auf dem Fußboden des Doms erhebt sich eine große Plattform mit sechs Sarkophagen, die genau über den unten im Gewölbe sich befindlichen Gräbern stehen. Das am meisten in die Augen fallende Bauwerk Bidschapurs ist also ein Grabmal und somit ein beredter Zeuge der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und verblichener Herrlichkeit.

In der Mitte der Stadt erheben sich die alten Königspaläste. So schmucklos und einfach sie nach außen erscheinen, so prächtig und glanzvoll ist ihr Inneres. Da ist alles symmetrisch, elegant und kunstvoll. Von der unerhörten Pracht einzelner Teile der Palastbauten giebt ein kleines, nun renoviertes Gebäude Zeugnis, das den wenigen englischen Beamten heute als Kirche dienen soll, aber leider sehr selten benützt wird. Das untere Stockwerk dieses Gebäudes bildet einen einzigen hohen Raum. Zwei Säulen und die davon ausgehenden maurischen Bogen teilen die Decke des Raumes in mehrere Quadrate. Diese laufen aber ganz unmerklich in zierliche Kreise aus, auf denen sich wundervoll geschmückte Kuppeln erheben. Der Schmuck der Säulen, Bogen, Kuppeln und Wände besteht in kunstvoller Stukkatur. Wundervolle Arabesken verschlingen sich zu Kränzen und Rosetten und heben sich in ihrer Farbenpracht effektvoll ab. Auch einige Koransprüche sind in verschlungener persischer Schrift als Dekoration angebracht. An der Ostwand des Raumes ist ein großes Bogenfenster, dessen Füllung aus einem hölzernen Gitterwerk besteht. Auch dieses Gitter enthält sehr schöne Figuren, die kunstvoll zusammengestellt ein prächtiges Ganzes bilden. Jetzt sind die offenen Felder des Gitters mit mattem Glas ausgefüllt, während es ursprünglich sehr wahrscheinlich farbige Gläser waren, wie sie in einem anderen Bau der Königspaläste noch zu sehen sind. Diese Gläser von verschiedener Farbe und Zusammenstellung müssen namentlich am Morgen, so lange die Sonne hineinschien, eine prachtvolle Wirkung hervorgebracht haben. Ueber den Zweck dieses Baues weiß man nichts Bestimmtes, aber die höchst anmutigen Gemächer des oberen Stockwerkes lassen vermuten, daß es vormals die Privatzimmer einer Königin gewesen sind.

Auf der Westseite, unmittelbar am breiten, jetzt mit Schutt ausgefüllten Wallgraben, erhebt sich ein turmartiges Gebäude, das sieben Stockwerke gehabt haben soll, jetzt aber nur noch ihrer fünf aufweist. Jedes Stockwerk des Turmes enthält ein Zimmer mit einer Vorhalle. Die Treppen in die einzelnen Stockwerke hinauf befinden sich auch hier im Innern der Mauern. Jedes einzelne Zimmer hat

nach allen vier Seiten hin große Bogenfester, die bis auf den Boden herabreichen. Auch sie sind bis auf das Fenster der Vorhalle mit kunstvoll durchbrochenen Holzgittern ausgefüllt. Vor den westlichen Fensterbogen der vier ersten Stockwerke waren Balkone mit zierlichen Geländern und ebenso kunstvoll gearbeiteten Vordächern angebracht. Die Decken der Zimmer bestehen aus schlanken Kuppeln, jede verschieden von der andern. Die Räume des untersten Stockwerks waren durchweg vergoldet, und die Zimmer des zweiten und ersten Stockwerks weisen in ihrer Mitte je ein Bassin auf, in denen seinerzeit Springbrunnen sprudelten und Kühlung verbreiteten.

Westlich von diesen Palästen und an dieselben anstoßend, breiteten sich die großen königlichen Gärten aus. Mit Blumensträuchern eingefaßte Wege führten durch schattige Haine von Fruchtbäumen und Palmen, sowie durch große Gemüsepflanzungen dahin. Offene Brunnen bewässerten diese Gartenanlagen, indem das Wasser von Ochsen aus jenen emporgezogen wurde. Eine Strecke weit flossen die Bächlein in steinernen Kanälen, auf deren Grunde Fische und andere Wassertiere erhaben dargestellt waren, so daß sie im fließenden Wasser sich zu bewegen schienen. Oder es waren von beiden Seiten her kleine Rinnen, die sich kreuzten, in schräger Richtung eingehauen, wodurch ein plätscherndes Wellenspiel im darüberfließenden Wasser erzeugt wurde. Da und dort sprudelten Springbrunnen inmitten von Teichen, die von Fischen und Schildkröten belebt waren. An einem schattigen Platze liegt eine Steinplatte im grünen Rasen eingebettet. In dieser Platte ist eine ca. 7 cm breite und 10 cm tiefe Wasserrinne eingemeißelt, die eine Figur darstellt. Aus einer unterirdischen Röhre ergießt sich das Wasser in diese Figur und windet sich durch sie hindurch, bis es wieder im Boden verschwindet. Herrlich muß es gewesen sei, von den Balkonen der Paläste herab auf diese immergrünen Gärten zu schauen.

So ließe sich ein ganzes Buch schreiben, wollte man auch nur die hervorragendsten Paläste, Grabmäler, Moscheen, Bastionen und Wasserleitungen beschreiben. Soll es doch vor Zeiten gegen 1600 Moscheen hier gegeben haben.

Ja, eine großartige, prachtvolle Stadt muß es gewesen sein, dieses nun so unscheinbare Bidschapur. Aber die Herrlichkeit war von kurzer Dauer. Im Jahr 1686 — also nach kaum 200jährigem Bestand des Reiches — eroberte Aurangzeb, der Großmogul von Delhi, die Stadt und nahm den jungen König gefangen. Damit hörte Bidschapur auf, ein selbständiges Reich zu sein. Aurangzeb blieb zwei Jahre in der Stadt. Da brach die Pest aus und raffte in kurzer Zeit Tausende dahin. Aus einer Prozession, die vom Palast aus nach der kaum zehn Minuten entfernten Zumar-Moschee

dahinzog, sollen auf dem kurzen Wege 70 Personen gefallen sein. Auch eine Lieblingsfrau des Kaisers fiel der Seuche zum Opfer. Im westlichen Teile der königlichen Gärten ließ er sie bestatten. Ueber ihrem Grabe errichtete er eine Plattform, deren Stufen mit Marmor bekleidet waren. Hätte der Großmogul Zeit und Ruhe gehabt, so hätte er wahrscheinlich einen marmornen Sarkophag auf der Plattform errichten lassen. So ließ er einen großen viereckigen Platz, mit dem Grabe in der Mitte, von einer hohen Mauer einfassen und außen herum eine Laube aufführen, die von Weinreben umrankt gewesen sein soll. Der ummauerte Platz aber wurde zu einer schönen Gartenanlage umgeschaffen. In jeder Ecke dieses Friedhofs und in der Mitte jeder Längsseite erhebt sich noch heute ein Pavillon etwas über der Mauer. Auf der Westseite aber bildet der Pavillon eine kleine Moschee, die dem Erbauer der heutigen Missionsstation, Missionar Warth, seiner Zeit (1885) als zeitweilige Wohnung diente.

Nach Aurangzebs Tod (1707) kam Bidschapur unter die Herrschaft verschiedener mohammedanischer Fürsten, bis im Jahr 1760 die Mahratten, die Vandalen Nordindiens, die Stadt eroberten und im Laufe der Zeit gründlich ausplünderten. Sogar das prächtige Holzwerk in den Palästen wurde herausgerissen und zerstört. Die Stadt zerfiel zum größten Teil in Schutt und Trümmer. Dornenkaktus überwucherte die ausgedehnte Ruinenstätte.

Im Jahr 1848 kam Bidschapur unter englische Herrschaft und wurde 1885 Sitz der Distriktsregierung und Eisenbahnstation. Sträflinge mußten das Gestrüpp des Dornenkaktus ausrotten, den Schutt wegräumen und Straßen anlegen. Die alten Paläste wurden zu Wohnungen der englischen Beamten und zu Gerichtshöfen ꝛc. eingerichtet. Seitdem fängt die Stadt an sich wieder etwas zu erholen und neues Leben erwächst aus den Ruinen.

In demselben Jahr 1885 erwarb auch die Basler Mission ein Stück Land in Bidschapur zur Anlegung einer Station in diesem damals von der Mission noch gar nicht berührten Distrikt. Durch Gottes Fügung erhielt sie einen Teil der ehemaligen königlichen Gärten in der Nähe der alten Paläste und zwar vom Friedhof der Gemahlin Aurangzebs an rechts und links vom Weg, der vom Palast zu jener Ruhestätte führt. Das heutige Missionshaus steht mitten auf jenem ehemaligen Wege, das Kirchlein nahe daran, die Katechistenhäuser erheben sich rechts und links davon. Zum Bau des Missionshauses wurden Steine verwendet, die das Pflaster jenes Weges bildeten, und zu dem der Kapelle wurden die Steine der zerfallenen Thorhalle des Friedhofs benützt.

So haben sich die Zeiten geändert! Wo einst vor Zeiten die mohammedanischen Fürsten Bidschapurs und ihre Gemahlinnen lustwandelten, da steht nun eine Missionsstation mit einem Gotteshaus, das nicht der Halbmond, sondern das Kreuz ziert. Wohl hört man des Abends und Morgens den Muezzin oder Gebetsausrufer mit weithin schallender Stimme vom Minaret der Moschee in klangvollem Arabisch rufen:

Gott ist groß, Gott ist groß, Gott ist groß, Gott ist groß!
Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Gott! (wiederholt)
Ich bezeuge, daß Mohammed Gottes Prophet ist! (wiederholt)
Kommt zum Gebet, kommt zum Gebet!
Kommet zu guten Werken, kommet zum Heil!

Aber auch vom Missionskirchlein ruft der Glocke helle Stimme laut und vernehmlich über Stadt und Land hin: O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort! Wen da dürstet, der komme und trinke das Wasser des Lebens umsonst! Und nicht nur im Kirchlein wird Brot und Wasser des Lebens angeboten — auch auf dem Bazar und in den verschiedenen Quartieren der Stadt, ja im Schatten der Moscheen wird das Evangelium vom Sünderheiland verkündigt. Wohl sind es noch sehr wenige, die bis jetzt der Einladung gefolgt und in Christi Nachfolge getreten sind, aber wie auf den Ruinen Bidschapurs allgemach neues Leben ersteht, so kann auch Gottes Geist seinen Lebensodem wehen lassen, daß sich die Totengebeine jener Bevölkerung regen und bewegen.

Aus dem chinesischen Gemeindeleben.

Von Miss. R. Kutter.

1. Was Li Yungfuk vom Segen der Sonntagsheiligung zu berichten weiß.

An einem Höhenzug des chinesischen Unterlandes gegenüber von Hongkong liegt die zu Tschonghangkang gehörige Außenstation Tschongsanheu zwischen leicht bewaldeten Hügeln verborgen. Die ziemlich zerstreut wohnenden Christen haben dort am Ende des Dorfes um billiges Geld ein Häuschen gekauft. Ein chinesischer Prediger wohnt darin mit seiner Frau und seinen vier Kindern. Ich fand zwei derselben, beides Mädchen, gerade beim Reisstampfen beschäftigt, als ich nach mehrstündigem Marsche in die kleine Halle, die zugleich als Predigtlokal dient, eintrat. Sie ließen sich jedoch

in ihrer Arbeit nicht im mindesten stören, sondern traten eifrigst auf das kurze Teil des Schwebebalkens, den sie im Takt mit seinem hammerähnlichen Ende in einen ausgehöhlten Stein, der mit Reis gefüllt war, fallen ließen. Dies thun sie, um die Körner von der Kleie zu befreien und erzielen auf diese Weise den schneeweißen, höchst einladenden Reis. Ihr Vater ließ aber nicht lange auf sich warten und führte mich in sein Zimmer, da ich für die Nacht hier zu bleiben gedachte. Bald dampften auf dem Tische die Reisschüsseln, die Eßstäbchen wurden ausgeteilt und ohne das umständliche Ceremoniell zu beobachten, vereinigten wir uns zu einem einfachen, chinesischen Abendbrot.

Phang Schinen, so hieß mein Gastgeber, hatte allerlei zu fragen über die großen Tagesereignisse, über die Besetzung von Kiau tschau durch die Deutschen u. s. w., worüber ich ihm an Hand der neuesten Zeitungsberichte Auskunft geben konnte. Ich erzählte ihm aber auch von meinem letzten Aufenthalt in Europa und wie viel Missionssinn ich daheim gefunden, ja, wie sich's manche sauer werden lassen, um das Reich Gottes in China zu fördern. „Es ist aber auch nicht umsonst, daß die deutschen und schweizerischen Christen das thun", meinte er da ganz triumphierend, „davon kann ich dir auch etwas erzählen!" So setzten wir uns denn nach dem Essen auf die mit Moskitovorhang und Matte ausgerüsteten Bettbretter, Thee und Tabak wurden gebracht, wie es Brauch und Sitte ist nach jedem chinesischen Essen, und Phang erzählte mir und meinen chinesischen Begleitern beim Schein meiner mitgebrachten Laterne folgende Geschichte:

Eines meiner Gemeindeglieder, so begann er, ist Li, mit dem Zunamen Yungfuk. Derselbe lebt zusammen mit seiner alten Mutter und mit seiner Frau in sehr ärmlichen Verhältnissen; die andern Söhne sind alle ihre eigenen Wege gegangen. Außerhalb des Dorfes, in welchem er wohnt, hat er eine Ananaspflanzung angelegt, um mit deren Ertrag die Mutter zu ernähren. Letzten Sommer hatte er eine schöne Ernte erzielt und brachte jeden Markttag die reifsten Früchte zu Markt; denn aufheben kann man sie nicht, wenn sie einmal reif sind. Nun traf es sich aber nicht selten, daß der Markt auf einen Sonntag fiel. Jedermann riet ihm deshalb: Geh' du nur auf den Markt! Der Sonntag kommt immer wieder, aber die Ananaszeit ist kurz. Yungfuk war jedoch anderer Ansicht. Obwohl er mehr als eine Stunde weit von der Kapelle wohnt, hatte er doch noch nie beim Gottesdienst gefehlt und so wollte er's auch jetzt halten. Die Ananasfrüchte aber trug er am Montag zu Markt, da sie sich nicht länger gehalten hätten, obwohl er nicht hoffen konnte, an einem Zwischentage Käufer zu finden. Allein, was geschah? Da er heute der einzige Verkäufer

war, konnte er seine ganze Last an den Mann bringen, und zwar zu einem bessern Preise als sonst. Habe ich es euch nicht gesagt, rief er freudestrahlend aus, als er nach Hause kam, es steht nicht umsonst geschrieben: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen."

Der nächste Sonntag war wieder ein Markttag. Als Yungfuk am Montag Morgen gerade daran war, sich eine Last Ananas zurecht zu machen, um sein Glück wieder an einem Zwischentage zu versuchen, trat ein Nachbar Namens Tschong in seinen Garten. Schnell lehnte Yungfuk seine Tragstange an das Gartenhaus, vereinigte seine Hände zum Gruß und lud den Gast zum Sitzen ein. Diese günstige Gelegenheit, dem Manne das Evangelium zu verkündigen, wollte er sich nicht entgehen lassen. Tschong stellte Fragen halb im Ernst, halb zum Spaß; aber Yungfuk sagte ihm gerade heraus, daß wer die Götzen anbete, dem Teufel diene, und wer all den abergläubischen Kram mit in den Kauf nehme, der sei zum mindesten furchtbar dumm. Allein Tschong wußte, daß Yungfuk jetzt keine Zeit zu verlieren habe, und stellte sich, als ob er gehen wollte, und doch hätte er ihm gerne noch länger zugehört, denn in seinem Herzen mußte er ihm recht geben. „Meine Ananas, die können warten", beschwichtigte ihn Yungfuk, „bitte, bleibe doch sitzen! Wer weiß, wann wir wieder Gelegenheit haben, mit einander von diesen wichtigen Dingen zu reden! Wenn du mir gerne zuhörst, lasse ich meine Arbeit mit Freuden liegen." Und Tschong blieb noch zwei bis drei Stunden lang. Yungfuk sprach zu ihm von Gottes Macht und Herrlichkeit und daß alle Menschen, die unter dem Himmel sind, ihm die Ehre geben sollten. Dann zeigte er ihm, wie Jesus, der Sohn Gottes, freiwillig für die Sünder gestorben und aus Gnaden alle retten kann, die an ihn glauben. Tschong widersprach nicht mehr, sondern nickte zustimmend. War vielleicht ein Samenkorn bei ihm auf gutes Erdreich gefallen? Die Zukunft wird's lehren. Prüfend schaute er auf den Stand der Sonne, und als er sah, daß es bald zwei Uhr sein mußte, verabschiedete er sich.

Auch Yungfuk wußte, daß es jetzt zu spät sei für den Gang nach dem Markt, um so mehr, als heute nicht Markttag war; unschlüssig ließ er eine seiner herrlichen Früchte von einer Hand in die andere gleiten. „Aufheben kann ich sie ja doch nicht", sagte er zu sich selbst, „also habe ich keine Zeit zu verlieren", und damit legte er seine Tragstange über die Schultern, an jedem Ende einen Korb voll Ananas mit Stricken befestigend, und eilte im Lastträgerschritt dem Marktort zu. Allein bei einem Kreuzwege kam ihm der Gedanke: Ei, wie wäre es, wenn ich einmal im nächsten Dorf mein

Glück versuchte? Gesagt gethan. Und was geschah? Die Leute hatten, als er ins Dorf kam, gerade gegessen, ruhten unter einem schattigen Baume aus und kühlten sich mit ihren Fächern. Kaum ließen sie ihm Zeit, seine Körbe abzustellen und seinen Durst mit Thee zu stillen; ja ehe er sichs versah, hatte schon ein Händler ihm für die ganze Last mehr geboten, als er auf dem Markte je dafür bekommen hätte. Zu Hause aber waren die Seinigen höchst erstaunt, als er schon so bald wieder zurückkehrte und ihnen verkündigte: Seht, das ist der Segen der Sonntagsheiligung! Ja, wollte Gott, fügte Phang noch hinzu, daß alle unsere Christen den Sonntag hielten, sie hätten selbst den größten Segen davon und würden damit auch die Heiden gewinnen.

Es war unterdessen schon spät und im Zimmer unbehaglich kühl geworden. Das mit Papier zugeklebte Fenster gewährte wenig Schutz gegen den Nordwind. Allein Phang Schinen wußte Rat. In seinem weißen mit Blumen bemalten Theetopf, der in einem mit Watte gepolsterten Körbchen warm gehalten wird, machte er einen neuen Aufguß von schwarzem Thee und bot uns denselben in ganz kleinen Porzellantäßchen zum Trinken an. An's Schlafengehen dachte niemand und so baten wir ihn, doch noch mehr von seinen Erfahrungen zum Besten zu geben. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und nachdem er seine Pfeife ausgeklopft und wieder gestopft hatte, erzählte er uns:

2. Wie Li Panko seinen neuen Glauben verteidigt.

Li Panko, sagte er, war früher ein eifriger Götzendiener, wie es überhaupt wenige giebt. Das Aufheben und Verbrennen von beschriebenen Papierabfällen hielt er für sehr verdienstvoll, denn die Zeichen sind ja heilig. Jeden Morgen ohne Ausnahme stand er vor allen andern von seinem Lager auf, wusch die Theetäßchen seines Götzen und brachte dem letzteren Thee und Weihrauch zum Opfer dar. Dann kniete er vor dem Herde in der Küche nieder, an dessen Rauchfang ein rotes mit Zeichen beschriebenes Papier angeklebt war, das den Sitz des Gottes bezeichnen sollte, und leierte 30, 40mal und noch öfter die vorgeschriebenen Gebete her; dann ging er erst an die Arbeit. An jedem Neu- und Vollmond sang er auch noch die Gebete an den Kriegsgott Kwanti mehr als fünfzigmal.

Da begab es sich vor etwa zwei Jahren, daß er gerade an einem Sonntag vormittag an unserer Kapelle vorbeikam; in der linken Hand trug er ein Körbchen, mit der rechten handhabte er eine lange Zange von Bambus, womit er in seinem frommen Eifer beschriebene

Papierfetzen vom Boden aufhob und einsammelte, um sie in einem eigens dazu errichteten Ofen des Ortes zu verbrennen. Als er sah, daß sich viele Leute in der Halle versammelten, und einer der Christen ihn freundlich einlud, einzutreten, setzte auch er sich unter die Zuhörer und ließ sich ein Neues Testament zeigen. Nach einigen Monaten kam er einmal zwei Sonntage nach einander, um mehr von dieser neuen Lehre zu hören, und als er zu Hause über das Gehörte nachdachte, sagte er sich, der eifrigste Götzendiener des ganzen Dorfes bin ich, aber auch der ärmste von allen bin auch wieder ich. Sind das nicht falsche Götter, die ich stets umsonst anrufe?! Wie aus einem Traume ist er da aufgewacht, warf die Götzen zum Hause hinaus und bekehrte sich zu dem allein wahren und lebendigen Gott. Nachdem er noch zweimal beim Gottesdienst gewesen war, bekam er an einem Fuß ein böses Geschwür, so daß er nicht mehr gehen konnte. Die Nachbarn lachten ihn natürlich aus und meinten, das sei Strafe der Ahnen, sie wollen ihn warnen, daß er nicht Christ werde! Allein sein Beschluß war fest. Nach einigen Monaten war sein Fuß wieder gut, und er freute sich, nun die Gottesdienste regelmäßig besuchen zu können. Als man ihm sagte, daß die Christen auf keinen Fall Opium rauchen dürfen, machte er sich sofort daran, dieses Laster abzulegen, damit die Gemeinde nicht verlästert werde. Obwohl er fünfzehn Jahre lang ein Sklave des Opiums gewesen war, wurde er doch mit Gottes Hilfe innerhalb zwei Monaten davon frei, und wer ihn sah, gratulierte ihm zu seinem Erfolg und zu seinem besseren Aussehen. Seine Opiumpfeife nebst Lämpchen und was dazu gehörte zerschmetterte er an den steinernen Thürpfosten der Ahnenhalle, damit jedermann inne werde, was dies für schädliche Dinge seien. Als seine Frau sah, welchen günstigen Einfluß der neue Glaube auf ihren Mann hatte, erkannte auch sie, daß der Gott der Christen der allein wahre Gott sei, und bat mit ihrem Mann um die Taufe. Nach derselben fehlten sie nie im Gottesdienst.

In den Wintermonaten hat die Bevölkerung unseres chinesischen Unterlandes immer viel Zuckerrohr zu mahlen. Den ausgepreßten Saft kochen sie gleich an Ort und Stelle in eigens dazu errichteten Oefen zu Zucker ein. Diese Oefen versteht unser Li Panko sehr gut zu machen und verdient dabei 80 Cents bis zu einem Dollar per Tag, während der gewöhnliche Taglohn 20 Cents nicht übersteigt. (1 Dollar = 2 Mark.) Allein, obwohl die Gelegenheit hiezu nur etwa 14 Tage bis drei Wochen dauert, stellt er doch am Sonntag die Arbeit ein, und wie weit er sich auch in der Woche entfernt haben mag, so kehrt er doch zur Feier des Sonntags zurück. Er beschämt dadurch viele der älteren Christen.

Für gewöhnlich betreibt er einen kleinen Handel und benützt bei seinem Verkehr mit den Heiden jede Gelegenheit, seinen neuen Glauben zu verteidigen. Kommen sie ihm mit dem sogenannten Fungschui, d. h. prahlen sie damit, daß es kein irdisches Glück gebe ohne die Befolgung der Wind- und Wasserlehre, wonach z. B. mit Hilfe des Geomanten ein glückbringendes Grab angelegt werden muß, so entgegnete er ihnen: „Seht, mein Vater war der berühmteste Geomant in der ganzen Gegend und er ist einsam auf einer Reise in bitterer Armut gestorben.“ Wollen sie aber ihre Götzen in Schutz nehmen, dann weist er auf sich selbst hin und sagt: „Wer war eifriger im Dienst der papiernen, hölzernen und steinernen Götzen als ich? und was haben sie mir eingetragen? Gar nichts!“ Die Opiumraucher ermahnt er, es doch zu machen wie er, und sich mit Gottes Hilfe von ihrem Leib und Seele verderbenden Laster befreien zu lassen. So verteidigt Li Panko seinen neuen Glauben und läßt es dabei nicht an Bekräftigung durch einen neuen Wandel fehlen.

Ich freute mich, diese Erzählung aus dem Munde unsers Predigtgehilfen zu vernehmen. Das chinesische Unterland der Kanton-Provinz gilt ja im allgemeinen für ziemlich unfruchtbar, besonders im Vergleich zum Oberland. Allein, so lange man solche Beispiele erleben darf, braucht man nicht zu verzagen. Mit Dank gegen Gott begab ich mich zur Ruhe, um am nächsten Tage meine Wanderung fortzusetzen.

Bücheranzeige.

Im Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart sind erschienen:

Schlatter, D. **Das Evangelium des Johannes,** ausgelegt für Bibelleser. Mk. 2.25.

Eine sich an den Grundtext anlehnende, aber dem allgemeinen Verständnis entsprechende, gediegene Auslegung, die den denkenden Bibelleser in den Zusammenhang dieses Evangeliums einführt und ihn zugleich die Bedeutung und den Sinn der einzelnen Schriftwahrheiten verstehen lehrt. Ein treffliches Hilfsmittel für Bibelstunden.

Mader, P. **Ein Blick in den Himmel.** Zehn Betrachtungen über Offenbarung Joh. 7, 9—17. 60 Pf.

Schlichte, bibelgläubige Zeugnisse über die jenseitige Welt als das Ziel und die Hoffnung des Christen.

Flad, J. **Zehn Jahre in China.** Calwer Familienbibliothek, 48. Bd. Mit 29 Bildern. geb. Mk. 2.

Wunderhübsche, anschauliche Schilderungen aus dem chinesischen Volks- und Missionsleben, die uns in 47 Kapiteln geboten werden und die uns jenes

Volk und Land Ostasiens näher rücken als manche lange, sachliche Abhandlungen. Der Verfasser, ein Basler Missionar, versteht volkstümlich und drastisch zu erzählen, sodaß man seinen Schilderungen mit Spannung und Genuß folgt. Daß er die chinesischen Namen überall verdeutscht, ist ein glücklicher Gedanke.

Mehnert, A. Goldzauber. Zeitgeschichtliche Erzählung aus Südafrika. Calwer Familienbibliothek, 47. Bd. geb. Mk. 2.

Ein gut gezeichnetes Zeitbild aus der Gegenwart, das uns in die Diamantengruben von Kimberley und auf die Goldfelder von Johannesburg versetzt und mit dem berüchtigten Freibeuterzug Jamesons abschließt. Daß der afrikanische Boer etwas idealisiert erscheint, hängt wohl mit der Tendenz der Erzählung zusammen.

Montgomery, Fl. Schloß Seeburg. Calwer Familienbibliothek, 46. Bd. geb. Mk. 2.

Eine aus dem Englischen ins Deutsche übertragene ergreifende Familiengeschichte, die auch nach ihrer psychologischen Seite hin fein durchgeführt und eine gesunde Lektüre für das deutsche Volk ist.

Im Verlag von D. Gundert in Stuttgart:

Hübener, H. Gesühnte Schuld. Erzählung für Jung und Alt. geb. Mk. 1.

Newman. Callista. Eine Geschichte aus dem dritten Jahrhundert. Mk. 1.

Die beiden hübsch ausgestatteten Bändchen bilden Nr. 11 und 12 der bekannten Sonntagsbibliothek und bieten, wie die schon erschienenen Nummern, nur gute, im christlichen Volkston gehaltene Erzählungen, die man für jung und alt, besonders auch für Volks- und Schulbibliotheken aufs beste empfehlen kann. Nr. 12 ist ein Seitenstück zu Fabiola oder die Kirche der Katakomben.

Im Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh:

Geschichte der deutschen evangelischen Kirche und Mission im heiligen Lande. Mit 17 Illustrationen. broch. Mk. 2. | geb. Mk. 2.50.

Die vorliegende Schrift, die gerade in jetziger Zeit besonderes Interesse verdient, ist eine gründliche, auf umfassendem Quellenmaterial beruhende Arbeit, die ein ebenso treues wie fesselndes Bild der eigenartigen kirchlichen und Missionsbestrebungen im heiligen Lande darbietet. Die hübschen Bilder sind eine wertvolle Zugabe.

Im Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins in Neukirchen:

Der christliche Hausfreund. Ein Abreißkalender für das liebe Christenvolk. 1899. 75 Pf.

Dieser Abreißkalender ist hübsch ausgestattet (mit dem Bilde des Propheten Elias am Bache Krith). Die Blätter enthalten je einen Bibelspruch mit Betrachtung, Anweisung zur Morgen- und Abendlektion, historische Daten und auf der Rückseite kurze erweckliche Erzählungen. Dem christlichen Hause wird damit viel und recht Gutes zu einem billigen Preise geboten.

NB. **Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.**

Register.

Alaska 71 ff. 354.
Altkalabar 40 f.
Alvarez, Miss. 490.
Amerika 392.
Antioka, Missionsstat. 167 ff.
Anzer, Bischof 226.
Appelsbosch, Missionsstat. 212.
Archibald, Miss. 118 f.
Asante 360 f. 365.
Ashton, Miss. 485 f.
Aurangzeb 512.

Bader, Miss. 388.
Bailey, Miss. 497.
Baker, Miss. 497.
Bakwena, Volk 299 ff.
Balong-Mission 374 ff.
Bandawe, Missionsstat. 436.
Basedow, Miss. 477 ff.
Basler Mission 136 ff. 261 ff.
Bawenda-Mission 348 f.
Barotse, Volk 50 ff.
Baumann, Dr. 242 ff.
Beguin, Miss. 107.
Bell, Häuptling 259.
Benares 336 ff.
Berthoud, Miss. 160 ff.
Bethanien, Missionsstat. 222.
Betschuanen-Mission 346 f.
Betzler, Pfr. 388.
Bidschapur 508 ff.
Blantyre, Missionsstat. 433 f.
Blodget, Dr. 232.
Blumhardt, Missionsinspektor 265 f.
Boegner, Missionsdirektor 49.
Boiteux, Miss. 107.
Booth J. 434 f.
Borneo 425 ff.
Branntweineinfuhr in Westafrika 304 f.
Brayton, Miss. 440.
Buchanan C. 396. 497.
Buddhismus in China 229. 276 ff.
Buea, Missionsstat. 359.
Bulongoa, Missionsstat. 439.
Burnell, Dr. 454.
Burtner, Dr. 494.
Buß E. 7. 14.

Campbell, Miss. 187 f.
Candidius, Kaplan 183.
China 94. 98 f. 149 f. 225 f. 365. 439.
— Ahnenverehrung 233.
— Ausbildung der Missionsgehilfen 60 ff.
— Ethik, konfucianische 236 f.
— Geistige Veranlagung 324 ff.
— Gottesbegriff 68 f. 230 ff.
— Missionsarbeit 57 ff.
— Religionsleben 229 ff.
— Schangti-Kult 230 ff.
— Schulbildung 234 f.
— Sprache und Schrift 408 ff.
— Traktatlitteratur 280 f.
— Zauberei u. Wahrsagerei 17 ff. 241.
Coillard, Miss. 50 ff. 106 ff.
Cook, Dr. 131. 293 ff.
Creux, Miss. 160 ff.

Dardier, Dr. 107.
Deutsch-Südwestafrika 217 ff.
Diampur, Synode 466 f.
Domasi, Missionsstat. 433.
Djombo, Missionsstat. 170.
Douglas, Miss. 185.
Dundee, Missionsstat. 214.

Edis, Missionsstat. 360.
Ekutuleni, Missionsstat. 215.
Elim, Missionsstat. 165.
Eppler, Pfr. 387 f.

Faber, Dr. 58. 225.
Fairbank, Miss. 440.
Fenn, Miss. 497.
Formosa 181 ff.
Franson, Missionsdirektor 102 ff.
Frederickson, Miss. 102 ff.
Fristedt, Miss. 215.
Fuchs, Miss. 470.
Furrer, Dr. 8.
Futschau 226.
Futschukpai, Missionsstat. 367.

Gallieni, General 303.
Gaub, Missionsstat. 220.

Genähr, Miss. 350.
Ghum, Missionsstat. 101.
Gibeon, Missionsstat. 223.
Goldküste 142 f. 151 ff. 196 ff. 360. 365.
Gondophares 401.
Goy, Miss. 107.
Gray, Miss. 339.
Grönlands Ostküste 172 ff.
Grundemann, D. 388.
Gundert, Dr. 396. 404.
Gustaffon, Miss. 105.

Hambroek, Kaplan 183.
Harms, Missionsdirektor 346.
Häuptlingsgewalt in Afrika 314 f.
Heng-tschau 126 ff.
Herero-Mission 220 ff.
Herschel-Insel 354.
Himalaya-Mission 100 ff.
Hine, Dr. 437.
Hoachanas, Missionsstat. 223.
Hoffmann, Missionsinspektor 266.
Hornby, Bischof 437.
Hübbe-Schleiden, Dr. 14.
Humphrey, Miss. 305. 490.
Hunan, chinesische Provinz 118 ff.

Jackson, Dr. 73 f.
Jalla, Miss. 107.
Japan 100. 487.
Jeanmairet 51. 106.
Jimba, Missionsstat. 470 f.
Ikombe, Missionsstat. 438.
Ikutha, Missionsstat. 470.
Indianer 483 f.
Indien 132. 141. 144 ff. 226. 440.
— Dorfschulen 282 ff.
— Pest 354. 487.
— Schulwesen 366 ff.
— Syrische Kirche 393 ff. 454 ff. 496 ff.
— Witwenlos 29 ff.
John, Miss. 118 ff.
Johnston 431 ff.
Jordanus, Mönch 461 f.
Josenhans, Missionsinspektor 266.
Ipiana, Missionsstat. 438.
Junius, Kaplan 183.

Kaffern 342 f.
Kamerun 41 ff. 259 f. 359 f. 364. 372 ff.
Kapland 343 f. [476.
Kayintschu, Missionsstat. 351 ff.
Kazungula, Missionsstat. 107.
Keetmanshoop, Missionsstat. 222.
Kerr-Croß, Dr. 436.
Kiautschau 225. 391.
Kilbuk, Miss. 74 ff.
Klondyke 354.
Köstlin, D. 389.
Kolleker, Miss. 225.
Kolonialmission, alte holländische 183 f.
Konfucianismus 229 f. 234 ff.
Kongo-Eisenbahn 227.
Kongogebiet 85 ff.
Korea 226.
Kosmos Indikopleustes 405 f.
Krapf, Dr. 469.
Kumase, Missionsstat. 360 f.
Kunze, Miss. 9.
Kupe-Berg 476 ff.
Kwakwa-Fluß 373.

Lamaismus in Tibet 103 f.
Laotse 238 ff.
Late, Missionsstat. 196 ff.
Lauffer, Miss. 379. 382 f.
Laws, Dr. 436.
Legge, Dr. 68. 231 f.
Leschoma, Missionsstat. 51.
Lewanika, König 51 ff. 107 ff.
Lialui, Missionsstat. 52. 107 ff.
Liengme, Dr. 170.
Ljungquist, Miss. 212.
Likoma, Missionsstat. 437.
Livingstone, Miss. 299.
Livingstonia-Mission 435 f.
Lobethal, Missionsstat. 360.
Lourenzo Marquez, Missionsstat. 169.
Lungasi-Fluß 373.
Luxus in der Mission 392.

Madagaskar 46 ff. 303 f.
Magwamba, Volk 161 ff.
Magwangwara, Volk 433.
Mandlakasi, Missionsstat. 170.
Mangamba, Missionsstat. 359.
Manow, Missionsstat. 438.
Maples, Bischof 437.
Maschonaland 349.
Maxwell, Dr. 185 ff.
Mbungu, Missionsstat. 470 ff.
Menezes D. 398 f. 466 ff.
Mission, Bedeutung für die Kolonien 309 ff.

Missionen:
— amerikanische: Allianzmission 91. 97 ff.; — Baptisten 89 f.; — Boston Board 83. 93. 226; — Presbyterianer 45 f. 73; — südliche Presbyterianer 91 f. — Taylor'sche Mission 94. — Unierte Brüder 305. 492 ff.
— deutsche: Allgem. evang. protest. Missionsverein 391; — Basler 41 ff. 61 ff. 259 f. 261 ff. 351 ff. 357 ff.; — Baptisten 45; — Berlin I 347 ff.; 438 f.; — Brüdergemeine 74 ff. 344 f. 438; — Hermannsburger 345 f.; — Leipziger 470; — Rheinische 217 ff. 343 f. 350 f.
— englische: Balolo-Mission 90 f. — Baptisten 88 f.; — China Inlandmission 59 f.; — kirchliche 37 ff.; Presbyterianer 184 ff.; — Universitätenmission 437 f.
— dänische: 439 f.
— finnische: 225.
— französische: Pariser 46 ff. 49 ff. 92 f. 303 f. 306.
— katholische: 43 f. 221. 224. 350 ff.
— Mission Romande 158 ff.
— russische: 72.
— schottische: freischottische 435 f.; — staatskirchliche 433 f.; — unierte Presbyterianer 40 f.
— schwedische: Missionsbund 91; — staatskirchliche 211 ff.
Missionshoffnungen 441 ff.
Missionskursus 386 ff.
Missionsmethode 12 f.
Missionsunterhalt 448 f.
Missionsvollmacht 450.
Missionszeiten 12.
Missionsziel 15. 447 ff.
Mission unter der afrikanischen Zwergbevölkerung 46.
Mlandsche, Missionsstat. 433 f.
Moffat, Miss. 485 f.
Mohammedaner in Indien 132.
Moilim, Missionsstat. 358.
Mokwahe 55. 116.
Molepolole, Missionsstat. 299 ff.
Mombas, Stadt 470 f.
Mongo-Fluß 373.
Mongolei 99.
Muakereri, Missionsstat. 438.
Müller, Miss. 142.
Mullen, Frl. 495 f.
Murut, Volk 426 ff.

Nalolo, Missionsstat. 107.
Namaland 221 f.
Natal 83 ff. 212 ff. 346 f.
Ndonga-Fluß 373.
Nigergebiet 37 ff.
Norenius, Miss. 214.
Nsaba, Missionsstat. 360.
Nyasoso, Missionsstat. 359. 476 ff.
Nyassa-Land 431 ff.

Okahandja, Missionsstat. 221.
Okombahe, Missionsstat. 221.
Omupanda, Missionsstat. 223 f.
Ondjiva, Missionsstat. 223 f.
Oranje-Freistaat 347 f.
Oskarsberg, Missionsstat. 212.
Otjihaënena, Missionsstat. 221.
Otjimbingue, Missionsstat. 220.
Ovamboland 223.

Pantänus 403 ff.
Pescadores-Inseln 189 f.
Pfitzinger, Miss. 470.
Pilkington, Miss. 131.
Port Arthur 439 f.
Port Lokkoh 489 ff.
Pretoria, Missionsstat. 170.
Pura-Geheimbund 491.

Rabai, Missionsstat. 472.
Rae, Miss. 393.
Ramabai, Pandita 29 f.
Rehoboth, Missionsstat. 223.
Reid, Miss. 434.
Rieke, Miss. 350.
Rietfontein, Missionsstat. 223.
Rikatla, Missionsstat. 167 ff.
Risch, Miss. 387.
Ritschie, Miss. 185 ff.
Rotufunk, Missionsstat. 492 ff.
Rüttel, Miss. 173.
Rungue, Missionsstat. 438.
Rutenganio, Missionsstat. 438.

Sambesi-Industrie-Mission 434 f.
Sambesi-Mission 50 ff. 106 ff.
Sanaga-Fluß 373.
Schangti-Kult in China 230 ff.

Schantung-Provinz 391.
Schaub, Miss. 390.
Schiluwane, Missionsstat. 166.
Schirehochland 431 ff.
Schnapshandel in Westafrika 304 f.
Schreiber, Dr. 392.
Schultze, Miss. 351. 365.
Scott, Dr. 434.
Sefula, Missionsstat. 52. 106 ff.
Senana-Mission 245 ff.
Seschele, Missionsstat. 52. 106 ff.
Setschele, Häuptling 299.
Siebe, Miss. 220.
Sierra Leone 305. 489.
Sikkim 102 ff.
Singan 98 f.
Sklaverei in Afrika 314.
Sparham, Miss. 122.
Spittler, Chr. 265.
Spurgeon 49.
Strobel, Miss. 390.
Südafrika, deutsche Missionen 340 ff.
Südsee 305 f.
Sulu, Land 215.
— Mission 345 f.
— Volk 83 f. 211 f.
Synoden auf dem Missionsgebiet 133 ff.

Tagewählerei in China 27 f.
Tahiti 305 f.
Tamulische Dorfschulen 282 ff.
Tandala, Missionsstat. 439.
Taoismus 238 f. 275.
Tibet, Abschließung gegen Fremde 103 f.
Timne, Volk 489 ff.
Togo 368.
Transvaal 348.
Tschang-scha 125 f.
Tschu Han 124 f.
Tungtin-See 122.

Uganda 131. 293 ff. 353 f.
Utengule, Missionsstat. 438.

Wahl, Propst 307.
Valdezia, Missionsstat. 161.
Verbeck, Dr. 306 f.
Vielweiberei in Afrika 315 f.

Waas, Oberkonsistorialrat 387.
Wahrsagerkunst in China 17 ff.
Wakamba, Volk 469 ff.
Walberg, Miss. 212.
Walz, Pfr. 390.
Wangemann, Missionsdirektor 13.
Wangemannshöh, Missionsstat. 438.
Warmbad, Missionsstat. 222.
Warneck, D. 388.
Warth, Miss. 513.
Weber, Miss. 77.
Weiffenbach, D. 386. 390.
Weiß, B. 5 f.
Wenjaminoff, Bischof 72.
Williams, M. 340.
Windhuk, Militär- u. Missionsstat. 220.
Witbooi, H. Namahäuptling 217.
Wittwer, Miss. 477 ff.
Witwen in Indien 29 ff.
Wiwekananda 226 f.
Wolf, Dr. 123 f.
Wolff, Miss. 77.
Würz, Missionssekretär 387 ff.
Wuri-Fluß 373.

Xavier, Jesuitenmiss. 57. 466.

Zauberei in China 17 ff.
Zoutpansberg 160.

Bibelblätter:

Nr. 1. Bibel und Mission. — Aus dem Leben einer Bibelfrau. — Die erste Vollbibel der Waldenser.

Nr. 2. Erlebnisse eines Bibelagenten. — Der Zionismus. — Ein Mühseliger und Beladener. — Bücheranzeige.

Nr. 3. Ein Blick auf die Philippinen. — Wanderungen eines Bibelboten. — Neue Ausgaben des Neuen Testaments. — Eine merkwürdige Bibel.

Nr. 4. Furchtlos und treu. — Ein Streiter Jesu Christi in der Kolsmission. — Was die Bibel erzählt. — Bücheranzeige.

Fr. Reinhardt, Buchdruckerei, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

1898. Nr. 1.

Inhalt.

Bibel und Mission. — Aus dem Leben einer Bibelfrau. — Die erste Vollbibel der Waldenser.

Bibel und Mission.

Ein kleines, oft übersehenes Wort des Heilandes lesen wir Marc. 13, 37: „Was ich euch sage, das sage ich allen.“ Für alle Menschen ist das Evangelium bestimmt. Die Apostel haben es als heiliges Erbe des Herrn der ganzen Welt überliefert. Und dasselbe gilt von der ganzen Bibel. Luther sagt: „Dies Buch muß aller Menschen Augen, Ohren und Herzen erfüllen; denn der Mensch kann jedes Dings entbehren, ohne das Wort Gottes.“ Die Losung der Kirche muß daher bleiben: Saget es allen bis an das Ende der Erde! Es ist eine der größten Aufgaben der Kirche, ein Leuchthaus zu sein und das Licht der Bibel zu allen Menschen zu bringen. Mission und Bibel gehören zusammen.

Die Bibel befriedigt die Bedürfnisse aller Menschen. Ein Hindu bekannte von dem Evangelium Johannis: „Das ist die tägliche Speise meiner Seele.“ Und ein Betschuane sagte: „Die

Männer, die die Bibel geschrieben haben, müssen ganz genau gewußt haben, daß es Betschuanen giebt. Denn alle Sünden, die von Betschuanen begangen werden, sind in der Bibel aufgezeichnet." Die Bibel legt die Hand auf alle Schäden, hat Heilung für alle Wunden, giebt Antwort auf alle Fragen. Woher dies? Weil sie herstammt aus dem Herzen des einen Vaters, weil sie hinführt zu dem einen Heiland aller Menschen, weil sie die Sprache des Heiligen Geistes redet. Sie ist das Buch der Bücher, bestimmt, das Buch der ganzen Menschheit zu werden. Ihre Ueberschrift lautet: „Was ich euch sage, das sage ich allen."

Damit aber die Bibel das Buch der ganzen Menschheit werde, muß eine große Vorarbeit geschehen: sie muß in alle Sprachen übersetzt werden. Das ist eine Riesenaufgabe für die Mission, der gegenüber alle Wunderwerke der alten Welt nur wie ein Kinderspiel anzusehen sind. Sie kann nicht gelöst werden, wenn nicht der Heilige Geist die Kirche dazu besonders befähigt. — Wie schwierig ist die Erforschung einer Sprache, die noch keine Schrift besitzt! Als Hans Egede im Jahre 1721 als erster Missionar nach Grönland kam, erschien es ihm anfangs unmöglich, die Eskimosprache, die ihm wie Vogelgezwitscher vorkam, zu erlernen. Da fiel es ihm auf, daß die Eingebornen, auf die ihnen fremden Gegenstände weisend, immer wieder fragten: Kina? (Was ist das?) Dieses Kina? ward für ihn ein Lichtstrahl in dem Dunkel, worin er tappte. Mittels dieses Wortes entlockte er den Eskimo ihre Bezeichnungen für Hunderte von Dingen und sammelte so allmählich ein Wort nach dem andern. Mit solcher Wörtersammlung beginnt ein Missionar, der in ein noch unerforschtes Sprachgebiet eintritt, seine Spracharbeiten. Dann folgt alsbald eine noch schwerere Arbeit: die Erforschung der Grammatik. Man hat entdeckt, daß die meisten Sprachen bildungsarmer Völker sehr reich an Formen sind. So fand z. B. der Missionar Baierlein, als er die Sprache der Tschippewä-Indianer in Schrift faßte, daß er für alle Formen des Zeitworts „lieben" 20 enggeschriebene Quartseiten brauchte.

Als erste Frucht ihrer sprachlichen Arbeiten geben die Missionare dem bis dahin schriftlosen Volke die Fibel. Sie ist der Morgenstern, der die Dämmerung eines neuen Tages andeutet, der erste Lichtstrahl, der in die tausendjährige Finsternis eines

solchen Volkes hineindringt. Welch ein Wunder für die Eingebornen, wenn das Papier „anfängt zu reden"! Aber unendliche Schwierigkeiten gilt es zu überwinden, wenn es sich um Uebertragung der Begriffe der übersinnlichen Welt handelt, für die den Naturvölkern die Wörter fehlen. Die Indianer haben 15 Wörter für „jagen", 22 für „fischen", aber keine Ausdrücke, um Glauben, Rechtfertigung, Seligkeit u. a. zu bezeichnen. Da fällt den Missionaren die schwere Aufgabe zu, die Sprache zu ergänzen und zu erweitern. Dabei sind Mißgriffe unvermeidlich; es wird anfangs nicht selten ein verkehrtes Wort gewählt, das mißverständlich ist.

Welch ein Berg von neuen Schwierigkeiten türmt sich bei der Uebersetzung der Bibel auf! Das ist eine der größten Aufgaben, die man sich denken kann. Luthers Bibelübersetzung ist ein Meisterwerk. Aber er war auch ein Bibelübersetzer von Gottes Gnaden, der die Sprache des Heiligen Geistes so meisterhaft handhabte, daß „die Propheten und Apostel anfingen, deutsch zu reden." Luther standen auch tüchtige Hilfskräfte zur Seite. Und doch klagt er über die großen Schwierigkeiten; es kam vor, daß er über einem Verse des Buches Hiob drei Tage saß. Der Missionar, der nicht so vorgebildet ist, der die Bibel in eine ihm fremde Sprache übersetzen muß, und dem oft die Hilfskräfte fehlen, hat es noch schwerer. Er muß sich in seine Aufgabe hineinwachsen und hineinleben. Einer der ersten Bibelübersetzer der lutherischen Kirche, der Missionar Bartholomäus Ziegenbalg in Indien, betete jeden Tag, daß Gott ihm die Kraft geben möge, das Neue Testament gut ins Tamulische zu übersetzen. Ein anderer indischer Missionar arbeitete 20 Jahre hindurch täglich zehn Stunden an der Bibelübersetzung und kam nur bis zum Propheten Hesekiel, obwohl er viele Teile nicht neu übersetzte, sondern nur überarbeitete.

Wie viel Anfechtung und Feindschaft hat ferner der Bibelübersetzer zu bestehen! Das haben Luther und Ziegenbalg und nach ihnen viele treue Arbeiter erfahren. Wie manche Bibelübersetzung ist mit Blut bespritzt! Als der erste Gordon auf der Insel Eromanga (Neu-Hebriden in der Südsee) eben angefangen hatte, das Evangelium Matthäi zu übersetzen, wurde er vom mörderischen Schlage niedergestreckt. Sein Bruder reiste als Missionar nach derselben Insel, um christliche Rache an den Mördern zu

üben, indem er ihnen das Evangelium des Friedens brachte. Er nahm das Werk der Bibelübersetzung da auf, wo sein Bruder es gelassen hatte. Er kam bis Apostelgeschichte Kapitel 7. Gerade als er die Geschichte vom Tode des Stephanus übersetzte, traf auch ihn der mörderische Stahl.

Eine hohe Freude ist's aber für die Missionare und ihre Pflegebefohlenen, wenn nach jahrelanger Mühe und Arbeit endlich die Bibelübersetzung fertig vor ihnen liegt. Im Juli 1888 feierten die christlichen Gemeinden in Japan ein Freudenfest, weil die japanische Bibelübersetzung, an der 40 Missionare 16 Jahre hindurch gearbeitet haben, vollendet war. Doch ist mit der erstmaligen Vollendung das Werk keineswegs abgeschlossen. Es bedarf fortgehender Durchsicht und Verbesserung, Ueberarbeitung und Umarbeitung, da sich bald allerlei Mängel zeigen. Diese Arbeit zieht sich durch Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch. Wenn die Uebersetzung gut gelungen ist, so verliert die Bibel durch sie nichts von ihrer Kraft und Schönheit.

Die Verbreitung der Bibel unter den verschiedenen Völkern und Sprachen geht in unserm Jahrhundert in beschleunigtem Zeitmaße. Bis zum Beginn der Reformation (1517) gab es erst 23 Bibelübersetzungen. Die Reformation gab einen neuen Anstoß zu weiteren Uebersetzungen; von 1517 bis 1804 entstanden 34 neue Bibelübersetzungen. Während also in dem ersten Zeitabschnitt 66 Jahre auf je eine Uebersetzung kamen, entfallen im zweiten nur 8 bis 9 Jahre auf eine. Von den bis 1804 entstandenen 57 Uebersetzungen waren 33 in veralteten Sprachen, so daß damals nur 24 in lebenden (noch gesprochenen) Sprachen vorhanden waren, und von diesen lagen nur 19 in Druck vor. Welch ein Umschwung seit dem Jahre 1804! Damals begann die Zeit der Weltmission und damit die Uebersetzung der Heiligen Schrift in alle Weltsprachen. Die große Britische und Ausländische Bibelgesellschaft trat ins Leben. Von da an geht der Strom ins Weite. Von 1804 bis 1895 entstanden im ganzen 351 neue Bibelübersetzungen, die meisten durch die Arbeit der Missionare. Es entfallen also auf ein Jahr etwa vier Uebersetzungen. Besonders seit dem Jahre 1891 hat die Schnelligkeit sich noch vermehrt, denn von da bis 1895 sind 52 neue Uebersetzungen in fremde Sprachen und Mundarten hinzugekommen. Im Jahre 1895 war die Bibel oder

einzelne Teile derselben in 395 Sprachen und Dialekte übersetzt. 108 derselben haben vollständige Bibelübersetzungen, nämlich Europa 40, Afrika 14, Asien 41, Australien 10, Amerika 3.

Rechnet man auch die einzelnen Bibelteile mit, so verteilen sich die 395 Sprachen auf die einzelnen Erdteile folgendermaßen:

In Europa ist die Bibel in 80 Sprachen und Mundarten übersetzt.

In Afrika haben alle Küstenländer die Bibel. Man zählt 30 bis 35 Bantu-Uebersetzungen. Auch ins Innere von Afrika ist die Bibel eingedrungen, namentlich in das Gebiet der großen Seen. In Uganda ist nach 20jähriger Missionsarbeit die Bibelübersetzung ganz vollendet. Im ganzen giebt es 81 Uebersetzungen in Afrika.

In Asien zählt man ihrer 148, von denen allein auf Indien 43 kommen. In der tamulischen Sprache giebt es eine fünffache Uebersetzung der Bibel. Die revidierte Fabriciussche Uebersetzung, an der 20 Jahre gearbeitet ward, wurde im Jahre 1893, nachdem sie eben die Missionspresse in Trankebar verlassen hatte, dem Missionsdirektor von Schwartz feierlich überreicht. 25 malaiische Sprachen erfreuen sich der Uebersetzung der Bibel, und in China ist sie in 13 verschiedene Mundarten übertragen.

In Australien (einschließlich der Inselwelt) ist die Bibel in 42 verschiedene Sprachen und Dialekte übersetzt.

In Amerika mit seinen zahlreichen Indianersprachen zählt man 44 Bibelübersetzungen.

Die Bibel ist jetzt in alle großen, sogenannten „erobernden" Sprachen übersetzt worden; darunter versteht man Verkehrssprachen, die über die Grenzen eines Volks hinausgehen, z. B. das Englische, das 120 Millionen Menschen verständlich ist, das Mandarin-Chinesisch, das von 200 Millionen gesprochen wird, das Deutsche, das Französische, das Kisuahili u. s. w. Daher ist die Bibel 1200 Millionen Menschen, das ist vier Fünftel der ganzen Menschheit, zugänglich. Ein Ergebnis der Missionsarbeit, dessen wir uns freuen können!

Welch ein Segen eine Bibelübersetzung für das Volksleben, für Religion, Schule, Sprache, Schriftentum u. s. w. ist, ersieht man aus den großartigen Folgen der Bibelübersetzung Luthers, mit der für unser Volk eine neue Zeit der Bildung begonnen hat. Das ist in noch höherm Maße bei einem heidnischen Volke der Fall. Mit der Bibel leuchtet eine neue Sonne in die tausend-

jährige Nacht des Aberglaubens und der Sündenknechtschaft hinein. Durch die Uebersetzung der Bibel in alle Sprachen wird der Schaden der babylonischen Sprachverwirrung geheilt. Die Bibel ist der gemeinsame Boden, wo sich die getrennten Brüder wiederfinden, um einmütig den Vater im Himmel zu preisen: „Vater unser, der Du bist im Himmel!“ Die Bibel ist der Friede der Völker. Auf einem Missionsfeste in Neuguinea sagte ein christlicher Papua: „Ehe die Mission in dieses Land gekommen ist, herrschte hier fortwährend Krieg und Blutvergießen; wir lebten immer in Angst, Furcht und Schrecken und legten den Spieß nicht aus der Hand. Jetzt brauchen wir den Spieß nicht mehr. Friede herrscht im Lande. Wem verdanken wir das?“ Und er hielt seine Bibel hoch empor und rief mit lauter Stimme: „Der Bibel, der Bibel, der Bibel!“

Allen Menschen gehört die Bibel. Gott will, daß sein Wort jedem Menschen zugänglich gemacht werde. Noch sind 2600 Sprachen, die von 300 Millionen Menschen gesprochen werden, ohne Bibelübersetzung. Es muß daher an dem großen Werk der Bibelübersetzung thatkräftig weiter gearbeitet werden. Wir müssen die Leuchte des Geistes hochhalten. Es giebt kein größeres Verbrechen, als die Bibel herabzusetzen, was Tausende mitten in der Christenheit thun. Wir dürfen nicht ruhen, bis der teure Schatz der Bibel allen Völkern gebracht ist, damit das Wort des Herrn sich erfülle: „Was ich euch sage, das sage ich allen!“

Hannov. Miss. Volksblatt.

Aus dem Leben einer Bibelfrau.

Katnamma ist seit 10 Jahren Bibelfrau und arbeitet unter Frl. S. Sie ist eine große Hilfe und Stütze, zuverlässig, gewissenhaft und eine ernste Christin. Sie hat Takt, eine seltene Gabe unter eingeborenen Christen, und weiß mit den jüngeren Bibelfrauen umzugehen. Ihre Geschichte ist einfach. Sie ist eine Waise der Hungersnot, die vor nun 30 Jahren das Land verwüstete. Als kleines wandelndes Gerippe kam sie an den

Hand ihrer sterbenden Mutter in das Missionsgehöft. Die letztere sank in Bewußtlosigkeit und starb, nachdem sie nur so viel gesagt hatte, daß sie eine Witwe sei und der Komiti-Kaste (Kaufmanns-Kaste) angehöre. Katnamma wurde, nachdem sie gesund und kräftig geworden war, in die Missions-Mädchenanstalt gebracht, wo sie mit noch anderen 60 eingebornen christlichen Mädchen erzogen wurde. Sie zeichnete sich durch gutes Betragen, Gelehrigkeit und Eifer aus. Als sie 16 Jahre alt war, wurde sie mit dem 19jährigen Sohn eines eingebornen Pastors verheiratet, der soeben in Madras einen Lehrerposten erhalten hatte. Katnamma war sehr glücklich; sie hatte nie die Freude eines eigenen Heims gehabt, und ihr weiches, liebevolles Herz hing mit innigster Hingabe an dem jungen, klugen Gatten und dem Söhnchen, das ihnen nach Jahresfrist geboren wurde. Aber der Herr nahm ihr das Glück mit einem Schlage. Naraim Rao, der Mann, starb an der Cholera, und die junge, erst 18jährige Witwe kam arm und einsam mit ihrem Kinde nach M. zurück. Tapfer und glaubensvoll besiegte sie ihren Schmerz. Zuerst versah sie einen Posten als Bibellehrerin in der Schule, in der sie selbst erzogen worden war. Als sie 25 Jahre alt war, und ihr Söhnchen alt genug, um in die Knabenschule zu gehen, begann sie ihre Arbeit als erste Bibelfrau in M. Bald folgten mehr; nun sind es bereits 15, aber Katnamma ist die erste, und die beste von allen. Sie wohnt in einem Häuschen in Anandpett, dem Stadtteil, wo die meisten eingebornen Christen leben. Die Schwester ihres Mannes ist die Frau des Pastors, und Katnamma ist ihnen eine liebe Schwester.

Katnamma steht um 5 Uhr morgens auf, sieht nach ihrem kleinen Hauswesen und besorgt Frühstück, Kaffee und kalten Reis für ihren Sohn, der früh in die Akademie geht. Sie selbst verschließt dann die Thür und steigt in ihren Ochsenwagen. An der Thür eines andern Hauses hält sie stille, um Annie, eine andere Bibelfrau, mitzunehmen, deren Senanas in derselben Richtung sind. Unterwegs überholen sie Sundramma und Satiavati, die zu Fuß nach ihren Bestimmungsorten gehen. Annie und Katnamma lesen ihr Kapitel und lernen ihren täglichen Vers auswendig, während die Ochsen im langsamen Trabe sie zwischen Kaktushecken, Sandflächen, Baumgruppen und unregelmäßigen Häuserreihen hindurch in das Herz der großen Stadt bringen. Es ist beinahe 7 Uhr,

und nachdem die beiden besprochen haben, wo sie sich um 10 Uhr treffen wollen, steigt Annie aus, während Katnamma noch etwas weiter fährt. Der Fuhrmann steigt ab und fragt an der Hausthür, ob die „Pantulu-Garu“ (Lehrerin) hereinkommen darf. Die Antwort fällt bejahend aus, und Katnamma tritt in die Vorderhalle, wo ein Holzschemel für sie bereit steht. Eine jugendliche Stimme ruft: „Ich komme schon!“ und gleich darauf eilen 2 Mädchen herein, die eine noch beinahe ein Kind, die andere eine hübsche, frische Erscheinung von etwa 16 Jahren mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Beide bringen ihre Bücher mit. Eine Lektion wird aus dem Senana-Buch gelesen; dann kommen die Bibelverse, Katechismus und Geschichten daran, wozu noch 3 ältere Frauen hereinkommen, die im Register nicht als Schülerinnen, sondern nur als Hörerinnen verzeichnet sind. Die eine ist recht unaufmerksam und spielt mit dem Kinde; sie ist eine kräftige, etwas roh aussehende Frau und fragt, ob sie auf Weihnachten einen hübschen Preis erhalten wird, wenn sie ihre Aufgaben gut kann. Die älteste der Frauen hat ein liebes, altes Gesicht und erzählt mit gefalteten Händen und thränenfeuchten Augen die Geschichte vom Jüngling zu Nain; denn vor 9 Monaten ist ihr einziger Sohn gestorben. „Wo ist Gangamma?“ (die Witwe des Verstorbenen) fragt Katnamma. Die Schwiegermutter sieht die anderen bedeutungsvoll an und schweigt, während die vorher erwähnte Frau mit häßlichem Lachen sagt: „Wo wird sie sein? Können unsere Männer nutzlose Witwen füttern? Die alte Buclumma hat schon einen Lebensunterhalt für sie gefunden (dies mit schlauen Augenzwinkern), sie wird froh sein, wieder Juwelen und schöne Kleider zu bekommen.“ Katnamma geht mit schwerem Herzen fort. Diese junge Witwe war ein früheres Missions-Schulkind und wohl in der Bibel bewandert, gutherzig, aber leichtsinnig. Ihr Mann, dreimal so alt wie sie, hatte ihr nur Furcht eingeflößt. Nach dem Tode desselben wurde sie von seinen Verwandten nach dem elterlichen Hause zurückgeführt. Der Vater, ein armer, aber nach Hindubegriffen stolzer Mann, und seine zweite, junge Frau, hatten nur Unannehmlichkeiten und Schande vorausgesehen; so war sie denn von allen verstoßen. Was blieb dem armen Kinde übrig, als den Weg zu gehen, den viele Hunderte junger Witwen gehen. —

Katnamma ging zu einem zweiten Hause, aber hier wurde

sie an der Thüre abgewiesen mit dem Bemerken, daß alle Frauen mit den Vorbereitungen zu einer Hochzeit beschäftigt seien und keine Zeit hätten. Im dritten Hause ist sie jedoch willkommen. Eine der Leserinnen ist krank; aber Katnamma darf nicht in das Innere des Hauses, da sie als Christin dasselbe verunreinigen würde. So kommt denn die Patientin, auf 2 andere gestützt, in die Halle, beschreibt mit großer Genauigkeit alle Symptome und bittet Katnamma, ihr gute Medizin von der Doktorma Garu zu verschaffen. Dann folgt der Unterricht, wie im ersten Hause, mit einer Schülerin und 5 Hörerinnen.

Im dritten Hause hat sie Gelegenheit zu einer geheimen Unterhaltung mit Kaghvamma, die sich längst danach sehnt, Christin zu werden. Aber wie kann sie alle drei Kinder und ihren Mann verlassen! Von allen Hausbewohnern verspottet und geschmäht, hat ihr Mann bis jetzt stets ihre Partei genommen und der Bibelfrau Eintritt verschafft; aber persönlich steht er dem Christentum ganz gleichgültig gegenüber. Die beiden kleinen Mädchen gehen zu einer der nächstliegenden Missionsschulen, und die Mutter betet jeden Abend mit ihnen. In dem nächsten Haus, wohin Katnamma ihre Schritte lenkt, leben 2 Goldschmiedswitwen (Schwestern); sie unterstützen ihren alten Vater und 3 jüngere Geschwister durch Goldarbeit; ein sehr seltener Fall, daß Frauen so viel Energie und Fleiß zeigen. Sie formen den feinen Draht in Filigranarbeit und hämmern ihn in verschiedener Weise. Die Goldschmiede ringsum versehen sie mit Arbeit. Sie besitzen eine erstaunliche Kenntnis in der Bibel und den Heilswahrheiten, und es ist ihr Glaube an die Liebe Gottes und das Bewußtsein seiner Heiligkeit, das sie vor dem traurigen Schicksal so vieler anderer armer Witwen bewahrt hat. „O wie gern kämen wir zu euch", sagte eben die sanfte ältere Schwester zu Katnamma und schaut sie mit ihren großen schwarzen Augen sehnsuchtsvoll an. „Aber wer würde meinen Vater und die Geschwister versorgen? Er sagt, daß er uns fluchen würde an dem Tage, wenn wir zu den Christen gehen, und daß er sich zu Tode hungern wolle." Und zweifellos würde der alte bigotte Mann seine Drohung ausführen. Ja, in solchen Fällen ist guter Rat teuer. Ach wie wenig ahnen wir daheim die Schwierigkeiten und Hindernisse, von denen diese Aermsten umgeben sind! —

Es ist 10 Uhr; Katnamma trifft Annie an der verabredeten Stelle, und beide fahren zurück; unterwegs erzählen sie einander von ihren Besuchen und Erlebnissen. Annie erzählt von einem schwerkranken Knaben, dem einzigen Kinde seiner Eltern, und daß sie mit 3 der Frauen an dem Krankenlager gebetet habe. „Ich will heute Abend um 6 Uhr mit Khoda zu dir kommen (K. ist eine andere Bibelfrau, Annie's spezielle Freundin), dann wollen wir zusammen beten, und auch um Kamamma's Kind. Kamamma ist eine Witwe in einem sehr respektablen, aber armen Hause. Ihr Schwager hat sie verführt, und sie ist nun Mutter eines kleinen Mädchens, aber in solcher Verzweiflung, daß sie sowohl sich als das Kind zu töten droht. Annie hat sich gestern schon bei Miß B. Rat geholt, und sie haben beschlossen, die Mutter zu überreden, ihnen das Kind zu geben.

Wenn die Frauen zu Hause ankommen, wird das Essen bereitet und eingenommen. Manche der Bibelfrauen haben Familien, einige erwachsene, einige kleine Kinder. Die letzteren haben gewöhnlich Mutter, Schwiegermutter oder eine andere Verwandte im Hause, die sich um alles kümmert und nach dem Rechten sieht. Katnamma hat eine alte Frau im Hause, eine entfernte Verwandte ihres Mannes, die keinen andern Unterhalt hat. Jene geht nun in den kleinen Raum, der „Küche" genannt wird; dort hocken die beiden auf die Erde vor dem improvisierten „Herd" und bereiten das Mahl: Reis und Curri, Pickles und Gemüse. Es wird aus den blanken messingenen Kochgefäßen auf Bananenblätter gelegt, natürlich mit der Hand gelöffelt und mit der Hand gegessen. Es ist ein sehr warmer Tag, und Katnamma legt sich ein halbes Stündchen auf die flache, hölzerne, mit einer Decke belegte Bettstelle, während Devanandam (Gabe Gottes), der Knabe, der nun bald sein letztes Examen bestehen wird, über seinen Büchern sitzt. Um ½2 Uhr beginnt die Nachmittagsarbeit; diesmal nimmt sie Lea, eine andere Bibelfrau mit, die in die mohammedanischen Senanas geht. Lea ist eine hübsche, schüchterne junge Frau mit glänzendem, welligem Haar und feinen Zügen. Sie ist eine Schullehrerwitwe mit 2 kleinen Mädchen, die beide in der Mädchenanstalt sind. Wiederum Besuche in 4 oder 5 Häusern mit verschiedenen Resultaten, und um 5 Uhr die Heimkehr. Wie verabredet, kommen Khoda und Annie zu Katnamma und tragen in

herzbeweglicher Einfalt mit gewisser Zuversicht der Erhörung dem Herrn ihre Bitten vor. Während sie noch ein wenig miteinander plaudern, ertönt die Gong aus dem kleinen Gebetshause, wo jeden Freitag-Abend eine Bibelstunde ist und die Sonntagsschule gehalten wird. Aus allen Thüren sieht man nun Männer, Frauen und Kinder kommen. Manche stehen in Gruppen vor der Thür des Hauses, andere gehen hinein. Es ist ein einfaches Lehmhaus, mit Palmenblättern gedeckt. Die an der Wand ringsum entlang laufende Bank ist für die Männer, 3 Reihen Bänke in der Mitte für die Frauen; die Kinder sitzen auf einer Matte auf dem Fußboden. Der Pastor, ein ernster, freundlicher Mann biegt eben um die Straßenecke, und die zweite Gong ertönt. Dann hört man den scharfen Trab von Pferden; Frl. B. und eine Mitarbeiterin kommen jeden Freitag-Abend hier hergeritten, und einige Sekunden darauf erscheint einer der Missionare mit seiner Frau im zweirädrigen Ponywagen. Es ist drückend heiß, und in dem überfüllten, niedrigen Hause wird mancher Schweißtropfen vergossen. Die Versammlung wird mit einem einheimischen Liede eröffnet; dann folgt Gebet, und dann Verlesung eines Kapitels, darauf eine Ansprache von Pastor Samuel, Annie's Mann. Zum Schluß wieder Gebet und Gesang. Vor der Thür findet nun eine freundliche Unterhaltung statt. Der Missionar oder eine der Damen gehen auch wohl und machen einen Krankenbesuch. Die einfache Abendmahlzeit, deren Hauptbestandteil wieder Reis ist, wird bereitet und genossen; um ½10 Uhr ist schon alles ruhig und dunkel, denn die Tagesarbeit beginnt früh.

Der nächste Tag ist ein Sonnabend; um 6 Uhr brechen die entfernter wohnenden Bibelfrauen schon auf; heute gehen alle zu Frl. B.'s Haus, um Rechenschaft von der Arbeit der Woche abzulegen. Die Besuche, Zahl der Schülerinnen und Hörerinnen bei jedem derselben, und die gelernten Verse und Geschichten werden aufgezählt. Dann folgt eine Bibel- und Betstunde und zuletzt allgemeiner Thee. An diesen Sonnabend-Morgen lernen die Missionarinnen und ihre Bibelfrauen sich gegenseitig kennen und verstehen, und es wird Einheitlichkeit und Einheit angestrebt und soviel wie möglich auch erreicht.

Den Sonnabend-Nachmittag haben die Frauen für sich. Ihre Männer und Kinder haben auch einen freien Nachmittag, und dieser

dient ihnen zu allerlei häuslichen Verrichtungen und kleinen Vergnügungen. Am Sonntag früh um 7 Uhr füllt sich die Kirche, und wir sehen unter den Kirchgängern auch unsere Freundinnen Katnamma, Annie und Rhoda mit ihren Familien. Unmittelbar nach der Kirche ist eine Bibelstunde für alle Christenfrauen in Anandpett, an der alle, die es wünschen, teilnehmen können. Alle diejenigen, welche regelmäßig kommen, und zu diesen rechnen wir natürlich die Bibelfrauen und christlichen Schullehrerinnen, gehören zu einem Bibelleseverein, dessen Mitglieder täglich alle dasselbe Kapitel lesen und einen Vers aus demselben auswendig lernen. Am Nachmittag geht Katnamma in das christliche Heim, um den Frauen dort Sonntagsschule zu halten, und danach ist Nachmittags-Gottesdienst. Sie liebt diese Sonntage, an denen sie ihren Sohn genießen kann. Es war stets ihr Lieblingsplan gewesen, daß ihr Sohn, wie sein Vater, Pastor werden sollte; aber Devanandam wünscht sich, Doktor zu werden, und nach Ablegung seines B. A.-Examens die ärztliche Schule in Madras zu besuchen. Den Missionaren ist es auch gelungen, die Mutter zu überzeugen, daß ihr Sohn als christlicher Doktor unendlich viel Gutes wirken kann. Eingeborne christliche Lehrer, Aerzte, Rechtsanwälte, Beamte haben einen unermeßlichen Einfluß zu Gunsten des Christentums, wenn sie wirkliche Christen, und nicht nur solche dem Namen nach sind.

Der nächste Tag ist der erste Montag im Monat, an dem die Frauen am Nachmittag zu einem Missions-Nähverein nach Frl. B.'s Haus gehen. Als Katnamma am Morgen durch eine enge Straße geht, wird sie von einem Mann gerufen, der sie geheimnisvoll beiseite winkt. Er führt sie durch mehrere Seitengassen zu einem Haus, und zu ihrer Ueberraschung findet sie Annie und Rhoda dort. Dies ist Ramammas Haus, für deren Kind diese 3 Frauen am vorigen Freitag den Herrn baten. Ramamma und der Vater sind willens, dasselbe der Mission zu übergeben, besonders Ramamma, da sie weiß, daß das Kind im andern Fall an die Tanzmädchen verkauft und von ihnen zu einem traurigen Lose auferzogen werden wird. Der Vater erwartet allerdings ein „Geschenk", und schärft dies besonders der alten Frau ein, die mit dem kleinen Bündel im Arme Katnamma und Annie in ihrem Wagen folgt, während Rhoda zurückbleibt, um die arme Mutter zu trösten und zu beruhigen. Das Kind wird selbstverständlich

mit großer Freude aufgenommen; die Verwandten erhalten ein „Geschenk“ (es würde zu unwürdig klingen, wollten wir sagen, daß das Kind gekauft ist), und der Vater verspricht, keine weiteren Ansprüche auf das Kind geltend zu machen.

Am Nachmittag versammeln sich die Bibelfrauen, Schullehrerinnen und einige andere, im ganzen etwa 40 Frauen in Frl. B.'s Hause zum Missionsnähen. Kinderschuhe und -Mützen, Unterröcke, Jäckchen, Stickerei und gehäkelte Spitzen werden da verfertigt, um nachher zum Besten der Armenier verkauft zu werden. Frl. B. erzählt ihnen von verschiedenen Missionsfeldern, einmal ist's China, dann Uganda, dann Armenien u. s. w., jeden Tag etwas anderes. Bei dem Thee, der dann folgt, erzählen Katnamma, Annie und Khoda von ihrem Erlebnis diesen Morgen und Annie fügt hinzu, daß das kranke Kind, für welches sie am Freitag beteten, viel besser sei, und daß mehrere Frauen andern Nachbarinnen erzählten, daß Jesus Christus es geheilt habe.

(Miss. Nachr. über Frauenmission.)

Die erste Vollbibel der Waldenser.

Der Grund zur Waldenserkirche wurde gelegt, als der reiche Geldleiher Petrus Waldus in Lyon nach seiner Bekehrung (1170) sein Gold in frommem, aber noch katholischem Eifer auf die Straße warf mit den Worten: „Niemand kann zwei Herren dienen, Gott und dem Mammon!“ Die Waldenser sind also der Reformation Luthers und Calvins mindestens um drei Jahrhunderte vorausgegangen, und ihre Kraft war stets die Bibel und Bibelkenntnis. Teile der h. Schrift, in der provençalischen Muttersprache vom Vater für den Sohn abgeschrieben und von diesem auf den Enkel vererbt, wurden in allen waldensischen Familien als teures Familiengut in Ehren gehalten. Die Inquisition mochte diese Handschriften noch so oft wegnehmen, sie wurden immer wieder ergänzt, und zunächst waren die Beraubten in ihrem geistlichen Leben auch gar nicht geschädigt, denn ganze Bücher der h. Schrift wurden in den walden-

sischen Kreisen auswendig gelernt. Kein Wunder, daß in den Zeiten gütlicher Bekehrungssucht Waldenserkinder den Boten der Inquisition, den Dominikanern, in biblischer Beweisführung oft überlegen waren. Es läßt sich denken, mit welcher Freude man in piemontesischen Alpenthälern, den Zufluchtsorten der viel verfolgten Waldenser, die Kunde vernahm, daß jenseits der Alpen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz das Wort Gottes eine freie Bahn erhalten habe und daß ganze Völker die alte biblische Wahrheit dankbar annehmen.

Abgesandte der Waldenser kamen in die Schweiz und traten in persönlichen Verkehr mit den dortigen Reformatoren, welchen sie von ihren Vorläufern in den entlegenen weltverlorenen Alpenthälern erzählten. Reich ausgestattet mit evangelischen Schriften und fröhlicher mündlicher Botschaft kehrten die Boten in die Thäler zurück. Dort bemächtigte sich der Waldenser eine große Erregung, als sie erfuhren, daß sie nicht mehr einsam und allein stehen, umgeben nur von der halb heidnischen römischen Kirche. Eine allgemeine Tagsatzung wurde nach Angrogna für das Jahr 1532 ausgeschrieben. Zu derselben kamen nicht bloß die Vertreter der savoyischen Thalgemeinden, sondern auch solche aus den noch zahlreichen Waldensergemeinden in der Provence, der Markgrafschaft Saluzzo und sogar Gesandte der Waldenserkolonien in Kalabrien. Aber auch Schweizer waren zur Beratung erschienen. Farel, der spätere ungestüme Mitarbeiter Calvins, war, wie der Chronist weiß, auf einem Schimmel über die Alpenpässe geritten. Ein Augen- und Ohrenzeuge jener denkwürdigen Versammlung im Thal von Angrogna berichtet: „Die Reformatoren waren sehr erfreut, das treue Waldenservolk, jenes Israel der Alpen kennen zu lernen, dem Gott Jahrhunderte hindurch die Arche des Neuen Bundes zur Hut anvertraute, ein Volk, das in diesem Dienst so großen Eifer bewiesen hatte. Als sie die Handschriften aus dem Alten und Neuen Testament prüften, welche seit Jahrhunderten in der Umgangssprache richtig abgeschrieben unter uns verbreitet wurden, da wunderten sie sich über die himmlische Gnade, welche einem so kleinen Volk erwiesen worden war und dankten dem Herrn, der sein Wort uns nie entzogen hat. Dann beschworen uns alle Brüder Gott zur Ehre und zum Heil der Brüder, die Bibel zu verbreiten und weiteren Kreisen Gelegenheit zu geben, Gottes Wort lesen zu können. Dabei zeigten sie, wie nötig

es wäre, eine französische Uebersetzung herzustellen, welche genau nach dem Grundtext durchgesehen und in großer Auflage gedruckt würde."

Dieser Vorschlag wurde von der Versammlung mit Freuden begrüßt und man beschloß auf Rechnung der Waldenser eine vollständige Bibelübersetzung drucken zu lassen und diese Arbeit dem französischen Theologen Olivetanus in Neuenburg, einem Verwandten Calvins, zu übertragen. Die armen Waldenser brachten für diesen Zweck die nach damaligem Geldwert außerordentlich hohe Summe von 1500 Goldkronen zusammen. Olivetanus hat französische Uebersetzungen des Neuen Testaments und einzelner Teile des Alten Testaments benützt, welche kurz vorher im Druck erschienen waren; aber wahrscheinlich ist ihm auch ein waldensischer Theologe zur Seite gestanden, denn die Vorrede der Bibelausgabe, welche seinen Namen trägt, ist geschrieben „aus den Alpen den 7. Februar 1535." Diese Bibel ist in gothischer Schrift ungewöhnlich sauber gedruckt. Nach einer Bemerkung auf dem Titelblatt wurde der Druck im Jahr 1535 am 4. Juni bei Peter di Wingle, genannt Pirot, in Neuenburg vollendet.

In der Vorrede werden die evangelischen Christen französischer Zunge namens der Waldenser mit folgenden Worten angeredet: „Das kleine Volk, welches euch dies Geschenk (die französische Bibelübersetzung) darbringt, wurde ungefähr vor drei Jahrhunderten aus eurer Gemeinschaft verjagt und verbannt; es ist ein Volk reich an Geduld und hat in Glaube, Liebe und Hoffnung alle Gewaltthaten und Anläufe wider sein Gewissen still überwunden."

In echt französischer Weise, nicht ohne Wortschwall, erwiderten die evangelischen Gemeinden Frankreichs durch eine ihrer Synoden und schrieben: „Ihr seid das Volk der fröhlichen Treue, des beharrlichen Mutes; euer Name heißt „die kleine Herde." Euer Reich ist nicht von dieser Welt; Frömmigkeit und Zufriedenheit das ist euer Wahlspruch. Eure Kirche, von der Hitze des Tages verbrannt, aber inwendig voller Schöne und Gnade, hat einen guten Kampf gekämpft. Viele der Unsrigen haben eure Spuren verloren, denn gläubiger Eifer findet sich nur noch in den Denkmälern der Geschichte und in der Asche unserer Väter, die immer noch heiß ist von ihrem Eifer, das Evangelium auszubreiten."

Manche werden bedauern, daß die Waldenser keine Bibelübersetzung in ihrer occitanischen Muttersprache oder in der Sprache Italiens erhielten, wohin die politische Zugehörigkeit und der Lauf ihrer heimatlichen Wasser sie wies. Es ist aber zu bedenken, daß die Kräfte und Gedanken kirchlicher Erneuerung von jenseits der Alpen und nicht von der italienischen Seite ausgingen. Sollten die Waldenser in den segensreichen Bannkreis der Reformation eintreten, dann mußten sie unter den gegebenen Verhältnissen mit den stammverwandten reformierten Christen in geistige Gemeinschaft treten, andernfalls wären sie dem Separatismus und nach den Erfahrungen der Kirchengeschichte der Erstarrung verfallen. Für Festhaltung der Sonderstellung und der noch nicht zu evangelischer Klarheit entwickelten Eigenart wurden auf der Synode in Angrogna einzelne Stimmen laut, welche gottlob in der Minderheit blieben. Seit jenem Tage von Angrogna — 12. Sept. 1532 — giebt es streng genommen keine Waldenser mehr, die Ueberreste der waldensischen Bewegung des Mittelalters sind reformierte Christen geworden, welche nur in Piemont in pietätsvoller Weise den Namen der Väter beibehielten, während sie in den französischen Alpenthälern allmählich ganz in der reformierten Kirche aufgingen. Wenig bekannt ist aber die Thatsache, daß die Gläubigen französischer Sprache ihre Bibel den Waldensern verdanken. Jene von den Waldensern bestellte und bezahlte Bibelübersetzung ist nämlich, von Calvin verbessert, die Grundlage aller späteren Uebersetzungen und Ausgaben der Bibel in französischer Sprache geworden. Die Bibel war die starke Grundlage des waldensischen Glaubenslebens in allen christlichen Ländern lange vor der Reformation, und so lange diejenigen, welche sich heute in Italien noch Waldenser nennen, den Namen eines Bibelvolkes verdienen und am Bibelglauben festhalten, werden sie gesegnet und andern ein Segen sein.

Nachr. über d. Ausbr. d. Ev. in Italien.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.
Erlebnisse eines Bibelagenten. — Der Zionismus. — Ein Mühseliger und Beladener. — Bücheranzeige.

1898. Nr. 2.

Erlebnisse eines Bibelagenten
in der chinesischen Provinz Hunan.

Zu den verschiedenen Zweigen der evangelischen Missionsarbeit in China gehört auch die Thätigkeit der Bibelgesellschaften, die sichs angelegen sein lassen, das Wort Gottes in Schrift und Wort unter der Bevölkerung des weiten chinesischen Reiches zu verbreiten. Es ist das freilich eine Arbeit auf Hoffnung, deren Wirkung gewöhnlich nicht in die Augen springt. Aber sie hat doch schon manche Segensfrucht gezeitigt und tiefgehende Segensspuren hinterlassen.

Die Verbreitung der heiligen Schriften geschieht gewöhnlich durch eingeborne christliche Kolporteure, die durch europäische Agenten der Bibelgesellschaften von einzelnen Hauptplätzen des Landes aus angeleitet und beaufsichtigt werden. Ein solcher Bibelagent ist der ehemalige Basler Missionar J. Boßhard, der in Hongkong stationiert ist und daselbst einer Bibelniederlage vorsteht. Von hier aus unternahm nun derselbe im letzten Frühjahr mit einigen ihm unterstellten Kolporteuren eine größere Reise in den Norden der Kanton-

Provinz und von da über deren Grenze hinaus in das Gebiet der Provinz Hunan, wo bis jetzt wegen der fremdenfeindlichen Bevölkerung sich noch keine Mission bleibend niederlassen konnte. Er begab sich von Kanton aus den Nordfluß hinauf und besuchte mit seinen Kolporteuren verschiedene volkreiche Städte und Märkte, in denen er mit mehr oder weniger Erfolg das Wort Gottes verbreiten konnte. Ueber gefahrvolle Stromschnellen hinweg, und noch mehr gefährdet in dem von Räubern unsicheren Gebiet, wo er sich mehrmals durch Entrichtung eines Tributs vor Ausplünderung schützen mußte, erreichte er nach mehrwöchiger beschwerlicher Reise zu Wasser und zu Lande die große Stadt Schankwan, die über 300 000 Einwohner zählt. Von da, wo er allein über 300 Evangelien absetzen konnte, fuhr er den Nordfluß weiter hinauf bis zu der malerisch gelegenen Stadt Lok-tschang, in deren Umkreis er sechs Tage lang der Kolportage mit gutem Erfolge nachging. Er befand sich nun nicht mehr allzufern von der Grenze der Hunan-Provinz, in die er schon seit Jahren gerne vorgedrungen wäre. Sie ist aber übel berüchtigt, denn sie ist von allen 18 Provinzen Chinas die einzige, in derem Gebiet bis jetzt kein Missionar geduldet worden ist. Gelang es auch dem einen oder andern, über ihre Grenze zu gelangen, so wurde er entweder vom nächsten Mandarin wieder ausgewiesen, oder aber sah er sich wegen der feindseligen Haltung der Bevölkerung genötigt, das Land wieder zu verlassen. Unserem Bibelagenten Boßhard ist es nun allerdings nicht so schlimm ergangen, aber wohl nur aus dem Grunde, weil die Mandarinen der von ihm besuchten Städte in Erfahrung brachten, daß er sich in ihrem Gebiet nur kurz aufhalten und dann wieder den Rückweg antreten wolle. Immerhin war auch seine Lage nicht ganz gefahrlos. Doch lassen wir ihn über seine Erlebnisse in Hunan selbst erzählen.

Guten Muts verließ ich Lok-tschang, um mich zu Fuß der Präfekturstadt Tschin-tschau zuzuwenden, die gegen 30 Stunden entfernt im Südosten der Provinz Hunan liegt. Vier junge, kräftige Leute fanden sich als Träger für unsere Lasten. Wir brachen Montag Morgen auf, um bis Samstag Abend unser Ziel zu erreichen. Nach kurzem Marsch gelangten wir an den Fuß des Gebirges, das die beiden Provinzen Kanton und Hunan von einander trennt. Sieben lange Stunden hatten wir beständig zu steigen, bis wir gegen Abend einen kleinen Markt erreichten, wo wir unser Nachtquartier aufschlugen.

Am folgenden Tag ging es anfangs in einem engen Hochthal ziemlich eben weiter, bis wir den Fuß einer zweiten, noch höheren Gebirgskette erreichten. Nicht weniger als vier volle Stunden hatten wir die steilen Höhen hinanzuklimmen, bis wir am Nachmittag die Paßhöhe erreichten. Nach meiner Berechnung mußten wir uns mindestens 8000 Fuß über dem Meeresspiegel befinden. Unterhalb der Paßhöhe befanden sich einige Herbergen, wo uns die Leute berichteten, daß sie im Winter drei Monate lang Schnee und Eis hätten. Auffallend war es, hier in dieser Höhe einen so guten Weg vorzufinden, wie man ihn kaum irgendwo in der Kantonprovinz antrifft. Es war die alte Verkehrsstraße zwischen den Städten Lok-tschang und Tschintschau, die aber heute nur noch wenig für den Transport der Waren benützt wird, da man den billigeren, wenn auch längeren Weg auf dem Nordfluß vorzieht.

Nachdem wir die Paßhöhe überschritten, ging es auf der Nordseite ziemlich steil bergab, bis wir am Abend den in einem prachtvollen Hochthal liegenden Markt Thong-tshun erreichten, wo wir zwei Tage zu rasten beschlossen. Mit der Ueberschreitung des Passes hatten wir auch die Wasserscheide zwischen dem Nordfluß und dem Yan tse kiang erreicht und waren nur noch eine halbe Stunde von der Hunan-Grenze entfernt. Thong-tshun trägt deshalb auch schon ganz hunanesisches Gepräge und bietet ein ganz anderes Bild dar als die Kanton-Märkte. Obschon noch Hakka gesprochen wird, reden die Leute doch fließend den Mandarindialekt. Die Dörfer wiesen eine andere Bauart auf und die Leute erschienen viel reinlicher gekleidet. Auch sind die Hunanesen weit stärker gebaut und größer als die Kantonesen. Besonders unter den Soldaten sieht man wahre Kraftgestalten.

Sobald ich den Markt betreten, hatte ich auch sofort eine große Anzahl von Leuten hinter mir her. Sie verhielten sich aber sehr anständig, hörten auch aufmerksam zu, und die mich begleitenden chinesischen Kolporteure verkauften alsbald eine hübsche Anzahl Bücher. Leider regnete es am folgenden und übernächsten Tag, sodaß nur sehr wenige Leute von auswärts zum Markt kamen. Da sich in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag der Himmel aufklärte, brachen wir in aller Frühe auf, um womöglich noch am gleichen Tag Lyongthen zu erreichen. Eine halbe Stunde nach dem Aufbruch passierten wir ohne allen Anstand die Grenze von Hunan, und so waren wir denn endlich in dieser fremdenfeindlichen Provinz. Den ganzen Vormittag ging es ziemlich steil bergab, bis wir um 3 Uhr die Thalsohle und den Fluß erreichten, an dem weiter unten die Stadt Tshintschau liegt. In diesem Thal fallen dem Fremden unwillkürlich eine

Unzahl von spitzen Kegeln auf, die etwa 2 m hoch und oft in Linien nebeneinander erbaut sind. Ja an einer Stelle war ein ziemlich großes Stück Land, das auf drei Seiten von prachtvollen Bäumen eingefaßt war, mit einer ganzen Anzahl von solchen Kegeln übersät, sodaß man hätte meinen können, man habe ein Zeltlager vor sich. Da ich mich in der ganzen Gegend vergeblich nach Gräbern, dem charakteristischen Merkmal der kantonesischen Landschaft, umgesehen hatte, lag natürlich die Vermutung nahe, daß es Gräber seien. Und so war es auch. Diese Art von Gräber scheint sonst nirgends in China üblich und nur auf dieses Hochthal beschränkt zu sein.

Nicht lange, nachdem wir die Thalsohle des Tshin-tschau-Flusses erreicht hatten, bogen wir zu unserer Ueberraschung in eine regelrechte Heerstraße ein, die einen ganz ungewöhnlichen Verkehr aufwies. Es begegneten uns ganze Scharen von Lastträgern und lange Züge von Maultieren. Wir befanden uns auf der großen Handelsstraße zwischen den beiden Provinzen Kanton und Hunan, die aber nur etwa 15 Stunden lang ist und die beiden Städte Ni-tschong und Tshin-tschau verbindet. Die Maultiere sind gewöhnlich mit Thee und auf dem Rückweg mit Salz beladen; denn die Provinz Hunan ist in Betreff des Salzes gänzlich auf Kanton angewiesen, weshalb auch das Salz in Hunan sehr hoch im Preise ist. Wohlbehalten langten wir am Abend in Lyong-then an. Da wir uns nun in einem Gebiet befanden, wo nur das Mandarin gesprochen wird, so war ich froh, daß ich Kolporteur Mack von Nam-Hyung bei mir hatte, der dieser Sprache mächtig ist. Leider lag die Herberge fast am andern Ende des Marktes, sodaß wir unter dem Hohnlachen der gesamten Bevölkerung die etwa eine Viertelstunde lange Straße zu passieren hatten. Ein Mann kam sogar auf mich zu und wollte mich schlagen, woran er von einem andern gehindert wurde. Nachher sagte man mir, es sei ein Betrunkener gewesen. Es war mir das eine auffallende Erscheinung, da sich die Kantonesen nicht zu betrinken pflegen. Das Laster scheint aber in Hunan ganz heimisch zu sein, denn ich habe während meines zehntägigen Aufenthalts daselbst mehr Betrunkene gesehen als in all den zehn Jahren, die ich in China zugebracht habe. Dagegen freute mich die Wahrnehmung, daß das Opiumrauchen hier lange nicht so verbreitet ist als in der Kanton-Provinz.

Zu meiner Ueberraschung fand ich die Herberge geräumiger, luftiger und reinlicher als irgend eine, die ich zuvor gesehen. Ich bekam ein Zimmerchen mit einem kleinen Fenster für mich allein, während ich sonst immer mit den Chinesen zusammen schlafen mußte. Ermüdet zog ich mich zur Ruhe zurück. Nun war ich nur noch eine

Tagereise von Tshin-tschau entfernt. Beim Gedanken daran pochte mir unwillkürlich das Herz und ich fragte mich, wie es mir wohl dort ergehen werde, ob sie mich überhaupt in die Stadt hineinlassen und welche Behandlung mir in diesem Fall zu teil werden würde. Ich legte mein Anliegen noch einmal dem Herrn vor und bat ihn um eine Antwort. Eine solche erhielt ich in 2 Mose 33, 14.

Nach einem erquickenden Schlaf wurde ich am nächsten Morgen schon frühzeitig geweckt, indem man an meine Thür pochte. Beim Oeffnen fand ich eine große Anzahl Leute versammelt: Männer, Weiber und Kinder, die alle gekommen waren, mich zu sehen. In stummer Verwunderung starrten sie mich anfangs an. Es währte aber nicht lange, so kamen sie an mich heran, um meine Kleider zu befühlen, sodaß ich ihnen zu verstehen geben mußte, daß mir dies nicht angenehm sei. Verschiedene Frauen konnten zu meiner Verwunderung lesen, und mehrere von ihnen kauften einige Evangelien.

Nach dem Frühstück brachen wir nach dem etwa 7 Stunden entfernten Tshin-tschau auf. Auf meine Bitte hin gab mir der Herbergsbesitzer seine Karte mit, auf der der Name einer dortigen Herberge geschrieben war und die mir gute Aufnahme zusichern sollte. Leider fing es unterwegs an zu regnen, und wie wir endlich die Stadt in Sicht hatten, war ich ganz durchnäßt. Als wir diese betraten, verhielt sich anfangs alles ruhig, da des Regens wegen nur wenige Leute auf der Straße waren. Allein es währte nicht lange, so ertönte der Ruf: ein Fremder, ein Fremder! Bald war ich von einem Haufen Leute umringt, der sich von Minute zu Minute vergrößerte und einen solchen Lärm machte, daß, wer noch nicht ans chinesische Geschrei gewöhnt ist, leicht den Mut hätte verlieren können. Ich schritt aber getrost vorwärts und blickte den Leuten furchtlos ins Gesicht. So erreichten wir glücklich die Herberge, ein geräumiges zweistöckiges Gebäude. Gegen alles Erwarten empfing mich der Besitzer äußerst liebenswürdig und geleitete mich in ein großes Zimmer, eine Treppe hoch. Ich wollte nun rasch daran gehen, mich meiner nassen Kleider zu entledigen, als auf einmal das Geschrei sich in ein Geheul verwandelte, und ich hörte, wie die Leute die Treppe heraufstürmten. Schnell verließ ich mein Zimmer, um mich den Leuten draußen zu zeigen. Als aber immer mehr Menschen heraufstürmten, schickte ich sie die Treppe hinunter und versprach ihnen, herunter zu kommen. Das that ich denn auch und stellte mich unter der großen Eingangsthür auf, wo mich jedermann sehen konnte. Von Minute zu Minute wuchs die Menge an und wurde immer erregter, sodaß ich zu fürchten begann, die Sache könne einen schlimmen Ausgang nehmen. Da auf einmal erschien ein halbes Dutzend Soldaten auf

dem Platz, die die Leute zurechtwiesen und Ruhe schafften. Zugleich rieten sie mir, als sie mich in meinen nassen Kleidern dastehen sahen, in mein Zimmer zu gehen und mich umzukleiden; der Mandarin habe sie zu meinem Schutze gesandt. Wie froh und dankbar war ich! Es giebt Augenblicke im Leben, wo man das bestimmte Bewußtsein hat, daß man einer großen Gefahr entgangen sei; und das war ein solcher Moment. Ich schickte dann einen Soldaten mit meiner Karte zum Mandarin, ihm zu danken und ihn auch zugleich wissen zu lassen, wer ich sei.

Der folgende Tag war ein Sonntag, den ich am liebsten in der Stille verlebt hätte. Ich hielt am Vormittag meinen Leuten einen kurzen Gottesdienst; am Nachmittag aber stellten sich wieder so viele Leute ein, daß ich es für besser hielt, zu ihnen hinunter zu gehen. Die Soldaten begleiteten mich dabei auf Schritt und Tritt. Gegen Abend, als ich wieder in meinem Zimmer war, merkte ich, wie auf einmal unten eine Aufregung entstand, und ich war gespannt, was wohl los sei. Im nächsten Augenblick kam auch schon Kolporteur Lu in mein Zimmer gestürzt mit der Meldung, daß soeben der Mandarin gekommen sei, um mich zu besuchen. Er folgte ihm auch fast auf dem Fuße, und da er natürlich Hakka nicht verstand, so schickte ich nach Kolporteur Mack, damit derselbe dolmetsche. Der Mandarin war ein freundlicher Herr von mittlerer Größe, im Alter von etwa 45 Jahren. Er bat mich um meinen Paß, und als er sich versichert, daß alles in Ordnung sei, fragte er mich über den Grund meines Kommens, wie lange ich zu bleiben vorhätte und wohin ich zu gehen gedächte. Als ich ihm alle diese Fragen beantwortet hatte, sagte er: er wolle sein möglichstes thun, damit mir in der Stadt kein Leid geschehe, bat mich aber, davon abzustehen, auf die Märkte zu gehen wenn Markttag sei. Die Leute seien roh und fremdenfeindlich und es befänden sich auch immer Betrunkene darunter, sodaß er fürchte, es würde mir schlimm ergehen. In der Stadt wolle er alles zu meinem Schutze thun; auf den Märkten aber sei es ihm unmöglich. Ich dankte ihm natürlich für seine Freundlichkeit und versprach ihm, seine Worte zu überlegen; jedenfalls würde ich auf keinen Fall die Stadt verlassen, ohne ihm vorher bestimmt sagen zu lassen, wohin ich meine Schritte zu lenken gedächte.

Ehe mich der Mandarin mit seinem Besuch beehrte, war niemand von den höheren Klassen gekommen, mich zu sehen. Nun aber beeilten sich auch die Vornehmen, mir ihre Aufwartung zu machen, und ich hatte bis ziemlich spät Besuche zu empfangen und so viele Visitenkarten auszuteilen, daß einer meiner Kolporteure vollauf beschäftigt war, solche für mich zu schreiben. Die meisten dieser Herren

entschuldigten ihr Nichtfrüherkommen damit, daß sie vorgaben, man habe mich für keinen wirklichen Ausländer gehalten, da ich weder grüne Augen noch rote Haare hätte und auch sonst ganz menschlich aussähe. Der Pöbel aber sei ganz aufgebracht und verlange, daß, sollte ich etwa ein Chinese aus einer andern Provinz sein, der sich den Zopf abgeschnitten habe, ich ganz gehörig dafür gestraft werden müsse. Nun habe ja aber der Besuch des Mandarins und die Vorweisung des Passes es außer allen Zweifel gestellt, daß ich ein echter Ausländer sei. Auch müßten sie selbst sagen, daß, wenn auch meine Augen und Haare ganz dunkel erschienen, letztere doch viel klarer seien, als die ihrigen, und wenn man mein Gesicht genauer betrachte, so zeige es sich, daß es nicht chinesisch sei. Wie der Mandarin, so baten mich auch diese Herren, doch ja nicht die Märkte an den Markttagen zu besuchen, da mir dort bei der Roheit der Leute leicht etwas zustoßen könnte, wodurch ihre Gegend in einen schlechten Ruf kommen würde.

Sobald alle unsere Besucher fort waren, brachen meine Kolporteure in einen förmlichen Jubel aus, daß mir so viel Ehre erzeigt worden, und sie wußten sich vor Freude kaum zu fassen. Ich sagte ihnen aber, wir wollten nicht vergessen, vor allem Gott dafür zu danken, der alles so gnädig geleitet habe. Der Gasthausbesitzer aber sagte uns dann im Vertrauen, daß die Herren alle sehr aufgebracht seien über den Mandarin, weil er sich so tief erniedrigt habe, dem „fremden Teufel" einen Besuch zu machen. Nach ihrer Meinung wäre das einzig Richtige gewesen, mich gleich bei meiner Ankunft aus der Stadt zu weisen, anstatt mir Soldaten zu meinem Schutz zu senden. Da nun aber der Mandarin so weit gegangen war und ich wohl oder übel einige Tage geduldet werden mußte, so hielten sie es für das Beste, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Am nächsten Morgen ging es unter militärischer Begleitung in die Stadt, um den Leuten das Wort Gottes anzubieten. Zu meinem Erstaunen verhielten sich die Bewohner recht anständig. Zwar konnte man in manchem Gesicht die verhaltene Wut lesen und ich hatte das Gefühl, als stehe ich auf vulkanischem Boden; aber ich war ja nicht um meinetwillen hierher gekommen. Im Lauf des Nachmittags stießen wir zweimal auf Betrunkene, wobei einer derselben auf mich loskam und mir einen Faustschlag versetzen wollte. Die Soldaten wehrten ihm aber, sodaß er seine Absicht nicht ausführen konnte. Ein anderer machte beständig das Zeichen des Kopfabschneidens und gab auch sonst in nicht gerade gewählten Worten seinen Gefühlen Ausdruck. Als er mir schließlich lästig zu werden anfing, wurde ihm bedeutet, daß man dem Mandarin Anzeige machen werde, wenn er sich nicht anständig

betrage. Das that denn auch seine Wirkung und wir blieben für den Rest des Tages unbehelligt.

Der Dienstag verlief so ziemlich wie der Montag, und da wir inzwischen die ganze Stadt besucht hatten, entschloß ich mich, Mittwoch direkt über Lyoug-then nach Ni-tschong zu reisen. Wir hatten in den beiden Tagen über 500 Bücher und Bibelteile abgesetzt und unser Vorrat betrug nur noch etwas über 500 Exemplare, von denen ich ein gutes Teil in der nächsten Stadt zu verbreiten hoffte. So stattete ich denn am Abend dem Mandarin meinen Besuch ab und dankte ihm für seine Freundlichkeit. Zugleich teilte ich ihm mit, daß ich entschlossen sei, auf dem direkten Weg nach Ni-tschong zu gehen. Er war darüber sichtlich erfreut, mich so auf die leichteste Art loszubekommen und ließ sichs deshalb nicht nehmen, mir zwei Soldaten bis Ni-tschong mitzugeben, die zugleich dem dortigen Mandarinen meine Ankunft zu melden hatten. Da derselbe ihm unterstellt ist, so erhielt er auch den Befehl, sich meiner bestmöglichst anzunehmen. Natürlich hatte ich die Soldaten, die er mir zum Schutz mitgab, die ganze Zeit über zu verköstigen.

Der Mittwoch war ungewöhnlich heiß, als wir des Morgens von Tshin-tschau aufbrachen und Ni-tschong zusteuerten. Wohlbehalten und ohne jeden Zwischenfall trafen wir hier am Donnerstag Abend ein. Kaum waren wir angekommen, als auch schon der Mandarin einen Unterbeamten mit seiner Karte sandte und mich für den nächsten Morgen zum Besuch einlud. Ich nahm alle drei Kolporteure mit mir und gab ihnen den Auftrag, sich mit Büchern gut zu versehen. Der Mandarin, ein alter netter Herr von etwa 60 Jahren, empfing mich äußerst freundlich und fragte mich, nachdem er meinen Paß gesehen, über den Zweck meines Kommens, über die christliche Religion, wer denn eigentlich Jesus sei u. a. m. Kolporteur Mäck machte wieder den Dolmetscher, und nachdem ich mich etwa eine halbe Stunde mit ihm unterhalten und ihn so gut als möglich über die christliche Religion aufgeklärt hatte, verabschiedete ich mich von ihm und ließ ihm dabei die vier Evangelien zurück. Ich bat ihn, dieselben recht fleißig zu lesen, was er auch versprach. Beim Abschied fragte er mich, wie lange ich zu bleiben gedächte, und es war ihm augenscheinlich eine große Erleichterung, zu hören, daß ich nur einen, oder höchstens zwei Tage dableiben würde, da Ni-tschong nur klein sei und überdies mein Büchervorrat auf die Neige gehe. Er sagte mir noch, er werde mir ein kleines Boot mieten, das uns nach Phiang-Schak an die Grenze der Kanton-Provinz bringen sollte. Ich nahm das hin als eine schöne Phrase, womit man in China so oft abgespeist wird, und war deshalb umsomehr erstaunt, als am späten Abend ein Unter-

beamter mit der Nachricht eintraf, daß der Mandarin wirklich ein kleines Boot bis Ni-tschong gemietet habe, und daß zwei seiner eigenen Leibwächter mich bis an die Grenze begleiten würden. Da er mich nach chinesischer Sitte in der großen Halle empfing, so waren natürlich eine ganze Masse Leute mit hereingekommen. Die Kolporteure hatten bereits an die Unterbeamten und Schreiber über 50 Evangelien verkauft, und als wir uns dann miteinander auf dem großen freien Platz vor dem Amthaus aufstellten, hatten wir in kurzer Zeit noch weitere 200 Exemplare abgesetzt. Bei unserem Gang durch die Straßen begegnete man uns mit dem größten Respekt; Bücher waren indes nicht mehr viel zu verkaufen.

Inzwischen war die Hitze während der Mittagsstunden so groß geworden, daß ich mich nicht mehr hinauswagen durfte. Zudem fühlte ich mich am Nachmittag fieberisch und merkte, daß die hinter mir liegenden Strapazen mir mehr zugesetzt hatten, als ich erwartet hatte. Ich beschloß deshalb, zumal ich nur noch etwas über 200 Bücher bei mir führte, auf dem direktesten Wege nach Kanton zurückzukehren. Da ich die Reise flußabwärts zurücklegen konnte, so durfte ich hoffen, wenn alles gut ging, in acht bis neun Tagen in Kanton zu sein.

So verließen wir denn am Samstag Morgen Ni-tschong und erreichten des Abends Phiang-Schak, bis wohin der Mandarin uns das Boot gemietet hatte. Dieses war aber so klein, daß man nicht darin stehen konnte, sondern entweder sitzen oder liegen mußte. Dabei brannte die Sonne mit solcher Macht auf uns hernieder, daß die Glut im schlechtgedeckten Boote fast unerträglich war. Zu alledem kehrte auch am Nachmittag mein Fieber wieder und zwar stärker als zuvor, sodaß ich dankbar war, als wir abends unser vorläufiges Ziel erreichten. Kolporteur Mack ging auf die Suche nach einer Herberge, und schon freute ich mich, aus dem engen Boot herauszukommen. Aber o weh! Als wir in die Herberge kamen, wurde ich in einem Loch einquartiert, das vor Hitze förmlich glühte. Dabei stieg das Fieber fortwährend und ich konnte vor innerer und äußerer Hitze keine Ruhe finden. Zudem hatte ich das bestimmte Gefühl, als ob ich vom Ungeziefer geplagt würde. Und so war es auch. Am Morgen wimmelten meine Decken von Läusen und Wanzen, die sich während der Nacht darin eingenistet hatten. Glücklicherweise fühlte ich mich am Morgen fieberfrei, auch hatte sich die Luft etwas abgekühlt.

Da die Hitze gegen Mittag fast unerträglich wurde, so ließ ich nach einem Boot fahnden, das uns nach Lok-Tschang bringen sollte. Ein solches fand sich auch, obschon es sehr klein war, und wir schifften uns darauf ein. Wir befanden uns nun wieder im Hakkagebiet, und so ließ ich Kolporteur Mack mit 100 Büchern in Phiang-Schak zu-

rück, um sie in der Gegend zu verbreiten. Den folgenden Vormittag glitt unser kleines Boot ungefährdet über die vielen Stromschnellen des oberen Nordflusses dahin und wir erreichten schon am Mittag Lok-Tschang, wo wir ein Warenboot fanden, das eben im Begriff war, weiter flußabwärts zu fahren. Da es seine Fahrt die ganze Nacht hindurch fortsetzte, so erreichten wir schon am folgenden Morgen die Stadt Schan-Kwan. Hier ließ ich Kolporteur Lu mit dem Rest der Bücher zurück und bestieg mit Kolporteur Wong ein großes Warenboot, das uns in sechs Tagen nach Kanton brachte. Von hier brach ich noch am gleichen Tage nach Hongkong auf, das ich am nächsten Morgen nach fast 12wöchiger Abwesenheit glücklich erreichte.

Mit tiefgefühltem Dank blicke ich auf die nicht ganz gefahrlose Reise zurück. Durfte ich doch auf ihr mit meinen Kolporteuren über 3000 Evangelien verbreiten und an manchen Orten der Provinzen Kanton und Hunan Zeugnis ablegen für meinen Herrn und Meister. Mit besonderem Dank erfüllt es mich auch, daß ich mich vier Tage lang in einer Präfekturstadt Hunans aufhalten durfte und daselbst unbehelligt die heiligen Schriften verbreiten konnte. Das war bis jetzt noch keinem Missionar in der Hunan-Provinz vergönnt. Gott gebe, daß die Zeit nicht mehr ferne sei, wo diese große und reiche Provinz mit ihren Millionen von Einwohnern den Sendboten des Evangeliums an allen Orten erschlossen sein möge, damit auch in ihr die Predigt vom Kreuze Christi freien Lauf habe.

Der Zionismus.

Jedem, der in der Adventszeit singt: „Dein Zion streut dir Palmen und grüne Zweige hin", ist der Name Zion geläufig. Aber was ist Zionismus?

Zion heißt die alte Burg der Jebusiter, die David einnahm. Zion heißt ferner im alten Testament der Tempelberg, dann aber auch die ganze Stadt Jerusalem mit ihren Bewohnern. Unter Zionismus nun versteht man eine Bewegung im heutigen Judentum, die es abgesehen hat auf eine, wenn auch nur teilweise Rückkehr der Juden in ihr altes Vaterland, woselbst sie mit Zion oder Jerusalem als Hauptstadt den Judenstaat wieder herstellen wollen. Wahrlich ein bedeutsames Zeichen der Zeit! Eine Heimkehr der Kinder Israels aus ihrer Zerstreuung unter alle Völker hat die

göttliche Weltregierung ganz ausdrücklich in Aussicht genommen. Davon weissagen alle Propheten. Nur einige greifen wir heraus aus der Fülle der Zeugnisse. So schreibt Jesajas (11, 11—12): „Und der Herr wird zu der Zeit zum andern Mal seine Hand ausstrecken, daß er das übrige seines Volkes erkriege, so übergeblieben ist von den Assyrern, Aegyptern u. s. w. und von den Inseln des Meeres; und wird ein Panier unter die Heiden aufwerfen und zusammenbringen die Verjagten Israels und die Zerstreuten Juda zuhauf führen von den vier Orten des Erdreichs." Und Jeremias (23, 7—8): „Darum siehe, es wird die Zeit kommen, spricht der Herr, daß man nicht mehr sagen wird: So wahr der Herr lebt, der die Kinder Israels aus Aegyptenland geführt hat; sondern: So wahr der Herr lebt, der den Samen des Hauses Israels hat heraus geführet und gebracht aus dem Lande der Mitternacht und aus allen Landen, dahin ich sie verstoßen hatte, daß sie in ihrem Lande wohnen sollen." Desgleichen Hesekiel (36, 24): „Denn ich will euch aus allen Ländern versammeln und wieder in euer Land führen." (28): „Und ihr sollt wohnen im Lande, das ich euren Vätern gegeben habe, und sollt mein Volk sein, und ich will euer Gott sein." Und Sacharja (8, 1 ff): „So spricht der Herr Zebaoth: Ich habe über Zion fast sehr geeifert, und habe in großem Zorn über sie geeifert. So spricht der Herr: Ich kehre mich wieder zu Zion und will zu Jerusalem wohnen, daß Jerusalem soll eine Stadt der Wahrheit heißen und der Berg des Herrn Zebaoth ein Berg der Heiligkeit. So spricht der Herr Zebaoth: Siehe, ich will mein Volk erlösen vom Lande gegen Aufgang und vom Lande gegen Niedergang der Sonne und will sie herzubringen, daß sie zu Jerusalem wohnen, und sie sollen mein Volk sein, und ich will ihr Gott sein, in Wahrheit und Gerechtigkeit."

Dabei also bleibt es, Israel muß wieder zurück in sein Land. Allein die wenigsten der heutigen Juden denken bei ihren Plänen, das alte Zion wieder aufzurichten, an die Verheißungen, die den Vätern gegeben sind. Vom 29.—31. August des vorigen Jahres fand in Basel die erste Zionisten-Versammlung statt, eine Zusammenkunft von Juden aller Länder, wie sie seit den Tagen, da Titus Jerusalem zerstörte, also seit 1827 Jahren, nicht erhört ist. Viele Hunderte von Telegrammen waren eingelaufen. Der große

Stadtkasino-Saal war zum Erdrücken voll. Alle dort versammelten Juden bewegte der eine Gedanke: die Juden müssen wieder ein Vaterland haben. Aber religiöse Erörterungen waren grundsätzlich ausgeschlossen. Doch fehlten nicht ganz Stimmen, die an das erinnerten, was eines jeden Israeliten Herz aufs tiefste bewegen sollte. Auch in folgendem herzbewegenden Festgedicht klingt leise hindurch der Ton der Sehnsucht nach dem Erlöser, von dem David singt: „Ach, daß die Hilfe aus Zion über Israel käme, und der Herr sein gefangen Volk erlösete. So würde Jakob fröhlich sein und Israel sich freuen." Das Gedicht aber lautet:

Dort, wo die Ceder schlank die Wolken küßt,
Und wo die schnelle Jordanswelle fließt;
Dort, wo die Asche meiner Väter ruht,
Das Feld getränkt hat Makkabäerblut:
Dies hehre Reich am blauen Meeresstrand,
Es ist mein liebes, trautes Vaterland.

Und wenn mich rohe Kraft von dorten riß,
In fremde Länder grausam mich verstieß:
Das Herz, es blieb in Zion noch zurück,
Nach Sonnenaufgang fliegt mein feuchter Blick;
Ich fleh', nach Osten täglich hingewandt,
Um Rückkehr in das teure Vaterland.

Wenn aber nach des Schicksals strengem Mund
Zu früh mein Auge bricht auf fremdem Grund,
So senkt mich in die kühle Gruft behend
Mit meinem Antlitz nach dem Orient,
Mit meiner Stirn nach Zion hingewandt,
Nach meinem teuren, lieben Vaterland.

Drin will ich lauschen, lauschen in Geduld,
Bis abgebüßt ist meiner Väter Schuld,
Bis sich das Maß der Leiden hat gefüllt,
Und ein Erlöser meine Sehnsucht stillt,
Der das vertriebne Volk mit starker Hand
Zurückbringt in das holde Vaterland.

Dort, wo die Ceder schlank die Wolke küßt,
Und wo die schnelle Jordanswelle fließt;
Dort, wo die Asche meiner Väter ruht,
Das Feld getränkt hat Makkabäerblut:
In dieses Reich am blauen Meeresstrand,
In dieses liebe, traute Vaterland. — (Al. Biene.)

Ein Mühseliger und Beladener.

Daß es unter den Heiden manche suchende Seelen giebt, die unter der Last des Sündengefühls seufzen und sich jahrelang vergeblich um das Heil ihrer Seele mühen — davon liefert das indische Heidentum manches Beispiel. Einen solchen Fall schildert uns der englische Missionar Dr. Chamberlain.

Nie werde ich, so schreibt derselbe, ein Zusammentreffen vergessen, das ich vor Jahren mit einem ehrwürdigen Pilger hatte, der mit allem Ernst Frieden und Ruhe für seine geängstete Seele suchte. Es war im Februar 18.., daß ich mich mit einem meiner Mitarbeiter auf einer Predigtreise befand, in einem Bezirk des Telugu-Landes, wo das Evangelium bis jetzt kaum je verkündigt worden war. Unter einem schattigen Banianenbaum hatten wir unser Reisezelt aufgeschlagen und machten von hier aus unsere Predigtausflüge in die umliegenden Dörfer und Weiler. An jenem Morgen hatten wir schon vor Sonnenaufgang unser Zeltlager verlassen und waren einige Meilen marschiert, um in einigen Dörfergruppen, die da und dort in den Bergen zerstreut lagen, zu predigen. Nach der mündlichen Verkündigung des Wortes Gottes boten wir dann den Leuten die Evangelien und verschiedene Traktate in ihrer Sprache an; aber sie waren so mißtrauisch, daß nur wenige es wagten, die Schriften anzunehmen. Müde und abgespannt kehrten wir von diesem Morgenausflug zu unserem Zelt zurück und unwillkürlich drängte sich uns die Frage des Propheten (Jes. 53, 1) auf: „Wer glaubt unserer Predigt, und wem wird der Arm des Herrn geoffenbart?"

Als wir uns dem Zelt näherten, erblickten wir nicht weit davon einen greisen Brahmanen, der eben daran war, seine Andachtsübungen auf einer steinernen Plattform vor einem kleinen Altar zu verrichten. In langsamem Schritt und mit dem Rosenkranz in der Hand, machte er seinen Rundgang, das Angesicht unverwandt auf den Altar gerichtet und seine Götterssprüche unermüdlich hersagend. So oft er sich der vorderen Seite des Altars gegenüber befand, warf er sich auf sein Angesicht nieder und

brachte seine Anbetung dar. Dann setzte er seinen Rundgang fort, während er ein Kügelchen seines Rosenkranzes niedergleiten ließ.

Gerührt von der ehrwürdigen Erscheinung und dem Ernst, womit der Greis seine Uebungen verrichtete, beobachteten wir denselben durch die Maschen unseres Zeltfensters. Als er damit fertig war und sich niedergelassen hatte, begaben wir uns zu ihm und fragten ihn mit aller Höflichkeit, was er wohl mit seiner Andachtsübung bezweckt habe. „O, meine Herren", antwortete er in einem Tone, dem man den tiefen Ernst anmerkte, „ich suche damit von der Last meiner Sünden loszuwerden. Mein ganzes Leben lang habe ich mich darum bemüht, aber wie ichs auch anstellen mochte, es war umsonst. Alle meine Pilgerfahrten, Gebete und Büßungen, denen ich mich seit 60 Jahren unterzogen habe, sind nutzlos gewesen und noch weiß ich nicht, wie mein Verlangen gestillt werden kann." Dann erzählte er uns auf unser weiteres Nachfragen seine Lebensgeschichte, die uns erst recht zeigte, wie ernstlich der Mann schon seit seiner Jugend Frieden gesucht hatte.

Erst 17 Jahre alt, hatte er beide Eltern verloren, die ihm als ihrem einzigen Kinde ein ansehnliches Vermögen hinterließen. Auf den Rat der Priester, zu denen er in seiner Seelenangst seine Zuflucht nahm, opferte er dieses ganze Vermögen und erbaute damit einen Tempel. Aber der gehoffte Frieden zog in seinem Herzen nicht ein. Wieder wandte er sich an seine Ratgeber, die Priester, die ihm eine Wallfahrt zu Fuß nach der heiligen Stadt Benares rieten. Hier brachte er zwei volle Jahre in den Tempeln zu mit allerlei Andachtsübungen und badete zwei Jahre lang in den Fluten des heiligen Ganges. „Aber", sagte er, „das Wasser des heiligen Stromes reinigte nur meine Haut vom äußeren Schmutz, nicht aber die Unreinigkeit meiner Seele." Dann erzählte er, wie er von Benares aus von einem heiligen Orte zum andern gepilgert sei und sich auf seinen beschwerlichen Pilgerfahrten sein tägliches Brot erbettelt habe. — So hatte er die langen Jahre seines Lebens mit lauter Wallfahrten und Büßungen zugebracht, war durch einsame Distrikte und menschenleere Einöden gepilgert, hatte von Wurzeln und Waldfrüchten gelebt und sich vier Jahre lang als Einsiedler in die Waldeinsamkeit zurückgezogen — und das alles, um seiner Sünden ledig zu werden.

„Und nun, meine Herren", sagte er, „ist mein Leben wohl nächstens abgelaufen; mein Haar ist dünn und weiß geworden; meine Augen sind schwach und meine Zähne längst dahin; meine Wangen sind eingefallen und meine Körperkraft ist aufgerieben. Ja, ich bin ein alter, hinfälliger Mann, der eine lange Lebenszeit hinter sich hat, und doch fühle ich meine Sünden noch ebenso schwer auf mir lasten, wie in den Tagen meiner Jugend, da ich mich aufmachte, ihrer ledig zu werden. O, meine Herren, geben Ihre heiligen Bücher keinen Weg an, um davon befreit zu werden und Frieden zu erlangen? Unsere Wedas haben mir keinen zu weisen vermocht!"

Wir waren froh, ihm von dem zeugen zu können, der unsere Sünden auf sich genommen und getragen hat, und der heute noch alle Sünder so herzlich einladet: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken." Mit der größten Aufmerksamkeit lauschte er unsern Worten, als wir ihm von Jesu Christo, dem Gottes- und Menschensohn erzählten, und wie derselbe als der Welt Heiland in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen. Wie emsig machte er sich an die Evangelien, die wir ihm gaben, und welch ernste Fragen stellte er immer und immer wieder an uns, wenn er diese und jene Stellen nicht verstand!

Am folgenden Abend ging er seines Weges weiter, doch nicht ohne die Evangelien mit sich zu nehmen. Wir haben ihn nicht mehr wiedergesehen. Viele Jahre sind seitdem dahingegangen, aber jene ehrwürdige Gestalt des greisen Pilgers hat sich meinem Gedächtnis auf immer eingeprägt und ich werde dereinst in jenem Leben mich unter den Erlösten des Herrn nach ihm umschauen.

Bücheranzeige.

Oehler, H. Die Engelwelt. 38 S. Stuttgart. J. F. Steinkopf. geh. 40 Pf.

Eine durchaus nüchtere, sich auf die hl. Schrift gründende Auslegung vom Dasein und der Stellung der Engel, die nichts gemein hat mit den Phantasiegebilden, die den bekannten Briefen aus der Hölle und dem Himmel zu Grunde liegen.

Spurgeon, C. H. **Habt nicht lieb die Welt!** 219 S. Stuttgart. D. Gundert. geb. M. 2.40.

Das Buch ist nicht von Spurgeon selbst geschrieben, sondern von kundiger Hand aus seinen Schriften zusammengestellt. Aber es ist eine vortreffliche Zusammenstellung, die für die in das Leben hinaustretende Jugend einen reichen Schatz von Belehrung, Warnung und Wegleitung enthält und dabei in unwiderstehlicher Weise in Herz und Leben hineinleuchtet, das Gewissen weckt und den Mut belebt.

— **Für Jesus allein!** Eine Handreichung für Arbeiter im Weinberge des Herrn. 183 S. Hamburg. J. G. Oncken Nachfolger. geb. M. 1.50.

Das hübsch ausgestattete Büchelchen enthält eine Reihe von packenden, mit vielen praktischen Beispielen und Winken durchwobenen Ansprachen Spurgeons, die allen Gläubigen als Arbeitern im Weinberge des Herrn ein „Vademecum" (ein „Begleitmich") sein wollen.

Planck, H. **Mitgabe fürs Leben.** Ein Büchlein für unsere Neukonfirmierten. 32 S. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. 20 Pfg.

Herzliche Worte eines Seelsorgers an seine Konfirmanden, denen er dadurch auf ihrem weiteren Lebensweg ein Führer und Wegweiser sein möchte.

Moody, D. L. **Genuß und Gewinn für den Bibelforscher.** Aus dem Englischen. 151 S. Hamburg. J. G. Oncken Nachfolger. geb. Mk. 1.60.

Der Verfasser, der bekannte amerikanische Evangelist, dem die Wichtigkeit einer gründlichen Vertrautheit mit der Bibel mit Recht sehr hoch steht, möchte in dem vorliegenden Buch jedem Christen hierin nicht nur ein guter Ratgeber sein, sondern auch zu einem anhaltenden und planmäßigen Bibelstudium anspornen.

Benz, G. **Wohin sollen wir gehen?** Betrachtungen über das Eine, das not thut. 165 S. Basel. Verein zur Verbreitung christlicher Schriften. Fr. 1.40.

Es sind feinsinnige und gehaltvolle Betrachtungen über innere Lebensfragen, die das hübsch ausgestattete Schriftchen dem Leser bietet und worin der Verfasser jeden ernstgesinnten und nachdenkenden Christen aus der Unklarheit und Ungewißheit heraus auf den sichern Boden der hl. Schrift zu stellen sucht.

Hengstenberg, H. **Bilder aus dem Leben des Evangelisten Hermann Hengstenberg,** nebst einem Anhang seiner Gedichte. 176 S. Witten a. d. Ruhr. Buchhandl. der Stadtmission. broch. M. 1.50. | geb. M. 2.

Ein schlichtes Lebensbild, von der Hand des Sohnes gezeichnet, das uns einen gesegneten Arbeiter im Weinberg des Herrn vorführt und besonders für Gemeinschaftskreise von Interesse sein dürfte. Die Gedichte, ein Ausfluß seiner inneren Stellung zu seinem Herrn, sind nach Form und Inhalt gehaltvolle Zeugnisse eines gereiften Christen.

Kaiser, Fr. **Sabbat und Sonntag.** 30 S. Ebendaselbst. 25 Pf.

Tersteegen, G. **Die Rechtfertigung durch den Glauben.** 16 S. Ebendaselbst. 15 Pf.

Beides recht empfehlenswerte Schriften.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1898.

Ein Blick auf die Philippinen. — Wanderungen eines Bibelboten. — Neue Ausgaben des Neuen Testaments. — Eine merkwürdige Bibel.

Nr. 3.

Ein Blick auf die Philippinen.

Da, wo im Südosten von Asien die Gewässer der Südsee sich mit denen des indischen Oceans mischen, brechen sich die Meereswogen schäumend an den Gestaden einer zahllosen Menge von größeren und kleineren Inseln, die aus den Fluten des Meeres emportauchen und gleichsam eine zweite, zerstückelte Länderwelt neben der ungeheuren Masse des asiatischen Festlandes darstellen. Die nördlichste Reihe dieser Inselgruppen bildet die Inselwelt der Philippinen, deren Schicksal infolge des gegenwärtigen amerikanisch-spanischen Krieges mit Recht die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat.

Die Gruppe der Philippinen besteht aus 12 größeren und 19 kleineren Inseln, sowie aus Hunderten von kleineren Eilanden, Felsen und Klippen, die längs den Küsten aus dem Meere emporragen. Sie sind zumeist vulkanischer Natur und äußerst ergiebig an allen Produkten der indischen Inselwelt. Von dem ersten Weltumsegler Magelhaens 1521 aufgefunden, wurden sie 1569 von den Spaniern in Besitz genommen und nach ihrem König Philipp II. Philippinen genannt. In ihrer Hand sind sie auch bis jetzt geblieben.

Der Flächeninhalt der gesamten Gruppe beträgt gegen 300 000 qkm, wovon über 170 000 qkm im Besitz der Spanier sind. Die Bevölkerung wird auf ca. 6 Millionen geschätzt. Davon leben die ursprünglichen Negritos noch in unabhängiger Roheit im gebirgigen Innern der größeren Inseln, während die Tagalen, malayischen Ursprungs, zum großen Teil von den Spaniern unterworfen und katholisch, zum Teil unabhängig sind und dem Islam angehören.

Hauptstadt der gesamten Inselgruppe ist Manila auf der Westseite der nördlichen Hauptinsel Luzon, mit über 200 000 Einwohnern. Ihr Hafen Cavite, wo der amerikanische Admiral Dewey die spanische Flotte vernichtete, gehört zu den besten und besuchtesten Hafenplätzen Ostasiens. Denn Manila ist ein sehr bedeutender Handelsplatz, dessen Produkte in alle Welt ausgeführt werden. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Zucker, Hanf, Indigo, Tabak u. a. m. Die Hauptstadt weist auch eine stattliche Kathedrale auf, die schon im Jahr 1654 von den Spaniern erbaut wurde und ein schönes Glockenspiel besitzt.

Da sämtliche Inseln in der tropischen Zone liegen, so haben sie auch ein sehr heißes, zum Teil ungesundes Klima. Doch werden von andern die gesundheitlichen Verhältnisse als ziemlich günstig dargestellt. Großartig aber ist das Pflanzenleben und die Scenerie der in üppigster Fruchtbarkeit strotzenden Wälder. In wildem Durcheinander umspinnen unzählige Schlingpflanzen die Riesenstämme der mehr als 150 Fuß hohen Bäume, prächtige Farnen und Orchideen schmücken die Waldung, und Farnbäume von 30 bis 40 Fuß Höhe erheben dazwischen ihre grünen Häupter. Durch das dichte Laubwerk der Urwälder dringt kein Sonnenstrahl.

Trotz des Reichtums der Inseln befindet sich doch die Hauptmasse der sogenannten civilisierten Bevölkerung in bitterster Armut. Daran ist zum großen Teil, wenn auch nicht ausschließlich, die spanische Verwaltung schuld. Durch ihr ausgedehntes und hochgeschraubtes Steuersystem wird jede Wohlfahrt des Volkes systematisch niedergehalten.*) So hat z. B. jedermann vom 18. Lebensjahr an einen Personalausweis bei den Behörden einzulösen, der

*) Die nachfolgenden Angaben sind der Hauptsache nach den Mitteilungen eines Professors Worcester (im Independent) und eines Eingebornen der Philippinen (im Miss. Record) entnommen.

je nach den Vermögensverhältnissen $1^1/_2$ bis 25 Dollars (6 bis 100 Mark) kostet. Nun verdient aber der gewöhnliche Eingeborne als Taglöhner durchschnittlich oft nicht mehr als 20 bis 25 Pfennige am Tag. Seine Feldfrüchte aber kann er meist nicht gegen bares Geld verkaufen, sondern ist genötigt, sie gegen andere Artikel und Lebensbedürfnisse umzutauschen. Zur Personaltaxe kommt dann noch eine Steuer auf Kokospalmen, die er vor seiner Hütte pflanzt, eine weitere auf Lasttiere und Schlachtvieh, dann eine Laden-, Gewichts- und Maßsteuer, sowie eine solche für die Oelpressen und Oelmühlen u. a. m. Von allen Seiten wird der ohnedies arme Bewohner des Landes besteuert und gedrückt und nicht zum wenigsten von den zahllosen Mönchen und Priestern, die hier alle Macht in Händen haben.

Mit den ungeheuren Summen, die auf diese Weise eingehen, könnte viel zur Hebung der Kolonie geschehen. Aber statt dessen geschieht herzlich wenig. Wohl bestehen eine Reihe guter dahin zielender Bestimmungen, aber das meiste Geld, soweit es nicht der dortigen römischen Kirche zufällt, fließt in die Taschen der spanischen Beamten. Während sich so die spanische Beamtenwelt möglichst bereichert und das Fett des Landes genießt, sind die Eingebornen im Fall von Mißernten der äußersten Not und dem Hungertode preisgegeben.

Auch die Rechtspflege liegt ganz darnieder und sie kommt nur denen zu gute, die zu zahlen imstande sind. Kann z. B. einer seine Steuern nicht pünktlich zahlen, so geht man mit der größten Härte gegen ihn vor. Man entkleidet seinen Oberkörper, legt ihn auf eine Bank oder schnürt ihn an einen Pfahl fest und peitscht ihn unbarmherzig durch. Selbst Frauen werden auf diese Weise bestraft. Hilft diese Maßregel nicht, so wirft man ihn ins gemeine Gefängnis und sucht den Betrag von seinen Angehörigen zu erpressen. Nicht selten wird sogar die Ehre der Töchter in solchem Fall preisgegeben, nur um den Vater oder Bruder den Händen der Beamten zu entreißen. In vielen Fällen wird die Zahlungsunfähigkeit mit Deportation bestraft, Hab und Gut konfisziert und die Familie ihrem Schicksal überlassen. Ueberhaupt liegt die Rechtspflege auf den Philippinen noch im Banne der Vergangenheit, indem die Folter mit ihren grauenvollen Scenen noch zur Anwendung kommt.

Sehr übel ists auch mit der Bildung des gewöhnlichen Volkes bestellt. Zwar soll nach den Kolonialgesetzen die spanische Sprache in den Dorfschulen gelehrt werden. Aber dies paßt den Mönchen, die das Volk lieber in der Unwissenheit halten, nicht in ihr System. Sie suchen deshalb die Sache zu hintertreiben, und das gelingt ihnen auch gewöhnlich. Die durchschnittliche Bildung eines Eingeborenen besteht deshalb meist nur im Hersagen einiger auswendiggelernter Gebete und eines kurzgefaßten Katechismus. Läßt sich aber etwa einer beikommen, im Ausland eine Ausbildung zu erlangen, die ihm zu Hause versagt wird, so verschwindet er vielleicht an irgendeinem Abend auf einem Kriegsboot und man hört nie mehr etwas von ihm.

Ueberhaupt üben die römisch-katholischen Priester und vor allem die Mönche der verschiedenen Orden die größte Gewalt aus und man glaubt sich ins Mittelalter zurückversetzt, wenn man die Berichte liest, die darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. In ihrer Hand liegt thatsächlich fast die ganze Regierung jener Inselgruppe, wenn schon dem Namen nach ein General-Gouverneur mit einem Heer von Beamten an der Spitze der Verwaltung steht. Aber dem Einfluß der Mönchsorden können sie sich nicht entziehen. In jedem größeren Dorf ist der Padre die angesehenste Persönlichkeit, gleichviel von welchem Charakter er sein mag. Mönche, die sonst in keinem Winkel der Welt eine geistliche Thätigkeit entfalten dürften, haben hier keinerlei Schwierigkeit anzukommen. Meist den untersten Klassen Spaniens angehörend, ist es oft mit ihrer Bildung so schlecht bestellt, daß ihre Unwissenheit über alle Begriffe geht. Und doch ist ein solcher „Geweihter" der Abgott der Tagalen, dem sie blindlings gehorchen müssen.

Doch hat schließlich der unerträgliche Druck, den sie auf das Volk ausüben, unter den gebildeten Klassen der Bevölkerung, die von westländischen Ideen angehaucht sind, den Aufstand hervorgerufen, der jetzt durch die amerikanische Besetzung der Hauptinsel für die Spanier so verhängnisvoll geworden ist. Eine der Hauptbeschwerden, die gegen die Mönchsherrschaft erhoben wurde, waren die hohen Gebühren, die die Geistlichkeit für das Registrieren der Geburts-, Trauungs- und Sterbefälle forderte. Bei dem geringen Verdienst, den die Leute auf den Zuckerplantagen haben, gingen die Forderungen ins Maßlose. Forderte doch der Priester nicht

weniger als 100 Mark für eine Taufe, 120 M. und mehr für eine Trauung. Bei Begräbnissen richtete er sich nach dem Alter des Verstorbenen, sodaß ein Kind nicht unter 40 M., ein Erwachsener nicht unter 200 M. beerdigt wurde. Man kann sich denken, in welchem Maße sich die Geistlichkeit und die Klöster dadurch bereicherten.

Der Ausbruch der Revolution, die weniger eine politische als eine gegen die Priester- und Mönchsherrschaft gerichtete war, kam den Spaniern sehr überraschend. Man hatte eine solche gar nicht für möglich gehalten, da man die Bewohner der Philippinen für gute Katholiken und der Kirche ergebene Unterthanen hielt. Die Priesterschaft säumte denn auch nicht, den Aufstand dem Treiben der Freimaurer und Protestanten zuzuschreiben. Aber unbefangene Beurteiler der Sachlage erkannten die Grundlosigkeit solcher Beschuldigungen nur zu gut. Denn nach den spanischen Gesetzen auf jenen Inseln war bis jetzt das Freimaurertum und der Protestantismus geradezu eine Unmöglichkeit. Es waren im Gegenteil die Mönche und die ganze römische Hierarchie, die den Aufstand unter der bedrückten Bevölkerung hervorriefen. Das geht schon aus nachfolgenden Thatsachen hervor, die wir einem amerikanischen Kirchenblatt (dem Friedensboten) entnehmen:

Gerade vor Beginn des gegenwärtigen Krieges richteten Eingeborne der Inseln, die in Spanien wohnen, aber gute Patrioten sind und mit den Aufständischen nicht sympathisieren, an die Königin-Regentin eine Bittschrift. Dieselbe schildert zunächst eine Reihe von Vergewaltigungen, Unannehmlichkeiten, Räubereien, Inquisitionsmaßregeln — man folterte unter anderm öffentlich auf dem Marktplatze vor dem Gerichtsgebäude —, die alle von den Mönchen auf den Philippinen begangen worden sind, und fährt dann fort:

„Wir fordern die Vertreibung der Mönche nicht aus religiöser Unduldsamkeit oder Sektenfanatismus, sondern weil das Land sie verabscheut, weil sie die Ursache der Rebellion, der Hemmschuh alles Fortschritts sind; sie sind dies nicht, weil sie Mönche sind, sondern weil sie es für notwendig halten, daß jene Länder ewig in den Finsternissen der Unwissenheit gefesselt bleiben, damit sie immer die Herren sind und ungehindert die Bevölkerung ausbeuten können. Wir fordern die Vertreibung der Mönche, weil wir nicht wollen, daß die Rebellion von neuem ausbreche, denn der Aufstand wird wieder auflodern, wenn das Land sieht, daß, statt seine gerechten und mäßigen

Forderungen zu erfüllen, Spanien oder seine Regierung mit den Tyrannen und Henkern der Philippinen unter einer Decke steckt."

Und für diese Beschuldigungen ist auch General Blanco selbst als Zeuge eingetreten. Der General, der bekanntlich längere Zeit Generalgouverneur der Philippinen war, veröffentlichte nach seiner Rückkehr eine Schrift, die er auch der Königin überreichte, über die Ursachen und den Verlauf des Aufstandes auf den Philippinen. In dieser Schrift bezeichnete er das Mönchswesen als „zahme Anarchie" und bekannte, er hätte die Absicht gehabt, den Schleier aufzuheben, der über dem philippinischen Geheimnisse liege, aber er habe gezittert vor den unzähligen Schrecknissen, die darunter verborgen liegen. Den Kern des Uebels erkennt er, denn er sagt offen: „Das Uebergewicht dieser Elemente (der Mönche) genügt allein, um den Verfall Spaniens zu erklären."

So weit aber auch die Mönche das römisch-katholische Christentum auf den Philippinen im Lauf der Jahrhunderte eingeführt haben, so ist doch noch ein bedeutender Rest des alten Heidentums unter der christianisierten Bevölkerung zurückgeblieben, das in allerlei abergläubischen Gebräuchen und altheidnischen Anschauungen zu Tage tritt. So existiert noch heute unter ihr eine Art von Ahnendienst. Er hat aber durch den Heiligendienst ein christliches Gepräge erhalten. Die äußeren Ceremonien der Kirche werden von den Eingebornen mit großer Gewissenhaftigkeit beobachtet, aber von einem wahren christlichen Leben ist wenig zu sehen. Das kann auch gar nicht anders sein, wenn man bedenkt, in wie äußerlicher Form die römische Kirche das Christentum den Heiden zu bringen pflegt.

Dem Evangelium sind die Philippinen infolge der spanischen Priesterherrschaft bis jetzt vollständig verschlossen geblieben. Zwar versuchte es die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft im März 1889, zwei ihrer Boten, Alonzo Lallave und Castells, nach Manila zu senden. Sie hielten spanische und englische Gottesdienste in Privathäusern und suchten so viel als möglich spanische Bibeln und Testamente, sowie Traktate unter der Bevölkerung zu verbreiten. Es mußte dies aber mit der größten Vorsicht und im geheimen geschehen, weil man ihnen sonst ihre Pässe zugestellt und sie ausgewiesen hätte. Die spanische Geistlichkeit muß indes doch Kenntnis davon erhalten haben. Bald darauf erkrankten beide schwer, sei es an Gift, wie manche behaupten, sei es am Fieber. Der betagte Lallave, ein ehemaliger römischer Priester von den Philip-

pinen, der durch das Lesen der Bibel zur Erkenntnis gekommen und evangelisch geworden war, erlag der Krankheit und starb. Der jüngere Castells erholte sich zwar wieder, wurde aber auf Anstiften der Priester ins Gefängnis geworfen und dann von der Insel verwiesen. Nicht besser erging es drei Londoner Missionaren, die ebenfalls vor einigen Jahren dort landeten und den Eingebornen das Evangelium bringen wollten. Auch sie wurden eingekerkert und erst auf die Verwendung des britischen Konsuls wieder freigegeben. Aber da das Gesetz jede andere Konfession als die der römischen Kirche streng verbietet, so waren sie genötigt, das Land wieder zu verlassen.

Alles, was bis jetzt für dessen Bewohner geschehen konnte, ist, daß die vier Evangelien und die Apostelgeschichte seiner Zeit von Lallave in eine Mundart der Insel Luzon übersetzt und von der Bibelgesellschaft herausgegeben worden ist. Die gesamte Auflage befindet sich seit Jahren in der Bibelniederlage zu Singapur auf der Halbinsel Malakka, wo je und je ein Exemplar gelegentlich an einen seefahrenden Philippiner abgesetzt wird. Im übrigen muß man eben die Zeit abwarten, bis das Verbot der Bibelverbreitung und der evangelischen Missionsthätigkeit auf den Philippinen aufgehoben sein wird. Diese Stunde scheint nun gekommen zu sein; denn wie sich auch das Schicksal jener Inseln gestalten wird, so viel ist doch sicher anzunehmen, daß die Amerikaner dafür sorgen werden, daß dem Lande die so lange vorenthaltene Religionsfreiheit zu teil wird. Schon rüsten sich denn auch verschiedene evangelische Missionsgesellschaften Amerikas, um in dieses Arbeitsfeld einzurücken, sobald sich auf den Philippinen die Thüren für das Evangelium aufthun. Die Kriegsereignisse im Osten und Westen werden voraussichtlich in kurzem diesen Zeitpunkt herbeiführen.

Wanderungen eines Bibelboten.

Am Ostermorgen d. J. ist in St. Petersburg, der russischen Hauptstadt, ein Mann hochbetagt zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen, der viele Jahre hindurch im großen weiten Rußland und über dessen Grenzen hinaus die Bibel verbreitet und in diesem Dienst unermüdlich seines Amtes gewaltet

hat. Wunderbar und bewegt war auch sein Lebensgang, aber er endete am herrlichen Ziel, denn der Pilger hatte auf seiner Lebensreise Frieden mit Gott gefunden in kindlich frohem Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. Wohl war sein Wirkungskreis bescheiden, aber er war erwecklich und segensreich für viele. Wir meinen den unermüdlichen russischen Bibelboten Otto Forchhammer, der in besonderer Weise von Gott für sein Amt ausgerüstet, der russischen Bibelgesellschaft mit Eifer und Treue gedient und großen Segen weithin gestiftet hat. Verfolgen wir kurz seinen Pilgerlauf.

Otto Forchhammer wurde ums Jahr 1811 in Tyrstrup im nördlichen Schleswig als Sohn des dortigen Predigers geboren. In dem nahen Brüdergemeinort Christiansfeld erhielt er während der Knabenjahre seine Ausbildung und kam dann nach Wismar (Mecklenburg-Schwerin) in die Lehre in einem Tuchgeschäft. Aber es waren äußerst harte Lehrjahre, die er in dieser Seestadt durchzumachen hatte und er war froh, als er bald nach Beendigung derselben dem Ort den Rücken zukehren konnte. Er begab sich 1832 nach St. Petersburg, wo er durch die Predigten des Pastor Nielsen schon damals tiefe Eindrücke empfing. Von da siedelte er nach Moskau über, wo eine Schwester von ihm in Stellung war, und trat hier in ein großes Geschäft ein. Seine Belesenheit, seine Sprachkenntnisse und musikalische Begabung führten ihm manche interessante Bekanntschaften zu und er sah sich bald in einem großen anregenden Freundeskreis. Allein ein ärgerlicher Vorfall veranlaßte ihn, seine Stellung aufzugeben, und da er um jene Zeit nicht nur seine Schwester durch den Tod verlor, sondern auch selbst schwer erkrankte, so beschloß er, Rußland zu verlassen und in seine dänische Heimat zurückzukehren.

Im Frühling des Jahres 1841 segelte er von St. Petersburg nach Dänemark und hoffte hier eine entsprechende Stellung zu finden. Allein all sein Bemühen, passende Beschäftigung zu bekommen, war vergeblich. Das Vaterland bot dem aus der Fremde zurückkehrenden Sohne keinerlei Unterkunft. Er durchzog ganz Seeland, Fünen, Jütland, Falster und Schleswig, aber nirgends fand sich ein Arbeitsposten für ihn.

Da faßte er den Entschluß, auszuwandern und jenseits des Oceans, in Australien, eine neue Heimat zu suchen. Zuvor aber wollte er noch von seinen Lieben, u. a. von einer Schwester in

Kolding, einer Tante in Christiansfeld und seinem Bruder Heinrich, der in der Nähe von Kiel Pastor war, Abschied nehmen. Hier in dem stillen holsteinschen Dörfchen aber trat eine Wendung seines Lebens ein. Es wurde zu seinem Damaskus und er lernte daselbst seinen Heiland kennen, der ihm fortan sein Alles ward.

Er verweilte einen vollen Monat bei seinem Bruder; dann begab er sich 1842 nach Hamburg und von da, anstatt zu Schiff nach Westen, auf Schusters Rappen gen Osten. Ueber Preußen, Polen und Südrußland durchwanderte er zu Fuß halb Europa. Die spärlichste Kost zu sich nehmend, in der Nacht meist auf Heu und Stroh in Scheunen und Ställen rastend, so langte er nach mehr als zweimonatlicher Wanderschaft mit wunden Füßen und 20 Kopeken (ca. 75 Pf.) in der Tasche in Odessa am Schwarzen Meere an.

Er wandte sich daselbst um Rat und Hilfe an den dänischen Konsul; aber dieser wies ihn ab mit den Worten: er könne sich nicht um jeden Landstreicher kümmern. Da erbarmte sich seiner ein wackerer Deutscher, der ihn an einen andern Deutschen wies, den er schon früher in Moskau kennen gelernt hatte. Dieser, ein Buchbinder seines Zeichens, hielt ein offenes Geschäft mit Schreibmaterialien und beschäftigte nun den vielgereisten Forchhammer in seinem Laden. Letzterer blieb etwa ein Jahr in dieser Stellung. Dann wurde er nach Charkow verschlagen, wo er den edlen Schotten Melville kennen lernte, der viel für das Reich Gottes gethan hat. Er sowohl wie Pfarrer Wüst in Südrußland und Pastor Landesen in Charkow wurden die treibenden Kräfte, die unsern Freund in die Bahnen lenkten, auf denen er fortan die größere Hälfte seines Lebens gewandelt ist, und zwar als Bibelkolporteur. So finden wir ihn, bis er später in Moskau wie in einen ruhigen Hafen einlief, bald im Norden, bald im Süden Rußlands, ja bis nach Persien hinein Bibeln und Testamente verbreitend.

Ein neuer Lebensabschnitt begann für ihn im Jahr 1851. Da kommt er eines Abends zu einem wohlhabenden christlichen Freund in Charkow. Im Lauf des Gesprächs kommt man auch auf die bevorstehenden großen christlichen Feste in London zu sprechen, die alljährlich im Mai von den verschiedenen Missionsgesellschaften und der Bibelgesellschaft dort gefeiert werden. Der Charkower Freund bedauert, daß keiner aus ihrem Kreise daran teilnehmen

könne. Er selbst würde zwar gern hinreisen, aber er könne nicht abkommen; ob Forchhammer nicht statt seiner die Reise nach London unternehmen wolle? Er könne dann später den Freunden über jene Feste berichten; die Reisekosten wolle er, der reiche Charkower Kaufmann gerne bestreiten.

Der allezeit wanderlustige Forchhammer willigte natürlich mit tausend Freuden ein, und bald darauf gings fort über Warschau und Hamburg nach der Themsestadt, wo seiner reiche geistliche Genüsse harrten. Was er da an werkthätigem Glauben und von Reichsgottessinn unter den englischen Christen sah und kennen lernte, machte tiefen Eindruck auf ihn und blieb nicht ohne Frucht für später.

In den Rahmen dieser Reise gehörte auch ein Abstecher nach Dänemark und eine Tour in die Schweiz zu einem dort lebenden Bruder.*) Dann wandte er sich nach Deutschland, teils zu Fuß, teils zu Wagen, soweit die knappen Barmittel reichten. Mit Holzflößern die Isar hinabfahrend erreichte er schließlich die bayerische Hauptstadt München. Hier geriet er in Paßschwierigkeiten, aus denen ihm der bekannte Professor Gotthilf Heinrich v. Schubert glücklich heraushalf und der sich auch sonst seiner aufs freundlichste annahm.

Nun trat er seinen Weg nach Wien an, wo er bei dem Agenten der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft Rat und Hilfe fand. Da es ihm mit der Heimreise nach Charkow nicht sonderlich eilte, ließ er sich einstweilen als Bibelkolporteur in Ober-Oesterreich anstellen und besuchte hier 13 bis 14 evangelische Pfarrsprengel, unter andern auch den ehemaligen Wirkungskreis des bekannten Martin Boos, des Freundes Goßners. Aber hier wäre er fast in die Hände der Polizei gefallen, die wegen seiner Bibelverbreitung auf ihn fahndete.

*) Dieser Bruder Forchhammers war 1834 ins Basler Missionshaus eingetreten, trat aber 1839 wieder aus, studierte Theologie und erhielt 1841 die kirchliche Ordination. Nachdem er 2½ Jahre Vikar im Thurgau gewesen war, schloß er sich der Graubündner Synode an und wurde Pfarrer in St. Antönien und Schiers. Aus Gesundheitsrücksichten folgte er dann einem Ruf nach Davos-Glaris und von da nach Felsberg, wo er Besserung für sein Lungenleiden erhoffte. Allein schon 1858 wurde er aus diesem Leben abgerufen. Wie seinem Bruder in Rußland, wird auch ihm sein schlichtes Wesen, großer Fleiß und aufopfernde Treue noch heute nachgerühmt.

Nun begab er sich auf den Heimweg und reiste über Kiew nach Charkow zurück. In welcher Stellung er hier lebte, wird uns leider nicht gesagt. Doch scheint er in Verbindung mit seinen christlichen Freunden nach wie vor für das Reich Gottes im südlichen Rußland thätig gewesen zu sein. Dabei scheint er, von irgend einer Seite beeinflußt, in dieser Zeit von der Einfalt des Glaubens abgekommen zu sein. Er geriet unter die Schwarmgeister und war nahe daran, Sektierer zu werden. Erst in Petersburg, wohin er dann übersiedelte, wurde er durch den Einfluß nüchtern denkender christlicher Freunde zur Besinnung gebracht.

Hier war es auch, daß er in die Dienste der am 8. April 1863 gegründeten „russischen Bibelgesellschaft" trat und deren Kolporteur wurde. Gehörte er schon zu den Gründern derselben, so lag ihm nun alles daran, unter der ungeheuern Bevölkerung seines zweiten Heimatlandes das Bibelwort zu verbreiten. Er war auch die geeignete Persönlichkeit dafür. Nicht nur standen ihm mehrere Sprachen und eine große Bibelkenntnis zu Gebot, er besaß auch ein einnehmendes Wesen, das alle Herzen gewann.

Ueber seine Thätigkeit haben seiner Zeit schon unsere Bibelblätter im Jahr 1877 berichtet. Es wird uns da geschildert, wie er besonders beliebt gewesen sei unter den Soldaten, die ihren letzten Kopeken hergaben, um ein Evangelium zu bekommen, dies „Wunderbuch über unsern Erlöser", wie sie es nannten. Obschon an der Grenze des Greisenalters stehend, fühlte er sich bei dieser seiner Arbeit ganz in seinem Element, der sichs nicht sauer werden ließ, den ganzen Tag mit einer schweren Last von Büchern auf den Schultern einherzugehen, wenn sie nur guten Absatz fanden. Hitze, Frost und Unwetter waren ihm kein Hindernis. Gleich zu Anfang, im Jahr 1863, besuchte er zum ersten Mal die große Messe in Nischnei-Nowgorod. Später reiste er auch in die Saratowschen Steppen, ja bis in den Kaukasus, wo er im Laufe von zwei Jahren allein 8000 Testamente verkaufte.

Nachdem er die Städte, Dörfer und Militärstationen am Kaspischen Meer besucht hatte, begab er sich mit seinen Schätzen ins Innere des Kaukasus, bald zu Pferde, bald im Ochsenwagen reisend. Oft begegnete er in jener unwirtlichen Gegend berittenen Tataren von wildem Aussehen, und an sonstigem Räubergesindel fehlte es dort auch nicht. Aber kein einziges Mal durfte ihm ein

Leid geschehen. Er hat in den vielen Jahren seiner weiten Wanderungen, die sich auf vielfach gewundenen Wegen vom Norden Rußlands bis in den äußersten Süden und Osten des Zarenreiches erstreckten und auf denen er in großem Segen wirkte, gar mannigfaltige Bewahrungen in drohender Lebensgefahr erfahren. Seine Tagebücher und Reisebeschreibungen waren deshalb immer voll von rührenden Erzählungen über die Durchhilfe und den Segen Gottes, sowie von der Dankbarkeit und Freude der Menschen über dem Wort des Lebens.

So wirkte er in unermüdlicher Weise als Bibelkolporteur bis in sein Greisenalter hinein, und erst als die Beschwerden des Alters ihm diesen beschwerlichen Dienst untersagten, zog er sich in den 70er Jahren nach Moskau zurück, wo er die Niederlage der Bibelgesellschaft verwaltete und deren Rechnungsführer wurde. Hart an der Grenze des Menschenlebens, die uns nach Moses, dem Manne Gottes, gesetzt ist, wurde er noch im Jahr 1879 der Mitbegründer der Moskauer „evangelischen Stadtmission", für die er seitdem fleißig kollektierte und arbeitete.

Seine vier letzten Lebensjahre, in denen er nach St. Petersburg übersiedelte, verbrachte er zum größten Teil in Hospitälern. Ein hartnäckiges inneres Leiden machte wiederholte Operationen nötig und es waren schwere Leidenstage, die ihm noch am Schlusse seines langen und bewegten Lebens beschieden waren. Aber er getröstete sich immer und immer wieder der in Christi Leiden geoffenbarten höchsten Liebe, mochte er sich noch so einsam fühlen und noch so heftige Schmerzen empfinden. Ein gelegentlicher Besuch bei ihm wirkte auf jedermann erbaulich, und der bleiche, stille Dulder war ein erwecklicher Prediger für seine Umgebung. Auch seinen Leidensgefährten im Hospital wurde er zum Segen.

Endlich am Morgen des ersten Ostertages wurde er von seinen körperlichen Leiden erlöst, und das Stündlein seines Heimgangs, das er so lange sehnsüchtig erwartete, war gekommen. Am 8. April wurde nach einer erhebenden Leichenfeier in der geschmückten St. Michaelis-Kirche seine sterbliche Hülle zur Ruhe gebettet. Den Sarg zierten eine Anzahl Kränze, unter ihnen ein prächtig-großer von der russischen Bibelgesellschaft, den sie ihrem ersten Kolporteur gewidmet hatte. Von einem Landsmann und Freund war eine dänische Flagge gespendet worden, in die sein Sarg eingehüllt

wurde. Denn seine Vaterlandsliebe war stets ein bemerkenswerter Zug an dem Dahingeschiedenen gewesen. Ein anderer Charakterzug war seine Zuneigung zu den Kindern. Wie lieblich konnte er mit ihnen spielen, wie hübsch erzählen und mit ihnen Musik treiben. So schritten denn auch Kinder paarweise hinter dem Sarge ihres alten Freundes einher, die letzten Spenden der ehrenden Liebe in ihren Händchen tragend. Dort droben aber wird, das hoffen wir, der Verklärte das Wort seines Herrn und Meisters vernehmen: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!“

Neue Ausgaben des Neuen Testaments.

Es ist in diesen Blättern schon gelegentlich darauf hingewiesen worden (Bibelbl. 1894, Nr. 2, S. 32), welch praktische und empfehlenswerte Bibelausgaben die Württembergische Bibelanstalt in den letzten Jahren veranstaltet hat, teils in großem Format und mit großem Druck für alte und schwache Augen, teils klein und handlich für solche, deren Augen noch scharf und hell sind. Beide Ausgaben haben denn auch Tausende von dankbaren Abnehmern gefunden. Heute aber möchten wir unsern Lesern davon berichten, was jene Bibelgesellschaft in allerneuester Zeit in der Veranstaltung von Ausgaben des Neuen Testaments geleistet hat.

Da ist zuerst eine billige Ausgabe des Neuen Testaments, die ohne Psalmen für 10, mit Psalmen für 12 Pf. zu haben ist. Sage also: das ganze Neue Testament für zehn Reichspfennige, und für zwei weitere Pfennige noch den Psalter dazu, das alte herrliche Liederbuch der Heiligen Gottes! Wahrlich, das Wort Gottes ist heutzutage nicht „teuer im Lande“. Dabei ist diese billige Ausgabe sauber ausgestattet und hat zwar selbstverständlich keinen großen, aber einen klaren und deutlichen Druck. Die Württembergische Bibelanstalt hat damit alles übertroffen, was unseres Wissens bisher in Herstellung billiger und zugleich guter Ausgaben

des Neuen Testaments geleistet worden ist. Als seiner Zeit Neue Testamente für zwanzig Pfennige hergestellt wurden, da dachte man mit Recht, es sei viel erreicht, und jetzt sind wir bei der Hälfte des damaligen Preises angelangt. Welcher Fortschritt und — welche Verantwortung, welche Schuld, wenn unser Volk trotz alledem an Gottes Wort achtlos und gleichgültig vorübergeht!

Während nun diese billige Ausgabe des Neuen Testaments zur Massenverbreitung in allerlei Volk unter dem Himmel bestimmt ist und gleichsam im Arbeiterkittel einhergeht, erscheint daneben eine andere im Gelehrtengewand; die sieht vornehmer aus, wiewohl sie dasselbe Gotteswort wie jene enthält, nur eben in anderer Sprache: eine neue Ausgabe des griechischen Neuen Testaments. Ein gelehrter und sprachkundiger Mann, dessen Name nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern bei den Forschern und Gelehrten einen guten Klang hat, Professor Nestle in Ulm, hat sie besorgt. Der griechische Text, wie er hier vorliegt, ist das Ergebnis sorgfältigster Sichtung und Vergleichung der vorhandenen alten Handschriften und entspricht allen Anforderungen an eine gute, zuverlässige, auf den Stand der heutigen Wissenschaft gebrachten Textausgabe. Auch die in jüngster Zeit aufgefundenen Handschriften sind berücksichtigt. Es trifft sich schön, daß das Heimatland Bengels, der vor mehr als anderthalb Jahrhunderten eine der ersten kritischen Ausgaben des griechischen Testaments unter sorgfältiger Prüfung der verschiedenen Texte und Urkunden veranstaltete, auch jetzt wieder, am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts, eine dem gegenwärtigen Stand der Forschung entsprechende Arbeit hervorgebracht hat, an welcher gewiß auch der alte Bengel seine Herzensfreude hätte. Der Druck ist klar und scharf, die Form handlich und bequem; die Anführungen aus dem Alten Testament sind durch besonderen Druck hervorgehoben. Nicht bloß Theologen, sondern auch Laien, welche das neutestamentliche Gotteswort im Grundtext zu lesen vermögen, werden zu dieser Ausgabe um so lieber greifen, als dieselbe gebunden schon für den Preis von einer Mark — wer's wünscht, auch teurer — zu haben ist.

Wer aber den Grundtext und den deutschen Luthertext neben einander haben möchte, für dessen Bedürfnisse ist ebenfalls durch eine besondere Ausgabe gesorgt, die natürlich doppelt

so stark als die griechische, aber immer noch recht handlich ist und den revidierten Luthertext in der Gestalt bietet, wie er zuletzt im Jahr 1892 festgestellt wurde. Diese griechisch-deutsche Ausgabe ist gebunden schon für den sehr billigen Preis von Mk. 1.40 zu bekommen. Daneben steht auch noch eine Ausgabe zur Verfügung, welche auf der einen Seite den griechischen Text, auf der andern weiße Blätter hat. Das ist für solche Leute, welche sich gern ihre eigene Uebersetzung und Erklärung des Neuen Testaments anlegen und das, was ihnen während des Forschens im Bibelwort an schönen und guten Gedanken geschenkt wird, gleich niederschreiben wollen. Auch das ist eine feine Weise, die ihren besondern Nutzen und Segen hat. Wer aber des Griechischen nicht kundig ist, dem besorgt die Bibelanstalt nach wie vor gerne den deutschen Text allein, ja sie zerlegt das Neue Testament, wenn es dem Käufer so lieber ist, in zehn einzelne Teile, deren jeder einzelne wie ein dünnes Notizbüchlein bequem in die Tasche gesteckt und etwa in der Sommerfrische in den Wald mitgenommen werden kann.

So dankbar wir für das sind, was die englische Bibelgesellschaft viele Jahrzehnte hindurch für die Verbreitung des Gotteswortes in unsren deutschen Landen gethan hat, so aufrichtig freuen wir uns darüber, daß die deutschen Bibelgesellschaften nunmehr in der Lage sind, das deutsche Volk ohne die Beihilfe des Auslandes aus eigenen Mitteln mit Gottes Wort zu versorgen. (Christenbote.)

Eine merkwürdige Bibel.

Vor mir liegt eine Bibel, die ich mir von einem in der Nähe wohnenden Gastwirt geliehen habe; er zeigt sie gern als einen kostbaren, von frommen Voreltern ererbten Familienschatz, der ihm um keinen Preis feil ist. Und es ist wirklich ein Prachtexemplar, mit steigendem Interesse habe ich darin geblättert, und mich herzlich gefreut, daß dies heilige Buch von seinem Besitzer, der, wie gesagt, ein Gastwirt ist, so hoch in Ehren gehalten wird. Das Merkwürdige an dieser Bibel ist mir aber nicht ihr Alter,

ihr Einband, Druck und Bilderschmuck gewesen, obwohl auch diese äußeren Dinge an ihr beachtenswert sind — sie ist in Nürnberg anno 1693 in groß Foliosormat gedruckt, — sondern das ist mir merkwürdig gewesen, was ihr erster Eigentümer, ein frommer Schäfer zu Naumburg an der Saale, auf die leeren Blätter, die an die Einbanddecke geheftet sind, eigenhändig aufgeschrieben hat.

Zuerst steht da: „Diese Bibel hab ich gekauft zu Naumburg auf der Messe Petri und Pauli, war der 29. Juni anno 1695, da ich denn diese Bibel meinem lieben Gott gelobt zu kaufen, da ich anno 1694 todkrank gelegen und eine Bibel in Quarto gehabt, weil aber darinnen die Schrift klein gewesen, ich nicht ein einzig Wort erkannt habe; gebe Gott, daß allen, die darinnen lesen, es gereiche zu ihrer Seelen Heil und ewiger Seligkeit. Amen. Christian Lüttich Anno Domini 1695."

Daneben hat er nun regelmäßig aufnotiert, an welchem Tage er die Bibel zu lesen angefangen und wann er sie durchgelesen; z. B. „Angefangen zum dritten Mal 1697, den 29. September, war der Tag festi Michaelis"; gleich dahinter steht dann mit andrer Tinte geschrieben: „Durch Gottes Gnade diese Bibel zum dritten Mal zum Ende bracht auf den heiligen Neujahrs-Abend, war der 31. Dezember 1698, in 5 Viertel Jahren vollendet." Manchmal hat er weniger, manchmal mehr Zeit gebraucht zum Durchlesen „von Wort zu Wort", das eine Mal z. B. nur zwanzig Wochen, ein anderes Mal ein und ein halbes Jahr. Zuletzt heißt es dann: „Durch die Gnade des lieben Gottes den 4. Martii 1719 wieder angefangen zu lesen zum 18. Mal." Da bricht es ab. Während er zum achtzehnten Mal seine Bibel durchlas, ist er gestorben.

Bei deiner Bibel sitze gern,
Sie ist der Weisheit Kern und Stern,
Die schlage auf, die schlage du
Erst mit des Sarges Deckel zu.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel.

Inhalt.

1898. Furchtlos und treu. Eine Begebenheit aus der Senana-Mission. — Ein Streiter Jesu Christi unter den Kols. — Was die Bibel erzählt. — Bücheranzeige. Nr. 4.

Furchtlos und treu.

Eine Begebenheit aus der Senana-Mission.

Es war im Monat November des letzten Jahres, erzählt eine Missionarin, daß mich eine unserer Lehrerinnen bat, mit ihr eine Bengali-Familie zu besuchen, die sich in das Dorf Sigra bei Benares geflüchtet hatte. Ich begab mich mit ihr an Ort und Stelle, und was ich dort sah und hörte, wird mir zeitlebens eindrücklich bleiben. Da lag ein Bengali-Mann vor mir, todkrank und im letzten Stadium der Auszehrung. Neben ihm saß sein junges Weib, ein Bild des Grams und der Verzweiflung. Ein kleiner Knabe von acht und ein Mädchen von fünf Jahren schmiegten sich an die trostlose Mutter und betrachteten mich mit kindischer Neugierde.

Ich ließ mir die Geschichte der Familie erzählen und nach und nach erfuhr ich, wie es um den sterbenden Mann stand. Es war eine Kette von Versündigungen und Leiden, die hinter ihm lag. Vor etwa vierzehn Jahren war er in Pertawa getauft worden. Wenige Jahre später hatte er sich nach Bengalen begeben und

hier ein heidnisches Mädchen Namens Radschubala kennen gelernt und geheiratet. Zugleich war er wieder ins Heidentum zurückgesunken und seine eigenen Wege gegangen. Schließlich hatte ihm aber sein Gewissen keine Ruhe gelassen und er bereute seinen Abfall. Er wünschte sich den Christen wieder anzuschließen, nahm seine Frau und seine beiden ältesten Kinder und suchte bei den Christen in Benares Zuflucht. Nun waren seine Tage und Stunden gezählt und es war herzzerreißend, den Sterbenden zu sehen, wie er sich jetzt in bitterer Reue Vorwürfe über sein vergangenes Leben machte. Sein einziger Wunsch war nur, daß seine Frau und Kinder zum Glauben an Christum geführt werden möchten.

Die Familie war von hoher Kaste und hatte sich früher in guten Verhältnissen befunden; denn der Mann hatte eine gute auskömmliche Stellung gehabt und sein Schwiegervater war Postmeister. Täglich wurde er schwächer und schwächer, bis er Anfang Januar starb. Radschubala, seine arme Witwe, wußte sehr wenig vom Christentum und kannte Gott nicht als den Tröster und Versorger der Witwen. Unsere beiden Lehrerinnen nahmen sie nun mit ihren beiden Kindern in ihr Heim auf und es währte nicht lange, so bestand zwischen ihnen und Radschubala ein schwesterliches Verhältnis. Ihr Töchterchen Giribala wurde dann in der Mädchenanstalt von Sigra untergebracht.

In christlicher Umgebung lernte Radschubala auch Gottes Wort kennen und lieben. Aus ihm gewann sie auch je länger je mehr den Trost, dessen sie in ihrer Lage bedurfte. Mehr und mehr wich der Ausdruck des Grams aus ihrem Gesicht und die vorher so trüben Augen leuchteten allmählich auf. „Ich habe allen meinen Kummer, alle meine Sorgen vergessen", sagte sie eines Tages, „seit ich die Bibel lese." Nur der Gedanke, daß ihr jüngstes Kind noch bei ihren Eltern war, lastete als schwerer Druck auf ihrem Herzen. Sie hatten seiner Zeit nur mit Mühe die Heimat verlassen können und so war ihr Jüngstes dort zurückgeblieben. Ihr Vater, dem sie Anzeige von dem Tode ihres Mannes machte, antwortete ihr zwar, aber im übrigen kümmerte er sich nicht weiter um seine verwitwete Tochter. Wohl hatte sie ihn wissen lassen, daß eine Dame sie mit ihren Kindern aufgenommen habe, aber er ahnte nicht im geringsten, daß sie ein Mitglied der verachteten Christen werden könnte.

Wir beschlossen daher, daß Radschubala und eine unserer Lehrerinnen zu den Eltern hinreisen sollten und das Kind holen. Es war eine weite kostspielige Reise, aber wir wollten doch nichts unversucht lassen, um der armen Mutter ihren Wunsch zu erfüllen. Sie reisten ab und kehrten in etwa acht Tagen wieder zurück, aber ohne das Kind! Vergeblich war ihr Bitten und Flehen gewesen. Vater und Mutter hatten darauf bestanden, daß ihre Tochter bei ihnen bleiben solle. Diese hatte einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Ihr Vater versprach ihr, die beiden andern Kinder in Benares zu holen und für sie alle zu sorgen. Radschubala widerstand aber allen Anerbietungen, verhehlte jedoch ihrem Vater den eigentlichen Grund ihrer Weigerung, und dieser schöpfte auch keinen Verdacht. Schließlich ließ er sie wieder von dannen ziehen, versprach aber, sie in einiger Zeit mit dem jüngsten Kinde in Benares zu besuchen. Damit war doch wenigstens ein Schimmer der Hoffnung gegeben.

Woche um Woche verging und es lief keinerlei Nachricht wegen seines Kommens ein. Endlich Ende März langte eines Tages eine Karte an, auf der er seine Abreise nach Benares anzeigte. Bevor wir uns aber nur recht klar darüber werden konnten, wie es am besten mit der Zusammenkunft zwischen Tochter und Eltern zu halten sei, stellte sich ein Kuli mit einem Brief bei Radschubala ein. Er kam von ihrem Vater, der früher als erwartet eingetroffen und nun etwas verblüfft war, daß ihn niemand am Bahnhof empfangen hatte, um ihm den Weg zu seiner Tochter zu zeigen. O, ich werde den Tag nicht vergessen! Wir vereinigten uns im Gebet zu Gott, daß er es bei dem voraussichtlichen Zorn des Vaters nicht zum äußersten kommen lassen möge. Dann wurde ein Wägelchen mit Frl. Bose in aller Eile nach Sigra abgeschickt, um Radschubala und ihren Knaben zu holen. Ihr Töchterchen ließ man ruhig in der Anstalt.

Inzwischen schickte ich einen Diener auf die Station und ließ den Bengali-Herrn einladen, mit seinem Reisegepäck in unser Haus zu kommen. Etwa nach einer Stunde ängstlichen Harrens fuhr derselbe mit seiner Frau vor. Er stieg aus dem Gefährt und sofort merkte ich, daß er etwas stutzte und Verdacht schöpfte. Nur mit großer Mühe konnte ich seine Frau überreden, mit ihrem Enkelkind ins Haus hereinzukommen. Der Alte ließ sich in einen

Sessel nieder, während seine Frau in seiner Nähe auf den Boden hockte. Im nächsten Augenblick trat Radschubala, in ihr weißes Gewand eingehüllt und mit lächelnder Miene herein und begrüßte ihre Eltern. Sie ließ sich dann wie ihre Mutter auf dem Fußboden nieder, während wir ebenfalls im Zimmer verblieben.

Die Unterhaltung, die nun begann, war zuerst ganz allgemeiner Art, dann aber sagte der Vater zu Radschubala: „Ich bin nun, wie du siehst, gekommen, um dich und die Kinder abzuholen." Da seine Tochter darauf nichts erwiderte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu entgegnen: „Bitte, fragen Sie doch erst Radschubala, ob sie überhaupt mitzugehen wünscht. So viel ich weiß, möchte sie lieber hier bleiben." Arme Radschubala! Es blieb ihr jetzt nichts anderes übrig, als offen zu bekennen, daß sie im Begriff stehe, eine Christin zu werden und deshalb seinem Wunsche nicht willfahren könne.

Dieses Bekenntnis hatte eine furchtbare Wirkung auf die alten Eltern. Hätte man ihnen den Tod ihrer Tochter vermeldet, es wäre nicht so niederschmetternd für sie gewesen, als die plötzliche Mitteilung, daß sie den Christenglauben angenommen habe.

Nie werde ich die Scene vergessen, die sich jetzt vor uns abspielte. Zuerst blickte der Vater ganz bestürzt und verdutzt drein, während die Mutter wie rasend vor Schmerz wurde. Doch das Aergste sollte noch kommen. „Wir möchten nun auch das jüngste Kind, das Sie mitgebracht haben, gern hier behalten", sagte ich endlich. Kaum hatte ich diese Worte geäußert, als sich die Großmutter blitzschnell erhob und mit dem Kleinen im Arm durch die Thür ins Freie eilte. Zugleich ergriff der Vater seine Tochter am Arm und schob sie gegen die Thür hin. Ich schloß jedoch die Thür schnell ab und sagte ihm: „Gewalt dürfen Sie hier nicht gebrauchen; wünscht Ihre Tochter freiwillig mit Ihnen zu gehen, so werden wir sie nicht hindern." Von draußen her aber hörten wir das jammervollste Klagegeschrei und sahen, wie Radschubalas Mutter sich auf den Boden warf und mit dem Kopf gegen die Erde stieß. Radschubala lief zu ihr hin, um sie zu beruhigen und gab einer der Lehrerinnen einen Wink, das kleine Kind an sich zu nehmen und es ins Zimmer zu tragen. Aber die Mutter ließ sich nicht besänftigen. Ein Schmerzenschrei nach dem andern rang sich aus dem gebrochenen Herzen der armen Frau. O Ganges, komm

und nimm mich hinweg in deinen Fluten! O Hori! O Krischna, sieh darein! So tönte es in einem weg. Aber ihre Götter gaben keine Antwort. Ich fürchtete, ihr Jammergeschrei würde am Ende die Vorübergehenden herbeilocken und einen Volksauflauf verursachen; aber es war zum Glück gerade in den heißen Mittagsstunden, in denen sich selten jemand auf der Straße blicken läßt. Endlich, nach drei langen Stunden, als sie einsahen, daß ihre Bemühungen vergeblich waren, fuhren sie wieder in die Stadt zurück, und erschöpft sank die von innerer Aufregung gefolterte arme Radschubala auf den Fußboden nieder. Groß war aber auch ihre Herzensfreude, daß sie nun ihr jüngstes Kind wieder hatte. Es war auch ein herziges Ding, obschon es nur mit einem schmutzigen Röckchen bekleidet war. Es war bald der Liebling des ganzen Hauses und jedermann suchte ihm Liebe und Freundlichkeit zu erweisen.

Am nächsten Morgen erschien Radschubalas Vater wieder. Er benahm sich ganz vernünftig, sprach in aller Ruhe und hörte auch ohne Widerrede aufmerksam zu, als ich ihm erzählte, wie seine Tochter mit dem Evangelium bekannt geworden und zum Glauben gekommen sei. Daß aber sein verstorbener Schwiegersohn auch Christ gewesen sei, war ihm neu und er wollte es lange nicht glauben. Jeden Tag außer am Sonntag wiederholte er eine ganze Woche lang seinen Besuch und versuchte vergeblich seine Tochter zu überreden. Sie sollte alles haben, was ihr Herz begehre, wenn sie mit ihm in die Heimat zurückkehre. Aber es war alles umsonst. Schließlich wurde er zornig. Was denn aus ihr werden solle? Ihre eigenen Kinder würden ihr dereinst fluchen, weil sie ihren Sohn dadurch um sein Erbe gebracht hätte. Dann suchte er sie damit zu schrecken, daß er meinte, jetzt sei man hier wohl freundlich und gütig zu ihr; aber das werde sich bald ändern — und was dann? Als alles nichts fruchtete, sagte er schließlich: Gut, so gieb mir wenigstens das jüngste Kind! Gespannt lauschte ich, was wohl Radschubala darauf antworten würde. „Ja," brachte sie langsam hervor, „das Kind könnte ich dir wohl geben." Mein Herz stand bei diesen Worten fast still. Hatten wir umsonst alles das ausgestanden, um das Kind an uns zu bringen? Und nun war die Mutter selbst bereit, das Kind dem heidnischen Großvater zu überlassen, bei dem es im finstern Hinduismus aufwachsen

würde. „Ich könnte es dir geben, Vater," wiederholte sie, „aber thäte ich das, so würde seine Seele verloren sein. Aus diesem Grunde darf ich es um keinen Preis."

Nun wurden ihre beiden älteren Kinder hereingebracht, um den Großvater zu grüßen. Der kleine Knabe war etwas scheu und verhielt sich ganz still, während das Mädchen zu seinen Knieen hockte und munter wegplauderte. „Sehen Sie", sagte er zu mir, „die Kleine ist viel gewitzter und aufgeweckter als der Junge." „Komm, sage einmal Hori, mein Kind!" Der Name dieses Gottes war erst kurz vorher auf den Lippen des Mädchens gewesen, als sie ein Hindulied vor sich hinsang. Aber jetzt schüttelte sie ihr Lockenköpfchen. „Nun, so sage Krischna", meinte ihr Großvater. Aber wieder schüttelte sie mit dem Kopf. Der Alte sah mich befremdet an. Ich wagte nicht nach dem Mädchen hinzublicken, damit er nicht glauben sollte, ich hätte dem Kinde ein Zeichen gegeben. „Gut, so sprich Ram", meinte der Großvater, indem er noch einen letzten Versuch mit dem Mädchen anstellte. Mit bezauberndem Lächeln blickte dieses ihn an und sagte: „Nein, das kann ich nicht sagen!" Und doch war das Kind erst kurze Zeit bei uns und niemand von uns hatte es gelehrt, den Namen der heidnischen Gottheiten nicht auszusprechen.

Mittlerweile sahen wir ein, daß Radschubala nicht wohl in Benares verbleiben durfte. Sie hatte eine schwere Probe ihrer Standhaftigkeit abgelegt und auch ihrem Vater die Papiere zurückgegeben, wonach sie Anspruch auf etwas Vermögen hatte. Daß sie letzteres ohne weiteres that, ließ uns deutlich erkennen, daß sie wußte, es warte ihrer ein besseres Erbteil als das, dessen sie jetzt verlustig ging. Ich beschloß nun, sie mit ihren Kindern in Allahabad unterzubringen. Es war ihr freilich schwer von uns zu scheiden und besonders sich von den beiden eingebornen Lehrerinnen zu trennen, mit denen sie innige Freundschaft geschlossen hatte. Aber sie erkannte selbst, daß es so das Beste für sie sei. In Allahabad, wohin ich sie begleitete, wurde sie aufs herzlichste aufgenommen und wenn ihr hier auch anfangs alles fremd und neu vorkam, so lebte sie sich doch schnell in die neuen Verhältnisse ein. Am 9. Mai wurde sie dann mit ihren Kindern von Missionar Wright getauft.

Am folgenden Tage kehrte ich wieder nach Benares zurück

und sah und sprach noch einmal ihren Vater. Er that mir innig leid, denn er hat nun keinen Erben und auch kein männliches Familienglied, das ihm als Hindu dereinst die Ceremonien der Totenfeierlichkeiten für ihn verrichten könnte. Er hörte mir aufmerksam zu, als ich ihm sagte, seine Tochter und Enkel seien und blieben doch seine Kinder, sie möchten einer Religion angehören, welcher sie wollten. Dann riet ich ihm, er möchte sich doch, um ihnen näher zu sein, in Benares niederlassen, wenn er als Beamter pensioniert werde. Auch nahm er ohne Widerrede eine Bibel von mir an, die ich ihm beim Abschied gab, und es ist mein Wunsch und Gebet zum Herrn, daß sowohl Radschubalas Vater als auch ihre Mutter, die jetzt beide Gott verachten und hassen und ihre Tochter als verloren ansehen, noch zu ihm geführt werden mögen. Bei Gott ist ja kein Ding unmöglich.

Ein Streiter Jesu Christi unter den Kols.

Im fernen Indien, dem Lande der Palmen und der südlichen Pracht, liegt das kleine Dorf Diangkel, acht Stunden westlich von der Goßner'schen Missionsstation Burju. Hier stand die bescheidene Wohnung unseres Paulus, von dessen erbaulichen Lebensschicksalen und treuem Wirken das Missionsblatt „die kleine Biene" erzählt. Das Häuschen, das er bewohnte und das im Schatten alter Tamarinden und Brotfruchtbäume ziemlich versteckt lag, war mit Gras bedeckt; Kürbisse rankten an demselben hinauf und bedeckten mit ihren großen Blättern das ganze Dach. Hier wurde der schon vor Jahren selig heimgegangene Paulus im Jahre 1830 geboren und erhielt den Namen Koka. Seine Eltern waren Heiden, ebenso seine beiden Brüder. Sie lebten in ärmlichen Verhältnissen, obgleich sie Besitzer vieler Ländereien waren, die sie auch fleißig bestellten. Zur Zeit der Ernte aber kamen gewöhnlich Diebe und stahlen ihnen den Reis. Außerdem wurden sie von fremden Eindringlingen, den Hindus, auf alle mögliche Weise bedrängt und unterdrückt. Unter solchen Umständen beschlossen die Eltern, das Heimatsdorf zu verlassen und in ein anderes zu ziehen. Koka,

bis jetzt noch immer Heide, war um diese Zeit, als die Eltern ihr Dorf Diangkel verließen, etwa 17 Jahre alt. Er verdingte sich als Knecht bei einem Hindu-Grundbesitzer eines andern Dorfes. Derselbe hatte den Jüngling seiner Treue und Zuverlässigkeit wegen bald sehr lieb gewonnen und setzte ihn als Aufseher über die anderen Knechte. Ferner gab er ihm auch von seinem Tisch zu essen, und, was noch wichtiger ist, er unterrichtete den Jüngling im Lesen und Schreiben. Koka genoß überhaupt viel Liebe in diesem Hause, und das ist ein Wunder, da die Hindus sonst ein sehr eingebildetes Volk sind. Hochmütig sehen sie auf alle niederen Kasten herab und besonders auf die armen Kols, die in ihren Augen rein nichts bedeuten. Obschon es dem Koka hier bei dem Hindu recht gut erging, sehnte er sich dennoch zu seinen Eltern und Brüdern zurück, die inzwischen wieder nach Diangkel gezogen waren.

Die Jahre kamen und gingen, und Koka war nun schon 30 Jahre alt geworden. Inzwischen hatte sich das Christentum in jener Gegend schon sehr ausgebreitet. Koka bemerkte es, welche Macht in allen Dingen die Christen bereits im Lande hatten. Er fürchtete sich vor ihnen und ihren Einflüssen. Und das bewog ihn, dem Gedanken, auch ein Christ zu werden, näher zu treten. Da kommt eines Tages ein Christ aus dem nahen Birinta zu ihm und bringt ihm einen Katechismus, den er auf der Missionsstation Ranchi von einem Missionar geschenkt bekommen hat. „Der Inhalt dieses Büchleins von dem weißen Lehrer ist wahr, nimm und lies es!“ sagte ihm dieser, sein Jugendfreund. Koka las den Katechismus und las ihn immer wieder, und nachdem er auch ein Büchlein über den Götzen Ram gründlich studiert hatte, lief er nach Birinta zu seinem Freunde Samuel und rief ihm zu: „Du hast recht, dein Büchlein von dem weißen Lehrer enthält die volle Wahrheit. Ich will noch mehr über die christliche Lehre hören, bringe mich deshalb zu deinem Lehrer.“ Heimlich machten sich die beiden auf und gingen nach der Hauptstadt des Landes, Ranchi. Auf dem Wege dorthin sagte ihm Samuel: „Du mußt zunächst deinen Zopf abschneiden, sonst glaubt dir der Lehrer nicht.“ So gab denn Koka seinen Zopf daran, um in die Zahl der Christen aufgenommen werden zu können. In Ranchi bei dem Missionar angekommen, sagte Samuel: „Hier bringe ich einen Mann, der Christ werden will.“ Der Missionar hieß sie beide setzen und

fragte Koka, warum er denn Christ werden wolle. Der erwiderte ihm, daß er den Katechismus gelesen und erkannt habe, daß diese Lehre die wahre sei. Der Missionar freute sich von Herzen hierüber und unterhielt sich mit ihm. Nachdem er dann mit den beiden gebetet hatte, entließ er sie mit den Worten: „Geht nun in Jesu Namen; geht in der Zuversicht, daß Gott der Herr mit euch sein wird!" Jene beiden kehrten nach ihrem Dorfe zurück, und Samuel sagte dem Koka: „Du kannst besser lesen als ich, bist auch viel klüger und gewandter, so gehe du mit mir von Dorf zu Dorf, wir wollen die Leute zusammenrufen und ihnen Gottes Wort bringen." Gesagt, gethan; sie gingen beide umher und predigten den Namen des Herrn, so gut sie es vermochten.

Eines Tages kommt Koka nach Hause. Da sagt seine Frau zu ihm: „Pfui! Du hast die Kaste gebrochen; ich esse fortan nicht mehr mit dir." Sie setzte wirklich sein Essen in die Veranda, und er mußte draußen bleiben. Auch Kokas Vater (die Mutter war vor kurzem gestorben) und seine Brüder waren sehr erbittert und sagten ihm: „Du bist verrückt geworden, du gehörst nicht mehr zu uns; betritt nie mehr unser Haus! Du hast Schmach, große Schmach über uns gebracht." Koka erwiderte nichts auf die Zornauslassungen seiner Angehörigen. Aber so schwach war noch sein Herz, daß er einmal wieder anfing, mit den Heiden zu trinken. Doch schließlich behielt der gute Geist in ihm die Oberhand. Einmal, als er wieder viel von den Heiden zu leiden hatte, ging er betrübten Herzens zu seinem Freunde Samuel nach Birinta und klagte diesem sein Leid. Derselbe brachte sein Neues Testament und wies ihn hin auf des Heilandes Wort: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch (Matth. 5, 11); selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und euch absondern und schelten euch (Luk. 6, 22)." Das stärkte unsern Koka so sehr im Glauben an seinen Erlöser, daß er fröhlich von dannen zog und von nun an täglich für seine Hausgenossen bat, daß der Herr ihnen das steinerne, störrige Herz nehmen und ihnen ein zugängliches Herz geben möchte.

Der Herr erhörte das schwache Gebet seines Jüngers. Seine Frau entschied sich, das Los ihres Mannes zu teilen, obgleich sie nicht erkannte, daß ihr dasselbe aufs lieblichste gefallen sei. Sie gestand dem Manne, daß auch sie Christin werden wolle. Das

Herz des Koka ging in Sprüngen. Noch an demselben Tage wurden für den weiten Weg nach Ranchi und für die Lernzeit daselbst Vorbereitungen getroffen. Reis, Hülsenfrüchte, etwas Oel und Gewürze wurden in Körbe gethan, und Mann und Frau machten sich mit ihren beiden Söhnlein auf die Reise nach Ranchi. Fahrwege gabs damals noch nicht, noch viel weniger Eisenbahnen: so mußte das Elternpaar zu Fuß gehen, und da die Kinder noch klein waren, so mußten sie getragen werden. Die heiße Jahreszeit, wie auch die schwere Last, die Koka trug, hatten ihn ganz erschöpft. An diesem und jenem Bache trank er Wasser, was auch für den Eingeborenen oft nicht gut ist, und in Ranchi eben eingetroffen, hatte er die Ruhr. Aufs sorgfältigste und liebevollste wurde er von den Missionaren gepflegt, und er genas schon nach mehreren Tagen. Eifrig lernte er jetzt mit seiner Frau den Katechismus, biblische Geschichten und Lieder, und nach etwa sechs Wochen kehrten sie ganz beglückt nach Diangkel zurück.

Hier fällte er eines Tages einen Tamarindenbaum, um Holz zum Brennen von Dachziegeln zu haben. Beim Umhauen des Baumes flog ein Splitter so unglücklich an sein linkes Bein, daß eine bedeutende Wunde entstand und er viel Blut verlor. Ein Teufelspriester kam, und er wollte das Blut versprechen. Koka aber sagte ihm: „Ich brauche keine Hilfe vom Satan; auf meiner Seite steht ein Mächtigerer; es ist der Gott Himmels und der Erde; er wird mich gesund machen, wenn es sein heiliger Wille ist.“ Es geschah auch so; nach drei bis vier Tagen konnte er die Arbeit wieder aufnehmen. Nachdem er die Dachziegel gebrannt hatte, war seine Hauptpflicht die, daß er für sein und seiner Familie Seelenheil sorgte. Wieder rüstete er sich zur Reise nach Ranchi, um dort die heilige Taufe zu empfangen. Er erhielt den Namen Paulus, seine Frau wurde Maria getauft, sein erster Sohn Massidas, sein zweiter Sohn Philipp, die beide bis auf den heutigen Tag treue Jünger ihres Heilandes sind und sich ganz besonders durch ihr edles Gemüt und ihren frommen Wandel auszeichnen. Mit dem Losungsworte Josuas: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen,“ kehrte Paulus von Ranchi zurück; das war im Jahre 1861.

Durch seinen Uebertritt hatte er sich vielen Gefahren ausgesetzt. Es folgten jetzt mehrere Jahre, welche schwere Prüfungen

über ihn verhängten. Zunächst war es die ganz nahe liegende Polizeistation, die seinen Mut und seine Freudigkeit dämpfen wollte. Von den heidnischen Polizisten wurden ihm Ziegen und Hühner weggenommen. Auf die Frage, ob das recht sei, einem unschuldigen Menschen sein Habe zu rauben, wurde er gebunden und zur Polizeistation getrieben, jedoch sogleich wieder freigelassen. Seinen unerschütterlichen Mut und sein stetes Gottvertrauen hatten selbst die Heiden bewundert. Der Haß gegen ihn hatte aber dennoch sein Ende nicht erreicht. Die nächsten Hindu-Grundbesitzer standen auf und wollten ihm sein Land und Vieh rauben. Die Feindschaft der Heiden trieb unsern Paulus immer näher zu seinem Heiland. Eines Tages sah Paulus eine Schar von 40—50 Mann mit der Polizei auf sein Haus zukommen. Freudig und getrosten Mutes ging er der tobenden Rotte entgegen, wußte er doch, daß der Herr sein Helfer sein würde. „Hier bin ich," sprach er zu ihnen, „bindet mich und macht mit mir, was ihr wollt, ich fürchte mich nicht!" Wütend stürzten sie auf ihn los, und wirklich wurde er von ihnen gebunden und zur Polizei wie ein Stück Wild gejagt. So schnell auch das Pferd des Polizei-Inspektors lief, Paulus mußte neben ihm bleiben. Und wenn er vor Müdigkeit langsamer ging, wurde er mit Gewehrkolben gestoßen und geschlagen. Zu dem allem jauchzten seine Feinde und sagten: „Jetzt haben wir dich und wollen doch sehen, wer mächtiger ist, wir oder dein Gott!" Auf der Polizei angekommen, wurde Paulus in einen Raum eingesperrt, „um ihn klein zu machen", wie sich seine Feinde ausdrückten. Paulus aber lobte und pries seinen Gott und sang fröhliche Lieder während der ganzen Nacht. Am andern Morgen brachten ihm christliche Freunde sein Gesang- und sein Psalmenbuch, und er fing von neuem an, seinem Gott zu danken, daß er ihn aus der Finsternis und Unwissenheit des Heidentums befreit habe. Durch seinen unerschrockenen Mut und seine Freudigkeit wurden seine Freunde so angefeuert, daß sie schnell Geld zusammen brachten, ihm seine Freiheit erkauften und Bürge für ihn wurden. Jetzt wurde in Ranchi geklagt. Auch im Gericht faltete Paulus seine Hände und betete im stillen um Hilfe und Licht von oben, und er fühlte, daß er erhört werden wird. Bald nachher erhielt er auch die Nachricht, daß er die Klage gewonnen habe.

Die Feindschaft gegen ihn wurde immer größer. Eines Tages

in der Regenzeit, als Paulus sein Tiefland bestellte, überfiel ihn wieder eine Rotte böser Menschen. Sie warfen ihn in den morastigen Boden und gedachten ihn im Schlamme zu ertränken. Die Feinde des Paulus lachten und höhnten und meinten, er sei nun ganz gewiß gestorben; da stand er wieder aus dem Moraste auf und sagte ihnen: „Den Leib könnet ihr mir wohl nehmen, die Seele aber vermöget ihr nicht zu töten. Ihr glaubt ein Recht auf das Feld zu haben, so kommt, wir wollen ins Gericht gehen und sehen, wem es zugesprochen werden wird.“ Es geschah auch so; sie gingen nach Ranchi. Auf dem Wege dorthin wurden dem bedrängten, aber immer fröhlichen Paulus acht Rupies gestohlen. Er betete die ganze Nacht, daß der Herr ihm doch gnädig bleiben und ihm zu seinem Gelde wieder verhelfen möchte, daß er seine Klage führen könne. Der Herr ließ den gläubigen Beter nicht im Stich, sondern bewegte das Herz des heidnischen Diebes so sehr, daß dieser die acht Rupies wieder stillschweigend in den Korb des Paulus legte. Nach glücklich beendigter Klage kehrte Paulus mit dankbarem Herzen nach Diangkel zurück, und nun zeigte er, wie ein Streiter Christi sein und wandeln müsse. Unermüdlich lief er von Dorf zu Dorf, lehrte die Heiden den Katechismus, wie auch Lieder aus dem Gesangbuch, und unterrichtete die Jugend im Lesen und Schreiben. Wo sich Kranke fanden, war er Tag und Nacht auf den Beinen. Medizin gab er nie, aber er betete im kindlichen, zuversichtlichen Glauben zu seinem Gott und Herrn, und der hat ihn nie verlassen. Als Arzt der Kranken durchs Gebet war Paulus in der ganzen Umgegend bekannt und berühmt geworden. Ein Sohn eines Zauberers wurde schwerkrank. Sein Vater traf Vorbereitungen zum Opfern. Der kranke Junge sagte aber dem Vater: „In meinem Namen opfert dem Teufel nicht, das ist ganz vergeblich; bringt mich zu meinem Lehrer, dem frommen Paulus in Diangkel, und ich werde ganz bestimmt gesund werden.“ Seine Brüder trugen ihn, seinem Wunsche gemäß, nach Diangkel. Paulus freute sich von ganzem Herzen, gerade dieser heidnischen Familie die Allmacht seines Gottes zu zeigen. Inbrünstig betete er den Tag über und der Junge wurde zusehends besser und genas völlig nach einer Woche. Das Erstaunen aller war groß, um so mehr, als der Kranke von den medizinkundigen Heiden schon aufgegeben war.

Noch viele solcher Beispiele ließen sich anführen, aus denen

wir sehen könnten, wie Paulus durch sein durch die Wolken dringendes Gebet die Kranken von ihrem Schmerzenslager errettet hat. Es möge hiermit genügen; nur das eine sei noch erwähnt, nämlich, daß durch die Kraft seines lebendigen Gebetes nahe an tausend Seelen bewegt wurden, sich auf den Namen des dreieinigen Gottes taufen zu lassen. Durch diesen kindlich gläubigen Beter entstand eine solche blühende Gemeinde, wie sie wohl kaum gefunden werden mag. Gewaltig hat er der sonntäglich versammelten Menge vor und nach dem Gottesdienste zugerufen: „Ihr müßt an Jesum Christum glauben, dann wird er unter euch wohnen, und wo Christus ist der Herr, wirds alle Tage herrlicher. Das Wort der heiligen Schrift müßt ihr täglich hören; es weist nach oben und führt zu Gott, an dessen Segen alles gelegen ist. Ohne Gott könnt ihr nichts thun, durch ihn wird euch alles gelingen; beginnt und beendet deshalb täglich eure Arbeit mit ihm.“ Seinem Freunde Samuel aus Birinta sagte er eines Tages: „Wir wollen immer mehr wachen, beten, hoffen, und immer demütiger werden und unsern Gott loben und preisen. Er hat unser redliches Wollen gesegnet und hat uns Kraft und Ausdauer verliehen. Unsere liebe Diangkel-Gemeinde möge sich weiter erbauen auf dem Grunde, der gelegt ist, nämlich auf Jesus Christus und auf seinem heiligen Worte. Der Herr helfe in Gnaden, daß bald alle Heiden der Umgegend zur Erkenntnis kommen und dem Heiland zu Füßen fallen.“ Dieser fromme Wunsch des Paulus erfüllte sich. Die Gemeinde blühte empor und entwickelte sich wie eine Centifolie, wenn auch unter mancherlei Sorgen und Mühen.

Bis jetzt hatte die neu gegründete Gemeinde noch kein Gotteshaus und auch noch keinen Pastor. Der alte, treue Paulus sorgte für beides. Zunächst baute er eine Kapelle, und als diese zu klein wurde, trug er sich mit dem Gedanken, dem Herrn zu seines herrlichen Namens Preis und Ehre ein geräumiges Haus zu errichten. Das konnte er aber doch nicht allein. Einen Platz zu geben, wie das Bauholz zu liefern, war ihm ein Leichtes; aber die Kirche fertig herzustellen, vermochte er nicht, dazu mußten die andern Christen, wie natürlich auch die Mission mithelfen. Das geschah auch so, und in nicht allzulanger Zeit stand ein würdiges, schlichtes Kirchlein da, worüber der glaubensvolle Paulus freudestrahlend triumphierte. Jetzt fehlte nur noch der eingeborene Seelsorger der

jungen Gemeinde. Liebentbrannt und lieberfüllt wie immer, gab Paulus soviel Tiefland für den Pastor, daß derselbe sein halbes Gehalt von dem Ertrage desselben beziehen konnte. Der Pastor kam auch bald, und die Diangkel-Gemeinde hatte nun einen Lehrer, Führer und Tröster, wie es der Herzenswunsch des Paulus war.

Jetzt waren aber auch die Tage seines kampfreichen Lebens gezählt. Zunächst hatte Paulus einen Anfall von Wassersucht, darauf folgte ein schweres Fieber, und zuletzt bekam er die Lungenentzündung, die seinem Leben, einem Leben voll Mühe und Arbeit, ein Ende machte. Aufs liebreichste wurde er von seinen Angehörigen gepflegt, um den teuren Mann und Vater noch recht lange in ihrer Mitte zu haben; aber der Herr hatte andere und höhere Gedanken über seinen wackeren Streiter. Die letzte Stunde hatte für ihn geschlagen. Weinend saßen an seinem Bette seine Frau und seine vier Kinder, die seine Hand ergriffen und küßten, wobei er sie so dankbar und liebevoll mit seinem stets frischen und freundlichen Gesichte anblickte. Auch die Christen kamen und setzten sich neben sein Bett auf den Boden, beteten für ihn und schieden von ihrem geistlichen Vater unter tausend Dankesbezeugungen. Viel konnte der sterbende Paulus nicht mehr sprechen; es fehlte ihm an Kraft. Beim Abschiednehmen sagte er nur seinen Angehörigen und allen Anwesenden, nach oben zeigend: „Dort im Paradiese Gottes sehen wir uns wieder und werden von dem Baume des Lebens essen und ewig bei dem Herrn sein.“ Der Abschied war unbeschreiblich ergreifend und machte einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden. Noch heute denken seine Kinder, wie alle, die zugegen waren, mit Thränen an denselben und bis auf den heutigen Tag steht der gute Alte, der nun schon zehn Jahre zur ewigen Ruhe eingegangen ist, allen deutlich vor Augen, und noch lange werden sie an den schlichten, graden, frommen Gottesstreiter denken. An dem selig Heimgegangenen hat sich das Wort der heiligen Schrift bewahrheitet: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach!“ Offb. 14, 13.

Was die Bibel erzählt.

Ehrwürdig ist mein Name „Buch der Bücher." Mein Anfang war in Mosis Tagen. Durch göttlichen Schutz nahm ich zu an Jahren und Kraft und erreichte mein vollkommenes Alter in der Zeit der Apostel. Ich ging von Hand zu Hand und erschien in mannigfacher Gestalt, ehe ich die äußere Form erlangte, an der mich jedermann als die Bibel erkennt. Man hat mich durch Verbrennung aller Handschriften, die gefunden werden konnten, zu vernichten gesucht, trotzdem habe ich dreißig Jahrhunderte überdauert.

In den alttestamentlichen Tagen meiner Kindheit redete ich die hebräische Sprache. Siebenzig weise Männer haben die Abschnitte meines alten Testaments aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt. Dies geschah 280 Jahre vor Christi Erscheinen auf Erden.

In meinem Mannesalter redete ich griechisch. Die Evangelien und alle Episteln, welche später als „Das Neue Testament" zusammengestellt wurden, waren in griechischer Sprache geschrieben. Der bejahrte Chrysostomus gab mir 400 Jahre nach Christus meinen Namen „Bibel"; denn bis dahin nannte man mich „die Schrift." Um dieselbe Zeit übersetzte mich der Kirchenvater Hieronymus ins Lateinische und nannte mich die Vulgata — aber das Volk hatte nichts davon. Viele Jahrhunderte vergingen.

In den Völkern erwachte die Sehnsucht, mich in ihrer eigenen Sprache lesen zu können. Die hungrigen und durstigen Seelen wollten mit dem rechten Brot und Wasser gespeist und getränkt sein. Im Jahre 1380 gab mich Wycliffe seinem englischen, einige Zeit später Johannes Huß seinem böhmischen Volke. Fünfmal wurde ich schon vor Luther ins Deutsche übersetzt, aber keine Uebersetzung traf den warmen Herzenston, welchen nur dieser große, fromme, deutsche Mann anzuschlagen verstand. Im September 1522 erhielt ich mein deutsches Kleid auf der Wartburg.

Bis zum Jahre 1534 war ich ganz vollendet, aber noch viele Jahre schliff und feilte der unermüdliche Reformator an mir, bis ich wie der allerschönste Edelstein in der Offenbarung Johannis

tadellos strahlte und den Glanz der ewigen Sonne in Menschenherzen wiederspiegeln darf. Nun rufe ich allen Gläubigen zu: „Kommt und nehmet das Wasser des Lebens umsonst!“ (Luth. Kirchenblatt.)

Bücheranzeige.

Für den Weihnachtstisch empfehlen wir nachstehende Bücher aus dem Verlag von J. G. Oncken Nachfolger (Phil. Bickel), Hamburg:

Spurgeon, C. H. **„Weide meine Lämmer!“** Winke für Eltern und Lehrer über die christliche Erziehung der Kinder. 1898. 187 S. geb. Mk. 1.50.

— **Darf ich glauben?** Worte des Rats für suchende Seelen. 1898. 189 S. geb. Mk. 1.50.

Meyer, F. B. **Paulus**, ein Knecht Jesu Christi. 1898. 256 S. geb. Mk. 2.80.

Cuyler, Dr. **Das Christentum in Haus und Familie.** Dargestellt in zwanzig Betrachtungen. 1898. 120 S. Mk. 1.50.

Die beiden Schriften von Spurgeon bedürfen wohl kaum einer besonderen Empfehlung. Seine herzandringenden Ratschläge, die aus einer reichen Erfahrung und tiefen Gotteserkenntnis geschöpft sind, wollen aber nicht bloß gelesen, sondern auch beherzigt sein.

Auch die letzten beiden Bücher, die von namhaften Predigern abgefaßt und aus dem Englischen ins Deutsche übertragen sind, darf man als eine wertvolle Bereicherung unserer Erbauungslitteratur betrachten. Die Schriften sind insgesamt sehr schön ausgestattet und in geschmackvollem Einband dargeboten.

Im Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel ist erschienen:

Schrenk, F. **Das Jungfrauenleben im Lichte des Evangeliums.** Vierte Auflage. eleg. broch. 25 Cts.

In dem Schriftchen, das nun schon in 4. Auflage erscheint, redet der bekannte Verfasser zu Eltern und Töchtern in herzlichen Worten über die Aufgaben der Jungfrau, und erteilt beherzigenswerte Ratschläge in Bezug auf die Erziehung und weitere Ausbildung der Töchter. Christlichen Jungfrauen sehr zu empfehlen.

* **Berichtigung:** Die in der letzten Nummer der Bibelblätter (S. 47) ausgesprochene Annahme, daß die deutschen Bibelgesellschaften jetzt in der Lage seien, das deutsche Volk ohne die Beihilfe des Auslandes mit Gottes Wort zu versorgen, möchten wir dahin beschränken, daß die Brit. und Ausländische Bibelgesellschaft zur Zeit noch 30 Kolporteure mit einem jährlichen Aufwande von 40 000 Mark in deutschen Landen unterhält.

Herausgegeben im Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Kommission im Depot der Bibelgesellschaft (Jäger & Kober) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Buchdruckerei Fr. Reinhardt, Basel.

Stanford University Libraries
3 6105 012 818 287

BV
2000
E8
1898

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.